Der
Katholik;
eine
religiöse Zeitschrift
zur
Belehrung und Warnung.

Herausgegeben
von Dr. Weis,
Domkapitular und Bischöfl. Geistlichem Rathe zu Speyer.

Christianus mihi nomen,
Catholicus cognomen.
S. Pacianus.

Fünf und Vierzigster Band.

Zwölfter Jahrgang. — VII.-IX. Heft.

Speyer,
gedruckt bei Joh. Friedr. Kranzbühler senior.
1832.

Tenenda est nobis christiana Religio, et ejus Ecclesiæ communicatio quæ Catholica est, et Catholica nominatur, non solum a suis, verum etiam ab omnibus inimicis.

S. Aug. *de vera Relig. Cap. VII.*

Inhalt des fünf und vierzigsten Bandes.

Seite.

Seite.

XII. Literatur.

XVIII. Literatur.

I.

Der materialistische Charakter in der heutigen Erziehung der Schuljugend.

Es ist der Welt gelungen, der Kirche das Amt und das fernere Verdienst rein geistiger Erziehung der Jugend zu entreißen. Das ist der Welt Lohn und Dank dafür, daß die Religion der Welt Kinder zur Humanität und gesetzlichen Ordnung erzogen hat. So bald einmal bei ungleichen Waffen, auf der einen Seite der materiellen Gewalt, auf der andern des Rechtes, der Staat mit der *Kirche den alten* Frieden gebrochen hat, war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft; und es scheint fast vergeblich, von den fortgesetzten Anstrengungen der Kirche um ihre Rechte, mehr als die Verzögerung einer gänzlichen Beraubung zu hoffen.

Wenn der Mensch aus geistigen und aus körperlichen Anlagen und Kräften besteht, dabei aber in Concreto eine ungetheilte Einheit ist, und in der Bildung seiner Kräfte und Anlagen nur ein Hauptziel, und nach diesem Ziele eine Hauptrichtung hat; so bleibt auch bei seiner Ausbildung kein anderer Weg, als die körperlichen Kräfte einem geistigen Zwecke als Mittel unterzuordnen, oder jede noch so geistige Kraft einem thierischen und materiellen Zwecke dienstbar zu machen. So gibt es also einen Materialismus der Erziehung, der damit endet, den Menschen zur Brauchbarkeit für irdische, endliche und thierische Zwecke zu dressiren, und einen Spiritualismus derselben, der mit dem religiösen Glauben anfängt, und durch ihn in allen seinen Fortschritten wie durch seinen

Schutzgeist nach einem über alles Irdische liegenden Ziele geleitet wird. Schon der dem Menschen eigene Körperbau deutet auf diese geistige Bestimmung. Das Thier ist niedergedrückt zur Erde, auf der es seine Nahrung sucht; der Mensch berührt mit dem kleinsten Theile seines Körpers den Boden, auf dem er aufrecht steht. Indessen die Religion ihren Zögling auf ihre geistige Weise, auch noch von diesen Banden der Materie frei zu machen sucht, strebt der Materialismus der Erziehung, ihn zu einem kunstgerechten Thiere wieder umzubilden, und den schon von der Natur dem Himmel zugewandten Blick auf die Erde zu beugen. So weit die Geschichte in die Tiefe der Zeit, und in die Breite des Erdenraumes gedrungen ist, findet sie überall die ursprüngliche Pflege der Humanität und gesetzlichen Ordnung, von dem religiösen Principe geübt und ausgeführt. Die ältesten Gesetzgebungen waren allerwärts unter die Bürgschaft der Religion gestellt; die Staatsgewalt gewann an Kraft und Würde, indem der Landes-Glaube mit der Liebe zum Vaterlande innigst verbunden war. Der Stern des Christenthums ging über die Erde auf, um als Weltreligion alles Nationale der verschiedenen Kulten zu verdrängen, und sich allein, als der reinen Tochter des Himmels, allgemeine Huldigung zu gewinnen. Alle frühern Religionen hatten eine starke Beimischung des materiellen Interesses, das zum Nationalgefühle erhoben, als Verbindungsstoff zwischen dem reingeistigen Interesse der Religion, und dem des Staates dienen mußte. Das Christenthum im Gefühle seines höheren Ursprunges, im Bewußtseyn eines himmlischen Beistandes, und seines über alle zeitliche Rücksichten erhabenen Berufes, ging darauf aus, auf seine originelle und ganz eigene Weise die Welt zu überwinden, mit der es die Herrschaft über die Erde zu theilen verschmäht hat: auf dem Wege der Selbstverläugung und des

Duldens. Was in der Zeit des allgemeinen Sittenverderbnisses im römischen Reiche der christlich-moralisch denkende Stoiker Epiktet als negative Maxime aus einer unvermeidlichen Resignation unter das unüberwindliche Fatum durch das „sustine et abstine" aufgestellt, hatte früher das Christenthum als die positive Grundidee seines moralischen Glaubens an die Vorsicht festgestellt. Die christliche Selbstverläugnung ist nur der moralische Ausdruck der historischen Wahrheit von dem Eingange des Welterlösers in seine Herrlichkeit auf dem frei gewählten Wege des schmählichen Kreuzestodes.

Früh oder spät mußte so eine widersinnliche, und darum widersinnig scheinende, über die Welt hinaus gerichtete Religion, mit der nur auf das zeitliche gewendeten Gesinnung in Streit über die Erziehung der Jugend gerathen. Dieser Streit ist nun ausgebrochen, und in unserm deutschen Vaterlande grössentheils haben die Regierungen die Partie dessen, was an dem Menschen Staub und Moder ist, die Partie des zur Unterordnung bestimmten Sinnlichen ergriffen.

Wenn in der Erziehung das spiritualistische Princip die Suprematie behauptet, so werden darum die materiellen Interessen des Menschen nicht gefährdet. Denn in dieser irdischen Lebensperiode hängt selbst die Bildung des Geistes von Bedingungen ab, die im Gebiete körperlicher Bedürfnisse liegen. Dem Wilden, dem die Quelle und die Eichel genügt, genügt auch seine brutale Unwissenheit; und die Missionäre müssen ihn erst auf seine Nacktheit aufmerksam machen, um in ihm ein Gelüsten nach Erkenntniß zu erwecken.

Also die Wächter der irdischen Glückseligkeit (wenn es so etwas gibt, das ohne Religion diesen erfreulichen Namen verdient), haben von der Kirche, der Bewahrerin der übersinnlichen Interessen der Menschheit,

nichts zu fürchten, wenn sie mit ihr die Aufsicht über die Erziehung der aufkeimenden Menschheit mindestens theilen. Sie haben um so weniger in heutiger Zeit von der Kirche zu fürchten, als diese gerade für das, was heute der Zeit noth thut, für die Achtung gesetzlicher Autorität, allein die aufrichtigste und zugleich stärkste Alliirte des Staates ist. Indem die Regierungen die Einrichtung der Communalschulen auf alle Weise begünstigen, die Fortsetzung der Pastoralschulen auf alle Weise belästigen, und darin den Religionsunterricht nur als Nebensache dulden, bilden sie allerdings das thierische Element im Menschen zu einer großen Stärke aus. Aber da, wie Kant in seiner Idee einer Geschichte in weltbürgerlicher Ansicht, sich unhöflicher als unpassend ausdrückte, „der Mensch eines der Thiere ist, die einen Herrn brauchen,“ so hat dieser Herr (die Regierungen) sich selbst eine große Last aufgelegt, das einmal stark gemachte Thier unter Zucht und Riegel zu halten, und zugleich doch der Beihülfe des kirchlichen und religiösen Ansehens absichtlich zu entbehren. Wie die Principien, so die Folgen, das gilt für dieß religiös-spiritualistische Princip wie für das materialistisch-thierische Princip der Elementarerziehung.

Die Sanktion, das bewegende Princip einer geistig religiösen Erziehung ist die Liebe, die Sanktion der thierisch-materialistischen ist die Furcht. — Die Liebe äußert sich in dem thierisch-geistigen Menschen in der Form der Ehrfurcht, der Autorität. Das bewegende Princip rein-thierischer Furcht bleibt auch nicht dahinten, sie verkörpert und gestaltet sich für den Dienst des Staates in Ketten, Schwert und Galgen.

Allein die Liebe, die Ehrfurcht bewacht die Pflicht überall und jeder Zeit bei Tag und Dunkel, sie thut ihr Amt unentgeldlich. Das äußerlich strafende Gesetz erreicht nur den, den der weltliche Arm bereits ergriffen,

und kein Argus der öffentlichen Sicherheit mit allen seinen hundert Augen ersetzt die Huth des religiösen Gewissen, das durch kein Zaubermittel einzuschläfern ist.

Autorität ist der einzige Zwang der den freien Geist als solchen nicht entehrt. Autorität kommt von Autor her. Es ist der Gehorsam gegen die geistige Ursache des Gehorchenden, ein Pietätsverhältniß. Sey es! ich unterwerfe mich dem logischen Zwange meiner Vernunft, oder dem moralischen Zwange meines Gewissens; in beiden Fällen ist es im Hintergrunde die religiöse Pietät, die mich dazu verpflichtet; überall muß ich am Ende auf ein letztes verständiges Wesen kommen, das mir durch meine so geformte Vernunft die Wahrheit offenbart, und auf ein heiliges Wesen, das mir durch mein so harmonisch gestimmtes Gewissen die Pflicht gebietet. Hebe ich in Gedanken diesen einzig objectiven Grund aller realen Wesenheit auf, so löst sich selbst die Achtung gegen Vernunft und Gewissen bis zur eitlen Gespensterfurcht auf. Der Lebende hält sich nur gegen einen Lebenden verbunden, nicht gegen einen todten Begriff. Wenn nun die Kraft aller Autorität in ihrem letzten Grunde eine religiöse ist, wenn ferner die der weltlichen Macht zu Gebot stehenden Zwangsmittel, nicht einmal zureichen, den thierischen Menschen in geselliger Ordnung zu halten; so sollte dem Staate alles daran liegen die Behörde, deren einzige Aufgabe darin besteht, auf jede angemessene Weise mittelst der religiösen Autorität, die Verzweigung dieses Stammes in elterliche und landesväterliche auszubilden und fruchtbar zu machen, in ihrem Berufe zu unterstützen? „Sie werden es noch gewahr werden, wen sie durchstochen haben," wenn die Gräul der Verwüstung über ihre Stadt und Burg kömmt.

Wenn einmal der niedere profane Standpunkt der

Bestimmung des Menschen als der oberste aufgestellt ist, so wird über ihn hinaus das forschende Auge nicht gerichtet. Alle Wissenschaft und Kunst gewinnt ein gemeines Aussehen. Geistigkeit der Seele, ihre ewige Fortdauer, Gott und Unendlichkeit erhalten höchstens als Grenzbegriffe des auf das endliche beschränkten Verstandes eine momentane Beachtung. Es sind und bleiben todte Begriffe, die nicht in das Leben greifen, denn bei einer solchen Geistesbildung geht nichts über das Handgreifliche, Anschauliche, Empfindbare. Der homme machine des de la Metrie, und nicht mehr ist der Mensch, den auszubilden durch solche Erziehungspläne erzielt wird.

Nicht so ist es der Fall, wenn von der frühesten Bildung an auf Entwicklung des religiösen Principes gesehen wird; wenn das religiöse Bewußtseyn als der weit greifende Kreis alles menschlichen Wissens und zugleich als der Brennpunkt alles nach unendlichen Richtungen ausstralenden Lichtes genommen wird. Die profanen Wissenschaften gewinnen viel mehr durch diese religiöse Beziehung, an Wärme, Leben und erfreulicher Beleuchtung. Denn nur aus dem Standpunkte der Religion ist der Mensch etwas, sogar etwas Großes und Dauerndes. Auf dem Standpunkte des profanen Wissens, ist er ein ärmliches Wesen, für das die erniedrigende Vergleichung des Psalmisten die gemessensten Bilder liefert. Sagt an, ihr! die ihr den materialistischen Standpunkt der Bildung als den einzig währ- und nährhaften, als den einzig soliden und standhaften ausruft, was ist der mit allem möglichen Wissen ausgerüstete Mensch, selbst nach euerem innern Urtheile? Ein Lichtfunke, der aus der todten Finsterniß auftaucht, sich erhebt, durch die Lüfte schwirrt und dann wieder auf ewig erlischt.

Die Religion allein, und namentlich die christliche besitzt das Geheimniß, in dem Menschen das persönlich

Selbstgefühl zu entwickeln, und zugleich es durch das Pflichtgefühl gegen kirchliche und weltliche Autorität zu regeln, seine geistige Selbstachtung durch religiöse Demuth zu heiligen, und mittelst einer christlichen Selbstverläugnung sich zu dem Standpunkte einer allgemeinen Würde zu erheben.

Die Blüthe des Geistes ist das religiöse Gefühl, alle Religion ist daher spiritualistisch, und aller vollendete Spiritualismus religiöse Anstalt. Die philosophischen Beweise davon zu liefern, berufen wir uns historisch auf die Lichter der Philosophie aller Zeiten. Wollen wir daher anstatt einer materialistischen Richtung für die Bildung des aufblühenden Geschlechtes, eine wahrhaft spiritualistische, eine solche, die des Adels, der Herkunft, und endlichen Bestimmung des Menschen würdig ist; so müssen *wir nach der Weise* unserer Väter alle geistige Bildung mit der *religiösen* Erziehung beginnen, und in ihren Elementen beide mit einander verbinden. N.

II.

Der Zeitgeist.

Der Maaßstab, nach welchem der Mensch, der sich auch nur theoretisch zu den Doctrinen des Christenthums bekennet, den Werth oder die Gehaltlosigkeit der ihn umgebenden Dinge und aller Erscheinungen, sowohl in der intellektuellen als physischen Welt zu bestimmen hat, ist die Lehre Christi in ihrem weitesten Umfange. Man hatte das verflossene achtzehnte Jahrhundert das philosophische genannt, folgerecht sollte man das neunzehnte das der Weisheit nennen. — Ueberall müssen sich zuerst die Dogmen die Bahn brechen, verdünnen müssen sie den Stickstoff beengender Ansichten, verscheuchen das unheimliche Dunkel, das die Geister befangen hält. Die Principien der Philosophie stürmten wie gewaltige Katapulte an das Gebäude von Europa; es wankten dessen Grundfesten; wie ein neuer Prometheus-Funke durchzuckte die frische Primogenitur der Zeit die etwas ungefälligen Massen, und schwängerte sie mit neuen elektrischen Stoffen. Hatte einmal die neue freudige Botschaft sicheres Terrain gewonnen, und die Geister von oben herab aufgeklärt, so mußte die von vornherein gepriesene Nützlichkeit derselben im praktischen Leben hervortreten, mußte als Huldin des Menschengeschlechtes sich bewähren. — Zwar eröffnete die junge Schöne ihre ersten öffentlichen Experimental-Collegien schon im vorigen Jahrhundert; wie ominös die gewesen, wie verwüstend das neue Element gebraust, hat die Revolution mit ihrem düstern Appendix in blutigen Ziffern der Nachwelt verzeichnet.

Doch der junge Most ist immer brausend, überdem waren die Traiteurs zu ungeschickt das heickliche Ding zu

behandeln, und so fällt das ganze Krimen, nicht der Materia medika, die bearbeitet und abgekocht, als vielmehr den Organen anheim, die als Kesselmeister die neue heilbringende rumfortische Brühe bedienen sollten. Erst jetzt, nachdem der nothwendige Conflikt zwischen der Vor- und Jetztwelt beigelegt, und der Gährungsproceß seinen periodischen Gang durchlaufen hat, müßte man die neue Weltreform betrachten, um sie würdigen zu können. Demnach muß es auch uns, die wir zu den Grundsätzen des Christianismus uns bekennen, erlaubt seyn, nach eben denselben das Geistesphänomen zu beurtheilen, die neue Weisheit zu prüfen, und dieß um so mehr, da ja der nämliche Zeitgeist sich rühmt, auf das innigste mit der reinen Christusreligion affilirt zu seyn, da er den großen Rabbi von Nazareth als den seinigen erkennt, und nur dessen Menschen-beglückende Lehre vom Schmutze der Jahrhunderte gereinigt, oder was der noch unausgebildete Embryo barg, zur Vollkommenheit entwickelt zu haben vorgibt. Ich durchblättere das neue Testament und da fällt mir die Stelle aus dem Sendschreiben des heiligen Jakobus auf: „die Weisheit, die von oben kommt, ist zuvörderst keusch, dann friedfertig, bescheiden, folgsam, dem Guten beistimmend, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, ohne Parteilichkeit, ohne Verstellung.“ Ist gleich diese klassische Stelle aus einer Epistel genommen, die Luther mit dem Namen: „der stroherne“ bezeichnen zu müssen glaubte, weil sie in zu greller Opposition mit seinen neuen Glaubensideen stand, so ist man doch schon längst von dieser zu steif orthodoxen Ansicht zurückgekommen, und jeder Professor einer protestantisch-theologischen Hochschule räumt ihr in seinen Heften den angestammten Sitz neben den übrigen Sendschreiben ein. Gerade diese Stelle nun sey uns der Ariandnenfaden aus dem Labyrinthe, die Leuchte durch die Windungen der Zeit. Es ist hier nicht darauf abgesehen ein

vollständiges Gemälde zu liefern, sondern so wie es einer Monatschrift, die die vielsagende Devise „zur Belehrung und Warnung" an der Stirne trägt, geziemend ist, behandelt der Schreiber des Aufsatzes mehr die Parcellen der Zeit, ohne die Absicht zu haben das Ganze derselben in seinen organischen Verzweigungen aufführen zu wollen.

§. 1. Kräftiger als je der kategorische Imperativ es vermochte, dringt die Lehre Jesu auf Keuschheit, nicht nur des Leibes sondern auch des Herzens, selbst der Gedanken. Durch genaue Beschränkung eines Triebes, der gegen seine Bestimmung mißbraucht, den Ruin des Individuums nicht weniger als den Untergang der Gesellschaft herbeiführt, war es der Religion Jesu vorbehalten das Uebel bei der Wurzel auszuschneiden, indem sie selbst die ungeregelte Begierde verbot. Der reine Cölibat des Unverehelichten, und das unbefleckte Ehebett sind die Alternative, welche das Christenthum seinen Bekennern stellt, und zum Staunen einer ungläubigen Philosophie, an seinen wahren Verehrern verwirklicht. Weit ist unsere Zeit im allgemeinen genommen von diesem Ideale entfernt. — Es gab immer Jahrhunderte, wo durch öffentliche Skandale den hohen Forderungen christlicher Keuschheit gehöhnt wurde, immer Menschen, die im Stillen über dieß Gebot sich hinaussetzen; aber seitdem die Aera christlich sich zählt, gab es keine Periode, die zügellose Wohllust in Theorien vertheidigte, und der Unzucht eine Lehrkanzel weihte. Seit dem Augenblicke, wo die gallische Sophistik den Ausspruch that, daß „zwischen dem Menschen und dem Thiere die Kleidung allein einen wirklichen Unterschied mache." (Essai sur les regnes de Claud. tom. 2. p. 140) und der Rudel der Encyklopädisten der empörendsten Lascivität Apologien hielt, seit dem Augenblicke ward die noch einzige Barrikade, welche die Unsittlichkeit dämmte, niedergeworfen, nämlich das „christlich erleuchtete Gewissen." Daß aber der Same

dieser Lehre nicht bloß im Fettboden des weichlichen Frankreichs gewuchert, sondern selbst in den spekulativen Geistern Deutschlands sich niedergeschlagen, beweisen die ohne Scheu zur Oeffentlichkeit gebrachten Ansichten unserer Jugend, die Entnervung unserer gegenwärtigen Generation, die raffinirte Sinnlichkeit der höhern Stände, wie die brutalsten Genüsse der Volkes-Hefe, das Heer von Siphylitischen, die Ueberzahl medicinischer Schriften gegen das Gift der Onanie, die Freitempel der Wohllust, wie die galante Schaar der filles et mères, ja sogar die theologischen Doktrinen deutscher Professoren („Ein gemäßigter sinnlicher Genuß der Liebe sey außer der Ehe so wenig als in der Ehe unmoralisch, und müsse daher nur deßwegen vermieden werden, weil er nach den Sitten der Menschen, unter denen wir leben, für unanständig gehalten werde, und die zu großen Ausschweifungen darin oft mit dem Verluste der Ehre und der Gesundheit gebüßt werden müssen „Superintend. Canabich“ Kritik der praktisch-christlichen Religionslehre). Im Magazine des Abtes Henke 2. Th., und in der Eusebia 1. Th. lesen wir die niedergelegte Ansicht, „daß die Monogamie eben so wie das Verbot unehelicher Vermischung zu den Reliquien des Mönchthums gehören, und auf blindem Glauben beruhe.“) Das was man Tugend der Keuschheit nennt, ist verschwunden, und nur eine gewisse conventionelle Haltung auf den umgebenden Zirkel berechnet und auf einigen Regeln des guten Tons basirt, hat das leergewordene Piedestal der heruntergeworfenen Tugend betreten. Man hat den Glauben an die Möglichkeit vollendeter Keuschheit verloren, und ein sieches Männergeschlecht beweist, daß es heute zu Tage wieder solche gäbe, die Rom's großer Lyriker treffend mit den Worten zeichnet: Contaminatus grex turpium morbo virorum. Herabgesunken vom hohen Männersinne, und entfernt selbst von

der durch das Christenthum veredelten Frauenliebe der Ritterzeit finden wir zahllose entwürdigte Sklaven, die vor ihren Göttinnen kriechen, aber eben so bald wieder ihre von Wohllust dampfende Nase nach neuer Spur in die Luft hinausrecken. Das Kind, das nicht mehr eine keusche Mutterbrust nährt, sondern dafür das armselige Surrogat von einer Mädchen-Mutter erhält, wächst in Dumpfheit des Geistes und Verweichlichung der Körperkräfte als Schmarozerpflanze unzeitiger Genüsse heran. Eingeimpft mit den Elementarideen der Sinnlichkeit, betritt es Institute, wo wohl die Nüanze eines untaktischen Schrittes, keineswegs aber die Petulanz heimlicher Vergehen gerügt wird; zum Krüppel der Selbstschändung herangezogen, inficirt nun der wandlende Cadaver mit geilem Stoffe unschuldiges Geäder, und nimmer satt, bietet er in der Blüthe der Jahre das scheußliche Bild eines abgelebten Alters dar, oder er pflanzt ein Geschlecht fort, das die Gluth der Leidenschaft als die traurige Apanage seines Erzeugers mit in die Welt bringt. — Das Weib, mit der hohen Bestimmung die brausenden Stoffe des Mannes zu sänftigen, dem der Schöpfer als Grundelemente Unschuld und Schaam gab, um so mit Liebeswitz des Mannes Herz an sich zu ziehen, ist durch den gegenwärtigen Geist der Zeit wieder von der erhabenen Stellung, die es dem Christus-Glauben zu verdanken hat, herabgefallen. — Bald das Thema hirnloser Apotheosen, so lange das Thermometer der Lust und Neuheit des Genusses über dem Gefrierpunkt steht, wird die Gattin bald zur Sache, die nur noch als produktive Maschine künftiger Staatsbürger cursirt. Aber das Frauengeschlecht selbst vergaß seiner soliden Größe. „Seht, sagt der edle Sambuga (Rücksprache 2. Th. S. 89), euere Jungfrauen haben sich die Zeichen der Gottheit unter deren Schutze allein Reinheit und Unschuld blüht, vom Halse gerißen, und damit dem Zeitgeist ein

Opfer gebracht. Wer sie künftig ansieht, sieht Fleisch.“ Wenn sich das Frauenzimmer zu Athen nicht anständig trägt, erzählt Polybius, so legt der zur Aufsicht der Frauen bestellte Magistrat ihnen eine Geldbuße auf, und läßt seinen Ausspruch auf ein Täfelchen schreiben, das an einem Platanusbaume auf dem öffentlichen Spaziergange angeschlagen wird. Wie bald würde sich bei einer ähnlichen Gesetzgebung unser Fiskus bereichern, wie bald würde diese Brettchen-Metamorphose unsere Alleen verunstalten! Was die Natur als ehrwürdige Phänomene der Mutterwürde dem profanen Blicke des Wüstlings entzogen wissen will, wird durch Künstelei als sich bergen wollende Nudität zum Anstoße des Schwachen; das Weib legt die Schaam weg, und die Strahlenglorie ihres Geschlechts erblaßt um ihre Stirn. Es gibt nur *eine* Keuschheit, *bloß rücksichtlich* der individuellen Beziehung hat sie engere oder weitere Schranken. Wo der Stand der Unverehelichten rein gehalten wird, sind auch meistens nur reine Ehen, — und umgekehrt. —

Für die letztere Behauptung bietet die Zeitgeschichte ein sehr beschämendes Argument dar. Die Ehe, diese geheiligte Basis aller Cultur, Civilisation und Ordnung, die Grundbedingung des Glückes künftiger Generationen, wie des gegenwärtigen Geschlechts, oder aus der christlichen Anschauung, jenes himmlische liebevolle Verhältniß, welches Jesus selbst zum Bilde seines Bundes mit der Kirche genommen hat, jene entscheidende Begebenheit des menschlichen Lebens, die so mächtig ihrer Natur nach auf gute Entschließungen wirkt, die Uebung aller Tugend begünstigt, die Heiligung des Menschen befördert, wie tief ward sie herabgewürdigt durch die Ansichten des ekelhaftesten Materialismus, durch die Beförderung alles dessen, was die Ehe weniger wünschenswerth macht, durch die Gesetzgebung, die den heiligsten Vertrag der Sterblichen

rücksichtlich der individuellsten Persönlichkeit in die Categorie der Sachen-Rechte hinabzog. Nicht mehr die geweihte Ansicht eine Gefährtin des Lebens sich zu wählen, und in der Tugend und zart-weiblichen Gesinnung derselben seines und seiner Kinder Glück zu haben, ist die Maxime der Zeit, sondern der verbuhlte Genuß, oder die trügenden Kulissen blöder Schönheit, oder die Talente, welche numerisch jedes Deficit physischer oder psychischer Art decken, sind die Irrsterne bei der Wahl der Gattin; die höchst prosaische Ansicht aber, eine sogenannte Versorgung zu finden, gehört noch unter die edlern Gründe, warum Mädchen, nicht selten theuer genug, ihre Hand reichen. „Nur den depravirtesten Zeiten ist es aufbehalten die wohlthätigen gesetzlichen Bestimmungen der Ehe kraftlos zu machen und zu umgehen, und die heilige Anstalt zur Erziehung des Menschengeschlechtes herabzuwürdigen zu einem Marktplatze, wo die höchsten Güter des Lebens losgeschlagen werden an den Meistbietenden. Ehe und Liebe dieser Zeit sind bloß Namengüter, die auf willkürlich angenommenen Meinungen, keineswegs aber in Wahrheit bestehen, Capitale durch falsche Geldbriefe längst verloren gegangen und nirgends existirend als in alten Dokumenten oder den bestaubten Büchern der Kirchen-Administration." (Eos 13. Jahrg.)

Gerne wird man mir die unangenehme Mühe nachsehen, die Geheimnisse des verletzten Ehebettes zu offenbaren. Bald satt des einzig angestrebten Genusses, sucht man, indem nicht Liebe, sondern nur Zwang noch bindet, leicht sich darbietende Surrogate anstatt des lästig gewordenen monotonischen Einerleis. Häusliche Zerrüttung, Verwirrung der zartesten Verhältnisse, und alles dieß was den Ehebruch begleitet, füllen die graziosen Spalten in der Journalistik neologischer Ehen.

Foecunda culpae saecula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domos.
Hoc fonte derivata clades
In patriam, populumque fluxit. Horatius.

„O welch ein schändliches verächtliches Geschöpf ist der Mensch, wenn er sich nicht durch etwas Überirdisches gehoben fühlt,“ sagt Montaigne. Dieses Überirdische der Ansicht, diese höhere Ölung der Geister, vermöge welcher man die Keuschheit als die große zum Menschenwohl unbedingt nothwendige Tugend betrachtet, — die aber eben deßhalb als göttliche Idee nur im Schooße des katholisch-apostolischen Christenthums gehegt wird, ist außer Kurs gekommen, — „Wo aber der verpestende Hauch der Wohllust alles Mark aus den Knochen saugt, alles Feuer der Einbildungskraft verlöscht, die schönsten Triebe des menschlichen Herzens erstickt, und die mächtigsten Triebfedern der menschlichen Natur lähmt, da ist auch jedes höhere Gefühl für Menschenwürde erstorben, mithin jeder Glaube an wahre Größe und Heroismus lächerlich, und ächter reiner Patriotismus durchaus unmöglich.“ Den Commentar zu dieser klassischen Stelle des Verfassers der Schrift „Geist und Folgen der Reform“ bietet die Tages- und Zeitgeschichte.

§. 2. Friede gilt in den Schriften des neuen Bundes als das andere charakteristische Merkmahl der Kinder Gottes. So wie die ewige Liebe, die in Menschengestalt unter uns wandelte, die feindselige Scheidewand, die von der Sünde zwischen Gott und uns aufgeführt war, niederriß, und im eigenen Blute das einende Band des Friedens um Zeit und Ewigkeit, um Gott und die Menschheit, um die unsichtbare und sichtbare Welt schlang, eben so wollte der göttliche Stifter der Religion der Liebe, daß schon hienieden dieser Friede sich offenbare, und gleichsam zum Symbol würde jener Harmonie, die in ihrer

höchsten Vollendung erst nach der Palingenesie der Schöpfung hervortreten wird. Begeistert von der Anschauung des messianischen Zeitalters, lüftet sich dem Wonne-trunkenen Seher der Schleyer der Zukunft, und prophetische Töne des beseligendsten Friedens flötet der Mund des Sängers. „Alsdann wird bei dem Lamme der Wolf wohnen, und der Pardel sich zum Kitzlein legen; es begegnen sich das Kalb, der junge Leu und das Mastvieh, und ein Kindlein treibt sie vor sich her. Mit der Bärin weidet die Kuh, ihre Jungen legen sich neben einander, der Säugling spielt vor der Natter-Kluft, und vor den Steinritz der Schlange legt das neu entwöhnte Kindlein die Hand." Wie wenig entspricht da das gegenwärtige Angesicht der Erde dieser glänzenden Verheißung. Wären wir nicht vergewissert daß uns durch das Evangelium und dessen göttliche Kraft zuvörderst nur die Möglichkeit gegeben werde, zu dieser Seligkeit zu gelangen, die Wirklichkeit aber von äußerm eigenen Zuthun bedingt werde; so müßte man unwillkührlich versucht seyn, die erhabenen Verheißungen des Christenthums zu bezweifeln. Woher aber Streit und Zwist unter uns? ein Apostel sagt: „aus euren Lüsten, die in euren Gliedern Krieg führen." So ist denn also bereits alles, was die Außenwelt als Erscheinung darbiethet, nichts als der Reflex der Revolutionen des psychischen und rationellen Organismus! — Je unbändiger die Leidenschaft im Innern tobt, desto zerstörender manifestirt sie sich in der sichtbaren Welt, sey es im kleinen Kriege der Familien oder im Schlachtgewühle der Nationen. Kriege gab es immer, aber welch ein Unterschied zwischen den Kriegen, wo noch die Adler und die Blitzkeule des donnernden Zeus den Legionen vorschritten und denen der christlichen Jahrhunderte, bei all ihrer wirklichen oder fingirten Barbarei; und unter diesen letztern, zwischen jenen, wo noch religiöse Principien die Völ-

ker leiteten, und denen, wo sich ein erbarmungsloser, ekelhafter Egoismus, der mehr oder weniger immer der Idololatrie affilirt ist, den Impuls gab. — Seit dem Zeitpunkte wo christliche Imperatoren den Thron der Cäsaren einnahmen, wurden die Kriege seltener, verloren immer mehr von ihrer verwüstenden Natur. Meistens waren es Defensivkriege geführt, zum Schutze des civilisirten Europa, oder späterhin des immer schöner sich entwickelnden christlichen Staatenvereines. Nur dort, wo christliche Völker von der Leidenschaft ihrer Herrscher getrieben, gegen einander kämpften, nahm der Krieg seinen ihm natürlichen wilden Charakten an, z. B. in den Thronstreitigkeiten der Nachkommen Karl des Großen. Welche großherzige, liebenswürdige Charaktere führt uns die Geschichte aus der Zahl jener auf, die die Blutarbeit der Schlachten trieben. Man schlug sich todt, aber kaum hatte der Ritter sein Schwert in die Scheide gesteckt, so begrub er unter Gebeten die umgekommenen Feinde, trug die Schwerverwundeten ins Hospital, und diente als Krankenwärter an der Seite desjenigen, mit dem er vor kurzem auf Leben und Tod gekämpft. Perser- und Römer-Schlachten gehören zu den Antiken, der Krieg der Christen zeugte von Civilisation und Religion. Man mied ihn so sehr, so wenig man ihn fürchtete, denn der Vater zu Rom wollte Friede unter seinen Kindern. Häufiger und darum auch grausamer wurden die Kriege seit der Epoche der unseligen Reform. Leidenschaftlich wie ihr unreiner Ursprung trugen die europäischen Religionskriege alle mehr oder weniger das Gebräge eines wilden Fanatismus oder des zügellosesten Eigensinnes. Friede und Liebe ward verdängt, der brüderliche Sinn der Nationen untereinander verschwand, an dessen Stelle trat Scheelsucht, Argwohn, und das unselige Heer diplomatischer Künste. Frankreich, dessen Könige sich mit dem Namen der „Allerchristlichsten" rühm-

ten, trug am meisten dazu bei den Frieden den das Christenthum den Nationen gab, zu verbannen, dort erreichte aber auch das Elend seinen Culminationspunkt.

C'est le courroux des rois, qui fait armer la terre.
C'est le courroux du ciel, qui fait armer les rois.

Rousseau.

Ein Gesetz der ewigen Nemesis. Die Politik öffnete sich eine ganz andere Bahn; egoistisch und argwöhnisch war ihr jenes beseligende Verhältniß entschwunden, das alle Fürsten wie Brüder, und ihre Länder als Provinzen des Einen großen christlich-europäischen Völker-Staates verbinden sollte. Eroberungs- und Ehrsucht gaben den Impuls zu den unheilvollen Kriegen des vierzehnten Ludwig und Friedrich des Einzigen. „Und wenn die Wölfe „das thun würden, welch Geheul, welche Metzelei! Und „wenn nun die Einen wie die Andern auch sagten, sie „liebten den Ruhm, würdet ihr nicht von ganzem Herzen „über die Treuherzigkeit dieser armen Thiere lachen.“ La Bruyère. — Die faule, eiternde Wunde, mit der die europäische Cabinetspolitik behaftet war, wurde endlich durch die französische Revolution aufgerissen, Jahrelang mußten die Könige und Völker unter dem Drucke des bleiernen Scepters Bonapartes Buße thun, wieder erwacht eine religiös-christliche aber auch deßwegen ächt philanthropische Begeisterung, welche die zerstreuten Gemüther [illegible] Eins zusammenband. Ob aber seitdem dieser erste Si[illegible]berblick des Friedens zu einer Masse sich verklärt, od[illegible] wieder vom qualmenden Rauche perfider Klugheit, un[illegible] irdischer Weisheit verdüstert worden sey, mag der beur[illegible]theilen, welcher mit einem mehr als superficiellen Bli[illegible] das Wechseln der Tagesmeinung und das barometer-arti[illegible] Fallen oder Steigen der aktiven Ministerien zu würdig[illegible] versteht. Wie die Ereignisse der großen Welt allzeit n[illegible] der Reflex von den individuellen Handlungen der Fa[illegible]

lien annehmen, und in ihrer Grandiosität nur dieß sind, was das Partikularleben bis in seine feinsten Nüanzen darstellt, so muß nothwendig auch umgekehrt der Schluß wichtig seyn, daß bei den stürmischen Phänomenen, welche unser gegenwärtiges Zeitalter bezeichnen, auch der Zustand seiner Gemeinden, Innungen und Familien ein zerrütteter seyn müsse. Und in der That, wo finden wir die geselligen Bande, die einzelne Orte unter einander als Ideale ächt-bürgerlicher Freundschaft verknüpfen? Wahrer Gemeinsinn ist größtentheils verschwunden, und an seiner Stelle grinst ein karrikaturartiger Egoismus; Vaterlandsliebe in der edelsten Verklärung gehört zu den Raritäten, und dafür schmuggelte man uns einen lendenlahmen Philanthropismus ein. Mit dem Erlöschen dieser höhern begeisternden patriotischen Gefühle wurden die Verbindungen und liebevollen Annäherungen der einzelnen Bürger immer trockener, das Gemüthliche derselben immer frostiger. Volksfeste, wo man sich herzinnigst einander näherte, wurden unpolizeilich erklärt, und hermetisch geschlossene Zirkel, und separatistisches Zusammenhocken trat in den schärfsten Gegensatz zur frühern volksthümlichen Innigkeit. Dieser nämliche unheimliche Spuck, der so vieles Unwesen angerichtet, ward bald auch in den Familien nichts weniger als unsichtbar. Welches christliche Jahrhundert zählte mehr suspendirte oder völlig zerrissene Ehen als das unsrige? welches war ergiebiger an scandalösen Familien-Tragödien als wieder das unsrige? Im Ankampfe stürmt aufeinander das Doppelelement der Ehe, und unnatürliche Kinder empören sich gegen ihre Erzeuger. Domestiken ihrer subalternen Stellung entrückt, krächzen den Eulenschrei der Empörung. Kurz der holde Friede, die Sehnsucht der Vorwelt, die Mitgift des Christenthums ist nicht mehr, wenigstens verdrängt aus der Publicität,

und eine fein kalkulirte Schonung usurpirt den angestammten Sitz des wahren Friedens.

§. 3. Seit dem Zeitpunkte, wo es dem menschlichen Stolze zu kleingeistig schien, Demuth noch in der Kategorie der Tugenden stehen zu lassen, stellte man dieser verkannten Tochter des Himmels das gefälligere Wort Bescheidenheit unter. Wer möchte gegen das Wort zelotisch sich ereifern, da es selbst ein apostolisches Gepräge hat? — Doch wie unsere Zeit überhaupt nur an dem Balg der Formen sich ergötzt, und das Geistige durchaus für ein materielles Antasten zu sein glaubt, so hat auch das Wort Bescheidenheit bei uns keineswegs jenen umfassenden bestimmten Sinn, den ihm der Apostel beilegt. Indem man Bescheidenheit es nannte, seine Gliedermasse in artigeren Formen zu beugen, den Basso-Ton der Unterredung um ein Paar Oktaven höher zu stimmen, oder gar in Zischlaute zu vergeistigen, indem man ein gewisses bedeutendes Schweigen affektirte, das aber mit der begleitenden Mimik für fein fühlende Herzen kränkender ist, als die derbste Widerrede, würdigte man dieß was doch eigentlich und allein Bescheidenheit im apostolischen Sinne charakterisirt, zur Geistes-Schwäche und Unmündigkeit der Kraft herab. Bescheidenheit ist es, wo der Mensch die Beschränktheit seines Verstandes erkennt, sein Urtheil einer höhern Autorität unterwirft oder doch wenigsten solange suspendirt, bis er zu bestimmteren und solideren Wissen gelangt; Bescheidenheit ist es, wo der brausende Charakter der Jugend sein stürmisches Element zu zu beherrschen, und die gereifte Erfahrung des Alters zu würdigen versteht; Bescheidenheit ist es, wo man Liebe genug zur Wahrheit im Busen hegt, um das Phantom des eigenen Truges dem Lichtbilde des erkannten Besseren zu opfern. Wie oft aber begegnet uns die Bescheidenheit unter diesen Formen in einer Welt, die so voll ist vom

Lobe derselben? Welche frühere Zeit trat mit solcher Arroganz, mit solchem Wissensdünkel je hervor als die gegenwärtige? und doch! wann gab es gerade in den wichtigsten Zweigen der Wissenschaften entschiedenere Flachheiten, größere Unbestimmtheit, öftere Wechsel als eben in den Tagen unsere hohen Erleuchtung? Während wie Ebbe und Fluth die philosophischen Systeme wechseln, und die Fahrzeuge tollkühner Argonauten die Wogen des unermeßlichen Meeres der Intelligenz bedecken, wagt man es diese ephemeren Erscheinungen, diese halbgebildeten Embrione dem ehrwürdigen Ansehen von Institutionen entgegenzustellen, welche, die Prüfung der Jahrhunderte bestanden, und aus dem heißen Kampfe mit physischer Gewalt und spitzfindigem Wahnsinne, siegreich hervorgegangen. „Wir leben, sagt ein vielgelesenes Blatt (Allgemeine Zeitung 1830. Nro. 37.) in einem glücklichen Zeitalter, wo die Wissenschaften gleichsam eingetrichtert werden. Schon auf den Schulbänken verfasset man die Gesetze seines Landes, macht Finanzpläne, noch ehe man seinen arithmetischen Kours vollendet hat. Modejournale geben den Ministern Lehre, gleich als ob nun diese und die legitimen Souveraine nicht zu regieren wüßten. Die Staatsmänner (nicht auch die Kirchenmänner?) wachsen in Europa aus der Erde wie die Pilze." Nicht als wollte ich der unbedingte Apologet eines pythagoreischen Schweigens, und der in dieser Schule geforderten Unterwerfung, in Bezug auf die Aussprüche ihres Meisters seyn; aber welches rechtlich fühlende Herz muß sich nicht empören bei dem Anblicke, wie unbärtige Jungen ohne Erfahrung, höchstens wassersüchtig angeschwollen von den Phrasen ihres Autors, oder nicht selten mündig sich glaubend ob der angelernten Aussprüche ihres nicht selten eben so hohläugigen Professors — Institute des Staates und der Kirche schulmeistern, und mit einer diktatorischen Weg-

werfung über Dinge urtheilen, von denen noch nie, auch nur die schwächste Idee in ihrem chaotischen Gehirne getagt hat! Wie weit sind wir von jener Zeit entfernt, wo noch dem griechischen Tragiker ohne zu fürchten als Pedant zu gelten, erlaubt war zu sagen: *ω παι σιωπα, πολλ' εχει σιωπη καλα.* —

Die Schenkstuben wandelt man in Deputirten-Kammern, und die Werkstätte in Ministerconcilien um. Synoden sammeln sich aus dem rohen und halbgelehrten Pöbel, und während der Dünkel des Tages und der launenhafte Geschmack überall paradirt, sprechen die Hohenpriester das Anathema gegen die Wahrheit aus, und mit inquisitorischer Strenge passiren göttliche und menschliche Einrichtungen die schauervolle Revue. Nicht alles Bestehende ist lobenswerth, auch die Vergangenheit ist nicht tadelfrei — und unser Väter waren Menschen.

Nam vitiis nemo sine nascitur, optimus ille est,
Qui minimis urgetur. —

Aber wenn als vorgebliche Reformatoren sich Menschen aufwerfen ohne Talent, ohne guten Willen, nur voll von Egoismus und Stolz nnd ein Urtheil fällen, das die Kennzeichen der Einseitigkeit und Partheilichkeit an frecher Stirne offen herumträgt, dann ist ein solcher Anblick völlig unerträglich, ein Schrei des Entsetzens kömmt aus der Angst-gepreßten Brust eines jeden, dem die Menschheit mehr ist als ein Spielzeug fratzenhafter Geister. Das ist es um die hochgepriesene Bescheidenheit unserer Zeitgenossen! — Sed hinc illae lacrimae! Diesem Mangel an Bescheidenheit verdanken wir das freche Benehmen unserer Jugend, die ihrer Emancipation vorgreifend, sich selbst für mündig erklärt, und jedes höhere Ansehen hintansetzend zu Autokraten sich aufwirft, diesem Mangel an Bescheidenheit, die immer fühlbarer werdende Flauheit an gründlichem Wissen — an dessen Statt Ueberfütterung

an Journal- und Encyklopädie-Literatur, und ein wahrer Luxus leerer Deklamationen trat. Man setzt sich hinaus über dieß, was man sonst die Elemente der Wissenschaften nennt, man hascht nach der unreifen Frucht, und die Aufgedunsenheit und die Blähungen, die der Genuß verursacht, gelten für Fülle und Solidität. Mangel an Bescheidenheit — versteht sich immer jener, die der Apostel meint, — warum so viele unruhige Staatsbürger ihr kümmerliches Leben in stolzem Nichtsthum, oder mit der idealen Bildung von Regierungs-Reformen verzehren. Voll von dem Fermente halberlernter Wissenschaft, die mit einer ziemlichen Dosis eigener Vornehmlichkeit und imaginärer Weisheit geschwängert ist, wollen sie sich vordrängen auf die Minister-Bänke, und geizend nach dem miserablen Rufe eines Volksführers begraben sie sich und andere unter den Ruinen ihrer Luftschlösser. Soll es besser werden um uns, so muß Bescheidenheit, — nennen wir echte Christen-Demuth — wieder zurückgeführt und besonders die Jugend zu selber eingeübt werden. Wohl mögen und sollen die Geisteskräfte der heranreifenden Generation bearbeitet, ihre intellektuellen Anlagen entwickelt werden, aber durchaus entfernt werden muß jene unselige Einseitigkeit, jene trostlose Spaltung, wo man bloß den Verstand kultivirt, das Herz brach liegen läßt, bloß zu einer geistigen Marionette den Jüngling zusammenzwängt, oder zum wiederkäuenden Thiere eines rein materiellen Staatslebens dressirt, ohne ihm das wahre Licht der Christus-Religion zu erschließen und die Würde zu offenbaren, die er als Bürger eines überirdischen Staates bekleitet. Blendung und Irrthum sind die Quellen des Stolzes, und die Bahn ist diesem gebrochen wo der Sterbliche auf seine eigene bloß irdische Peripherie beengt wird; leuchtet ihm oben die Sonne der Religion, die ihn über seine Schwäche und Größe zugleich aufklärt, dann erst ist Demuth und

folglich wahre Bescheidenheit denkbar. Ohne der derben, manchmal ans Unbillige gränzenden Schulmeisterei einer frühern Zeit unbedingt das Wort reden zu wollen, würde ich ihr doch noch bei all' ihren Mängeln den Vorzug einräumen, vor jener Idololatrie, mit der man junge Geister beräuchert, ihre Fähigkeiten und Talente mit Ordensbändern belohnen — und selbe zu elektrisiren, das moralische Gefühl nicht selten wahrhaft beleidigende Wettkämpfe anstellen zu müssen glaubt, während gerade dadurch selbstliebiger Hang, Verachtung der Umgebung, Vorurtheit des Geistes, Selbstgenügsamkeit mit ihrer Halbheit und eine großentheils verwahrloste oder verkrüppelte Tendenz leider nur zu oft erzweckt werden.

Wer in so kleinlichten Dingen angewiesen wird seine Größe zu suchen, der bleibt klein auch mit dem Scepter in der Hand. Ist aber einmal bei der jungen Menschheit und insbesondere bei der studirenden Jugend Bescheidenheit begründet, dann mag es ein leichtes seyn bei allen übrigen Ständen den wilden Ausbrüchen des entgegengesetzten Lasters Schranken zu setzen, indem doch meistens die Volksmasse von solchen in Bewegung gesetzt wird, die eine frühere scientifische Bildung genossen haben. Weg mit unserer karrikaturmäßigen Bescheidenheit. — Stolz unter der Maske der Bescheidenheit gleicht sie dem Weingeiste in einer dünnen Glasflasche, bei der mindesten Gährung ihres Inhaltes zerplatzt sie! —

§. 4. Gehorsam und Folgsamkeit als freier Akt unserer Überzeugung ist nur denkbar, wo der Mensch eigener Lückenhaftigkeit und Schwäche bewußt, das imponirende Übergewicht einer höhern Autorität anerkennt als die nothwendige Forderniß, eigene Mangelhaftigkeit zu integriren. Da aber seit der revolutionären Epoche der sogenannten Kirchenreform die menschliche Vernunft eine centrifugale Stellung gegen die Autorität eingenommen,

und anstatt subordinirt, zum wenigsten coordinirt, vielmehr in scharfer Opposition gegen selbe getreten, so läßt sich leicht erklären, warum unserer Zeit, dem mündig gewordenen Pflegekind der Reform, ganz besonders der Charakter der Folgsamkeit mangle. In religiöser sowohl als politischer Beziehung herscht Freiheitsschwindel, und der Ultraliberalismus, nicht mehr ein fabulöses Ungethüm, eitel, hochfahrend und gewaltthätig voll Prätension und Übermuth — greift wüthend um sich. Das giftige Miasma befiel — weil ihm verwandten — zuerst die Theorien und insbesondere die religiösen. Das Glaubensjoch, die Geistesbevormundung mußten zuerst abgethan werden. Das Flickwerk kirchlicher Autorität, die in den Typen der Augsburger-Confession zu Eis erstarrte, oder in den *symbolischen* Büchern versumpfte, schmolz und vertrocknete am Zündstoffe der neuen Erleuchtung.

Einer Autorität aber, weil nicht auf dem Bretterwerke menschlicher Vernunft, sondern auf dem Felsen göttlichen Ansehens begründet, mochte der neue Prometheus nichts anhaben. — Doch nicht ward darum die Titanenkraft beschwichtigt. Auch diese einzig feste Barrikade, hinter welcher sich alle Autorität geflüchtet, soll niedergeworfen werden. Man blies Lärm durch ganz Europa und ein Kreuzzug wurde ausgetrommelt gegen die herrische Roma. Und in Heereshaufen zogen sie hinab gegen die siebenhüglige Stadt, um den G r a u e n von Rom zu bändigen; ringsumher am Felsen setzten sie sich und meißelten mit ihren Hämmern am Granit der Ewigkeit, während andere hinanklommen auf die Zinne und den gaffenden Völker zuschrien, „daß die unabhängige Ver„nunft bereits eingesessen sey auf der Sella curulis des „Grauen und als Cardinäle die Schöppen der Aufklärung „beiderseitig sich angereiht; frei sey das Volk vom kirch„lichen Zwange, jeder möge dem eigenen Hausgötzen opfern

„und nimmer bedrohen vatikanische Blitze die Laren der „Vernunft.“ Ward gleich das ganze nur eine pfiffige Finte, ein Phantasmagorie, mit der man Völker hinhielt, so ermangelte das Stratagem doch nicht seiner vollen, durchaus folgerechten Wirkung. Unter dem Pöbel nämlich, der den Hügel umrang, als man die göttliche Autorität kreuzigte, erblickte man auch Menschen mit Kronen auf dem Haupte, die unglücklich genug in Bethörung den Feldzug mitgemacht. Das Volk besoffen von jungem Freiheitsmost und entbunden der kirchlichen Fessel, fragte greifend nach der Freiheitskappe, was die da wollten mit Diademen auf dem Kopfe? — Und um die Wuth zu beschwichtigen, hießen sich einige Gutmüthige „die ersten Beamten des Staates. —“ Und diese froh ob des neuen Titels ahndeten nicht die Gefahr, anstatt Gott und der ewigen Justitia, dem Volke verantwortlich zu seyn. Man rief sie vor das Pöbeltribunal, und Rechenschaft mußten sie ablegen von ihrer Haushaltung, und was garstige Demagogen in toller Wuth ausgebrütet, das sollten sie exequiren. — Es floß Fürstenblut. — Ein Schrei des Entsetzens schreckte die Könige auf.

> Gefährlich ists den Leu zu wecken,
> Verderblich ist des Tiegers Zahn;
> Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
> Das ist der Mensch in seinem Wahn.
>
> Schiller.

Doch nimmer kehrte der alte Gehorsam zurück, denn seiner breiten Basis „Gott und Kirche“ entrückt, mochte er nicht bestehen auf dem karg zuerkannten Piedestal „finanziellen Wohles und raffinirten Staatsvortheiles. —“ Das Mißtrauen schuf die Charten, wo, nicht selten unter verkleisterten Tücken numerisch aufgezählt wird was der König vermöge. Doch die Charten beruhten, was sie selbst sind, auf Papier. So lange sich nicht ausgleicht der Kampf zwischen Autorität und Vernunft, Kirche und

Staat, Regenten und Volk, so lange nicht die christliche Ansicht „über die *eine* Oberherrlichkeit Gottes" und den von dieser abgeleiteten Rechten und durch letztere bedingten Pflichten, die Massen influencirt, so lange, schönes hoffnungsreiches Europa, so lange hast du keinen Frieden. Nicht Despotismus, weder kirchlicher noch politischer soll uns hemmen, aber eben so wenig Anarchie uns vernichten. Nur aus Gehorsam erblühet die Freiheit.

Legum omnes servi sumus, ut liberi esse possimus.

Cicero.

§. 5. Daß dem Schlechten eine eigene bösartige Influenza beiwohne, die mehr oder weniger auf Individuen wie auf Nationen contagiös wirkt, und vermöge einer innern Verwandtschaft sich dem gefallenen Adamsgeschlechte *einimpft*, beweist die Geschichte aller Jahrhunderte, daß aber nie eines in der christlichen Zeitrechnung gewesen sey, wo der Zauber des Verwerflichen so gewaltthätig alles umschnürt hatte, dürfte durchaus zweifellos seyn. Wenn der Apostel als ein Kennzeichen, daß man Christi Geist habe, aufstellt, „*daß man dem Guten beistimme*," so ist die entgegengesetzte Bezeichnung eine der dunkelsten Parthien im Nachtgemälde unserer Zeit. Wenn nur das wahrhaft gut ist, was die Menschheit dem Culminationspunkt ihrer höchsten Bestimmung näher bringt, nämlich Gottes-Ähnlichkeit im eminentesten Grade, und wenn diese nun allein durch die Christusreligion in ihrem weitesten Umfange bedingt wird, so sehen wir in unsern Tagen gerade wieder das wüthendste Benehmen, alles dasjenige niederzudrücken was im Großen oder Kleinen dieses höchste Ideal an der Menschheit verwirklichen könnte. Da ist es von allen der anbetungswürdige Stifter des Christenthums selbst, den man seiner göttlichen Attribute entkleidet und entweder in Rabbiner-Negligée, oder als feinen Denker der sein Jahrhundert

überflügelte, aufgestutzt, in Curs setzt. Wie man aber erst die Institutionen, die von Ihm sich nennen, gehudelt, weiß jeder der nicht ganz Fremdling in der Zeitgeschichte ist. Eine hochverrätherische Insurrection gegen Gott und seinen Gesalbten ist das Verbrechen mit dem unsere Zeit sich brandmarkte. Nicht der kalte Ton der Gleichgültigkeit, ja selbst nicht die boshafte Ironie des Scepticismus, nein, es ist ein tödtlicher Haß, es ist Raserei, mit der man das Christenthum angrinst; alles wird in Bewegung gesetzt, um diesen infernalen Zweck zu erreichen, exegetische, philosophische, naturhistorische, geographische Hülfsmittel prellen wie eherne Widder an das Gebäude der Religion, und während man die Apologeten des Christianismus stolz ignorirt, verkünden uns reich honorirte Professoren mit Kreuzen die Brust besäet, das Ende der Religion des Kreuzes. Überall brechen die Theorien der Praxis die Bahn. Kein Wunder also, daß der Zeitgeist abhold jeglichem Guten alles anfeindet, was seinen Ursprung dem christlich religiösen Prinzipe verdankt. Vereine, in denen sich wie in einem Fokus die spärlichen Funken der Einzelnen zur Flamme der Andacht, der Frömmigkeit und des Strebens nach Vollkommenheit concentriren, werden verpönt; Gesellschaften dazu gestiftet, durch kleine Beiträge oder ein „Ora pro nobis S. N. den Völkern, die im Schatten Schatten des Todes sitzen, das Glaubenslicht mitzutheilen, werden von Pfennigspaltenden Finanzmänner durch die heiße Retorte ihrer Geldmaschinen getrieben, entweder über die Grenze verjagt, oder, wenn ihnen noch Heil zu Theil wird, mit dem blechernen Anhängschilde einer ex parte geduldeten Bettlerin, Haus aus Haus ein unter polizeilicher Aufsicht geschickt. Stehen irgend willens- und thatkräftige Männer zusammen, die der Unsumme verderblicher Lectüre einige hundert Exemplare rechtschaffener Bücher als Grenz-

wächter des christlichen Gebietes entgegenstellen, so bläst man Appel, alles wird aufgeboten vom Lichtreiche, und während die Aufklärung ihr Portepée sich umschnallt, sammeln sich sogar die Invaliden des Mundanismus um den Obscurantismus in seine sumpfigen Moräste zurückzutreiben. Da versuchen Christus- und Menschenfreunde durch Besserungsanstalten der immer mehr um sich greifenden Ausgelassenheit heilsame Dämme entgegenzusetzen, aber welche Intriguen sie zu verhindern, werden gespielt, welche faden Einwendungen motivirt, welche Erbärmlichkeiten bei den Haaren herbeigezogen um dergleichen Anstalten in ihrem Werden zu ersticken?! — Wenn sie aber doch eine scheinbar bleibende Form erhalten, wie hudelt man sie nicht, umschanzt wie eine Pestgegend, wird alles *was ein* und ausgeht einer tückischen Mauth unterworfen, als *Zwangsanstalten* verschreit man sie, wo die edle deutsche Willenskraft verkrüppelt wird. — Wie manches ließe sich noch sagen! — Im Gegentheile aber, welchen Thorheiten läuft man nicht nach? — nach Seifenkugeln haschen unsere Kinder mit grauen Haaren, tölpelhaft rennen sie den neuen Propheten nach, ähnlich jenen bethörten Juden zu Creta stürzen sie sich in das Meer ihrer Doctrinen, aber die Fluth schlägt über ihre Häupter zusammen.

> Gelehrig mein Jahrhundert ist,
> Der Esel Heu und Disteln frißt.
>
> Wandsbecker Bote.

Wem es darum zu thun ist seine Zeiten von diesem Standpunkte aus schärfer ins Auge zu fassen, der lasse sich ja nicht täuschen vom Flitterglanze einiger Tageserscheinungen, die kümmerlichen Surrogate, welche sie uns für das wahre christliche Gute spendet, tragen den Stempel ihrer Geburtsstätte, sie sind „Fabrikerzeugnisse.“

§. 6. Der Begriff von Barmherzigkeit in seiner Totalität aufgefaßt, war vor Christi Erscheinung völlig fremd.

Wohl finden wir Züge von Wohlthätigkeit, die selbst den Anbetern des Kreuzes Ehre machen würden, ja, geben wir auch zu, daß diese schönen Handlungen durchaus nicht alle unter die glänzenden Laster, wie der rauhe Tertullian sie nennt, gehörten, immer bleibt doch der Begriff von Barmherzigkeit im Paganismus ein höchst unbestimmter, die Ausübung derselben aber eine äußerst einseitige. Lykurgs Gesetzgebung autorisirte den Mord der Krüppel, und die hochgerühmte Stoa nannte Mitleid Schwäche! — Das Christenthum zeigte in jedem Menschen Gottes Ebenbild, vernichtete die unselige Ansicht, daß der Mensch nur Sache sey, drückte insbesonders jenen, die zu seinen göttlichen Lehren sich bekannten, das Weihezeichen göttlicher Kindschaft auf. Die Religion, die unter den Palmen des Jordan verkündet wurde, machte „Liebe" zu ihrer Devise, und kündet sich der Welt mit den hohen Worten an: „Seyd barmherzig wie euer Vater im Himmel barmherzig ist." Der Hellenismus staunte über die Wirkungen dieser Lehre, und der gekrönte Priester desselben stellte die Christenliebe seinem hohen und niedern Clerus zum Muster auf. Wo das Kreuz erglänzte, floh die Nacht des Elends vor dem Strahlenglanze der Religion der Barmherzigkeit. Kein Leiden gab es, dem nicht das Christenthum abzuhelfen verstand, keine Wunde, in die nicht irgend ein christliches Institut lindernden Balsam träufelte. Die nämliche Religion leitet die Tritte des Cönobiten auf dem St. Bernard über die Eisflächen, wie sie die graue Schwester begeistert, die durch die Straßen von Paris zum Spital der Unheilbaren schleicht. Genossenschaften traten zusammen, das Elend aufzusuchen, um sein Daseyn zu vernichten. Gebäude die jetzt Ephen umrankt, Säle, die jetzt als Viehställe dienen, diese waren einst die Zufluchtsstätte müder Wanderer, und wo jetzt der Uhu kreischt, fanden Greise, Wittwen und Waisen einen gedeckten Tisch. Maje

stätisch hebt sich dort ein kühner Bau, lange Reihen hochgewölbter Fenster geben ihm das Ansehen einer Königsburg, ein freundliches Kirchlein schließt sich der Riesenform an. Ein Spital ist es, auf das nur der Arme, der Kranke Anspruch hat, ins Leben gerufen von den Gulden und Pfennigen unserer christlichen Väter. — Wem gelten die frommen Gebete, die dort wie Silberklang ertönen? Sie beten, die armen Findelkinder, für des Hauses Stifter, deren Namen sie nicht wissen.

Optima quaeque dies miseris mortalibus aevi
Prima fugit — Virgil.

Wie winzig erscheint unsere Zeit, im Gegensatze zur Vorzeit aus dem Standpunkte christlicher Wohlthätigkeit, der neue idealistische Ethnizismus, zum realen Christenthum des Evangeliums, wo es darauf ankommt Liebe zu bethätigen? — Gaben, die zur dritten Potenz erhoben, nicht hinreichen würden, die Stiftungen der Vorzeit auch nur in statu quo zu erhalten, paradiren in den Spalten unserer Tagesblätter, während gezwungene Anlehen die Armenstöcke zum Theil füllen sollen, sind die pii montes des Mittelalters erloschene Vulkane, eisig und schneeig umstarrt von krustiger Lava auf der keine Vegetation mehr ergrünt. Kehre zurück Barmherzigkeit und Liebe — nicht jener Theater-Affekt, der mit seinem sentimentalen bethränten Auge sich hinter ein weißgewaschenes Schnupftuch retirirt, nicht jene aufgedunsene sich weit machende Philanthropie, die ihre Herolde aussendet, mit breit gesäumten Costüme und der Posaune sich ankündigend? — Du Liebe kehre zurück, die Jesus gelehrt, seinen Schüler verkündet, und unsere Väter befolgt haben. — Sodoms-Apfel bietet uns die Liebe des neu aufgelegten Vernunft-Evangeliums, — verkohlt von Innen schön von Außen, — das Symbol unserer Zeit — nur das Christenthum vom Jahre 33 kennt Barmherzigkeit, und übt sie auch. — Nehme man

aber diese schöne Tugend in der engern Bedeutung als Liebe zu den Feinden, als Bereitwilligkeit, denen zu verzeihen, die uns Böses thun, dann ist es wieder die Religion des Kreuzes, welche das Vorurtheil des Heidenthums: „Rache nehmen sey Grandiosität des Charakters, das Gegentheil aber armseliges Bemühen" zerstörte. Was ein indisches Gedicht sagt, man müsse sich gegen die Feinde benehmen wie der Sandelbaum zu der ihn fällenden Art, um die herum er Wohlgeruch verbreite, während er selbst niederstürtzt (Asiat. Research. III. 448) dieß hat das Christenthums verwirklicht. Man denke an die Zeiten der Verfolgungen von dem Edikte Nero's bis zu den blutfordernden Debatten der revolutionären Klubbs. — Jemehr der Geist des Christenthums bei Völkern und Einzelnen sich verflüchtigte, desto mehr kehrte die animalische Natur zurück, sie degenerirte bis zum grausamen Stumpfsinn des Caraiben. Feindschaften zerreißen die heiligsten Bande des Blutes, nur polizeiliche Maßregeln hemmen ihre wüthenden Ausbrüche. Wo keine christliche Liebe, da bort der ernste Britte nach Art der Wilden, es duellirt der fein gebildete Franzose den rohen Raubritten des finstern Mittelalters zu Trotz.

§. 7. Geradheit und Offenheit liegt schon im Wesen des Christenthums, alles Krumme und Winkelzügige steht durchaus in scharfer Opposition mit dem Geiste der Religion Jesu. Die Religion, welche die Schlangenklugheit empfiehlt, gebietet ihren Anhängern die Taubeneinfalt. Parteilichkeit als der unsaubere Fötus von Eigenliebe und Haß gegen die Wahrheit, ist nicht mindere Feindin einer Moral, die durchaus von Persönlichkeiten abstrahirt, und die Menschen und ihre Werke nach der Norm des innern Werthes, den sie auf der Wage des Heiligthums erlangen, beurtheilt wissen will. Mit welcher Schärfe ahndete es Paulus, als in der Christengemeinde zu Corinth Ansich-

ten nach Fleisch und Blut Parteiungen verursachten, wodurch die socialen Bande der Liebe gelockert, und das Einheitsprincip des Glaubens gestört wurde. Auch hierin hat sich die allgemeine Beobachtung als richtig dargethan, je mehr man sich von der regenerirenden Kraft des Christenthums entfernt, in desto abnormern Gestaltungen treten die entgegengesetzten Laster hervor. Wo die Liebe zur Wahrheit und zum Rechte erkaltet, da erscheint im Mundanismus Parteilichkeit und Verstellung als die charakteristische Farbe des öffentlichen Lebens. Mag das Verdienst eines Mannes noch so groß, sein Talent noch so glänzend, sein Charakter noch so unbescholten seyn, schließt er sich nicht der Propaganda an, die darauf ausgeht, göttliches und menschliches zu verwirren, so ist sein Ruf verschollen, und die Legion von Nomenklaturen eigens zum Hohne der Redlichen aus verschiedenen Sprachen und Veranlassungen zusammengeschaufelt, wird als harte Beitze über den ächten Patrioten und Christen ausgeschüttet. Jener aber, welcher als ein Taugenichts, ein wahrer serviler Geist, von der Tagesansicht sich ins Schlepptau nehmen läßt, die Heerstraße der öffentlichen Meinung, sey diese auch noch so prosaisch und armselig, läuft, solche elende Tröpfe heißen mündig gewordene Geister, Kinder des Lichtes, Liberale im Gegensatze der Finsterlinge, der verkappten Jesuiten, der Absolutisten. Spuren dieses Donquixote-artigen Kampfes verzweigen sich selbst in die Familien hinab. Wehe dem Unglücksprophеten, der seine warnende Stimme hören läßt! hat er Cassandra's Schicksal, daß ihm nicht geglaubt wird, so mag er sich noch glücklich schätzen; man übertönt ihn meistens mit Schimpf, man verhöhnt ihn, man steinigt oder kreuzigt ihn, indeß vergafft man sich an den Rodomontaden politischer Bänkelsänger, die aus Bosheit oder Dummheit die Existenz des Kobolds ignoriren oder läugnen.

— Patroklus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück. Schiller.

Folge dieser die Welt beherrschenden Parteilichkeit, wo man gewisse Interessen als die einzig geltenden Lebensansichten, aufstellt, ist die immer weiter um sich greifende Heuchelei, und im eigentlichen Sinne taktmäßig getriebene Verstellungskunst. Seitdem Ehrlichkeit als Blödsinn erklärt worden, ist unsere Zeit eine wahre Periode heuchlerischer Surrogate geworden. Aus den Cabinetten der Könige ist meistens die Geradheit verschwunden, durch künstliche Redemaschinen sprechen sie zu ihren Völkern. Die Tribune lügt. — Die Nationen heucheln Gehorsam. Da nicht mehr die lebendige Ueberzeugung, von der Religion den Geistern eingehaucht, die herrschende ist: daß Gott die Quelle aller Gewalt, daß politisches Wohl oder Wehe der Lohn oder die Strafe der Völker sey; seitdem an die Stelle des göttlichen Rechtes, das freilich von schmeichelnden Sophisten nicht selten karikaturmäßig verzerrt worden ist, das πρωτον ψευδος die „Volkssouveränität" gekommen, hat es mit dem Gehorsam aus innerer Ueberzeugung ein Ende. Das eherne Gesetz der Nothwendigkeit oder die sumpfigen Motive eines korrupten Egoismus sind die gebrechlichen Bande des reciproken Verhältnisses zwischen Regierungen und Regierten; mag auch eine nicht selten höchst odiöse Polizei ihre Spürnasen überall hin erstrecken, der Nachtfalter wird sich doch so zu umspinnen wissen, daß er harmlos erscheint. Dimittit corvos, vexat censura columbas. Täuschungen, Trug, Hinterlist, Tücke sind die subtilen Künste des Gesammtlebens. Franz Moor wie der geniale deutsche Dichter ihn gezeichnet, ist der ebenbürtige Repräsentant des Zeitgeistes von dieser Seite. Wo aber Verstellung, diese höchst tragische Erscheinung, ins individuelle Treiben des täglichen Lebens übergeht, welch eine schmutzige nicht selten niedrig komische Form

nimmt sie nicht an? Die armseligen Künste unserer Clienten, die implicirten Machinationen der Liebschaften, die Schleicherei in jeglichem Verkehr, was sind sie anders als saubere Nachgeburten des Mondkalbes unserer monströsen Zeit!

So ungefähr hat sich unsere Zeit gestaltet, so ward der heilige Geist aus ihr vertrieben, und Beelzebub mit seiner Sippschaft hat in uns dafür sich eingehäust. Dieß zu erkennen, gehören freilich andere Herzen- und Seelenflügel, als gewöhnlich in den Rümpfen unserer unpsychologischen Neologen stecken. Im Gegensatze der heutigen Reformer und Politiker, wie sie leider gegenwärtig gleich den Fröschen des Aristophanes überall quakend emportauchen und in selbstigem Wohlgefallen sich blähen, spricht der ernste Seneka das bedeutungsvolle Wort: Desinit esse remedio locus, ubi quae fuerunt vitia, mores sunt. Mit Utopien und artigen politischen Promenaden kommt man nicht zur Wohlfahrt. Die idealischen Gedanken, mit denen unsere Zeit sich herumschlug, wurden ein elender Realismus, die gigantischen Begierden starben im Mutterleibe unserer Tage und die ikarischen Bestrebungen hatten das Schicksal des Sohnes des Dädalus.

Nur in Einem ist Heil, in der Rückkehr zu Gott und zur Wahrheit, wie sie uns die Fleisch gewordene Weisheit vom Himmel gebracht, wie sie in der Gottes Kirche, diesem Aerarium alles Beseligenden aufbewahret wird. Wie lange werden wir uns noch an den revolutionären Saturnalien ergötzen? Wie lange noch von lüghaften Deklamationen einlullen lassen? Wie lange noch der grausamen Ironie der Zeitereignisse huldigen? Fort mit diesem Cultus von Mumien, das Kreuz laßt uns umklammern, durch das Kreuz wird der Zauber gelöst, vom Kreuz kommt das Heil.

†

III.

Über die

Freien und Unfreien in Deutschland.

Semper ego auditor tantum, nunquamne
reponam, vexatus toties?

Seit einigen Jahrzehnten ist es in Deutschland zur Mode geworden den Katholiken als einen Unfreien, den Akatholiken aber als einen Freien zu bezeichnen.

Da man durch diese Bezeichnung, durch dieses Wortgeklingel, die von dem Freiheitsschwindel schon vielfach ergriffene Menschheit auch auf diesem Wege noch mehr zu bethören, sie selbst von der Bahn der wahren Freiheit und des eigentlichen Heils gänzlich abzuführen, und auf die Irrpfade einer verderblichen Scheinfreiheit, einer religiösen, moralischen und politischen Zerrüttung hinzuleiten strebt, so dürfte es vielleicht von einigem Nutzen seyn, die in dieser Benennung liegende Beschuldigung oder Anmaßung etwas näher zu beleuchten.

Nach dem Geiste, der Lehre und Mode unserer wegen angeblicher Aufklärung und Freisinnigkeit so hoch gepriesenen Zeit, erscheint im Allgemeinen nur der als ein Freier, der bloß auf dem Wege des Verstandes sich einen Gott erklügeln will, der sich indifferent gegen jede Religion und jeden Kult bezeugt, der allein dem Irdischen dieser Welt sich zuwendet und das Geistige einer überirdischen bespöttelt, der seine Moral auf den Grund einer verständigen Berechnung stellt, seinen sinnlichen Trieben den Verstand zum Anwalt giebt, und täg-

lich seine Menschenpflichten zu beschränken, seine Menschenrechte aber zu erweitern sich bemüht.

Jener hingegen, der noch auf dem Wege des Glaubens der Gottheit sich annäheren und sie erfassen will, der Anhänglichkeit an seine Religion und ihren Kult beweist, und dem Zeitlichen nicht huldigend, bloß auf das Ewige sein Inneres richtet, der zugleich seine Moral aus den Lehren der Offenbarung und der Kirche entnimmt, seinen Verstand seinem Glauben, seine sinnlichen Begierden den Vorschriften seiner Religion unterwirft, und jedes Menschen Recht nur als eine irdische Belohnung erfüllter Menschenpflichten betrachtet, der ist jetzt ein — Unfreier.

Ganz in diesem Geiste wird dann besonders jener Akatholik, der auf die Lehren, den Kult und das Priesterthum der Kirche schmähet, der die Entfernung eines selbstständigen Kirchenoberhauptes, die Aufhebung des Cölibats, des Meßopfers, der Ohrenbeichte und anderer kirchlichen Gnadenmittel als zeitgemäß begehrt, der an keine höhere Weltregierung glaubt und die Verschiedenheit aller Erscheinungen und Erfolge bloß in dem klugen und unklugen Treiben der Menschen, oder gar im Zufalle selbst sucht, der in den Fürsten und ihrem Standpunkte zu den Völkern nur menschliche Anmaßungen, eingeführte Mißbräuche erblickt, und das Heil der Welt allein in politischen Formen, in den für Religion indifferenten Constitutionen unserer Zeit sich träumt, dabei zwar die schärfste Trennung der Justiz von der Polizei, der Administration von den Finanzen, doch aber trotz aller Inconsequenz die innigste Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in einem Körper begehrt, nur ein solcher Akatholik wird jetzt als ein — Freier betrachtet und gepriesen. Jener Katholik hingegen, der die Lehren, den Kult und das Priesterthum seiner Kirche vertheidiget, der im Geiste Christi ein selbstständiges Ober-

haupt, ein unbeweibtes Priesterthum, ein tägliches Meßopfer, die Erhaltung und Spendung der sieben kirchlichen Gnadenmittel begehrt, der an eine höhere Weltregierung glaubt und in dem Daseyn und der Souveränität der Fürsten etwas mehr als menschliches Machwerk, als Produkt der Zeiten erblickt, der kein Heil in religionlosen und daher menschenverderbenden Constitutionen findet, und dem Grundsatz der Trennung der Gewalten ganz beipflichtend, auch folgerecht seine Anwendung bei der geistlichen Gewalt fordert, ein solcher Katholik wird jetzt als ein höchst — Unfreier bezeichnet und verschrien.

Sollte man doch bei diesen Ansichten und Bestimmungen über das „frei und unfrei" seyn fast glauben, der Bau der neuen philosophisch-liberalen Burg habe die Ideen der Menschen eben so sehr verwirrt, wie einst der Thurmbau zu Babel ihre Sprache verwirrte!

Denn was ist Freiheit? wann und wo allein kann sie unter den Menschen erscheinen und sich erhalten?

Abgesehen von jener thierischen Freiheit, die ein in der Wüste lebender Mensch besitzt, der hierin dem Wilde sich nähert, abgesehen von jener moralischen, die ein Mensch durch den Standpunkt seines Geistes selbst bei dem größten Drucke von Außen, doch in seinem Innern genießt und hierdurch die ursprüngliche, himmlische, unveräußerliche Freiheit eines geistigen Wesens beurkundet, wollen und können wir hier nur auf jene politische uns einlassen, die unter den großen Menschenvereinen bald in größerm bald in kleinerm Maße sich vorfindet, und deren positiver Begriff doch nur aus dem negativen der Sclaverei, Knechtschaft, Gebundenheit sich entwickelt und feststellt.

Wie wir daher das Licht aus der Dunkelheit, den Tag aus der Nacht hervorgehen sehen, so zeigt uns eben-

falls die Weltgeschichte zu allen Zeiten und unter allen Völkern nicht allein ähnliche Übergänge aus der Sclaverei zur Freiheit, sondern auch die Ursache ihrer Entstehung und die Bedingungen ihrer Dauer. Aus tausendjährigen Erfahrungen stellt sich aber hierin als Axiom auf, daß die Größe jeder äußern politischen Freiheit nur in dem Verhältnisse der Größe der innern religiösen Gebundenheit der Menschen sich begründe und Bestand erhalte, wie denn zugleich aus dem Geist und Kulte der verschiedenen Religionen selbst wieder das demokratische, aristokratische und monarchische Prinzip sich entwickle und in den politischen Formen der Staaten sich verkörpere.

Die Moral einer Religion, ihre innere Aufnahme und strenge Befolgung berechtiget allein die Menschen zu *einer* äußern politischen Freiheit; der Geist einer Religion und der aus ihr hervorgehende Kult bilden dagegen die politischen Formen der Menschenvereinen, deren große Verschiedenheit in dem Juden-, Heiden- und Christenthume, wie in dem Islamism vielfältig sich darstellt.

Denn der Glaube an einen zahlreichen, die Welt regierenden Götterrath ließ in dem Heidenthume die Idee und Anordnung eines zahlreichen, den Staat regierenden Menschenrathes zu, machte die republikanischen Formen ausführbar, und gab ihnen so lang Bestand, als der Geist der religiösen Moral die Mehrheit der Menschen in solchen kleinen Republiken beseelte.

Der Glaube der katholischen Christen hingegen, der nur einen einzigen Gott, und eine durch ein sichtbares Oberhaupt repräsentirte Kirche erkennt, huldiget durch diese geistige Suprematie der Päbste, diesen geistlichen Repräsentanten Gottes auf Erden, nicht allein dem monarchischen Prinzipe, sondern weist auch seine Bekenner in den großen Staatenvereinen auf eine solche politische

Souveränität der Kaiser und Könige, dieser weltlichen Repräsentanten Gottes auf Erden, hin.

Ist es daher geschichtlich wahr, daß die innere religiöse Gebundenheit allein die Menschen zu einer äußeren politischen Freiheit berechtige, sie bei ihnen zulässig mache und erhalte; ist es geschichtlich wahr, daß der Geist und die Formen der Religionen auch auf die politischen der Staaten einwirken und daß dieserwegen das erste Christenthum im Geiste seines Glaubensbekenntnisses, dieser ewigen Constitution, nicht allein das moralische Prinzip wahre, sondern auch die Elemente der Aristokratie und Demokratie auf die befriedigendste Art in sich aufnehme und verschmelze: also dürfte denn auch unter allen Bewohnern der Erde der Katholik auf das höchst mögliche Maß einer in großen Staaten zulässigen und ausführbaren Freiheit Anspruch machen und sich ihrer Dauer erfreuen. Denn der positive, in das Herz tief eingreifende, jede Gewissenssache dem eigenen Urtheil der Menschen nie überlassende, zur Demuth, zum Gehorsam, zur Erhaltung und Selbstverläugnung hinführende Katholicismus bietet doch sicherlich eine größere religiöse Gebundenheit als der bloß negirende, an nichts fesselnde, dem eigenen Urtheile des Menschen alles überlassende und darum in allem und über alles sich erhebende Akatholicismus dar; und so muß denn unter gleichartigen Völkern der erstere in dem Maße zu einer größern Freiheit berechtigen, in welchem er religiös strenger als der andere sich zeigt, und weniger politischer Gesetze und Banden bedarf, um unter den Menschen Sittlichkeit und Ordnung, Ruhe und hierdurch die wahre Freiheit zu erhalten.

Berechtiget also der Katholicismus wegen seiner größern religiösen Strenge auch zu einer größern politischen Freiheit, ruft er durch seine strenge Moral die Sitten,

und durch diese die Gebräuche als die kräftigsten Grundsteine aller Verfassungen hervor, wahrt er durch seine Hierarchie die demokratischen Rechte jedes katholischen Volkes in seiner Theilnahme an dem Priesterstande und aller darin vorkommenden Stufen, in dem Besitze und Mitgenuß aller Kirchengüter, heiliget er zugleich die Souverainität der Fürsten durch seine geistlichen Weihen und manche andere priesterliche Rechte, wobei er jedoch in Erfüllung der religiösen Pflichten auch sie selbst wider ihren niedrigsten Unterthanen gleichstellt; so wird durch alles dieses nicht allein der beste Grund zu einer wahren dauerhaften Freiheit gelegt, sondern sie selbst noch vorzüglich dadurch gesichert, daß durch die kirchliche Suprematie und die weltliche Souveränität des Pabstes dieser jedem andern Souverän sich zur Seite stellen und als Vermittler zwischen den Fürsten, als Stütze und berathender Freund zwischen den Regierenden und Regirten erscheinen kann. Wenn so eigenmächtiges mit Bedrückung der Völker verbundenes Herrschen in katholischen Ländern als dem wahren Geiste des Katholicismus fremd, wenn auch nicht unmöglich, so doch, ist der Fürst anders wahrhaft katholisch gesinnt, sehr schwer gemacht ist; so muß anderseits zugegeben werden, daß bei religiösen Grundsätzen, welche die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Gewalt in einer Person nicht allein zulassen, sondern sogar gebieten, die Möglichkeit des Despotismus bei weitem näher liegt als im erstern Falle, da hier, wenn das eigene Gewissen des Fürsten ihn nicht abhält, die höhere geistige und geistliche Autorität fehlt, die als Vermittlerin ermahnen und warnen kann.

Und so kommen wir wieder darauf zurück, daß gerade hierin das Unfreie des Akatholicismus und das Freie des Katholicismus liegt, daß bei dem ersteren der weltliche Oberherr seiner politischen Souveränität als princi-

pale, noch die geistliche Supremalie als accessorium beilegt und hierdurch an nichts gebunden, über alles sich erhebt, indessen bei dem andern der weltliche Fürst bloß in dem politischen als Souverän, in dem kirchlichen aber gleich jedem andern Gläubigen erscheint, und durch Anerkennung der Supremalie der Kirche dem Principe der Demokratie in dem Gebiete des Geistes huldiget. Muß daher ein Kaiser oder König wenigstens einmal im Jahre seine Majestät ablegen und sich einem Priester als Mensch zeigen, muß er hier gleich jedem andern dem Urtheil desselben sich unterwerfen, und dabei Vorstellungen und Einreden anhören; so dürfte hierin vielfach der Grund liegen, warum in den katholischen Staaten die Menschheit der Möglichkeit nach am meisten gegen den Despotismus gesichert sey.

Wollt ihr demnach die wahre Freiheit? Wohlan, es ist der Katholicismus, der sie euch bringt. Er macht euch frei in euerem Innern, und in seinem festen Glauben findet ihr den Felsen, der allen Stürmen der Zweifel trotzt, indessen der unfreie Akatholicismus gleich einem schwebenden Rohre schon von dem leisesten Wehen derselben bewegt und gebeugt wird. Selbst frei und unerschütterlich schließt aber der Katholicismus auch den freiesten Institutionen sich gern an, und stößt nur jene mit Kraft zurück, die sein besseres Wesen, seine ihm eigenthümliche Freiheit zu untergraben drohen. In seinem Geiste einer allgemeinen Vereinigung und eines öffentlichen Bekenntnisses liebt auch er die großen Versammlungen, die Processionen, Wallfahrten rc.; führt aber seine Bekenner nicht, wie der falsche Liberalismus, zu Versammlungen, die nur zu leicht verderbliche Aufregung verbreiten, sondern zu andern der Religion geheiligten Orten, und belächelt den Unverstand jener akatholischen Regierungen, die ihn von diesen abzuhalten suchen und die andern oft zu verhindern nicht im Stande sind.

Wollt ihr die wahre Gleichheit? Wohlan, es ist nur der Katholicismus, bei dem ihr sie findet. Denn in seiner Hierarchie liegt jener Geist der Demokratie, durch den auch der niedrigste Gläubige die höchste Stufe der kirchlichen Gewalt nicht auf revolutionärem, sondern auf ganz gesetzlichem Wege erlangen kann und schon oft erlangt hat, und durch den auch die größten Herrn und kleinsten Diener in Rechten und Pflichten sich gleichstehen.

Wollt ihr die wahre Bruderliebe? Wohlan, es ist ebenfalls der Katholicismus, der sie auf das vollständigste euch zeigt. Geht in die höchsten Schneeregionen der Alpen, wo kein wildes Thier mehr weilt, wo der Todte selbst kein Grab findet, und seht jenes Haus der christlichen Liebe und lernt in jenen Eisgefilden, was Bruderlibe sey. Geht in die Krankenhäuser der barmherzigen Schwestern, die ihrem Range, Reichthum und irdischem Glück entsagend, an dem Bette der Kranken jedes Volkes und jedes Glaubens liebreich weilen. Geht in die Klöster jeder Art, geht in die reichen und in die armen und ihr werdet allenthalben Brüder und Schwestern, allenthalben die verkörperte Menschenliebe des Katholicismus finden.

Eine Religion aber, die durch ihren Geist und ihre Institutionen so viel Großes bezweckt und erreicht, die so allseitig auch die verschiedensten Interessen nährt und vereint, eine solche Religion allein kann in großen Staaten die Freiheit herbeiführen und erhalten. Nur sie allein vermag daher die feste Garantie der politischen Freiheit, sie allein die beste Vertretung des Volkes und die sicherste Stütze der Fürsten zu bilden, nur auf sie allein kann der für wahre Freiheit beseelte Geist die wirklich freien, volksthümlichen und darum haltbaren Institutionen gründen.

Wenn übrigens nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der in seinem Glauben und Wesen immer stabile Ka-

tholicismus auch bei seinen Bekennern eine gleiche geistige Richtung hervorbringe, daß er zwar mit Kraft nach jeder wahren Freiheit ringe, aber eben so kräftig der falschen widerstrebe, daß er hier als Triebwerk zur wahren Religiosität und Freiheit, dort als Hemmwerk gegen den Unglauben und die Anarchie erscheine, so wird es denn begreiflich, wie in unsern Tagen in England der Katholik als ein Freier, in Deutschland aber als ein Unfreier bezeichnet werden könne. Denn da er in dem erstern für seine religiöse Freiheit und den darauf sich gründenden freieren politischen Standpunkt, in dem andern aber gegen den religiösen Unglauben, und die daraus entstehende politische Anarchie in die Schranken tritt, so wird er dort wegen seiner politischen Tendenz als ein Rebelle gegen die herrschende Aristokratie, hier aber wegen seiner religiösen als ein Sklave des Ultramontanismus betrachtet und verschrien.

Darum täuschte sich auch Niemand über den geheimeren Grund des gegenwärtigen Schreiens und Jagens nach Freiheit in unserm so viel bewegten Vaterlande. Es sind die falschen Sirenen des Antichristianismus die unermüdlich das schon dem strengern Katholicismus vielfach entzogene Volk täglich mehr zu verlocken suchen, es sind die falschen Apostel jener trügerischen akatholischen Freiheit, die unter der Vorspieglung freierer Constitutionen und eines bürgerlichen Standpunktes, die schon leider zu viel bethörte Menschheit auf diesem indirekten Wege ganz vom Glauben, und dem darauf sich gründenden sittlichen und zur wahren Freiheit führenden Leben zu entfernen streben, es sind jene erbärmlichen Freien, jene Schwachen im Geiste und Armen im Glauben, die nur die Lossagung von allen religiösen Banden, die Unterwerfung der Kirche unter den Staat, der Religion unter die Politik, des Hei-

ligen unter das Unheilige und die Umwerfung aller Throne als Freiheit bezeichnen.

Freilich können solchen Liberalen jene Staaten nicht gefallen, die noch auf Christenthum gegründet, das Bild eines mit Willen begabten, für seine höhere Bestimmung lebenden Menschen darstellen. Sie wollen ganz in entgegengesetztem antichristlichen Geiste nur auf papierne Konstitutionen Staaten gründen, um durch solche politisch-künstliche Automaten die Menschheit zum Werke des Staubes zu erniedrigen. O des Wahnsinns! der so vielfach zu beklagen, der so vielfach die Quelle der größten Uebel ist. O des Frevels! der schon so oft und so derb bestraft, doch immer wieder sich erneuert und durch keine noch so harten Erfahrungen Anderer sich belehren läßt. Waren denn jene Glutmänner, ein Isnard, ein Barnave, ein Barbaroux, die im Jahre 1792 Frankreichs Thron und Kirche mit so vielem Geist und Kraft angriffen, keine Freien, keine Liberalen? Wurde der erstere etwa ein Betbruder, ein Jesuit, als er in dem neuen philosophischen Freistaate für vogelfrei erklärt und wie durch Wunder dem Tode entgangen, schon in dem Jahre 1794 in seinen Schriften sagte, daß er durch das Dekret, welches ihn in die Acht erklärt hatte, zu einem neuen bessern und freiern Leben gelangt sey? *) Wurde der andere etwa ein Serviler, ein Absolutist, als er ebenfalls für vogelfrei erklärt, eingefangen und vor das Revolutionsgericht gestellt, zum Schrecken seiner ihm wohlwollenden Richter laut erklärt, daß nur eine auf Religion festgegründete Monarchie, nur ein strenger Herrscher dieser verderbten Menschheit Ruhe, Frieden und jenes kleine Maß von Freiheit, zu dem sie allein noch fähig sey, geben könne, und als

*) Le decret qui m'a mis hors la loi, m'introduisait dans une existence nouvelle, plus réele, et plus *libre*.

Märtyrer dieser Wahrheit das Schafot bestieg?*) Wurde der dritte vielleicht ein Feigling, ein Jüstemilianer, als er ebenfalls geächtet, eingefangen und zum Tode geführt, auf dem Schafote seinen Leidensgefährten lachend zurief: „Freunde, treffen wir in der andern Welt auch eine Revolution, so wollen wir uns darin nicht einmischen“ und unter diesem Bekenntnisse seinen kräftigen Geist aushauchte.

So wie diese, sprachen aber bald hernach viele Tausende der kurz vorher noch so enthusiastischen Freunde der Freiheit, nachdem ihnen unter den bittersten Erfahrungen, die ihnen die Umwälzung des Staates und der Kirche aufgedrungen hatte, das wahre Licht wieder aufgegangen war. Sie erkannten nun, daß die politische Revolution aus der religiösen Reformation, die politische Anarchie aus dem rationellen Unglauben, die Gräul des Schreckensystems aus dem Wahnsinn der philosophischen Schule hervorgegangen seyen. Sie erkannten nun, daß allenthalben, wo die Schule alle geheiligten und geheimnißvollen Beziehungen, allen geschichtlichen Besitz und alle höheren Rechte verwirft, und alles nach Vernunftbegriffen behandelt wissen will, auch die Ungebildeten und Unerfahrnen, dahin kommen müssen, ihre eigene Vernunft für besser zu halten als jene der Gebildeten und Erfahrenen. Sie erkannten nun, daß es kein Christenthum ohne Kult, keinen Kult ohne Priester geben könne, daß jedes Volk von der Verachtung des Priesterstandes auf die Verwerfung der Religionsdogmen übergehe, daß es hierdurch in seinen Ansichten über Tugend und Laster sich verwirre, gleich einem reißenden Thiere, nur seinen Trieben sich überlasse, und über seine eigene Irrlehrer und Verführer gemeinhin zuerst herfalle. Sie erkannten nun, daß alle

*) L'unité monarchique, vigoureusement constituée, est le seul moyen, d'assurer la paix, et un peu de liberté.

theophilanthropischen Harlequinaden, alle philosophischen Kapuzinaden, alles Moralpredigen dort nicht mehr helfe, wo man keinen Gott mehr glaubt, keinen Teufel mehr fürchtet und daß die antichristliche Philosophie unserer Zeit, um den schönen Tag der Freiheit anbrechen zu lassen, das wahre und einzige Licht entfernt, den kürzesten und sichersten Weg hiezu zerstört habe. Sie erkannten nun, daß zwar die höchste Bestimmung des Bürgers, der höchste Standpunkt des Menschen auf Erden in einer äußern politischen Freiheit liege, daß diese aber nur aus seiner innern Beschränkung hervorgehen könne, indem die erstere nur auf ein schwankendes Wissen, die andere aber auf eine feste Religion sich gründe, und daß daher jene Freiheit, die keine andere Bürgschaften, Nutzen und Anwälte als bloß die Discussionen einer oder zwei Kammern habe unter allen die erbärmlichste sey. Sie erkannten nun, daß jeder Staat, der seine Bewohner bürgerlich sich unterwirft, auch selbst wieder geistig der Kirche sich unterwerfen, daß die Kirche nicht aus einem wandelbaren Staate sondern der Staat aus einer unwandelbaren Kirche hervorgehen, und beide wechselseitig sich stützen müssen, wenn anders das Staatengebäude von Dauer seyn soll.

Solche Ansichten hatten die Gräuel der Revolution, diese nothwendigen Folgen von schlechten Prinzipien, vielfach und selbst bei jenen geweckt, die früher vom Freiheitsschwindel ergriffen und von den philosophischen Miasmen angesteckt, in dem großen Strudel sich herumgetrieben und wacker mitgetobt hatten.

Wollen nun etwa unsere sogenannten „F r e i e n“ in Deutschland, durch die Geschichte oder eigene Erfahrungen nicht belehrt, die nämliche Bahne für sich betreten? Wollen sie, die so viel über die Fehler und die Gräuel der französischen Revolution schwatzen, etwa die ersteren in Deutschland erneueren, um dann auch die anderen an sich

selbst erneuert zu sehen? Wollen sie, gleich jenen wahnsinnigen Maratisten, auch als echte, eines [1] wahren freien Lebens nimmer fähigen Antichristen allmählig den zur Freiheit allein berechtigenden Katholicismus ausrotten, für ein geistiges von Gott ausgehendes, ewiges Werk, ein elendes, ungeistiges, menschenverderbendes Machwerk, für die wahre Weisheit die Maske der Weisheit, für die wahre Freiheit die Fratze der Scheinfreiheit aufstellen, und jene, die noch allein nach der wahren Freiheit ringen und den richtigen Weg hiezu betreten, als Unfreie, sich selbst aber in ihrem Wahn und Dünkel als Freie bezeichnen?

So wenig es nun einem Zweifel unterliegt, daß in Deutschland eine Verbindung von Menschen, die zu diesem schlechten Ziel hinarbeiten, sich vorfinde, daß selbst eine große Zahl von Schwachen im Geiste und Glauben, von Freisinnigen aus Egoismus oder aus krankhafter Ueberreitzung ihres Nervensystems, verführt durch den Schein und das Pathos der liberalen Sophistereien und Phrasen, jenen anhangen; so können doch alle diese falschen Apostel der Freiheit, diese schlechten Copien von französischen schon längst verschwundenen Originalen, sich von allen ihren Anstrengungen keinen bessern Erfolg versprechen, als der auch einstens ihren Vorläufern in Frankreich zu Theil wurde. Denn nie erscheint die wahre Freiheit in dem Gebiete des Unglaubens und der Einseitigkeit, nie die Stabilität in dem Gebiete des Widerspruchs und der Zweifel, nie die Eintracht in dem Gebiete der Finsterniß und des Irrthums, weßhalb denn auch jetzt schon die Apostel der falschen Freiheit jenen des falschen Glaubens den Fehdehandschuh hinwerfen. [2]

---

[1]) Scelus factum esse loquuntur, faciuntque.
Tacitus.

[2]) Siehe den Freisinnigen, Nro. 78 vom 18. Mai 1832, worin Hr.

In diesem Gewirre einer so allgemeinen und so verschiedenartigen Aufregung dürfte aber bald der Augenblick erscheinen, wo der Katholik auf der Bahn der Religion und Politik seinen Gegnern entgegentreten, und durch Wort und That die Stärke seines Glaubens und die hieraus für ihn entspringende innere und äußere Freiheit nachweisen muß. Die Wahrheit diene ihm dann zum Schwert, sein Glauben zu dem ihn rettenden Schilde. Mag daher auch der Unglauben unter den in protestantischen Ländern lebenden Katholiken vielfach verbreitet seyn; mögen selbst die Kinder, durch ihre, in den protestantischen Schulen erhaltene Bildung schon die Grundwahrheiten der Religion bezweifeln oder bespotten, so haltet dennoch, ihr Treuen der Kirche, desto fester an dem in beiden Welten beseligenden Glauben. Denn der Geist, der seit 1800 Jahren die Kirche bewahrte, der sie selbst unter schwachen und unwürdigen Fürsten und Päpsten erhielt, wird sie auch ferner bewahren und erhalten, und keiner noch so ausgebreiteten Irrlehre eine Dauer über 300 Jahre gestatten. Denn wo sind alle jene so zahllosen „aner" „iner" „isten," die in den Annalen der Kirche als ihre Gegner erscheinen? Wo jene Donatisten, die einstens Afrika erfüllten? Wo jener Arianismus, der auf so vielen Thronen saß? — Darum harrt nur mit Treue im Glauben, und erhaltet euch diesen Strahl des Lichts, den Gott auf die Finsterniß der Seele streute. Fürchtet nichts für eine Kirche, die als eine ewige Idee des Himmels das irdische und himmlische Wohl der Menschheit einzig und allein wahrt. Denn es besteht eine geheime, in dem Wesen des Menschen tief begründete Wechselwirkung, zwischen dem Geiste des Katholicismus und jenem der wahren Freiheit und Civilisation. Wo der erstere ist,

---

v. Rotteck und Comp. mit dem Hrn. Hofprediger Zimmermann in Darmstadt den Kampf beginnen.

folgen die anderen bald nach, und die Liebe zu diesen zieht zu jenem wieder hin, und erweckt das Licht, welches die lang getäuschten Fürsten und Völker wieder enttäuscht. Denn nur in dem Katholicismus werden fernerhin die Fürsten die Sicherung ihrer Souveränität und Freiheit, die Völker die Erhaltung ihrer Ruhe und demokratischen Rechte finden. Darum dürfte denn bald der vielbewährte Satz „nulla salus, nulla libertas, nisi in ecclesia," durch große der Menschheit auferlegte Leiden sich wieder vielfach erproben, und die Kinder jener Verführten, die jetzt auf die Stimmen solcher falschen Liberalen hören und ihnen folgen, werden vielleicht einstens, durch harte Erfahrungen vernünftiger und gläubiger gemacht, den Kirchen-Litaneien noch beisetzen.

A liberalibus libera nos Domine.

IV.

Ueber die Ehescheidung. *)

Die Rechtsgelehrten sind keine Publicisten, und man kann die fünf Gesetzbücher im Kopfe haben, ohne daraus nur *eine* politische Idee zuziehen.

Dieß ist's, was die neuliche, in der Deputirtenkammer statt gehabte Unterhaltung *über die* Ehescheidung wundersam erprobt hat. Ich sage *Unterhaltung*, nicht *Erörterung*; denn diese Fundamentalfrage ist nicht zur Ehre einer ernsten Erörterung gelangt, und ist mit mehr Leichtsinn behandelt worden, als die unbedeutendste *Geldfrage*; die Minister, die sonst so gerne sprechen, haben Stillschweigen beobachtet, und haben solches auch ohne Zweifel von den Gliedern des Centrums gefordert, welche ihnen zu Gebote stehen. Ich denke, sie behalten sich ihre Beredsamkeit und ihren Einfluß auf eine andere Gelegenheit vor.

---

*) Aus dem Januarheft der Revue Européenne dieses Jahres, welche in einer Note folgendes bemerkt: „der Patriarch der katholischen Philosophie in Frankreich, Herr Vicomte von Bonald, hatte die Güte uns über einen Gegenstand (nämlich über die Ehescheidung) den er gewissermaßen durch die Vorzüglichkeit, mit der er ihn in verschiedenen Epochen behandelte, zu seinem Eigenthum gemacht hat, nachstehende Bemerkungen zuzusenden. Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, jene aufmunternde Worte womit er die Uebersendung seines Artikels begleitete, hier anzuführen: „Es war mir ausserordentlich schmeichelhaft, sagt er, meinen Namen in Ihrer vortrefflichen Sammlung an der Seite meines würdigen Freundes, des verstorbenen de Maistre und der zwei berühmtesten Schriftsteller unserer Zeit, der Herren von Chateaubriand und von Lamennais ehren=

Ehre sey inzwischen dem Hrn. **Merlin**, Deputirten von Aveyron, der allein gegen die Ehescheidung gesprochen und der den guten Ruf seines Departements aufrecht erhalten hat, von wo der Antrag zur Abschaffung der Ehescheidung im Jahre 1816 ausgegangen, und wo im ganzen Verlaufe der Revolution nur ein einziges Beispiel einer Ehescheidung vorgekommen ist.

Die Anhänger der Ehescheidung, treu ihrem Grundsatze, nichts Religiöses in ihre Politik einzumischen, haben die Unauflösbarkeit des ehelichen Bandes als ein bloß religiöses Gesetz verworfen. Und dennoch ist diese Unauflösbarkeit die wichtigste und Hauptgrundlage aller politischen Gesetze und wenn es dem göttlichen Gesetzgeber der Christen gefallen hätte, den Menschen die Beweggründe seines absoluten Verbots der Ehescheidung anzugeben, so hätte er selbst, ich wage es zu sagen, keine andere angeben können, als die aus dem Interesse der menschlichen

---

voll erwähnt zu sehen. Man kann von ihren Schriften wie von den meinigen in Wahrheit sage: scribantur haec in generatione altera; aber wenn es uns nicht gegeben ward, sie bei dem **gegenwärtigen Geschlechte** Frucht bringen zu sehen, so ist es uns doch nicht verwehrt zu hoffen, daß in glücklicheren Tagen, und wenn die **Macht der Finsterniß** ihre Zeit erfüllt haben wird, die ihr bestimmt ward, die menschliche Gesellschaft von den Arbeiten, die nur für **sie** unternommen wurden, einige Früchte ziehen werde. Es ist nun Ihre Sache meine Herren, diesen Augenblick zu beschleunigen, und Sie tragen mächtig hiezu bei, indem sie zeigen, daß das **Licht** nach und nach sich von einem Ende Europa's zum andern verbreitet; und daß die schönen religiösen und politischen Lehren, denen die unsinnigen Feinde schon das Todeslied zu singen glaubten, nur auf ihre Wiedergeburt harren. Ich wünschte jedoch, daß die unglücklichen Zeitumstände, in deren Mitte mich die letzte Revolution geworfen, mir die nöthige Muße und Geistesfreiheit gelassen hätten, um mich Ihren würdigen Mitarbeitern anzuschließen; auf jeden Fall wird es mir vielleicht möglich seyn nach thunlicher Gelegenheit zuweilen Sie um ein kleines Plätzchen in Ihrer Zeitschrift zu bitten.

Gesellschaften, d. h. aus der bürgerlichen und politischen Ordnung gezogen sind.

Wenn aber die Anhänger der Ehescheidung die Unauflösbarkeit des ehelichen Bandes darum verwerfen, weil die Trennung dieses Bandes durch die Religion verboten ist, warum gestatten sie denn nicht auch den Meuchelmord, den Diebstahl, die Verläumdung, die ja auch Gegenstände gesetzlicher Verbote der Religion sind? Verbote die nicht mehr noch minder religiös, und nicht weniger politisch sind, als das der Ehescheidung? Das eine wie die anderen haben zu ihrem Augenmerk die Vernunft allein, und das erste Interesse der menschlichen Gesellschaften — ich will sagen — die Vertheidigung des Menschen gegen jede Unterdrückung, wie solche immer beschaffen seyn mag; die Vertheidigung des physischen Menschen vor der Unterdrückung des Mordes; des moralischen Menschen vor der Unterdrückung der Verläumdung; des Eigenthum besitzenden Menschen vor der Unterdrückung des Raubes; des machthabenden Menschen vor der Unterdrückung des Aufruhrs; des Weibes und der Kinder vor der Unterdrückung der Ehescheidung, welche die Frauen der Unbeständigkeit und den Launen des Mannes Preis giebt, und die Kinder von denjenigen trennt, die ihnen das Daseyn gaben? Also ist die Tafel der zehn Gebote Gottes ganz das große politische Gesetz und die constitutionelle Charte des menschlichen Geschlechts!

Und bemerkt nur, daß alle diese Unterdrückungsarten nichts anders als Trennungen oder Ehescheidungen sind, Trennung der Seele vom Leibe durch den Mord; Trennung des Menschen von seinem rechtmäßigen Eigenthum durch den Raub; Trennung der Macht und des Gehorsams durch die Empörung ꝛc. ꝛc., so zwar daß man das ausdrückliche Verbot Vater, Mutter und Kinder durch die Ehescheidung zu trennen, auf sie alle anwenden könnte,

nämlich: „Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht scheiden;“ denn alle jene Verbindungen sind natürlich, und durch den Willen der Natur oder vielmehr ihres Schöpfers gebildet!

Ist es denn für die Politik, die für sich ganz allein über den Willen nichts vermag, nicht ein besonderes Glück, daß die Religion die dem Gewissen gebietet, ihr ihren Beistand leiht? Und sieht sie denn nicht, daß dort, wo die christliche Religion weder bekannt ist noch ausgeübt wird, die schrecklichsten Unordnungen, der Meuchelmord, der Raub, die Vielweiberei, die Empörung herrschen? So zwar, daß wenn der in die Welt gekommene Gesetzgeber der Christen als Zweck seiner Sendung die Ehre Gottes und den Frieden der Menschen verkündet hat, man, als Axiome der Wissenschaft, von den gesellschaftlichen Verhältnissen betrachten kann, daß überall wo keine Kenntniß, keine Anbetung und Verehrung des Gottmenschen angetroffen wird, die volle Unwissenheit über Gott und die Unterdrückung des Menschen herrschen?

Die in der Theologie beschränkten und in der Politik noch unwissenderen Reformatoren des 16ten Jahrhunderts griffen die Unauflösbarkeit des ehelichen Bandes an, weil sie Aergerniß daran nahmen, daß der göttliche Gesetzgeber die physische Vereinigung des Mannes und Weibes zur Würde eines Sakraments erhoben hatte, um sie gewissermaßen zu vergeistigen, und der zur leiblichen Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes nothwendigen Verbindung der Geschlechter, die Verbindung der Herzen und Willen, die zum Glücke der ehelich Verbundenen, so wie zum Frieden der menschlichen Gesellschaft überhaupt unentbehrlich ist, beizufügen; unsere Gesetzgeber aber wollen dieses Band zu unedlen und unstäten Uebereinkünften wegen sinnlichen Vergnügens und zeitlicher Interessen herabwürdigen, die widerrufen werden können, wenn andere Interessen und

neue Launen ihre Abänderung heischen; und da sie in demselben nur das religiöse Band sahen, von dem sie nichts wissen wollen, so haben sie auch zugleich das politische Band zerrissen, das sie nicht begreifen!

Gehört aber wohl jener mächtige und peremtorische Grund, daß, weil die Ehe ein Vertrag zwischen drei Personen dem Vater, der Mutter und den Kindern ist, bei der Ehescheidung dieser Vertrag nur allein durch zwei Theile zum Nachtheile des dritten aufgelöst wird, der dazu nicht beigerufen ward, und niemals einwilligen kann, welcher vielmehr der schwächste, und durch die Stärkern unterdrückte Theil, nämlich der durch seine natürlichen und gesetzlichen Vormünder beraubte Mündel ist) gehört dieser Grund wohl der religiösen oder der bürgerlichen und politischen Ordnung an?

Wer sollte es glauben? Diesen Grund hat Hr. von Schonen zur Unterstützung seines Antrags angeführt, „die Unauflösbarkeit des Bandes, sagt er, haftet an der Wesenheit des Vertrages selbst. Erwäget, daß diejenigen welche die Bedingnisse festsetzen, nicht am meisten betheiligt sind; es müssen auch andere Wesen beitreten; und die Sicherheit ihres Glückes, ja was sage ich, oft selbst ihrer Existenz, beruht einzig auf der Dauer dieses Bandes;“ und wie, Hr. von Schonen fürchtet nicht, das Glück und oft selbst die Existenz der Kinder zu gefährden, indem er das Ehescheidungsgesetz in Antrag bringt?

Der Entwurf des Civilcoderes hatte gesagt: „In gewöhnlichen Gesellschaften stipulirt man etwas bloß für sich; in der Ehe hingegen für andere.

Endlich war J. J. Rousseau so weit gegangen, daß er sagte: „die Kinder sind für die Ehescheidung ein unüberwindliches Hinderniß!“

Gehört auch jene entscheidende Erwägung zu der

religiösen, zu der bürgerlichen und politischen Ordnung, daß die durch die Ehescheidung vom Vater oder von der Mutter, und manchmal von Beiden getrennten, oder zwischen beide vertheilten Kinder in wesentlichem Hasse erzogen, die Erben der elterlichen Zerwürfnisse, die Vertrauten ihrer wechselseitigen Vorwürfe werden, und gegen ihre Eltern nur Empfindungen der Abneigung und der Verachtung hegen können??

Gehört endlich diese andere Erwägung zu der religiösen oder zu der bürgerlichen und politischen Ordnung, daß der Mann, im Falle der Ehescheidung sich aus dem Verband mit allen Vortheilen zurückzieht, während das Weib von allem was es in die Ehe brachte, Jugend, Schönheit, Jungfräulichkeit, mütterliche Fruchtbarkeit, Anspruch auf Glück, im Falle einer Auflösung derselben nur sein Geld zurücknehmen kann?

Das religiöse Verbot der Ehescheidung hat demnach und kann keine andere als politische, oder wenn man will, bürgerliche und gesellschaftliche Beweggründe haben; und der Urheber der „Ehescheidung im neunzehnten Jahrhundert" hat sie unter keinen andern Beziehungen betrachtet.

Ein Redner hätte sich die Mühe ersparen können, bis zu den Gesetzen Justinians und zu den Beispielen unserer ersten Könige zurückzugehen, um die Ehescheidung zu rechtfertigen. Ist es nicht auffallend, daß dieser Redner, als Organ einer Partei, die nie von etwas anderm als von Fortschritten spricht, so sehr die großen und wahrhaften Fortschritte der christlichen Civilisation mißkannt hat? Justinian konnte noch keine stärkeren Gesetze für eine Gesellschaft geben, die kaum aus den Finsternissen und Unordnungen des Heidenthumes hervorgegangen war; und die Gesetzgebung mußte abwarten bis die Völker, aufgeklärt durch die Lehre des Christenthumes, einst im Stande

seyn würden, den Grund dieser Gesetze zu begreifen und sie anzunehmen. Unsere ersten Könige, damals noch Halbbarbaren, behielten lange Zeit die Sitten der germanischen Völker und ihrer Häuptlinge, und es mußten die Päbste sie durch strenge Befehle zur vollen Würde der christlichen Ehe zurückrufen. Dieß hätte der Redner sagen können, als er behauptete, daß man in Rom die Ehescheidungsbewilligungen verkaufte; *) und sollte man nicht glauben, er wisse nicht wie standhaft der heilige Stuhl sich geweigert in die Ehescheidung Heinrichs VIII einzuwilligen, welche England von der katholischen Welt trennte? Und sollten nicht allenfalls manche die Hoffnung nähren durch die Ehescheidung, welche eine so große Verwirrung in der Disziplin der katholischen Kirche in Frankreich erregen wird, zu einem Schisma zu gelangen, wozu bereits schon so viele Annäherungsschritte gethan worden sind?

Das aus dem Benehmen Bonapartes gezogene Beispiel ist um nichts besser gewählt. Wenn er, der keine Kinder hatte, die Ehescheidung beibehielt, um sich derselben im Nothfalle zu bedienen, so untersagte er sie doch den Gliedern seiner Familie, die im Auslande verheirathet waren; und Er selbst schlug zur Auflösung seiner Ehe einen andern Weg ein.

Kein unterrichteter Mensch glaubt, daß die Ehescheidung in Polen erlaubt sey; dieser Irrthum ist siegreich widerlegt worden.

Wir wollen Fortschritte und wir machen deren auch wirklich, aber rückwärts! Wir kehren in Beziehung auf die Ehescheidung zur Barbarei der ersten Zeiten un-

*) Wenn man in Rom die Ehescheidungsbewilligung verkaufte, so möchte dieß wohl um einen wohlfeilern Preis geschehen seyn als in Paris die Honorare der Advokaten und die Justiz- und Einregistrirungskosten sind.



serer Geschichte zurück; wir werden hinsichtlich des Mords dahin zurückkehren; man weiß ja, daß er in jenen Urzeiten mit Geld gut gemacht wurde. Wenn die Todesstrafe abgeschafft ist, werden die Gerichte ohne Zweifel dem, der ein Opfer wurde, oder seiner Familie, Schadloshaltungen zuerkennen. Die Geldvergütungen werden also heut zu Tage durch die Tribunäle festgesetzt werden; ehemals wurden sie zwischen den Parteien schiedsrichterlich bestimmt. Ist auch die Form verschieden, so ist doch die Sache in der Wirkung und im Wesen dieselbe; und man wird jetzt bald wissen, wie man es damals wußte, um wie viel Geld man einen Menschen tödten kann! Endlich, wenn heut zu Tage die Gefängnißstrafe für eine Mordthat besteht, so bestand damals die Verbannung aus den Orten, wo der Mord verübt worden war.

Die Befugniß zur Ehescheidung ist ein schändliches Gesetz; und diejenigen die es geben, machen sich des Hochverraths gegen die Gesellschaft in ihrer höchsten Würde schuldig! Wenn seit dem Erscheinen Luthers seine ersten und gewandtesten Schüler ihn angeklagt haben, daß er durch die Ehescheidung in die christliche Welt eine Sittenlosigkeit eingeführt habe, die jener des Mohamedismus ähnlich sey, was wird denn heut zu Tage der Erfolg seyn bei der Ausgelassenheit unserer Künste, unserer Lectüre, unserer Theater, zu einer Zeit, wo in den Geistern so viel Ausschweifung, in den Sitten so wenig Zurückhaltung herrscht, und die Staatsgewalt so beweinenswürdige Beispiele von Irreligiosität duldet oder giebt?

Gesetzgeber! ist das der Auftrag, den ihr von euern Mitbürgern und von euern Familien empfangen habt? ist es das was ihr in die Provinzen zurückbringen werdet, von wo ihr ausgegangen seyd, und die euch mit einer andern Erwartung gesandt hatten? Ihr häufet feurige Kohlen auf eure und unsere Häupter! Schwächer

als irgend eine andere unserer gesetzgebenden Versammlungen, hat die eurige durch Zerstörung die größten Dinge gethan: sie hat das Königthum, die Pairschaft, den Adel, die Religion, den Handel, die Industrie zerstört; es blieb ihr nur noch übrig auch die Gesellschaft zu zerstören, und sie versetzt ihr den letzten Streich durch ihr Gesetz über die Ehescheidung!

Sieht man die fortwährenden Anstrengungen einer Partei, die so sehr mit ihrem Patriotismus und ihrer Liebe für unsere Freiheiten prahlt, um uns in alle Unordnungen religiöser und politischer Revolutionen zu stürzen, die nur zum Ruin Frankreichs und zum Vortheil seiner Feinde sich wenden können, so erinnert man sich dessen was der letzte Geschichtschreiber der Revolution von 1688 in England, Herr Mazure sagt: „In dieser „Verwickelung der verschiedenartigsten Interessen strömt das „Gold und die Bestechlichkeit in großen Fluthen unter „den stolzesten Freunden der Freiheit! Algernon „Sydney, der Republikaner Sydney, (der eifrigste Re„publikaner dieser Epoche) verkauft sich wie jeder „Andere. Die Stellung des französischen Agenten ist „eine der aller schwierigsten, weil er genöthigt ist, die „Häupter der Parlamentspartei aufzuregen „und zu bestechen.“

Dieß haben seitdem die geheimen Memoires jener Zeit und die eigenen Depeschen unserer Gesandten aufgedeckt, welche die Werkzeuge der falschen und sträflichen Politik Ludwigs XIV. waren, der durch seine Waffen viel zu spät das Übel wieder gut machen wollte, das seine Intriguen dem Königthum in England verursacht hatten. Ich weiß nicht was die geheimen Denkwürdigkeiten unserer Zeit unsern Enkeln aufdecken werden; allein wie vieles durchschaut man schon in unsern politischen Umwälzungen, von dem man mit Herrn Royer-Collard

sagen könnte: „Ich weiß es nicht, aber ich behaupte es!“

Es bleibt eine letzte Hoffnung übrig, daß nämlich der König die ersten Augenblicke seiner Regierung und die Pairschaft die letzten der ihrigen, dadurch ehren wolle, daß sie das Gesetz der Ehescheidung verwerfen. *)

Von Bonald.

---

*) Wegen der früheren Mittheilung über die Wiederherstellung des Ehescheidungsgesetzes, welche in der französischen Deputirtenkammer beantragt wurde, verweisen wir unsere Leser auf das Februar- und Märzheft des laufenden Jahrgangs. Die hochwichtigen Betrachtungen des wahrhaft christlichen Philosophen von Bonald, werden noch weitere Aufschlüsse gegeben haben. Indeß können wir noch für diejenigen Leser, welche dem Gang der französischen Kammern vielleicht nicht gefolgt sind, die Nachricht beifügen, daß das von der Deputirtenkammer angenommene Ehescheidungsgesetz, von der Pairskammer mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit verworfen worden ist. Somit hat sich wenigstens in diesem Falle die Pairskammer als das erhaltende Princip bewährt, und mehrere Redner haben ihr ausgezeichnetes Talent würdig für den Dienst der öffentlichen Sittlichkeit und des häuslichen Wohls, wenn auch zuweilen abgesehen vom Christenthum, mit ruhmvollem Eifer und Muth bewiesen.

D. R.

V.

Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens und zur Unterstützung der auswärtigen kathol. Missionen von Asien und Amerika.

Jedermann kennt das Gute, das in früherer Zeit durch die Missionen in Asien und Amerika gewirkt wurde, weiß, daß ganze Länder und Völkerstämme durch dieselben zum Glauben und zur Erkenntniß geführt wurden, und muß wünschen, daß auch in unsern Tagen das große Werk der Ausbreitung des Evangeliums nicht stille stehe. Allein die reichen Stiftungen, die, besonders in Frankreich, einst jenen Missionen zu Gebote stunden, sind durch die Stürme des letzten halben Jahrhunderts aufgezehrt und zerstört worden; in vielen Gegenden hörten die Missionen auf zu wirken, und traurend blickte der fromme Christ auf die Länder hin, die nun in Finsterniß und im Schatten des Todes umsonst auf Licht warten, oder dasselbe wieder verlieren.

Da erhoben sich im Jahre 1822 in Lyon angesehene Männer, und bildeten eine Gesellschaft, die sie Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens nannten, und die sich in kurzer Zeit über ganz Frankreich und einige anliegende Länder verbreitete, und besonders in Österreich die Bildung eines ähnlichen Vereins zur Folge hatte, der aber nur auf die österreichischen Länder beschränkt ist, und keine Verzweigung in fremde Länder gestattet. Dieses ist bei der französischen Gesellschaft nicht

der Fall, und daher wurde schon seit längerer Zeit daran gearbeitet, sie auch in der Schweiz und einigen anliegenden deutschen Provinzen zu begründen. Die Unruhen der verflossenen Jahre und die schwankenden Zustände der Dinge, brachten einiges Stocken in die Sache; dennoch wurde von neuem Hand angelegt; nun ist das erste Heft der Annalen jener Gesellschaft bereits deutsch erschienen, und an die Mitglieder, die sich bis jetzt anschlossen, abgeliefert worden.

Es ist hier nicht der Ort, weitläufiger für die Theilnahme an diesem schönen, schon von vier Päbsten und von allen Bischöfen Frankreichs und der Schweiz gutgeheißenen, und mit geistigen Vortheilen beehrten Verein zu sprechen. Auch die Statuten der Gesellschaft werden weitläufiger in den Annalen gefunden. Hier mögen nur folgende Grundzüge jener Statuten Raum finden.

Um Mitglied zu werden genügt es, täglich ein Vater unser und Ave Maria, in der Meinung mit allen Gliedern der Gesellschaft vereint, zu bethen. Doch kann man auch das Vater unser und Ave Maria des Morgen- oder Abendgebetes gelten lassen, und in dieser Meinung dasselbe ein für allemal aufopfern. Jedesmal werden die Worte: heil. Franz Xaver, bitt für uns! beigefügt. Als mildes Almosen für die fernen katholischen Missionen, giebt jedes Mitglied wöchentlich 1 Sous französischer Münze. Die Mitglieder in der Schweiz geben 1 Luzerner Schilling oder 3 Rappen; jene aus Deutschland 5 Pfennige. *)

Von zehn Mitgliedern sammelt eines diese Beiträge ein. Zehn Mitglieder bilden eine Einigung; zehn Eini-

*) Wenn das Almosen für das ganze Jahr auf einmal eingeliefert wird, giebt man nach französischem Gelde 2 Fr. 60 C.; in Schweizer-Münze 16 Batzen; in Reichsgeld 1 fl. 6 kr.

gungen einen Bezirk; zehn Bezirke einen Kreis. Die Vorsteher der Bezirke beziehen die von den Einigungsvorstehern gesammelten Beiträge und übergeben sie dem Vorsteher des Kreises. Ein in jeder Diözese errichteter Rath empfängt die so gesammelten Summen, die dann an das Centrum der Gesellschaft, nach Lyon, abgeliefert werden, von wo sie, nach der Bestimmung des obersten Rathes, unter die verschiedenen Missionen vertheilt werden.

Mit Dank wird man von den Mitgliedern der Gesellschaft oder auch von andern Personen, Gaben empfangen, welche die bezeichneten Beiträge übersteigen.

Jährlich werden auch in zwanglosen Heften die Annalen der Gesellschaft erscheinen, und jedesmal nach ihrer Erscheinung an die Einigungsvorsteher gratis abgeliefert, welche dieselben ihren neun Mitgliedern mittheilen werden, und nach dieser Mittheilung Eigenthümer derselben bleiben. Wer den Beitrag von zehn Mitgliedern liefert, hat ebenfalls Anspruch auf ein Exemplar, von der Zeit an, da er so beizutragen anfing. Die Annalen werden auch daneben zum Vortheil der Gesellschaft verkauft, und sind zu haben bei Thomas Kälin und Comp. in Einsiedlen in der Schweiz.

Es enthalten aber diese Annalen die Originalberichte der Bischöfe und Missionäre Asiens und Amerikas, nebst allen Dokumenten, die sich auf die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens beziehen; und so bilden sie ein nicht nur sehr erbauendes, sondern auch lehrreiches und interessantes Gemälde der Verbreitung des Evangeliums in unsern Tagen.

Der Papst Pius der VII. hat durch ein Rescript vom 15. Mai 1823, den Mitgliedern der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, folgende Ablässe ertheilt:

1) Vollkommener Ablaß am Kreuz-Erfindungs-

Feste, (den 3. Mai) dem Stiftungstage der Gesellschaft. Ferner am Feste des heil. Franz Xaver, des Schutzpatrons der Gesellschaft (3. Dez.), und einmal des Monats an einem beliebigen Tage, nachdem man alle Tage die vorgeschriebenen Gebete verrichtet hat. Wer dieser heil. Ablässe theilhaftig werden will, muß mit einer reumüthigen Beicht, und dem Empfange der heil. Communion einen Kirchenbesuch verbinden, dabei Gott den Herrn für das Wohl der Kirche, nach der Meinung des heiligen Vaters bitten.

Der Papst Leo XII. hat jedoch durch ein Rescript vom 11. Mai 1824 die kranken oder schwächern Mitglieder von der Pflicht des Kirchenbesuches frei gesprochen, wofern dieselben nach ihrem Vermögen und dem Gutachten des Beichtvaters, die übrigen vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen. Der Papst Pius VIII. aber hat den Kirchenbesuch in so weit gemildert, daß es nun genügt, da, wo keine Pfarrkirche vorhanden ist, eine öffentliche Capelle zu besuchen.

2) Einen Ablaß von 100 Tagen, so oft man wenigstens mit reumüthigem Herzen die Gebete der Gesellschaft verrichtet, zu Gunsten der Missionen von Asien und Amerika einiges Almosen ertheilt, oder sonst ein gutes Werk ausübt.

Der Papst Gregor XVI., früher Präses der Propaganda, mit welcher die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens auch in Verbindung steht, bestätigte alle diese Ablässe, und dehnte sie auch auf alle Mitglieder ausser Frankreich aus.

Aus dieser kurzen Darlegung wird sich Jedermann von dem ächt-christlichen, rein-katholischen Zweck der frommen Gesellschaft leicht überzeugen können. Katholiken, beiderlei Geschlechts! es handelt sich hier ausschließlich darum, der Kirche Gottes, unserer heil. Mut-

ter, neuen Trost, und Entschädigung zu bereiten, für die vielen Verluste, die sie erlitten, für die geheimen und offenbaren Verfolgungen, denen sie, besonders in den neuesten Zeiten ausgesetzt ist. Mit Gebet, Almosen und Glaubens-Erweckung, erflehen wir derselben göttlichen Segen, unterstützen sie in ihrer Bemühung zur Ausbreitung des himmlischen Reichs, mittelst der Glaubensboten, die sie, wie zu allen Zeiten, bis an die äußersten Grenzen der Erde, zu den Ungläubigen sendet. Dafür überhäuft uns nun die heil. kathol. Kirche mit ihren geistlichen Wohlthaten; dafür preisen uns so viele Neubekehrte, denen das Licht des Evangeliums zum erstenmal leuchtet, dafür erheben besonders die so vielen und so harten Entbehrungen ausgesetzten Missionäre und Bischöfe, denen unsere Almosen zukommen, ihre priesterlichen Hände zum Himmel empor, auf daß der Geber alles Guten uns mit dem Allerbesten wieder vergelte.

Die Gläubigen, die sich in frommer Ueberzeugung dessen an die Gesellschaft anschließen wollen, sind zu diesem Ende ersucht, sich zunächst an ihre Ortspfarrherren zu wenden, oder an solche, die die Correspondenz mit den Vorstehern der Gesellschaft führen. In diesem Falle wenden sich letztere einstweilen, in der deutschen katholischen Schweiz, an Hochw. Hrn. P. Gregor Waibel, Subprior des Stiftes Maria Einsiedeln, und dermaligen Kassenverwalter; in den deutschen Rheinlanden aber und dem Elsaß an Hochw. Hrn. Räß, Regens des bischöfl. Seminars in Straßburg.

VI.

Ueber Sektenwesen in Nordamerika.

(Aus den Annalen der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens.)

Ueber die verschiedenen Sekten, in die sich der Protestantismus in Nordamerika zertheilt, lassen wir einen am Todbette eines katholischen Freundes bekehrten Protestanten reden. In einem Schreiben, worin er die Beweggründe seines Uebertritts zur katholischen Religion niedergelegt hat, heißt es in Bezug auf diese Sekten: „Man sollte versucht werden zu glauben, der Protestantismus sey ein Bundesvertrag, eine öffentliche Uebereinkunft, die Religion, wenn dieß möglich wäre, lächerlich zu machen.“

„Der Quaker mit seinem breitgeformten niedrigen Hut setzt sich in seiner Kirche, ohne das Haupt zu entblößen, ohne das Knie zu biegen, ohne das geringste Gebet zu artikuliren. So, spricht er, bete ich Jehovah an, und er behauptet, in seinem Stillschweigen liege hohe Religiosität. Sein Gesetz, sagt er ferner, ist einfach, wie die Natur, ohne Priesterthum wie ohne Sakramente. Nicht einmal die Taufe gestattet er. Sein Dogma ist, die Abgaben an Kirche und Geistlichkeit zu verweigern, keine Waffen zur Vertheidigung seines Landes zu tragen, keinen Schwur abzulegen, nicht einmal vor Gericht, keinen Ueberrock zu tragen, weil zum Kragen eines solchen Kleides unnützer Stoff gehört, aus eben diesem Grunde immer aufsteigende Kragen an seinen Kleidern zu tragen, und sogar den Gebrauch der Knöpfe zur überflüssigen Zierde der Hosentaschen zu verbieten. Seine Glaubensregel ist die Bibel.“

„Der Shaker (Zitterer) behauptet im Gegentheil, er müsse vor Gott erscheinen, als habe er einen heftigen

Fieberanfall, oder als hätte er den St. Veits-Tanz. Wenn er also in seiner Kirche ist, oder betet, so zittert er geflissentlich, dreht sich, hüpft bis zur Erschöpfung seiner Kräfte. Er ist rein, und will und darf, so sagt er, sich so lang er lebt, nicht mit dem Umgang derjenigen, die seine Dogmen nicht bekennen, beflecken. Die Zitterer bauen sich ihre Städte in irgend einem Winkel, wo keiner zugelassen werden darf, wofern ihm nicht die Bibel gesagt hat, dieser Glaube sey der allein wahre. Männer und Weiber, alle leben in Gemeinschaft, und sie betrachten die Ehe als eine Erfindung der Hölle, und eine Strafe für die Ungehorsamen: Paries in dolore.

„Der Jumper (Spinger) springt von oben herab und von unten hinauf, von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten, bis er erschöpft und kraftlos niedersinkt, und schreit, dieß sey das einzige Mittel, den allerhöchsten Gott zu loben. Auch dieses Dogma ist aus der Bibel: Exultavit infans (St. Johannes) in utero matris.“

„Die Groaner (die Brüller) beten Gott nach der Weise an, die ihre Benennung andeutet; und zur Behauptung ihrer Lehre citiren sie sieben und vierzig Stellen aus der Bibel, in welchen die Worte Brüllen, Gebrüll wiederholt sind.“

„Die Adamiten erklären als eins der Grunddogmen ihrer Religion, in einem Zustand völliger Nacktheit, ohne Rücksicht der Geschlechtsverschiedenheit hin und her zu laufen.“

„Die Generationisten versammeln sich zu bestimmten Epochen, um das Menschengeschlecht fortzupflanzen, zum großen Mißfallen der Shakers, welche meinen, das Ende der Welt komme durch ein ganz anderes Mittel als Wasser und Feuer.“

„Sie erinnern sich, daß mehrere Protestanten glaub-

ten, Johanna Southcott, eine alte englische Frau, sey das mit der Sonne bekleidete Weib, von dem in dem Buche der Offenbarung geschrieben steht, und sie gehe schon seit mehreren Jahren mit dem Messias schwanger. Ich weiß nicht mehr, welche Bibelstelle diese Leute anführen, um ihren Glauben zu unterstützen.

„Die schon so vielfach getheilten Methodisten, vertiefen sich nichts destoweniger in die dichten Waldungen, wo sie es durch ihr Schreien, ihre Wuth und Nervenzuckungen erlangen, alle, wie es kömmt, in den Schaafstall geworfen zu werden, wo sie jene unverlierbare Gnade erhalten, die, neun Monate, nachdem die Bekehrten den Wald verlassen, wo sie so viele heilige Tage und besonders so viele heilige Nächte zubrachten, dann auch so überströmende Früchte hervorbringt.“

„Mehrere Sekten glauben an die Materialität der Seele; andere glauben nicht an die Materialität des Leibes. Einige weigern sich, an die Gottheit des heil. Geistes zu glauben, indessen andere die Gottheit Christi nicht anerkennen, wohl aber die der dritten Person bekennen.“

„Die Unitarier wollen weder Sohn, noch heiligen Geist; und die Swedenborgianer oder Hierosolymiten, die an die Körperlichkeit des himmlischen Jerusalems glauben, taufen im Namen des Vaters, welcher der Sohn ist im heiligen Geiste.“

„Die Episcopalen oder Amerikо-Engländer wollten aus ihrem Ritual nicht nur den König-Papst und die Königin-Päpstin (den König u. die Königin von England), sondern auch das Credo des Glaubensbekenntniß des heil. Athanas und andere Dinge mehr, verbannen. Sie wurden vom anglikanischen Erzbischof von Canterbury, welcher vermöge eines Dogma's nicht an die Infallibilität der anglikanischen Kirche glaubt, excommu-

nicirt; indessen der König von England, dieser König-Papst, der sich gar nicht darein mischt, Unterthanen, die eben so sehr in der Religion als Politik rebelliren, zu excommuniciren, ihnen gern gestattet hätte, ihn nicht als Haupt der Kirche anzuerkennen, hätten sie ihn nur als Herrscher von Nordamerika anerkennen wollen.»

„Kurz es zeugte der in tausend Stücke zersplitterte Protestantismus eine unzählige Menge Sekten, die sich wieder bis ins Unendliche theilen. Ich sage Ihnen hier nichts von den Angelikanern-nicht-Anglikaner, d. i. der englischen Kirche der vereinigten Staaten, von der schottischen Kirche von Amerika (es ist ziemlich bizarr, eine schottisch-amerikanische Kirche zu sehen), noch von andern gewöhnlichen, obwohl wieder ins Unendliche vertheilten Sekten, wie z. B. die Presbyterianer ohne Priester und Minister, die auch keine wollen, und die man anti-presbyterianische Presbyterianer nennen sollte; die Prädestinations-, die Antiprädestinations-Presbyterianer; die Wiedertäufer des Sonntags, die Wiedertäufer des Samstags; die mährischen Brüder, welche die Bilder verehren, und die andern gleichen Namens, die diese verwerfen. Das sind verschiedene Muster von einem und demselben Stücke.»

„Eine Sekte, die neulich in Marieta, einer auf einer Landspitze beim Zusammenfluß der Flüsse Ohio und Muskingum gelegenen Stadt, entstanden war, behauptet, wofern man nicht die Kleidung Aarons, in der Bibel Urim und Thummim genannt, entdecke, so werde keine Auferstehung statt finden. Ein Individuum dieser Sekte machte neulich bekannt, seine Frau gehe mit dem heiligen Geist schwanger u. s. w.»

Auch in einem Schreiben des Erzbischofs von Baltimore finden wir Beweise der großen Uneinigkeit zwischen den Sekten. Nachdem er die gewöhnlichsten aufgezählt,

sagt er unter anderm von der anglo-amerikanischen Kirche: „ein Theil neigt sich zum Arminianismus, und will die Hierarchie beibehalten; der andere strebt gewaltig nach dem Gomarismus, und möchte die populären Formen der Presbyterianer einführen. Es ist nun bald zwei Jahre, seitdem ihr letzter Bischof starb, und trotz der wiederholten Versuche der Wahlmänner, konnten sie sich noch nicht über die Wahl eines Nachfolgers vereinigen.

„Auch unter den Methodisten hat sich ein großes Schisma gezeigt; sie theilen sich in orthodoxe und radikale. Die ersten behalten ihre Bischöfe bei; die andern haben das Joch dieser vorgeblichen Prälaten ganz abgeworfen.“

Aus dieser Menge von Sekten läßt sich dann auch die Menge der Tempel erklären, deren z. B. die Protestanten, nur in New-York, für 160000 Mitglieder 95, während 130000 Katholiken nur vier haben. Die Sekte, welche 1000 Anhänger hat, braucht eben so gut ihren Tempel, wie eine andere, die 2000 hat.

Die Amerikaner betrachten übrigens die Religion als einen Artikel der Convenienz und Mode. So giebt es eigene Sekten für die höhern Klassen der Gesellschaft, andere für die mittlere Bürgerklasse, und noch andere für das Volk, und sogar für den Janhagel. Die Neger und Mulatten z. B. sind alle Methodisten. Hat ein Mann Glück und Erziehung, verwaltet er irgend ein hohes Amt in der Regierung, so kann man daraus schließen, er gehöre zur Episkopalkirche, oder wenigstens er sey Presbyterianer, Quaker oder Unitarier. Einem armen Mann stände es eben so wenig zu, Mitglied einer der Aristokratie und dem Protestantismus geweihten Sekte anzugehören, als eine Equipage und Laquaien zu haben. Der hohe Preis, für den die Plätze in den Predigten der Episcopalen, Presbyterianer u. s. w. ausgelehnt werden, hält

das Volk von demselben fern, das sich ohnehin nicht mit den, was man Leute von Qualität nennt, zu vermischen wagen dürfte: es zieht jene Sekten vor, wo man sich mit seines Gleichen in Gesellschaft findet, und wo man sich um geringes Geld hinsetzen kann.

So viel wir schon über die Sekten gesprochen, können wir dennoch diesen Punkt nicht beschließen, ohne von den Methodisten etwas mehr gesprochen zu haben, weil diese Sekte die gemeinste und populärste ist, und den katholischen Missionären den meisten Einhalt thut. Über sie klagen diese Missionäre in allen Briefen, und sie gestehen sogar, sie müßten fast verzweifeln, wenn ein Prediger dieser Sekte ihnen auf ihren Missionen zuvorkäme. Diese Sekte verdankt ihre Erweiterung und Verbreitung, wie mehrere andere, dem Fanatismus der Convulsionärs, dem Geschrei vorgeblich Besessener, dem Geheul, Springen und Hüpfen und andern derartigen Mitteln, welche ihre Kirchendiener anwenden, um diese nervöse reizbarere Klasse zu elektrisiren und die Phantasie des Janhagels zu schrecken und zu verkehren. Diese angeblichen Minister sind sehr unwissend, und können nur auf Unwissende, wie sie sind, Eindruck machen. In Europa wird ein Mann, der, obwohl ohne Unterricht, eine geläufige Zunge und Überredungsgabe hat, Charlatan; in Amerika wird er ein Prediger. Er sammelt einen Haufen Leute, besonders Neger und Mulatten um sich; er droht durch convulsive Verdrehungen der Glieder mit der Hölle; mit Bestimmtheit verspricht er denen den Himmel, die ihn anhören und ihm glauben wollen; endlich stützt er seine Lehre auf einige Kraftstreiche oder Kunststücke, z. B. schnelles Umdrehen, wunderliche Sprünge u. s. w., welche die Zuhörer gar oft für Wunderdinge ansehen. Oft ist's ein Fleischer, ein Bäcker, ein Gewürzkrämer oder Schuster, der diesen Handgriff benutzt, um

die Leute zu seiner Bude zu locken; er wirbt sich eine gewisse Anzahl von Anhängern, die er mit Reden nach seiner Manier heranzieht, und die ihm ihr ganzes Vertrauen schenken, bei ihm ihre Provisionen nehmen, ihm ihre Stimmen zur Wahlfähigkeit für die Ämter der Gemeinde geben, und es sogar dahin bringen, daß er zum Vorsteher des Dorfs oder eines Fleckens ernannt wird. Was die Unternehmungen solcher Prediger besonders begünstigt, ist das Vergnügen, das der Amerikaner bei Anhörung einer Predigt empfindet. Man geht in die Predigt, wie man anderswo in's Schauspiel geht; die längsten Reden verursachen keinen Eckel, und man ist von dem Bedürfniß, sich mit Religion zu beschäftigen, recht eigentlich gequält.

Wir bitten unsere Leser, uns zu glauben, daß diese Erzählung nichts Übertriebenes hat; wir haben nur einfach, was geschehen, erzählt. Doch ist's billig zu bemerken, daß dieß nur die Methodisten, Anabaptisten und andere Sekten der untern Klasse, die die zahlreichsten sind, angehe. Die Minister jener Sekten der höhern Stände sind gut unterrichtet, und nehmen ihre Grade auf den Universitäten. Die an ihrer Sekte haftende Achtung fließt auf sie zurück; auch leben sie gewöhnlich im Wohlstand und beziehen reichliche Einkünfte.

Nun mag man sich eine Idee von der schrecklichen Verstandesverwirrung bilden, in welche die Amerikaner gefallen sind. Sie hören wechselsweise die Prediger von verschiedenem Glauben, die sich bemühen sie auf ihre Seite hinüberzuziehen. Doch in den meisten Fällen wagt es ihre, durch diesen beständigen Wechsel zwischen so veränderlichen und widersprechenden Dogmen verwirrte Vernunft, nicht, sich auszusprechen. Da sie nicht vom wahren Glauben geführt werden, so gleichen sie Menschen, die mitten auf einem stürmischen Meere auf einem Schiffe ohne Steuer sich selbst überlassen sind, sie irren bei jedem Wind

der Lehre, sie fühlen das unsichere Schwanken, das die widerstrebenden Wogen der Leidenschaft erregen, in der Ferne erscheint der Katholicismus als ein ungeheurer Leuchtthurm durch die Wolken, viele erblicken sein Licht bloß um ihm auszuweichen, und andere folgen ihm, um in den Hafen einzulaufen, das heißt in den Schooß der Einheit.

Einer ganz besondern Beachtung sind dann auch die sogenannten Wilden oder Indianer werth. Wenn das Land der Weißen mit allen Arten von Unkraut überfüllt ist, so ist hingegen dieser Boden noch ungebaut; aber er scheint, vermöge seiner hohen Fruchtbarkeit, die herrlichsten Früchte zu versprechen. Die Lage dieser guten Indianer ist wirklich bedaurungswürdig. Täglich gezwungen in Länder zurückzuweichen, die ehemals größtentheils unbewohnt waren, um Fremden Platz zu machen, die in ihr Land eindrangen, und welche das Übermaß der Bevölkerung nöthigt sich weiter auszubreiten, — kommen sie oft wie wüthende Löwen hervor, um das Land, wo sie geboren waren, wieder zu erobern, und oft machen sie aus den blühendsten Wohnungen einen schrecklichen Schauplatz von Gemetzel und Verwüstung. Es ist beinahe unmöglich irgend einen Vertrag mit ihnen festzuhalten, deren, rücksichtlich der Länderabtretung an die vereinigten Staaten, mehrere vorhanden sind — mit Völkern, die gar oft keine andere Gesetze kennen, als ihre Launen, und kein anderes Interesse, als das des Augenblicks. Auch in den Sälen der amerikanischen Räthe und Regierungen beklagten sich die Wilden schon oft über das ihnen zugefügte Unrecht. So sprach einer von ihnen zu St. Lorenz zum Oberaufseher der Wilden: „Wir haben dir und deinem Großvater (Washington) alle Länder, die du haben wolltest, abgetreten. Du hattest uns viele Dinge versprochen, allein sieh, du hast eine doppelte Zunge: mit

der einen sagst du eine Sache, und mit der andern eine andere. Die Bedeckungen, die du uns gabst, waren so schlecht, daß der geringste Wind die Fäden wegwehte, sie waren so durchsichtig, daß wir die Sonne hindurch sahen. Legten wir sie auf den Boden, so drangen die Spitzen der Gräser hindurch, und bildeten ob denselben kleine Wiesen. Das Geräthe, das du uns gegeben, ist so wenig nütze, daß es nicht einmal unsre Kinder als Spielzeug wollten.» Oft beklagen sie sich auch über das Gift (Whisky, Brantwein), das ihnen die Europäer gebracht, und daß so viel Unglück unter ihnen schon angerichtet. Wirklich lieben sie es bis zur Raserei, und es ist oft gefährlich sich ihnen zu nähern, wenn sie von demselben berauscht sind.

Wer vermag sie nun für all' dieß Übel zu trösten und zu beruhigen. Die Politik kann ihre stufenweise Austilgung als das einzige Mittel ansehen, um im Frieden des alten Erbtheils dieser Indianer zu genießen. Die Religion allein kann die wahren Interessen der Kolonisten mit denen der Wilden auf eine feste und dauerhafte Weise vereinigen. Sie allein ist auch im Stande, diese Wilden zu civilisiren, und einzelne Beispiele beweisen, wie sie aus den rohesten Menschen die geschicktesten, sanftesten und frömmsten zu bilden vermag. Und wie sehr wäre nicht dieß Mittel dem der Vertilgung vorzuziehen! Haben ja zudem die Wilden der meisten Stämme einen wirklichen Hunger nach dem Brode des Lebens, der oft unbegreiflich ist. Dieser Hunger hat um so mehr zugenommen, seit viele von diesen Stämmen im siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die Jesuiten bekehrt wurden. Wohl hat das civilisirte Europa die völlige Ausführung des großen von jener Gesellschaft unternommenen Plans vereitelt; allein noch jetzt nach 80 und mehr Jahren sind jene Jesuiten, jene Schwarzröcke,

in gesegnetem Andenken, und hören solche Stämme, daß irgend ein Missionär in der Gegend sey, so suchen sie ihn auf mehrtägigen beschwerlichen Reisen auf, laden ihn ein, und bedienen ihn mit all ihrem ärmlichen Reichthum. Fast an alle Bischöfe Amerikas kamen Abgeordnete solcher Stämme, um von ihnen solche Schwarzröcke, solche Diener des großen Geistes zu verlangen, und traurig kehrten sie zurück, wenn ihrem Verlangen nicht entsprochen werden konnte. So sprach z. B. der Bruder des Königs der Miamis zu einem Missionär, den er schon acht Tage aufgesucht hatte: „Ich weiß daß du der Diener des großen Geistes bist. Du hast in deinen Händen die Papiere die seinen Willen enthalten, und du bist beauftragt, durch deine Reden und Beispiele den andern den Weg zu zeigen, dem sie folgen müssen, wenn sie eines Tags den großen Geist zu sehen wünschen. Was mich betrifft, ich weiß bloß, daß er ist; und will ich mich zum Schlaf niederlegen, so heb ich meine Hände zu ihm empor, und sage ihm: Großer Geist ich danke dir, daß du mich heute erhalten; ich bitte dich, mich auch diese Nacht zu bewahren, — und ich schlafe ein. Sobald ich erwache, hebe ich wiederum meine Hände zu ihm empor, und sage ihm: Großer Geist ich danke dir, daß du mich noch einmal des Lichtes genießen lässest. Ich bitte dich, mich während des Tages zu bewahren, wie du mich während der Nacht bewahrt hast. Dann steh ich auf und gehe an meine Arbeit. Sieh da alles was ich weiß.“

Mit Erstaunen fanden oft Reisende bei solchen Wilden, die noch nie einen Weißen gesehen hatten, diese reine Idee eines großen Geistes. Auch an die Fortdauer des Lebens glauben sie, denn mit ihren Todten begraben sie auch deren Geschoß, damit sie in der andern Welt jagen können, ihre Pfeife, Tabak, Fleisch u. s. w.

VII.

Literatur.

Historische Denkwürdigkeiten über Seine Heiligkeit Pius VII. vor und während seiner Gefangenhaltung in Rom und bei seiner gewaltsamen Wegführung nach Frankreich ꝛc., vom Kardinal Barth. Pacca, aus dem Italienischen, nach der zweiten vermehrten Auflage. Zweiter und dritter Band mit dem Bildnisse des Verf. Augsburg, bei Kollmann 1831. S. 158 und 248.

In den Zeiten der französischen Revolution sah man die Verfolgungen der Decier und Diocletiane sich erneuern; Paris, Lyon, Nantes und mehrere andere Städte sahen die blutigen Schauspiele und Ermordungen der früheren Martyrer wiederkehren. Allein wie damals, so mußte man auch jetzt mit Ärger gewahren, daß unter dem Mordbeile des Henkers das Leben des göttlichen Christenthums nur verjüngt und schöner aufblühte, auch jetzt sah man den schönen poetischen Gedanken Tertullians sich bestätigen: „Sanguis martyrum semen Christianorum;" darum lenkte man ein auf die Bahn des Apostaten Julian und versuchte die Guten durch Schmeicheleien oder Drohungen zu verführen, und ihre Geduld und Standhaftigkeit durch allerlei Kunstgriffe, durch Verbannung, Beraubung und Leiden jeder Art zu ermüden. Jedoch auch dieser Versuch scheiterte und diente nur dazu den Glanz der Kirche zu erhöhen. Man schmeichelte sich, Frankreichs Geistlichkeit wäre verweichlicht, und aus Anhänglichkeit und Liebe zum Irdischen unfähig zu einem längern kräftigen Widerstande. Aber getäuscht mußte man mit grimmigem Ärger zusehen, wie, zur Bewunderung von

ganz Europa, Bischöfe und Priester in Menge mit heroischem Muthe lieber der Verbannung, dem Elende ja dem Tode selbst sich hingaben, als daß sie ihrer heiligen Religion und ihrem Gewissen untreu würden.

Dadurch nicht abgeschreckt, versprach man sich vom römischen Stuhle desto leichtern Sieg, indem man vielleicht an Beispiele zugroßer Nachgiebigkeit, um nicht zu sagen Schwäche, mehrerer Päbste gegen weltliche Regierungen dachte. Aber wie staunte man, als die schmählich niedergedrückte Kirche, ihrer Gottesabstammung eingedenk, kräftig ihre Stimme erhob, als mit der Kraft und Würde der Leonen und Gregore ein geduldiger und friedfertiger Vater den Blitzstrahl des Vatikans schleuderte!

Als einige römische Journalisten den gelehrten Muratori, wegen gewisser ihnen verdächtig scheinender Äußerungen über die weltliche Herrschaft der Kirche angriffen, entgegnete ihnen der berühmte Mann: „Wenn jemals zum Unglücke sich ein so verruchter Kaiser finden sollte, welcher die weltliche Herrschaft Roms, die so gerecht, so alt, vom Siegel so vieler Jahrhunderte und der Zustimmung so vieler Fürsten geheiliget ist, stören wollte; so wird er meiner Annalen, oder anderer Bücher nicht bedürfen, um dieses Böse zu thun, ihm wird der Rath seiner gottlosen Leidenschaften genügen. Aber es ist zu hoffen, daß ein solcher Fürst niemals kommen werde.“ *) So dachte Muratori; aber nur zu bald hat sich der Räuber gefunden, welcher allem Völkerrechte Hohn sprechend, einen wehrlosen friedfertigen Fürsten seines Landes beraubte.

Was aber ganz besonders Staunen erregte und billig die Mit- und Nachwelt indigniren wird, ist das herzlose Stillschweigen, die kalte Gleichgültigkeit der katholischen

*) Annali d'Italia t. XII. p. II.

Regierungen bei dieser unwürdigen Behandlung des allgemeinen Vaters der Kirche. Zwar seufzten die Guten und zürnten die Völker über die gewalthätige Vertreibung Pius VI. und VII.; aber von den Thronen der katholischen Fürsten herab hörte man zu ihren Gunsten keine Stimme, keine Beschwerde. Darüber macht der Verf. die wahre historische Bemerkung: „Dieses erlaubte die Vorsehung, um die den Päbsten und den Dienern der Kirche gegebene göttliche Lehre noch mehr zu bestärken, welche so oft in der heiligen Schrift wiederholt wird, ihr Vertrauen nicht auf die Fürsten der Erde zu setzen, und um den Ungläubigen handgreiflich zu zeigen, daß alles Heil der Kirche nur von der Vorsehung komme. *) Nur zu viel hat man seit Jahren gegen diesen göttlichen Rath in Rom gesündigt, und welchen Lohn hat man dafür? Aber werfen wir einen Schleier über ältere Begebenheiten, und sehen wir nur auf das was unter dem Pontificat Pius VII. mit der französischen Regierung vorgefallen ist. Jeder Wunsch von Napoleon wurde sogleich ein Gesetz für Rom: der vortreffliche Pabst selbst hatte sich überredet, in jenem Manne seinen Freund und Beschützer gefunden zu haben; aber als wir beide eingeschlossen in einen Wagen, in der Mitte von Gensd'armen wie zwei Missethäter nach Frankreich geschleppt wurden, da führte er mit mir eine andere Sprache.“ Wie wahr! möchte doch Rom das Heil der Kirche nie auf dem Wege der Diplomatik suchen, denn was ist einer unseligen, lügenhaften Politik gegenüber zu hoffen, zu gewinnen? Sehr wahr sagte Baron von Eckstein von unserer Zeit: „Die katholischen Fürsten nahmen eine gallikanische Stellung an, d. h. sie beschnitten dem gealterten Löwen die Klauen,

*) Die Vorsehung bediente sich selbst der Macht katholischer Fürsten nicht —, um den heil. Stuhl wieder in seine Rechte einzusetzen.

und bewiesen sich brav und furchtlos gegen einen Schatten; ein Heldenmuth, der damit endigte, mittelst der angeblichen Nationalkirchen den Katholicismus protestantisch zu machen. Indem die Kabinette auf solche Art den Papst hinderten, auf den Katholicismus nach Aussen einzuwirken, griffen sie denselben durch ihre Politik auch noch im Innern an. Das Spiel des Veto's und die ganze Diplomatik, welche um das heil. Wahlcollegium herum ihre Intriguen übte, ist bekannt . . . das Verfahren der deutschen Mächte zweiten Ranges verdient wahrhaftig gebranntmarkt zu werden. Nie hat man in den Berathungen Großbritaniens so viel Uebelwollen gegen das kathol. Irland gezeigt, als in Würtemberg, Baden, Darmstadt, Hessen und Nassau, um die offenbarsten Rechte der kathol. Freiheit zu unterdrücken. Da will man unter dem Namen der kathol. Kirche in der That eine versteckte protestantische Kirche, und will dieses große Trugspiel noch gar durch den Papst sanctioniren lassen? — man protestantisirt die Katholicität durch lauter Protektionen und gallikanische Präkautionen, die man dem Pontificate anbietet rc.» — Das ist die Tendenz unserer heutigen Staatspolitik, ihre Prätensionen und Eingriffe werden mit jedem Tage unverschämter und empfindlicher, denn sie hat sich von aller Religion losgesagt. Ein Blick auf Frankreichs letzte Revolution zeigt uns das Ende, zu welchem eine religionslose Politik führt und führen muß. Die Zeiten sind erfüllt, sagt ein geschätzter Mann, das Kreuz ist vom Throne, wo Constantin es aufgestellt, herabgestiegen; zum erstenmal seit fünfzehn Jahrhunderten hat die politische Gewalt durch das Gesetz allen religiösen Glauben zurückgestoßen, hat aus den Gesetzen und Akten der öffentlichen Autorität selbst die Namen dessen verbannt, durch den die Könige regieren. Die einzige Norm der Regierungen ist fortan absolute Lossagung von allem Glauben, bis die

Geister, der Spaltung müde, durch die Kraft der Wahrheit und des Rechts angezogen, in den Schoos der Einheit, dieses unabweisbare Bedürfniß ihrer Natur, zurückkehren. Und schon glänzt am Horizont und durchbricht den umwölkten socialen Luftkreis ein leuchtender Punkt mit der Flammenschrift: Gott und die Freiheit. Das ist das Panier der alten christlichen Welt, das Gesetz der Wahrheit und Civilisation; es ist der wahre Katholicismus, der strahlend aus dem Dunkel der Knechtschaft hervorbricht. Des erniedrigenden Schutzes seiner bisherigen Beenger bar, wirft er sich mit der Kraft seiner ewigen Jugend ins sociale Leben, ruft zu sich heran, wie in den Tagen seines ersten Erscheinens, die auf den düstern Pfaden des Irrthums umhergetriebenen Geister, die im Egoismus vertrockneten Gemüther; trotz der Wuth der Sophisten und der kalten listigen Verfolgung der Obermacht. Möchte diese schöne Hoffnung doch bald zur Wirklichkeit werden! Wir kehren zu unserem Gegenstande zurück.

In der Einleitung zum zweiten Bande dieser Denkwürdigkeiten berührt der Hr. Verf. mehrere Unrichtigkeiten und Entstellungen, welche französische, deutsche und italienische Schriftsteller, in Beziehung auf die letzten Schicksale Rom's und die Reise Pius VII, sich zu Schulden kommen ließen, und welche der Art sind, daß künftige Geschichtschreiber, welche den Relationen dieser Zeitgenossen folgen wollten, statt einer Geschichte nur einen launenhaften Roman der Nachwelt überliefern würden; was auch den Verf. hauptsächlich bewog, die reine Thatsache der Geschichte, die er am besten wissen konnte, der Mit- und Nachwelt zu übergeben.

Der erste Band führt die Geschichte bis zur Gefangennehmung des Papstes; der vorliegende zweite und dritte Band ist in eilf Abschnitte oder Kapitel abgetheilt. Das

I. Kap hat die Ueberschrift: Abreise von Rom und Reise bis Grenoble.

Als bei der Durchfahrt durch Monterosi, eine Menge meist Frauen, vor den Thüren ihrer Wohnungen standen, und den Papst gefangen, von Gensd'armen mit Gewehr umgeben sahen, schlugen sie voll rührenden Mitleidens auf ihre Brust, weinten, streckten ihre Arme gegen den Wagen aus und schrien: „Sie führen uns den heil. Vater fort, sie führen uns den heil. Vater fort!“ Um einen Tumult unter den Bewohnern an der Straße zu verhüten, mußte der Wagen verschlossen werden, und was duldete da der heil. Vater, fast ohne Luft in den glühenden Stunden der heißen Juliussonne Italiens. Auf der Reise durch Toskana, wo sich vieles Volk um den Wagen drängte, und den apostolischen Segen verlangte, fiel durch Unvorsichtigkeit des Postillons der Wagen um. Das Volk schrie, weinte und jammerte, schalt zornig die Gensd'armen, hob eilig den Wagen auf, und nahm den heil. Vater auf den Armen heraus, küßte seine Hände und Füße, und fragte ängstlich ob er Schaden gelitten. Der heil. Vater dankte ihnen lächelnd für ihre liebevolle Theilnahme, und versicherte sie, daß er unverletzt sey. Trotz alles Abwehrens mit den Säbeln, drängten sich die guten Toskaner an den Wagen, um die Hände des heil. Vaters zu küssen, um ihr Leid zu bezeigen, ihn in dieser Lage zu sehen. In der Nähe von Grenoble drängte sich wieder eine große Menschenmenge an den Wagen des heil. Vaters. „Es war wirklich ein rührendes Schauspiel, sagt der Verf., dieses gute Volk auf die Knie sich werfen zu sehen, sobald sie den Wagen erblickten, und so mit Ungeduld das Vorbeifahren desselben erwarteten, um den apostolischen Segen zu erhalten. Viele begleiteten uns in vollem Laufe, und verschiedene junge Frauen von vornehmem Ansehen, warfen laufend Blumen in den Wagen,

damit der Papst sie segnen möchte, und äußerten mit lauter Stimme ihre Gefühle der Achtung und Andacht. Ich erinnere mich, daß eine weinend ausrief: „Heiligster Vater, wie sind Sie abgezehrt! Ach daran ist der viele Kummer Schuld, den man Ihnen macht.“ Und wenn der Papst die Hand ausstreckte, um den Segen zu ertheilen, so suchten Einige, selbst Frauen, obgleich der Wagen schnell ging dieselbe zu küssen, mit Gefahr gerädert oder von den Pferden der Gensd'armen zertreten zu werden. Bei der Ankunft in der Stadt waren die Straßen mit Volk angefüllt, welches knieend um den Segen flehte. Pius hatte nicht das Ansehen eines von Wachen begleiteten Gefangenen, sondern das eines guten Vaters, der nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrt, und von seinen Kindern mit Freudensbezeugungen und Thränen der Zärtlichkeit empfangen wird!!

II. Kapitel. Aufenthalt in Grenoble und Reise nach Fenestrelle. Die französische Regierung behandelte den Papst so hart und mißtrauisch, daß sie nicht nur dem Clerus keinen Zutritt zu ihm gestattete, sondern auch nicht einmal seinen Dienern erlaubte, ohne Beiseyn eines Officiers ein Wort mit ihm zu reden, ja so hart war man gegen ihn, daß er nicht einmal an Sonntagen eine heil. Messe hören durfte. Diese Härte war nicht nur beispiellos in den Annalen der Kirche, sie war auch höchst unklug, und brachte gerade das Gegentheil von dem hervor, was die Regierung beabsichtigte. Daraus erkannte Jedermann, daß man den Papst als Gefangenen behandelte und die Kirche verfolgte, und die Achtung und Anhänglichkeit des Volkes an den erhabenen Gefangenen sprach sich nur um so freimüthiger und theilnehmender aus. Gelegenheitlich erwähnt auch der Verf. mit sichtbarer Rührung des warmen religiösen Gefühls- und Wohlthätigkeitssinnes des weiblichen Geschlechts in Frank-

reich, besonders der mit so vielem Rechte ausgezeichneten Soeurs de Charité.

In Grenoble nahm man auf einmal den Staatssecretär Card. Pakka von der Seite des Papstes hinweg, und während man den hochbetagten kränklichen Greis, von allen denen, die ihm Trost und Rath ertheilen konnten, losgerissen, von einem Orte zum andern schleppte, wurde der Hr. Verf. nach der traurigen Festung Fenestrelle abgeführt. Dabei gedenkt er besonders der zärtlichen Theilnahme des ihn begleitenden Escadronschefs Galliot.

III. Kapitel. Gefangenschaft in Fenestrelle während des Jahrs 1809. Mit lebendigen Farben beschreibt der Hr. Verf. seinen traurigen Aufenthalt auf dieser fast immer von Schnee und Eis starrenden Festung, deren Namen man in Italien eben so mit Schrecken, wie bei uns Sibirien nennen hört. Hier wurde der Cardinal-Erzbischof in ein finsteres, schmutziges Zimmer eingeschlossen und mit Strenge und Härte behandelt. Er forderte einen Beichtvater, und man antwortete, man könne es nicht erlauben, er bittet um ein Buch und man schickt ihm den Voltaire, er verlangt die heil. Messe zu hören in der Festung, man will erst Instruktionen abwarten. So behandelte man ohne Grund einen Cardinal-Erzbischof, während man doch einem zum Tode verurtheilten Verbrecher einen Beichtvater nicht versagt. Er durfte nicht einmal auf den kleinen Platz der Festung gehen, wo den andern Gefangenen sich Bewegung zu machen erlaubt war. Er wollte in Gegenwart des Commandanten an seine besorgte und bekümmerte Familie schreiben, und ihn das Blatt lesen lassen, er durfte es nicht zugeben. Ueber diese unwürdige Behandlung macht der Hr. Verf. die treffende Bemerkung: „Wer hätte damals denken oder voraussehen können, daß nach wenigen Jahren diese und ähnliche strenge Befehle gegen Napoleon selbst gegeben würden,

was ihn so sehr reitzte und aufbrachte. Der General Montholon, einer der wenigen Begleiter Napoleons nach St. Helena, schrieb am 25. August 1816 auf Befehl Napoleons an Hudson Lowe, Gouverneur jener Insel, einen Brief voll bitterer Klagen über seine Behandlung. Er beklagte sich, daß der Raum in dem man den Kaiser zu gehen und reiten erlaubte, zu eng sey (obgleich er mehrere Meilen umfaßte); daß auf Befehl der englischen Regierung, die Briefe welche der Kaiser schrieb und erhielt, selbst jene von seiner eigenen Familie, von den englischen Beamten aufgebrochen und gelesen wurden, und erklärte daß solch ein Befehl sogar von der Regierung in Algier mißbilligt werden müßte; endlich beklagte er sich, daß es Napoleon nicht erlaubt sey, die französischen Zeitungen zu lesen, indem er sagte, ein solches Verbot kenne man nur in den Gefängnissen der Inquisition. So schrieb 1816 Graf Montholon, aber er hätte bedenken sollen, daß solche strenge Befehle die man in Algier gemißbilligt, und nur in den Gefängnissen der Inquisition geübt hätte, von Napoleon selbst gegen nicht wenige angesehene Personen verschiedener Nationen gegeben wurden, worin man den Beweis finden kann, daß die göttliche Vorsehung, die Lenkerin der menschlichen Schicksale, zuweilen schon auf dieser Erde die Schuldigen zur Strafe der Wiedervergeltung verurtheilt.»

Indessen hatte Napoleon fast alle Kardinäle nach Paris kommen lassen, um, wie ein wohlunterrichteter französischer Schriftsteller und Augenzeuge sagt, sie leichter zu beherrschen, und von ihnen nichts befürchten zu müssen. Der Friedensstörer der Kirche schien ein besonderes Vergnügen daran zu finden, die Kardinäle in Paris zur Schau auszustellen, sie an seinen Hof zu zwingen, er beleidigte sie öffentlich, machte ihnen Vorwürfe, scherzte über den ausgesprochenen Bann und ließ keine

Gelegenheit vorüber, sie zu kränken. Damals geschah es auch, daß Napoleon seine erste Ehe für nichtig erklären ließ, um eine österreichische Prinzessin zu heirathen. Die Entscheidung über so wichtige Fälle war bisher sehr weislich immer dem Pabste vorbehalten. Man hatte die Inconvenienzen gefürchtet, welche statt finden könnten, wenn ein Fürst sein Ansehen mißbrauchen wollte, um günstige Entscheidungen für sich zu erzwingen. Darum hatte man so wichtige Angelegenheiten einer höheren unabhängigen Autorität vorbehalten. Dessen ungeachtet unternahmen es die Pariser Gerichte, ohne weiters über diese Sache zu entscheiden, weßhalb mehrere Cardinäle dem Heirathsceremoniel nicht beiwohnten. Dafür verbannte sie aber der erzürnte Despot aus Paris. Andere Cardinäle wohnten ihm bei, worüber der Verf. folgendermaßen sich äußert: „Man muß sich wundern, wie mehrere Cardinäle bei der heil. Feierlichkeit der Eheverbindung erscheinen konnten, da ihnen nicht unbekannt war, was 1804 geschah als Pius VII. sich nach Frankreich begab, um den Kaiser Napolean zu krönen. Der Cardinallegat Caprara that dem Pabste zu wissen, der Kaiser wünsche, der Pabst möge auch seine Gemahlin, die Kaiserin Josephine krönen. Der Pabst, der von einigen Cardinälen in Rom gewarnt worden war, sich erst zu unterrichten, ob die Ehe zwischen Napoleon und der Wittwe Beauharnois gültig geschlossen sey, um eine Richtschnur zu haben, wie er letztere behandeln solle, fragte ganz offen den Legaten, ob Josephine wirklich Ehefrau des Kaisers wäre, in welchem Falle er die heil. Function gerne ausüben würde. Der Cardinallegat und andere angesehene Personen am kaiserlichen Hofe bezeugten und versicherten, daß Josephine rechtmäßige Gemahlin Napoleons wäre, worauf der Pabst sich entschloß, auch hierin dem Kaiser gefällig zu seyn. Nach seiner

Rückkehr nach Rom im Jahre 1805, im Consistorium am 26. Juni erklärte er in seiner Allocution an die Cardinäle feierlich, was der ganzen katholischen Welt durch den Druck bekannt gemacht wurde, daß er am 2. Dezember 1804, nach dem heiligen und feierlichen Gebrauche der Kirche die Salbung und Krönung seiner in Christus geliebten Tochter, Josephine vollzogen habe. Wie konnten sie also nach einer so feierlichen Erklärung des so religiösen Pabstes Pius VII. an einer so wichtigen Handlung Theil nehmen, ohne eine Erklärung derselben? Der mit mysteriöser Heimlichkeit gemachte Prozeß und die Entscheidung weniger Priester, welche das Tribunal in Paris bildeten, konnte sie nicht beruhigen, weil diese Entscheidung gewiß nicht dem entgegengesetzt werden konnte, was die Cardinäle aus dem Munde des Oberhauptes der Kirche angehört hatten.“

IV. Kap. Fortdauer meines Aufenthaltes auf der Festung vom Jahre 1810 bis zum 5. Februar 1813.

Der Hr. Verf. erzählt sein ferneres Leben während der drei vollen Jahre, seine Beschäftigungen, und stellt Reflexionen an über Napoleons Gerechtigkeitspflege, über die Einrichtungen der Staatsgefängnisse, indem an die Stelle der verrufenen Bastille acht Staatsgefängnisse in den Provinzen errichtet wurden, die so manchen Schuldlosen in ihren finstern Kerkern hielten. Dagegen erhoben die sich liberal nennenden Philosophen keine Stimme, ja man lobte immer noch die Milde des Kaisers, während man unaufhörlich über die berüchtigten Lettres de Cachet schrie. —

Im Jahre 1810 erließ Napoleon ein Senatus-Consult, worin unter andern verordnet wird, „daß die Päbste bei ihrer Erhebung einen Eid ablegen sollten, nie etwas gegen die gallikanischen Propositionen zu unternehmen,“

ferner, daß diese vier Propositionen als allgemein gültig für alle katholische Kirchen im Reiche erklärt würden, dieses sollte der Pabst genehmigen! — Unbegreiflich! während der Calvinist, gemäß der Religionsfreiheit, öffentlich lehren durfte, die römische Kirche sey die babylonische H . . ., der Pabst der Antichrist, das Meßopfer eine verabscheuungswürdige Abgötterei ꝛc. sollte dem katholischen Professor untersagt seyn, in einem Hörsale zu behaupten, der Pabst sey über das Concilium. — Während der Verf. auf der Festung Fenestrelle war, kamen Gefangene fast jeden Standes und jeder Nation dahin. Unter andern wurden drei spanische Geistliche auf diese Festung verurtheilt, weil sie gegen den grausamen und ungerechten Krieg sprachen, den Frankreich gegen ihre Nation führte.

Der *Marquis* Patrizi wurde nach Fenestrelle gebracht, weil er seine beiden Söhne der französischen Regierung nicht übergeben wollte, um sie in einem der Collegien oder Lyceen Frankreichs erziehen zu lassen, indem er für sie und zwar mit Recht, nicht etwa den körperlichen, aber noch einen schrecklichern Mord fürchtete, nämlich den ihrer Religion und Unschuld, er wollte lieber der Wuth eines Tyrannen sich bloß stellen als seine Söhne dem Moloch opfern. — Während der todtkranke Pabst nach Fontainebleau geschleppt wurde, schritt der Usurpator siegestrunken über den Riemen. Napoleon hatte sich spöttisch geäußert, er lache über Bannflüche, die seinen Soldaten die Waffen nicht aus den Händen rissen, aber die Rache des Himmels blieb nicht aus. Segur und Salgues erzählen, wie die Waffen den Soldaten eine unerträgliche Last geworden und ihren Händen entfielen, Hunger und Kälte entriß sie ihnen, denn Der hat gerichtet, welchem Schnee und Wetter zu Gebote stehen. (Psalm. 148). Dieser Schlag stimmte das übermüthige Herz

herab und erwirkte den verbannten und gefangenen Cardinälen die langersehnte Freiheit.

V. Kap. Reise nach Fontainebleau und Paris.

Als Cardinal Pacca von Fenestrelle durch Pignerol reiste, versammelten sich daselbst viele aus den römischen Staaten vertriebene Geistliche, welche über des Cardinals Befreiung vor Freuden weinten, und aus deren magern und abgehärmten Gesichtern und halbzerrissenen Kleidern man auf ihre kümmerliche Lage schliessen konnte. Als er zu Lyon in die Pfarrkirche zum heil. Franz von Sales ging, empfing ihn der würdige Pfarrer Ginlard in feierlichem Zuge der zahlreichen Gemeinde und hielt voll Feuer und Kraft eine Anrede mit einer Freimüthigkeit, die in einer solchen Zeit in Erstaunen setzen mußte. Nach der heil. Messe wünschten mehrere hundert Gläubige aus des Cardinals Händen die heil. Communion zu empfangen, unter denen nebst vielen andern Vornehmen der Vicomte von Montmorency und zwei vornehme Jünglinge waren, die des Tags vorher zu ihm kamen und auf den Knieen um seinen Segen baten.

Als er am 17. Februar 1813 in Fontainebleau ankam, fand er den Pabst blaß, gekrümmt, mit eingefallenen fast starren Augen, denn es schmerzte ihn tief, daß er das Concordat unterschrieben; „jene Cardinäle, sagte er, zwangen uns an den Tisch zu gehen und machten uns unterschreiben.“ Mit sichtlicher Erheiterung vernahm er wie das Geschehene wieder gut gemacht werden könnte.

VI. Kap. Aufenthalt in Paris, Rückkehr nach Fontainebleau.

In diesem Abschnitte erzählt der Hr. Verf., wie er nach der Hauptstadt Frankreichs reiste, um sich dem Kaiser vorstellen zu lassen, von dem er, wider Vermuthen, glimpflich behandelt wurde, da er wohl wußte, wie viel Pacca beim Pabst vermöge, von dem Napoleon damals

die Ausführung des Concordats verlangte. Mit Erstaunen hörte der Hr. Verf. in der Nähe der Tuillerien einen Geistlichen predigen, der offen und freimüthig sich aussprach „über die schweren Drangsale, welche die Kirche seit einigen Jahren leidet.“ Von Paris sagte der Hr. Verf.: „Man kann diese Stadt, hinsichtlich der Gebäude, nicht mit Neapel, viel weniger mit Rom vergleichen ... aber bei jedem Schritte stößt man auf Gegenstände, welche an traurige Begebenheiten erinnern: hier, heißt es, ist die Stelle, wo sich das Tempelgebäude erhob, das der Kaiser hat niederreißen lassen, und das zum Gefängnisse der königl. Familie gedient hat; durch diese Straße wurde die unglückliche Marie Antoinette auf einem Karren neben dem Scharfrichter zum Richtplatze geführt; da ist der Platz, wo der gute Ludwig XVI. enthauptet wurde: hier die Kirche, worin so viele ehrwürdige Priester gemartert und umgebracht wurden ꝛc.“ —

Am Schlusse des zweiten Bandes dieser Denkwürdigkeiten sind noch die Artikel jenes berüchtigten Concordates oder vielmehr „der Basis eines endlichen Vergleichs“ beigefügt, welches dem guten, durch allerlei Kunstgriffe betrogenen Pius so vielen Kummer verursachte, dessen späterer Widerruf aber seinen Ruhm so sehr erhöhte.

In der Einleitung zum III. Bande macht der Hr. Verf. einige treffende Bemerkungen über die einseitigen Darstellungen mancher Schriftsteller in Betreff der Concordatsverhandlungen — so wie seiner freimüthigen offenen Erzählung auch der etwanigen Schattenseiten des Kirchenoberhauptes und des Cardinalscollegiums, wobei er die Worte des heil. Ambrosius über die Patriarchen des alten Bundes gut anwendet: „Cognoscamus, illos non naturæ præstantioris fuisse, sed observantioris, nec vitia nescisse sed emendasse.“

(Beschluß folgt.)

Jesus, der leidende und sterbende Erlöser. Ein durchgehends nach den Lehren und Schriften des alten und neuen Bundes, der Kirche, der heiligen und frommen Diener Gottes, verfaßtes Gebet- und Erbauungs-Buch für fromme Verehrer des heiligen Leidens und Todes Jesu Christi. Von K. Zwickenpflug, Pfarrer in Reischach bei Alt-Oetting. Deggendorf, 1828. Bei Vinzenz Pustet. — S. 464 in 8.

Jesus unsere Liebe, im allerheiligsten Altarssakramente, ein durchgehends nach den Lehren und Schriften des alten und neuen Bundes, der Kirche, der heiligen und frommen Diener Gottes, verfaßtes Unterrichts-, Gebet- und Erbauungs-Buch für fromme Liebhaber und Anbeter dieses hochheiligen Geheimnisses. Mit Approbation des hochwürdigsten bischöfl. Ordinariats Passau. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Deggendorf, 1830. Vinzenz Pustet — S. 488 in klein 8.

Die beiden vorstehenden Unterrichts- und Gebet-Bücher, welche die zwei großen Geheimnisse des neuen Bundes: das Leiden und den Tod unsers Heilandes und das allerheiligste Altars-Sakrament in sich fassen, halten in der Darstellung und Ausführung ihres hochwichtigen Inhaltes beinahe durchgehends eine und dieselbe Ordnungen. In beiden Büchern stehen voran Unterhaltungen und Anmuthungen, dann folgen die gewöhnlichen Andachtsübungen, als Morgen- und Abend-Andachten, Meß- Beicht- und Communion-Gebete, Vesper- Andacht, Litaneyen, besondere Andachten zu dem leidenden und sterbenden und zu dem im allerheiligsten Altars-Sakramente verborgenen Heilande. Das erstere Buch verbreitet sich, wie natürlich besonders über die Charwoche und über alle auf das Leiden unsers Heilandes bezüglichen jährlichen Feste. Das andere Buch enthält alles, was die Frohnleichnahmsfeier und deren Oktav in sich schließt. Zum Schluße sind in jedem Buche ein und dreißig Betrachtungen für jeden Tag des Monats angehängt. In-

deß ist in dieser Angabe des Inhaltes bei weitem nicht alles namhaft gemacht, was bezüglich auf das Leiden unsers Heilandes und auf das allerheiligste Altars-Sakrament in den zwei eben genannten Werken theils als Betrachtung theils als Gebet vorkömmt. Denn in der That es ist eine solche reiche Fülle der Belehrung und Andacht, daß manche, denen der Geist der Geheimnisse unserer heiligen Religion fremd ist, wenn sie nicht durch Anschauung sich überzeugen von der Vielseitigkeit und dem Reichthume der behandelten Gegenstände, sich kaum einen Begriff machen können.

Ref., der nur hin und wieder einen besser gewähl- Ausdruck gewünscht hätte, sonst aber mit der Einfachheit der Darstellung einverstanden ist, empfiehlt das Buch nicht nur den frommen Seelen aus der Classe der Laien, sondern glaubt auch, daß Priester für sich und ihre Seelsorge theils zur Erweckung frommer Gefühle, theils zur vielseitigern Auffassung, mit Nutzen dieselben lesen werden.

Abhandlung von der Unterscheidung der Geister. Verfaßt von dem ehrwürdigen Diener Gottes Bartholomäus Holzhauser. Aus dem Lateinischen übersetzt. Frankfurt am Main, bei Siegmund Schmerber. 1832.

Diese kleine Schrift ist eine von jenen seltenen Erscheinungen, die leider von der Mehrzahl derer, die sich Christen nennen, wenig beachtet werden. Und doch ist sie gehaltvoller und lehrreicher, als der unübersehbare Haufen von religiösen Schriften, mit denen man den Bedürfnissen unserer Zeit gewöhnlich zu steuern glaubt. Unsere sogenannten Aufgeklärten beschränken das Christenthum auf einige dürre Sätze, die sie Vernunftreligion nennen, und erklären eben das eigentlich Christliche für veraltetes Nebenwerk. Man kämpft fort und fort um Principien,

kömmt aber nie zu einer für das innere Leben gedeihlichen Entwicklung und Anwendung derselben. Dabei wollen ganz besonders die vornehmthuenden Verstandesmenschen über Dinge absprechen, von denen sie gar keine Ahnung haben. Alle diese Dinge, die sie in ihrer prosaischen Plattheit nicht zu erreichen vermögen, stellen sie unter dem Begriffe: „Schwärmerei" bei Seite und erfreuen sich dann sorglos ihrer geistigen Nacktheit.

Der fromme Pfarrer Bartholomäus Holzhauser, dem bei seinem rastlosen Wirken zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen, unter anderm auch das Priesterseminar zum heil. Franz von Salis in Dilingen sein Daseyn verdankte, war besonders erfahren in der praktischen und die Unterscheidungsfähigkeit des Guten und Bösen im Handeln und in Leitung des Handelns, gewährenden Wissenschaft, wie sie nur der gottinnige Mensch und wahre Christ haben kann. Hiemit beschäftigt sich zunächst das vorliegende Büchlein, das eine christlich-edle Seele durch diese neue Uebersetzung aus dem Lateinischen der Vergessenheit entziehen wollte. Das gewährt ja noch in unserer Zeit einige Beruhigung, daß bei der modernen, antichristlichen Verwirrung und Entartung immer noch fromme und rechtschaffene Menschen gefunden werden, durch die das plötzliche Einbrechen des schrecklichen Strafgerichts Gottes noch bedingt, Abrahams Verlegenheit, nur zehn Gerechte aufzufinden, bei uns noch nicht vollendet ist.

Das Büchlein zerfällt in drei Abschnitte. Der erste handelt von der dreifachen Bewegung, welche auf unsere Seele in diesem Leben hienieden, in verschiedener Weise sie anregend, einzuwirken pflegt, und von den Regeln, nach welchen die gedachten Bewegungen zu unterscheiden sind. Dieser Abschnitt gibt nach einigen einleitenden Erörterungen fünfzehn Regeln an. Der zweite Abschnitt handelt von dem Geiste der himmlischen Tröstungen, und der ent-

gegenstehenden Trostlosigkeit und Versuchungen. Der dritte endlich von den Grundsätzen und Regeln der Unterscheidung, wodurch wir unterwiesen werden gegen die Trügereien der fleischlichen Begierde. Die Sprache ist einfach, ungekünstelt, leichtverständlich und herzlich. Die angegebenen Regeln sind sehr praktisch und beruhen auf erprobter Erfahrung des innern Lebens. Nur was man hat, kann man andern geben. Ueberall zeigt sich ein tiefer Blick in die Verhältnisse des Menschen, und in den Zusammenhang mit dem Höheren. Auszüge lassen sich hier nicht wohl geben, weil diese kleine Schrift von 90 Seiten in Duodezformat, im Zusammenhange gelesen und überdacht werden muß.

Die Uebersetzung kann man ganz gelungen nennen; Papier und Druck lassen ohnehin nichts zu wünschen übrig. Und so möge denn diese kleine Perle im Taumel unserer Tage nicht mit Füßen getreten werden.

D. ad N.

Christliche Erweckung oder das apostolische Glaubensbekenntniß und die Gebote mit Rücksicht auf den Katechismus, wie auch das Gebet des Herrn und der englische Gruß in fünfzig gemeinfaßlichen Reimversen, als Unterhaltung mit Gott zur Erweckung des christlichen Glaubens und Lebens, zunächst für die letzten Schuljahre und dann für die ganze Lebenszeit, — auch als gesellschaftliches Wechselgebet. Mit einem Anhange. Zu Osnabrück in Commission bei L. Overwetter.

Der Titel dieses Büchleins gibt zugleich den ganzen Inhalt desselben an; nur ist noch zu bemerken, daß der Anhang auch die Weisung enthält, wie aus der christlichen Erweckung ein kurzes Morgen- und Abendgebet u. s. w. könne zusammengesetzt werden, dann Gesänge bei dem heil. Meßopfer, Anrufung des heil. Geistes und

Erhebungen des Gemüths bei der Beicht und Communion. Die christliche Erweckung kann der einzelne zur besondern Erbauung oder auch eine ganze Versammlung zur allgemeinen Andacht als Gesang oder als Gebet benutzen. Hiezu ist in dem Büchlein selbst die Anweisung gegeben. Daß es von höchster Wichtigkeit sey, in einem kurzen Symbolum, wie das apostolische oder in einfachen Gesetzen, wie die Gebote Gottes und der Kirche, oder in einem gedrängten aber inhaltreichen Gebete, wie das Vater Unser und Ave Maria einen Inbegriff der Glaubens und Sittenlehre und der frommen Gemüthserhebung zu geben, liegt am Tage. In solcher Weise ist dem Geiste und Gemüthe das zum Heil nothwendigste leicht gegenwärtig, und es kann nach Stimmung und Bedürfniß die weitere Entwicklung ohne Mühe angereihet werden. Wenn man hie und da aus Furcht vor Mechanismus diese alt hergebrachte Methode aufgibt, so wird man ohne Zweifel bald einsehen, daß dem hochgepriesenen Selbstdenken und Construiren oft sogar alles Baumaterial abgeht. Die Reimverse, die, wie es sich von selbst versteht, keinen poetischen Schwung enthalten können, auch hin und wieder etwas gezwungen sind, erleichtern sehr das Gedächtniß und sind geeignet die gemeinschaftliche Andacht in einem gewissen Ebenmaße zu halten. Ref. dankt dem würdigen Hrn. Verf. recht sehr für dieses Schriftchen, und bemerkt noch, daß es auch in der Teisingischen Buchhandlung zu Münster zu haben ist, und die Melodien von Osnabrück erhalten werden können.

Handbüchlein für Meßner und Schullehrer auf dem Lande, um bei den gottesdienstlichen Handlungen, bei der Ausspendung der heiligen Sakramente rc. genau dienen zu können, von Christoph Höflinger, Beneficiaten in Schwandorf. Mit Genehmigung des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariats Regensburg. Regensburg, bei Friedrich Pustet 1831.

Wie jetzt in vielen Gegenden Deutschlands die Schullehrer gebildet werden, sind sie meist unkundig in dem kirchlichen Dienste, welcher doch gewöhnlich mit ihrer Stelle verbunden ist. Viele, welche auch den guten Willen haben, bei den gottesdienstlichen Handlungen nach den vorgeschriebenen Rubriken und Gewohnheiten zu verfahren, haben weder durch frühere Angewöhnung noch durch spätern Unterricht die nöthige Sachkenntniß sich erwerben können. Andere, im Dunkel der Halbwisserei befangen, welche, nicht selten zum Nachtheile der später an sie gemachten Forderungen mit dem Schullehrer-Dienste auch die Meßnerstelle zu versehen, in ihnen genährt wird, haben während der Zeit ihrer Ausbildung dem Kirchendienste auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit gewidmet, weßhalb sie für einen Theil ihrer Amtsobliegenheiten beinahe gänzlich unbrauchbar sind. Diese letztere Klasse von Schullehrern wird nicht eher einer Belehrung zugänglich seyn, als bis auch die innere Gesinnung von der Frivolität zur ernsten Religiosität wird umgewandelt seyn. Ist dieses nicht zu erwirken, so wird kein Handbüchlein sie zu tüchtigen Dienern im Hause des Herrn machen können. Diejenigen hingegen, welche den frommen christlichen Sinn aus der Halbbildung gerettet haben, und ihren wichtigen Beruf auffassen, werden an dem vorliegenden Handbüchlein eine tüchtige Anleitung für die verschiedenen gottesdienstlichen Verrichtungen in der Kirche erhalten. Erstlich ist in Kürze in diesem Büchlein Alles angegeben, was auf den Dienst bei der heiligen Messe sich bezieht, dann

folgt eine Anleitung für verschiedene Andächten an den Sonn- und Feiertagen und während des Jahres; nach diesem ist angegeben, was bei Ausspendung der verschiedenen heiligen Sakramente dem Meßner zu thun obliegt, zuletzt ist noch beigefügt, was bei Begräbnissen zu thun und bei verschiedenen Responsorien zu antworten ist.

Aus dieser Inhaltsanzeige geht hervor, wie nützlich und oft unentbehrlich dieses Büchlein Meßnern und Schullehrern, welche den Meßnerdienst mit versehen, ist. Sollten auch hin und wieder nach den verschiedene Agenden einige gottesdienstliche Handlungen mit andern Ceremonien verrichtet werden, so sind diese Abweichungen im Allgemeinen doch unbedeutend, und durch einige Beobachtungen oder einiges Nachfragen wird im vorkommendem Fall der Kirchendiener sich bald zu recht finden können. Dem würdigen Herrn Verfasser gebührt für seine freundliche Belehrung herzlicher Dank.

Ueber das Thierquälen. I. Zwei katechetische Reden über das Thierquälen, von Dr. Angelikus Fischer, Stadtpfarrer in Mindelheim. II. Versuch einer Katechese über die Pflichten gegen die Thiere, von Sebastian Egger, Stadtpfarrer in Mindelheim. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Augsburg 1831. Verlag von Carl Kollmann und Himmer (Firma: Jos. Wolff'sche Buchhandlung). S. 60.

Das Thierquälen ist gewiß eine abscheuliche Barbarei; daß aber der Mensch, der Christ eigentliche Pflichten im höhern Sinn gegen eigene oder fremde Thiere hat, damit ist Referent nicht einverstanden, gesteht aber gewisse Rechte zu auf eigene Thiere, deren Grenzen nicht überschritten werden dürfen. Fremde Thiere auch nur zu gebrauchen, ohne Einwilligung des Herrn, ist Verletzung der Rechte dieses letztern, sie mißhandeln aus

Feindseligkeit gegen ihre Besitzer, ist Lieblosigkeit gegen den Nächsten und barbarische Gefühllosigkeit gegen die Thiere. Ist es daher nothwendig, über das Verhalten gegen die Thiere auch in der christlichen Lehre zu reden, so mag doch die Grenze nicht überschritten werden. Statt daher von Pflichten, von Liebe gegen die Thiere zu sprechen, rede man von dem Rechte welches der Mensch auf die Thiere hat, von den Wohlthaten welche er durch dieselbe genießt, von der Schonung, welche er gegen dieselben, so lange sie ihm nicht gefährlich oder schädlich sind, zu beobachten hat, u. s. w.

Daß der Geist des Christenthums vor dem Geiste der Empörung kräftig bewahre. Predigt am Michaelisfest 1830, von Dr. Wohlfarth. Altenburg 1831. Literatur-Comptoir.

Diese Predigt enthält drei Theile und ist zu einem guten Zwecke gut ausgearbeitet, nur behauptet der Hr. Verf. S. 10, daß Luther die herrlichste, Kirche und Staat gleich hochbeglückende Reform, auf völlig gesetzmäßigem Wege begann und begründete. Durch eben diese Behauptung muß all das Gute was erzweckt werden soll, wieder zerstört werden; denn sie stimmt nicht überein mit dem ersten Theile, der sagt, daß der Geist des Christenthums zunächst ein Geist des Gehorsams gegen die christliche Obrigkeit als einer heil. Ordnung Gottes sey, nicht mit dem zweiten Theile, der sagt, daß der Geist des Christenthums ein Geist der gesetzlichen Ordnung sey, welche er um so mehr aufrecht erhalten müsse, als nur unter ihr die Menschheit ihrer Bestimmung entgegenschreiten könne, nicht mit dem dritten Theile, welcher sagt, daß der Geist des Christenthums ein Geist des weisen Weiterstrebens sey, der die Fürsten zu treuen Vätern ihrer Völker erhebe, das Vertrauen zu denselben befestige, und die Völker zu den freudigsten Hoffnungen einer gesetzmäßigen Verbesserung

des Staatsganzen berechtige. Hätte Dr. Wohlfarth consequent seyn wollen, so hätte er sagen müssen: Leider hat Luther das böse Beispiel der Empörung gegen Kirche und Staat gegeben, und durch sein böses Beispiel bis auf unsere Zeiten gewirkt; wir wollen ihm aber nicht nachahmen, sondern dem Geiste des Christenthums folgen, der erstens ist ein Geist des Gehorsams ꝛc. Hätte Dr. Wohlfarth also gesprochen, so würde seine Predigt viel Gutes haben stiften können; so macht er sich aber selbst zum Vertheidiger einer frühern Empörung, und setzt sich daher in Widerspruch mit sich selbst, wenn er dem Geiste der Empörung entgegen arbeiten will. Schon die Klugheit hätte ihm rathen sollen, von Luther ganz zu schweigen. Dadurch wäre er dem Einwurfe, der ihm gemacht werden konnte, entgangen, und hätte sich selbst nicht widersprechen müssen.

Unfehlbarkeit der christlichen Kirche in wesentlichen Glaubens- und Sittenlehren, dargestellt für Nicht-Theologen. Von einem katholischen Pfarrer. Trier, 1832. Bei J. Lintz. S. 62.

Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß die hier behandelte Wahrheit von der höchsten Wichtigkeit ist. Jeder dem das Christenthum in objectiver und subjectiver Beziehung das Höchste des Lebens ist, wird allein in der Unfehlbarkeit der christlichen Kirche die unerschütterliche Beruhigung finden. Wer noch nicht die Nothwendigkeit dieser Grundlagen gefühlt hat, ist entweder in todtem Indifferentismus untergegangen, oder wird von dem Winde seiner wandelbaren Subjectivität unstet umhergetrieben. Was wir hier bemerkt haben, gilt nicht nur für die Geistlichen, als die Religionslehrer, sondern betrifft auch die Laien, die ebenfalls von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben im Stande seyn sollen. Für diese auch ist das vorliegende Büchlein geschrieben, und wird bei denen welche

noch auf dem Standpunkte des positiven Christenthums sich gehalten haben seinen Zweck nicht verfehlen. Es zeigt nämlich, daß die Unfehlbarkeit der christlichen Kirche von ihrem göttlichen Stifter verheißen und gegeben worden, daß die ersten und die folgenden Jahrhunderte an diese Unfehlbarkeit geglaubt haben. Dann macht es noch fühlbar, daß ohne die Gabe der Unfehlbarkeit, der christliche Glaube unter den Menschen, und die Kirche als sichere Heilsanstalt, unmöglich bestehen könnten. Das ganze Büchlein ist einfach und gründlich geschrieben, und verdient als Schutz- oder Heilmittel gegen den verderblichen Indifferentismus, besonders in gemischten Gegenden sehr verbreitet zu werden. Den Hr. Verf., der eine große Gabe als populärer Schriftsteller wirken zu können verräth, ersuchen wir, das ihm verliehene Talent zu ähnlichen Arbeiten oft zu verwenden.

Trauerrede bei den feierlichen Exequien Sr. päbstlichen Heiligkeit Pius VIII. in der hohen Metropolitankirche zu Bamberg, von Domcapitular und Professor der Dogmatik Dr. Friedrich Brenner, gehalten den 31. Dezember 1830. Bamberg, mit Klebsadel'schen Schriften. Kl. 4° S. 10. *)

Den Werth der Bildung und Gelehrsamkeit beurtheilt man nach dem Gebrauche, welchen ihr Besitzer für das Leben zu machen versteht und wirklich macht. Durch jenen Gebrauch wird der Gelehrte zugleich zum Wohlthäter seiner Mitmenschen, während der bloße Stubengelehrte, sich und seine Bestimmung verkennend, oft

*) Wir erinnern uns nicht in einer Literaturzeitung die bisherigen Leistungen des verehrten Herrn Verfassers im Fache der Homiletik gehörig gewürdigt gelesen zu haben. Deßwegen glauben wir unseren Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen durch diese Würdigung, obgleich die dazu benutzte Trauerrede schon über ein Jahr erschienen. A. D. R.

keinen oder nur zufälligen Einfluß auf das Glück seiner Brüder äußert. Gilt dieß von den Gelehrten überhaupt, so gilt es noch vorzüglich von dem Theologen, dessen Wissenschaft durchaus practischer Tendenz, somit ganz für das Leben ist. Schon aus diesem Grunde werden die ausgezeichneten Kenntnisse des hochwürdigen Hrn. Domkapitulars und Professors Dr. Friedrich Brenner, des Verf. vorbemerkter Rede, und der edle und ehrende Gebrauch, den derselbe von seinen Kenntnissen macht, unsere volle Hochachtung und den innigsten Dank verdienen. Denn daß der Hr. Verf. bei seinem unveränderten Streben, in der Lehre des Heils immer tiefere Einsicht zu gewinnen, nicht bloß für die gelehrte theologische Bildung, sondern auch ganz vorzüglich für die Verwirklichung der Heilslehren bei seinen Mitmenschen zu deren Beseligung Bedacht nehme, also nicht bloß für die Schule, sondern auch für das Leben lerne und lehre; dieß beweisen schon zur Genüge seine schriftstellerischen Leistungen im Fache der Dogmatik, in welcher bei der Darstellung jeder wichtigen Lehre zugleich die praktische Beziehung gehörig herausgehoben und die Anwendung für den Volkslehrer, wenn auch nur kurz, doch bestimmt genug angedeutet ist; noch mehr aber sprechen dafür seine Arbeiten im Fache der Homiletik und der Ascetik. Wer diese mit der gehörigen Gemüthsverfassung des tiefergriffenen und begeisterten Redners in kraftvoller und männlich schöner Rede vortragen gehört hat, der wird uns vollends beistimmen, wenn wir sagen: Herr Kapitular Brenner vereinigt mit der Tiefe des speculativen Geistes den ächten praktischen Takt, welchen ihm ein die Gegenwart durchdringender Blick gewährt hat. Von dieser Vereinigung rührt her sein richtiges Erfassen der Zeiterscheinungen und ihres Verhältnisses zum religiösen Wissen und sittlichen Leben, daher rührt die glückliche Wahl der Mittel,

um über dieselben sich zu stellen und sie zum Wachsthume des inneren Menschen zu beherrschen; daher der erwünschte Erfolg bei seinem kräftigen Auftreten gegen jene Erscheinungen, da wo sie für Wissenschaft und Leben nachtheilig zu werden beginnen; daher endlich jene muthvolle und besonnene Entschlossenheit, wenn solche den höchsten Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens zusagen, womit sie ergriffen und der Gegenwart in ihren heiligsten Beziehungen aufgezeigt werden. Und gerade hierdurch beurkundet derselbe auf die sprechendste Weise seinen Beruf als Lehrer der Theologie und als Mitglied des erzbischöflichen Rathes zur Ordnung und Führung der kirchlichen Angelegenheiten, dessen Geschäft es mit ist, die Geister zu prüfen, zu wecken, zu lenken zum Wohle der Kirche und in den rechten Kreis ihrer Thätigkeit zu versetzen, *aber immer nur* durch die Kraft des eigenen Geistes; — da *nur* der Geist erforscht was des Geistes ist. Doch es ist *nicht* unsere Absicht, die Vorzüge und Verdienste eines Mannes herauszuheben, welche von der gelehrten Welt, so wie von der Kuratgeistlichkeit der Erzdiözese allgemein anerkannt und gepriesen sind; — sondern wir wollen nur etwas über ihn als Prediger sagen und dabei seine letzte öffentliche Rede in Anzeige bringen.

Die Behauptung, daß der Redner gebildet und nicht geboren werde, ist nur zum Theile wahr; denn wahre Beredsamkeit geht nur aus einer Begeisterung hervor, welche ihren Gegenstand nach seinem innersten Wesen durchdringt, alle Beziehungen desselben zum Leben aufgreift und darauf diese Tiefe und Breite des Gedankens in die schöne Form des Worts hineinbildet, da der Redner eigentlich nur das Herz für den Gegenstand zu interessiren hat, um durch dieß Interesse ein mächtiges Motiv des Willens für die Verwirklichung der vorgetragenen Wahrheit zu geben. Eine solche Begeisterung setzt immer

eine gewisse Naturanlage voraus, nämlich eine Leichtigkeit von der Macht des Geistes, der in dem Gegenstande waltet, so ergriffen zu werden, daß die Seele alles aufbietet für den Gegenstand. Wem Gott jene Naturanlage versagt hat, der wird bei aller Anstrengung nie in die Reihe ausgezeichneter Redner eintreten. Freilich bedarf der Redner, vor allem der christliche, noch anderer Eigenschaften, welche er durch Übung und selbstthätige Richtung des Geistes sich verschaffen muß. Dahin gehören die gründliche und umfassende Wissenschaft der Wahrheiten des Heils, die Kenntniß aller sittlichen und religiösen Gestaltungen des Lebens, die richtige Einsicht in die Wirksamkeit des Herrschens der Finsterniß in den Erscheinungen der Zeit, und die Mittel, einer solchen Wirksamkeit zu begegnen; dahin gehören ferner die Gewandtheit in der Sprache, um das richtig Gedachte auch richtig und angenehm darstellen zu können, ein gutes Organ und volle Herrschaft über seine Mienen und Geberden, ganze Haltung und Bewegung des Körpers, wodurch sich zum Theile die rechte Fassung ankündigt. Jene geistige und diese körperliche Gewandtheit und Tüchtigkeit bleibt nur Sache der Übung und Gewöhnung; und in dieser Hinsicht ist es wahr, daß der Redner gebildet werde. — Aus den Früchten erkennt man den Baum, aus den Handlungen die Menschen, welches Geistes Kinder sie sind. Wendet man dieses an auf Hrn. Kapitular Dr. Brenner, so kann man sagen, daß derselbe zum Redner in der angegebenen Bedeutung schon geboren sey. Indem er zugleich die Anlage mit allen Hülfsmitteln unterstützte, bildete er sich zu dem ausgezeichneten Redner, welcher im Fache der Homiletik schon Tüchtiges leistete und noch zu leisten verspricht, dem jüngeren Klerus insbesondere, der das Glück hat ihn zu hören, ein recht gutes Muster gediegener Beredsamkeit zur Nachahmung aufstellt, welcher überhaupt

auftreten kann, wie einer der Macht hat über die Herzen der Menschen und zu sprechen vermag zur Ehre des Kreises, dem er durch seine höhere Stellung, zur Würde der Geistlichen, denen er durch seine Weihe und sonstige Thätigkeit, zum Wohle der Zuhörer, denen er als Diener des Wortes Gottes angehört. — Wir gründen diese unsere Behauptung nicht auf obige Trauerpredigt allein, sondern auf alle von ihm gehörten und gelesenen Reden. — Schon als Kaplan an der Stadtpfarrkirche zum heil. Martin in Bamberg predigte er mit vollem Beifalle und zur allgemeinen Erbauung. Als Vorstand des Klerikalseminars benutzte er die verschiedensten Anlässe, um den Geist der Anstalt in die Zöglinge derselben durch die Kraft seiner Rede entscheidend hineinzubilden. Desgleichen that und thut er auch als Professor, wo er abwechselnd mit den übrigen geistlichen Lycealprofessoren die sonntägigen Religionsvorträge für die sämmtlichen Lycëisten halten muß. Sowohl in jenen Gelegenheitsreden als diesen Vorträgen erschütterte er bis in das Innerste das Gemüth der Zuhörer, riß sie mit sich fort und bewirkte eine Begeisterung für Wahrheit, Recht und Tugend, welche die gesegnetesten Früchte brachte. Selbst beim bloßen Lesen machen seine Arbeiten einen sehr guten Eindruck, welcher freilich dem beim Hören aus dem Munde des Redners nicht gleichen kann, da der treffliche Prediger mit einer ihm eigenen tiefen Empfindung, mit ganz besonderem Nachdrucke, mit ansprechender Herzlichkeit und voller Natürlichkeit vorträgt. — Wenn wir die vorzüglichsten Eigenschaften in den Reden des Hrn. Verf. kurz angeben wollten, so glaubten wir folgende anführen zu müssen:

1. eine eigene Anschaulichkeit so wie Gründlichkeit in der Darstellung des Gegenstandes;
2. ein glückliches Hervorheben der interessantesten Sei-

ten desselben, wodurch selbst das bekannteste Thema den Reiz der Neuheit und besonderes Interesse gewinnt;

3. eine Individualisirung, wodurch jeder Zuhörer den kranken Fleck an sich erkennen und zugleich auch das Mittel zur Heilung errathen kann, wenn solches auch nicht bestimmt dargelegt ist;

4. eine Stetigkeit in der Entwickelung des Gedankens und eine die ganze Predigt durchlaufende würdige Haltung; jedoch mit Hervorhebung der wichtigsten Punkte, was oft durch musterhafte Schilderungen und Beschreibungen geschieht;

5. ein ausgezeichneter Styl, da alle Gedanken bis zum Sprechen bezeichnet sind;

6. eine sehr gute Anwendung der Beredsamkeit, wie sie in den Meisterwerken eines h. Ephräm Syrus, eines heiligen Chrysostomus sich findet;

7. endlich die größte Einfachheit, so daß der aufmerksame Zuhörer den Vortrag leicht als ein schönes Ganze aufzufassen und zu behalten vermag; indem alle Hauptgedanken gehörig herausgehoben und die Nebengedanken in den nächsten Beziehungen auf dieselben entwickelt werden.

Kurz, die meisten Reden des Hrn. Domkapitulars sind, was gute Predigten seyn sollen, wahre Kunstprodukte, an deren Erzeugung vorzüglich dichterischer Schwung, von der Macht der religiösen Begeisterung getrieben, großen Antheil hat: — ich sage die meisten, denn auch der größte Künstler findet in seinem Leben Augenblicke, in welchen den Gedanken die Lebendigkeit und der künstlerischen Produktion die Meisterhaftigkeit zu gebrechen scheint, besonders wenn ihm das Material und die Zeit zur Produktion von andern gegeben wird. Und wie häufig ist dieß der Fall beim Kanzelredner, besonders

wenn er als Kasualredner auftritt? — In wie weit die letzte öffentliche Rede auf den Tod Pabst Pius VIII. die oben von den Reden des Dr. Brenner angegebenen Eigenschaften und Vorzüge an sich habe, mag der Leser selbst entscheiden. Wir begnügen uns mit einer gedrängten Inhaltsanzeige. Das Thema ist: es soll gezeigt werden:

Was uns in gegenwärtigen, allerdings bedenklichen Zeiten hinsichtlich eines künftigen Oberhauptes der Kirche beruhigen könne.

Die Eintheilung ergiebt sich von selbst, nämlich:

I. Anführung der Bedenklichkeiten, welche die jetzigen Zeiten hinsichtlich eines künftigen Oberhauptes verursachen;

II. Beruhigungsgründe, welche dieselben Zeiten für die nämliche Gelegenheit darbieten.

Dazu wird eingeleitet durch Hinweisung auf die letzten Päbste, welche nach so kurzer Dauer ihrer Regierungen das Zeitliche gesegnet haben, da doch in so stürmischen Zeiten, nach menschlichem Urtheile, das Haupt der Kirche desto nothwendiger ist. Da Matth. VIII, 26 als Text zum Grunde gelegt ist, so ist der Übergang zum Thema ganz natürlich so wie die Abfolge der Theile aus dem Thema.

Im ersten Theile werden als Bedenklichkeiten nahmhaft gemacht, die Aufregung der materiellen Kräfte, wobei die heiligen zwischen Obrigkeiten und Unterthanen bestehenden Verhältnisse nicht nur erschüttert, sondern an manchen Orten sogar zerstört worden; die allgemeine Aufregung der Geister, die Macht der Zeitideen, das allgemeine Geschrei nach Freiheit im Bürgerlichen und Religiösen, wobei Freiheit mit Ungebundenheit, Zügel- und Gesetzlosigkeit verwechselt wird. „Hiebei, heißt es S. 5, treten mehrere der sogenannten Liberalen als offenbare Feinde des h. Stuhles auf und nehmen keinen Anstand zur Losbindung der Gläubigen von ihm, und zu dessen gänzlichem Umsturz in Reden

und Schriften aufzumuntern, und dieß nicht ohne Erfolg; denn sie haben dadurch einen Gährungsstoff auch in die Kirche geworfen, welcher schon mehrere Glieder ergriffen und für sich verdorben, für andere aber ansteckend und gefährlich gemacht hat rc.“ Wie wird in diesem Wirrwarr der Kräfte und Meinungen das rechte Haupt der Kirche gewählt werden können? Hier ist alles meisterhaft gezeichnet. Ich will zum Belege nur den Schluß des ersten Theils hersetzen, um auch zugleich den schönen Übergang mittelst des Textes bemerklich zu machen. Nach einer sprechenden Schilderung des Wirrwarrs, in welchen so leicht die ernsten Berathungen der Kirchenprälaten gestört werden könnten, fährt der Redner also fort: „Wer wagt es alle diese Bedenklichkeiten als unerheblich zu verwerfen? Gesetze schweigen, Throne wanken, Fürsten ziehen im Elende herum, die Kirche ist allen Angriffen des Muthwillens und der Bosheit ausgesetzt; und in diesem allgemeinen Sturme wird auch noch dem Schifflein Petri der Steuermann entrissen. Ach! Herr, warum schlummerst, warum schläfst du? Die Winde heulen, die Blitze leuchten, die Donner rollen, die Wogen wälzen sich wie Berge heran: erwache, Herr! hilf uns, wir gehen zu Grunde! — Doch ich schaue zurück in die evangelische Geschichte und sehe da die Jünger ringend mit dem Meeressturme, und das Schifflein ist in Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, und die Jünger rufen: Herr! hilf uns, wir gehen zu Grunde! und Jesus spricht: „„Was fürchtet ihr euch ihr Kleingläubigen?““ Und er steht auf und gebietet den Winden und dem Meere, und es wird große Stille. Daß nun auch wir in unserm Vertrauen nicht sinken, vielmehr die Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange der kirchlichen Angelegenheiten schöpfen und zwar aus den gegenwärtigen Zeitumständen schöpfen sollen, dieß zeiget der zweite Theil.“

Im zweiten Theile sind folgende Beruhigungsgründe

aus den angeführten Bedenklichkeiten entnommen: die Leiden, welche die Zerstörung der bürgerlichen Ordnung zur Folge hatte, brachten schon viele zur Besinnung; sie wünschen bereits dieselbe sich zurück; sie werden daher nicht so leicht zur Zerstörung der an andern Orten noch bestehenden einen Versuch machen. Zugleich werden die Fürsten die Zügel der Regierung straffer anziehen und den wild daherfahrenden Anmaßungen zu begegnen wissen; also von diesem Sturme hätte Rom und das heil. Collegium bei der Wahl des Pabstes keine Störungen zu befürchten; die zur Besinnung gekommenen Völker würden die Anordnungen der Kirche mit dem neuen Oberhaupte gerne achten; die Fürsten würden jede Regung der aufwachenden Willkür alsogleich dämpfen; die Macht der Zeitideen würde sich bald an ihren traurigen Folgen brechen, welche sind Frechheit, Zügellosigkeit, Tyrannei, Plünderung, Raub und Mord. Die Feindseligkeit gegen den heil. Stuhl wird sich verlieren a) eben durch die bis jetzt schon gefühlten schlimmen Folgen des gelockerten Bandes zwischen den Gläubigen und dem Oberhaupte der Kirche; b) durch die gehörige Betrachtung des gegenwärtigen Pabstthums, welches ein anderes als im Mittelalter ist. Und diese Betrachtung wird eingeleitet werden durch das was gerade in diesen stürmischen Zeiten der heil. Vater zur Beruhigung der Völker und ihrer Beherrscher gethan hat. Hier ist eine ganz kurze Beschreibung des Wirkens des Verblichenen als Belege angehängt. Den Schluß machen folgende Worte: „Du Herr! weißt es was geschehen wird. Das Jahr neigt sich. Düster und in Trauerflor gehüllt tritt es ab. Nur wenige Stunden, und das neue Jahr kommt heran: was wird es bringen? Herr, den Todten gieb Ruhe, den Lebenden Frieden! Amen."

Dieses Schlußgebet ist eben so passend wie das am Ende des Eingangs. — Wenn man besonders im zweiten

Theile die religiösen Momente als Beruhigungsgründe nicht nach Wunsch herausgehoben findet: so ist zu bedenken, daß dieselben in der zum Grunde gelegten biblischen Geschichte klar genug vorliegen.

Schließlich muß Ref. einen Wunsch aussprechen, welcher nicht bloß der seinige, sondern der vieler Studirenden und junger Geistlichen ist: daß nämlich der Hr. Kapitular bald seine Reden herausgeben möchte, die er als Professor der Theologie vor den sämmtlichen Candidaten des Lyceums gehalten hat. Dieser Wunsch ist um so gerechter, je gegründeter die Erwartung ist, daß das Lesen jener Reden alle Gefühle und Vorsätze erneuern, beleben und stärken werde, die sie beim Vortrage in den Zuhörern erzeugten. Diese müßten in Verbindung mit den von diesem würdigen Verfasser schon herausgegebenen Predigten eine schöne Sammlung ausmachen.

Erinnerungen aus einer Reise durch einige Abteien in Oestreich, und das k. k. Obderensische Salzkammergut. Von J. B. Zarbl, Director des erzbischöflichen Klerikal-Seminar in Freising. Aus dem Tagsblatte „Eos" besonders abgedruckt. Mit Beilagen. Regensburg, bei Friedrich Pustet. 1831.

Die Leser der „Eos" kennen schon die vorliegenden Erinnerungen, welche in neunzehn Briefen früher schon in jenem Tagsblatte mitgetheilt worden sind. Es ist aber in vielfacher Beziehung ein wahrer Gewinn, daß diese Briefe in einem Bändchen besonders abgedruckt, einem größern Lesepublikum zugänglich gemacht worden sind. Manche sonst eifrige Leser von Reiseskitzen, schönen poetischen Schilderungen, ergreifenden Naturschönheiten und gemüthlichen Ergießungen tiefer Seelengefühle, haben des Genusses den diese Briefe gewähren, entbehrt, weil sie aus Jesuitenschen die in Verdacht gebrachte „Eos" nicht einmal anzuschauen getrauten. Andere werden noch jetzt,

wenn sie auf dem Titel nur den Namen „Eos" erblicken, von panischem Schrecken erfüllt, das freundliche Buch ohne weiters bei Seite legen. So weit ist es mit der hochgepriesenen Liberalität in unsern Tagen gekommen! Und wenn auch die meisten Menschen mehr oder weniger in ihren gewohnten Ansichten befangen sind, so ist doch selten irgendwo eine blindere Parteilichkeit zu finden, als eben bei jenen Leuten, welche sich mißbräuchlich die Liberalen nennen, und doch statt in die Sachen einzugehen, nur die einmal gehässig gemachten Namen überall vorschieben. Den Lesern des Katholiken wünschten wir indeß einen großen Theil dieser Briefe schon wegen ihres religiösen Interessens mittheilen zu können. Ihren übrigen Inhalte, der überaus schöne und anziehende Landschaftsgemälde, geistreiche Beobachtungen und Vergleichungen, tiefgefühlte Empfindungen einer für das Schöne und Gute poetisch-empfänglichen Seele enthält, wollen wir übergehen. Nur das müssen wir noch bemerken, daß Reisende sicherlich zu großer Erheiterung und Belehrung eine in vielfacher Rücksicht anziehende Ausflucht in einen Theil von Oestreich mit diesem Buche als Führer machen könnten. Was uns Bayern und überhaupt manchen andern Deutschen bei dieser Reise interessiren müßte, sind die großartigen Abteien, die hier noch blühen. Bei uns ist es so weit gekommen, daß wir von diesen herrlichen Anstalten der kathol. Kirche, höchstens noch hie und da ein trauriges Ueberbleibsel sehen, und nur aus dürftigen und nicht selten befangenen Schilderungen uns ein Bild von den ehemaligen herrlichen Klosteranstalten und ihrem segensreichen Wirken machen können. Wir fühlen täglich immer mehr die Zerrissenheit des Lebens, den Mangel an gesicherten kräftig in das Leben eingreifenden Anstalten. Der Unterricht der Jugend hat keine religiöse Unterlage, keine Einheit und keinen Halt. Nirgend wo sind Mittel-

punkte einer geregelten wissenschaftlichen Thätigkeit, höchstens findet sich etwas der Art in Residenz- oder Universitäts-Städten. Großartige Muster einer liberalen Oekonomie sind beinahe gänzlich verschwunden, weil überall die engherzigste Selbstsucht wuchert. Die Armen sind ohne liebevolle Unterstützung und Pflege, einem unabsehbaren Elende preis gegeben. Die ganze Gesellschaft hat sich individualisirt, wie die meisten unserer Staaten ungeachtet ihrer constitutionellen Grundgesetze und Einrichtungen. Wie unbedeutend ist aber der einzelne Mensch! Nur vereinte Kraft vermag Großes auszuführen. Oder wollten wir eine solche Macht der neuern Industrie und den Fabriken beilegen? Wer so befangen wäre, den möchten wir nur auf einen Monat in eine Fabrikgegend schicken, und eine Woche ihn dort arbeiten lassen. Der Bedauernswürdige müßte bald in gänzlicher Aufzehrung seiner besten Kräfte es fühlen, daß er und all die Unglücklichen, welche von frühe Morgens bis spät Abends unausgesetzt die Spindel drehen, oder mit der Maschine maschinenmäßig arbeiten, keinen weitern Gewinn haben, als die Fristung eines nutzlosen Lebens, und daß nur der Eigenthümer jeglichen Vortheil sich zuwendet. Der Fluch muß auf den Ländern ruhen, wo das unmündige Kind, und die frühe abgelebten und oft an Leib und Seele verkrüppelten Männer und Weiber, selten die reine Himmelsluft genießen, und im jammervollsten Elend den üppigsten Luxus unterhalten müssen. Doch wenden wir unsern Blick von den gegenwärtigen Beglückungsanstalten der betrogenen Menschheit ab, und beten wir zu Gott er möge ihr seine Hülfe zur rechten Zeit angedeihen lassen.

Gnosis, oder evangelische Glaubenslehre, für die Gebildeten in der Gemeinde, wissenschaftlich dargestellt von Karl Hase. 2 Bd. S. 306; 3. Bd. S. 560. Leipzig 1828 und 1829. Bei Ambrosius Barth.

Fortsetzung und Schluß der im Septemberheft 1831, S. 340, abgebrochenen Recension.

In der Beurtheilung des ersten Bandes haben wir vornehmlich auf die Flüchtigkeit und den Mangel einer tief eindringenden philosophischen Begründung des vorliegenden Werkes im Allgemeinen aufmerksam gemacht. Jetzt liegt uns ob, dieß mehr im Einzelnen nachzuweisen. Zuvörderst würden wir uns hier an die philosophische Untersuchung im ersten Bande S. 156 — 184 nachträglich halten, indem wir uns auf dieselbe in der Recension des ersten Bandes nicht eingelassen haben, obwohl sie, nach unserem Dafürhalten, einige sehr auffallende Schwächen darbietet. Da uns aber der Verfasser in Ansehung der letztern, Stoff genug in der Fortführung seines Werkes darbietet, so genüge es hier, auf eine Recension desselben in der Tübinger theologischen Quartalschrift *) verwiesen zu haben, die sich hauptsächlich mit jener Untersuchung beschäftiget hat.

Was nun zuerst die philosophische Untersuchung über die Unsterblichkeit II. Bd. 1 — 35 S. betr., so stellt Hr. Hase gleich am Anfange die sogenannten Schulbeweise für dieselbe auf, und beurtheilt sie. Dabei sind wir mit ihm einverstanden, daß keiner derselben leiste, was er verheißt, d. h. wir sind gleichfalls der Ueberzeugung, daß es unmöglich sey, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu beweisen. Indeß haben wir auch die Ueberzeugung gewonnen, daß keiner der Schulbeweise verlegen seyn könne, sich aus Hrn. Hase's gegnerischen Händen meistens

*) Jahrgang 1830.

ganz unversehrt oder nur leicht verwundet zu retten. — Anlangend den metaphysischen Beweis, so schließt er aus der Einfachheit der Seele auf ihre Unauflösbarkeit und unendliche selbstbewußte Fortdauer. Dagegen wendet Hr. Hase ein, daß hier der Tod des Naturlebens, welcher ein Zerfallen in die Elemente des letztern ist, verwechselt werde mit dem Tod des Seelenlebens, welcher in dem Aufhören des Selbstbewußtseyns besteht, und daß somit zwar aus dem Beweise die Fortdauer der Seele als einer in der Sphäre des Wirklichen vorhandenen Kraft folge, aber keineswegs die Fortdauer derselben mit Individualität und Selbstbewußtseyn, was doch allein gewünscht und eine Unsterblichkeit der Seele genannt werden kann. Allein wenn einmal zugegeben ist, daß die Seele des Menschen nach der Auflösung ihres Körpers dennoch fortdauere als Kraft zu existiren, so kann die mit Selbstbewußtseyn verknüpfte Fortdauer derselben nicht mehr geläugnet werden. Denn da das Selbstbewußtseyn, bei der Annahme einer selbstständigen Existenz der Seele in und neben dem Körper, (welche Annahme das Hase'sche Räsonnement unbedingt und nothwendig voraussetzt) lediglich eine der Seele, als eigenem substantiellen Wesen, inhärirende Äußerung derselben ist und bleibt, wo jene ist und bleibt: so geht diese Äußerung oder das Selbstbewußtseyn der Seele aus eben dem Grunde nicht unter, aus welchem ein Fortbestehen der Seele als einer Kraft auch nach Auflösung ihres Körpers angenommen und zugegeben wird. Man sieht also, daß durch Hrn. Hase's Einwendung jener Beweis im geringsten nicht entkräftet, vielmehr erst recht bestätigt wird. Woran er eigentlich leidet, und worauf er in Ansehung seiner Gültigkeit allein beruht, hat unser Verfasser nicht hervorgehoben. Es ist die Unbegreiflichkeit oder wenigstens Unerweislichkeit der Substantialität der Seele, abgesehen von ihrem Vehikel. Denn

wird diese eingeräumt und wissenschaftlich gerechtfertigt, so kann der Beweis für die Unsterblichkeit der Seele keiner großen Schwierigkeit unterliegen.

„Zum andern der teleologische Beweis (II, 6) d. h. aus Zweckbegriffen, folgert aus der Unendlichkeit menschlicher Anlagen, weil im irdischen Leben diese nicht entwickelt werde, daß sie für die Entwicklung eines unendlichen Lebens bestimmt sey. Allein was die Individualität betrifft, in welcher diese Unendlichkeit zu Tage kommt; so erscheint sie engbegränzt; es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; der reiche Geist mit der Erfahrung eines Jahrhunderts sieht sich noch selbst zusammenschrumpfen, und sein Lebensabend wird zur vergeblichen Klage nach der Geisteskraft seiner Jugend. Wer also bürgt dafür, daß die unendliche Menschenkraft, so weit sie seiner Persönlichkeit gehörte, nicht in ihm beschlossen und vollendet war? Wenn aber der Tod auch den Mann in der Kraft seiner Jugend ereilt, wenn Rachel ihre Kinder beweint und das Geschrei der Mütter auf dem Gebirge gehört wird um eine ganze Kinderwelt, die das Leben des Messias mit ihrem jungen Leben voll Hoffnungen bezahlen mußte, so trifft der Blitz auch die junge Eiche, welche nach Jahrhunderten noch die Nachwelt im Frühlingsschmucke beschattet hätte, und ich sah den Winzer mit seinen Kindern händeringend durch die Weinberge gehen, welche gestern noch grünten und dufteten, heut aber im Frost einer Nacht wie mit einem schwarzen Flor überzogen waren u. s. w.“

Fassen wir diese Gedanken etwas bestimmter zusammen, so ist in ihnen vornehmlich dieses enthalten: 1) Es ist ungewiß, ob nicht der einzelne Mensch, hinter der Perfectibilität seiner Anlagen und Kräfte, so weit sie nach seiner Bestimmung postulirt werden muß, zurückbleibe; 2) Es ist überhaupt und namentlich in einzelnen Fällen auch

in der sinnlichen Natur ein Zurückbleiben ihrer Producte hinter dem, nach dem Wesen der in sie gelegten Kräfte ihnen erreichbaren Ziele, wahrzunehmen. Was nun das erste betrifft, so läßt sich zwar gegen den, der die **seiner** Natur und ihren Kräften angemessene Bahn bis auf die letzte Linie durchwandert zu haben vorgibt, kein strenger Beweis des Gegentheils liefern, weil von der **Freiheit** und den auf sie gegründeten, die Würde der Menschennatur mit ihr ausmachenden **Bestimmung** jedes Einzelnen, nur durch ein beiden angemessenes Leben richtige Begriffe möglich sind; allein unter den Bessern unseres Geschlechts kommt der unter Nro. 1. aufgestellte Satz als eine unbezweifelbare und unabweisliche **Thatsache** des Bewußtseyns vor. In Ansehung des zweiten Punktes muß allerdings eingeräumt werden, daß für denjenigen, der in der Kraft und der Blüthe seiner Jahre dahin sinkt, ohne das ihm mögliche Ziel erreicht zu haben, aus dem letztern Umstande eine Verlängerung seines Lebens in einer andern Welt nicht folge. Denn so hätten auch die vom Blitz zu früh getroffene Eiche, und die im Frost vor ihrer Reife untergegangenen Reben auf eine Unsterblichkeit jenseits Anspruch. Allein davon ist auch nicht die Rede, vielmehr wird behauptet, daß **kein** Mensch diesseits das werde, was er werden **kann** und **soll**. Dieses aber kann von den übrigen Theilen der Natur nicht allgemein, sondern nur in einzelnen Fällen behauptet werden.

So kritisirt unser Verfasser mit mehr oder weniger Glück die übrigen Beweise, den **theologischen**, **historischen**, **kosmischen** und **moralischen**, S. 6—15. und nachdem er „über die Beweisart, welche durch die Natur der Sache überhaupt möglich und zulässig sey" gesprochen und den richtigen Satz aufgestellt hat, daß die Unsterblichkeit nicht demonstrirt oder wie er es nennt, sinnlich bewiesen werden könne, geht er auf die Aufsuchung

des Grundes für dieselbe im menschlichen Geiste über, und findet denselben in dem religiösen Leben. „Die göttliche Liebe des Menschen, sagt er S. 19, fordert, um sich selbst zu verwirklichen die Ewigkeit; sie selbst als Freiheit („die göttliche Liebe ist das Resultat von Freiheit und Abhängigkeit" S. 105) kann sich daher in keiner Zeit aufheben, als Abhängigkeit aber weiß sie ihre Freiheit in Gott gesichert. — — Der Glaube an die Unsterblichkeit geht daher nothwendig aus der Frömmigkeit hervor, und es ist das göttliche Ebenbild allein, das uns unsterblich macht, und sich unsterblich weiß wie Gott." Aus dieser Frömmigkeit wird sofort auch die Beschaffenheit des Lebens abgeleitet: persönliche Fortdauer mit Rückerinnerung, nimmer endende Bildung jeder Kraft und Annäherung der menschlichen und göttlichen Natur u. s. w.

Vergleichen wir mit diesem was im ersten Kapitel des zweiten Buchs S. 86 — 135 die philosophische Untersuchung über die Gottheit ausgesagt, so finden wir eine durchgängige Aehnlichkeit nach Form und Materie, weßwegen wir unsere Kritik auf beide zugleich ausdehnen.

a. Es scheint zuvörderst bloß ein Fehler der Eilfertigkeit zu seyn, wenn unser Verfasser zwischen der Idee eines Gegenstandes und ihrer objectiven Realität nicht gehörig und nur selten unterscheidet. Bei näherer Betrachtung stellt sich aber dieser Umstand als der Ansicht unseres Autors wesentlich und nothwendig dar. Denn an sehr vielen Orten kehrt der Satz wieder, daß mit der Deduction z. B. der Idee Gottes, aus der Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnißvermögens, die Realität derselben, so weit eine Ueberzeugung von der letztern auf menschlichem Standpunkt oder vernünftiger Weise verlangt werden kann, schon gegeben sey. Dagegen halten wir es mit Jacobi *), in der Schrift von den göttlichen Dingen: „Die

*) Im dritten Band seiner sämmtlichen Werke S. 368.

bloße Deduction nur der Idee eines lebendigen Gottes aus der Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnißvermögens führt so wenig zu einem Beweise seines wahrhaften Daseyns, daß sie im Gegentheil (das vollkommene Gelingen vorausgesetzt) auch den natürlichen Glauben an einen lebendigen Gott, zu dessen Vermehrung und Bekräftigung ein philos. Beweis gesucht wurde, nothwendig zerstört, indem sie mit der größten Klarheit einsehen läßt, wie jene Idee ein durchaus subjectives Erzeugniß des menschlichen Geistes, ein reines Gedicht ist, das er seiner Natur nach nothwendig dichtet, das darum auch vielleicht, aber höchstens nur vielleicht, eine Dichtung des Wahren und somit kein bloßes Hirngespinst, eben so sehr und wohl noch mehr vielleicht aber auch ein bloßes Gedicht, und somit wirklich nur ein Hirngespinst seyn kann."

b. „Der letzte und einzige Grund, sagt Hr. Hase, unseres Glaubens an Gott ist unsere Frömmigkeit oder Liebe Gottes. Die Sache ist so klar, daß unmöglich scheint, wie man sie jemals übersehen konnte, wenn nicht der Menschen Sitte wäre, in der Ferne suchend, zu übersehen, was nicht fern liegt von einem jeglichen unter uns. Da die Religion nichts ist als ein Verhältniß des Menschen zu Gott, so ist in ihr der Glaube an das zweite Glied dieses Verhältnisses, an das Seyn Gottes nothwendig gegeben. Gewiß suchten diejenigen denselben Gedanken, welche vorlängst in Platons Geiste eine eingeborne Idee Gottes behaupteten, oder ein Bewußtseyn Gottes, das zugleich mit dem menschlichen Bewußtseyn gegeben sey. Aber diese eingeborene Idee stand vereinzelt, wer Lust hatte, konnte sie läugnen: unsern Beweis Gottes kann nur verwerfen, wer entweder behauptet, daß die Religion mit dem Glauben an ein göttliches Wesen nichts zu thun habe, und er mag uns dann sagen, was dieses

für eine Religion sey, oder wer zugibt, daß in ihm selbst weder Religion, noch irgend eine Liebe des Unendlichen sich finde, und weil diese mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit im innersten Wesen der Menschheit nachgewiesen ist, daß er überhaupt nicht Theil habe an Humanität. Niemand kann daher Gott läugnen, als der Gottlose; nur Irreligiosität ist Atheismus» Bd. II. S. 100 §. 127. Aehnlich ist das oben angeführte Argument über die Unsterblichkeit. Aus beiden aber ergiebt sich, daß Hr. Hase sich in einem argen Zirkel herumdreht. Es ist ja bei aller Religiosität und Frömmigkeit eben die Frage, ob die darin ausgedrückte Beziehung auf ein Wesen ausser uns kein bloßes Phantom, eine leere Täuschung sey, oder ob sie objectivreal und das vorausgesetzte Wesen ein wirkliches ist. Religion, Religiösität und Frömmigkeit sind nur unter der Voraussetzung Zeugnisse für das Daseyn des höchsten Wesens, auf das sie sich beziehen, daß, wie in der übrigen Welt, so auch in der Natur des Menschen kein normaler Trieb nach einem Object gelegen sey, ohne die jedesmalige objective Realität des letztern. Abgesehen von dieser naturhistorisch sehr begründeten Voraussetzung, ist Religiosität und Frömmigkeit nur Veranlassung und dringendere Aufforderung zur Bewährung des ihnen zu Grund liegenden Objects, niemals aber diese Bewährung selbst. Mit dieser Ansicht Hases ist die Plato's, Jacobi's und Anderer nicht zu verwechseln, obwohl die erstere aus Mißverständniß der letztern entsprungen zu seyn scheint, nach welcher die Ueberzeugung von der Realität Gottes und der göttlichen Dinge, von der moralischen Beschaffenheit des Einzelnen dergestalt abhängig sey, daß je besser diese geräth, desto zuversichtlicher jene wird. In dieser nach unserm Urtheile ganz richtigen Ansicht ist kein Zirkel anzutreffen, denn in dem sittlichen und tugendhaften Leben ist der Mensch nicht aus sich hinausgetreten, und

es ist in demselben kein Verhältniß des Menschen zu einem unbekannten X ausgedrückt, vielmehr ist ja Moralität und Sittlichkeit als das Verhältniß der Gesinnungen und Handlungen des Menschen zu der in ihm liegenden, ihm völlig zu eigen gehörenden sittlichen Kraft anzusehen. Unseres Verfassers Irrthum scheint auch wirklich in der Vermischung von Moralität und Religiosität seinen Grund zu haben.

c. Was wir über das Daseyn (überhaupt) Gottes und der göttlichen Dinge wissen, hat einen andern und größern Grad der Zuverlässigkeit, als dasjenige, was man über die Eigenschaften und Verhältnisse dieser Dinge weiter zu wissen vorgibt, und man kann sagen, daß sich die Erkenntniß des erstern zur Erkenntniß der letztern wie die Erkenntniß von einem Ding an sich zu der Erkenntniß von einer bloßen Erscheinung verhalte, d. h. die Erkenntniß dessen, daß Gott sey, und zwar der letzte Grund alles Daseyenden involvirt keinen Anthropomorphismus noch einen Anthropopathismus, sondern ist in Ansehung der Wahrheit und des wahren Wesens ihres Objects eben so gewiß und zuversichtlich, als die Erkenntniß unseres Daseyns und des Daseyns der äußern Natur. Hr. Hase aber leitet die Beschaffenheiten des jenseitigen unsterblichen Lebens, und eben so die Eigenschaften Gottes d. h. die verschiedenen aber hauptsächlichsten Verhältnisse und Verbindungen, die zwischen dem Daseyn der Dinge in der Welt und zwischen dem Urwesen statt finden, als eben so viele Erkenntnisse von Dingen wie sie an sich sind, nicht wie sie uns erscheinen, ab. Wir achten übrigens die Erkenntnisse von den Beschaffenheiten der übersinnlichen und göttlichen Dinge nicht gering, und namentlich für etwas besser als die bloße Skepsis hierin; aber jeder sorgfältige Schriftsteller wird die angeführte Bemerkung über den Grad ihrer Wahrheit und Gewißheit

nicht übergehen, indem es ihr auf diesem Wege allein möglich wird, über manche für unauflösbar gehaltene Probleme z. B. über die Vereinbarkeit der göttlichen Providenz mit der menschlichen Freiheit, genügende und beruhigende Aufschlüsse zu geben.

Wir wollen in der Kritik des zweiten Bandes vorliegenden Werks nicht weiter gehen. Sein Verf. und jeder aufmerksame Leser desselben werden uns das Zeugniß nicht versagen, daß wir auf den Geist desselben einzugehen und darnach unsere Bemerkungen vorzutragen uns bemüht haben, wodurch eine spezielle Beurtheilung der einzelnen Abschnitte überflüssig wurde.

In Ansehung des dritten Bandes ist eine solche Zusammenfassung des Allgemeinen weniger thunlich; eine specielle Behandlung würde uns aber, bei dem großen Reichthum der Materien viel zu weit führen, weßwegen wir uns mit einzelnen Bemerkungen, die auf den Geist des Ganzen gehörig schließen lassen, begnügen müssen. Dahin gehört zuerst die Nachweisung des Zusammenhanges, in welchem der Inhalt dieses Bandes, d. i. das dritte Buch, zu den beiden übrigen steht. Das erste Buch enthält die Lehre von der Menschheit in ihrem religiösen Leben nach dreierlei Beziehungen. Die erste stellt das religiöse Leben des Menschen nach dem Ideale dar. Die philosophische Untersuchung hierüber handelt von der Freiheit des Menschen, von seiner Beschränkung, von den Widersprüchen in seinem Wesen, von seiner Liebe zum Unendlichen und zu Gott; die historische Darstellung handelt von der Schöpfung des Menschen und von dem göttlichen Ebenbilde. Die zweite Beziehung nimmt das religiöse Leben der Menschheit nach der Wirklichkeit und behandelt: a) den Abfall von der Gottesliebe zur Selbstsucht, und die Rückkehr zur Gottesliebe; b) den Sündenfall, das dämonische Reich und

die Erbsünde. Die dritte Beziehung nimmt das religiöse Leben nach der Grundbedingung des Strebens von der Wirklichkeit zum Ideale, und handelt von der Unsterblichkeit. Das zweite Buch hat zum Gegenstande die Gottheit nach ihren Eigenschaften und Wirkungen. Das dritte Buch hat die Überschrift „die Christenheit" und unterscheidet 1. Christus in der Geschichte, 2. Christus in der Kirche, 3. Christus im Gemüthe.

Aus dieser kurzen Zusammenstellung könnte der Zusammenhang des dritten Buches mit den beiden übrigen, welchen wir herauszustellen versprachen, leicht von selbst erhellen. Um aber jedem Zweifel vorzubeugen und Irrungen, die sich zumal bei diesem Punkte in einem wahrhaft christlichen Gemüthe leicht einstellen könnten, gänzlich abzuschneiden, führen wir als Erklärung eine Hauptstelle unseres Verf. an. Bd. 1 S. 148 sagt er: „Die Religion wurde bezeichnet als ein Verhältniß des Menschen zu Gott: darzustellen, wie dasselbe ewig ist und wie es erscheint in der Christenheit, unsere Aufgabe. Jedes Verhältniß ist enthalten in seinen Gliedern. Das erste Glied, von dem die Religion ausgeht, ist der Mensch, sonach die Lehre von der Menschheit nach ihrem religiösen Wesen der erste Haupttheil (1. Buch) unserer Wissenschaft. Das zweite Glied, auf welches alle Religion hinstrebt, ist Gott, sonach die Lehre von der Gottheit nach ihrer Beziehung zur Religion der zweite Haupttheil (2. Buch). In den beiden Gliedern ihres Verhältnisses, darin die Religion besteht, muß sie begriffen seyn ihrem Wesen nach. Einen dritten Haupttheil fordert allein noch die geschichtliche Erscheinung der Religion. Er (oder das 3. Buch) könnte alle umfassen, und die religiösen Momente, Eigenthümlichkeiten und Abirrungen in ihnen nachweisen, ein Werk, das seinen Geschichtschreiber noch erwartet. Unser Zweck

gilt dem Christenthume. Das dritte Buch enthält demnach die Lehre von der Christenheit nach ihrer eigenthümlichen Erscheinung in der Geschichte.»

Daraus ist nun vollkommen ersichtlich, aus welchem Gesichtspunkte unser Verf. das positive und historische Christenthum ansieht. Wir können in Kürze die Manier dieses dogmatischen Systems in einem concreten Fall unsern Lesern zur Anschauung bringen. Es ist die Ansicht unseres Verf. von Christus dem Gottmenschen, in welcher sich am glänzendsten der eigentliche Geist seiner Lehre aufthut. „Es war, sagt unser Verf. Bd. 2 S. 22, das Resultat unserer Lehre von der Menschheit und von der Gottheit, daß die menschliche Natur desselben Geschlechts ist mit der göttlichen nur dadurch geschieden, daß jene nach dem Vollkommenen strebt, diese das Vollkommene ist. Daher würde die menschliche Natur dadurch mit der göttlichen vereinigt werden, wenn sie das Vollkommene, die göttliche mit der menschlichen Natur, wenn sie das Unvollkommene in sich aufnähme. Beides enthält offenbaren Widerspruch, denn jede von beiden Naturen, in allem gleich mit der andern, ist nur durch die Verneinung dessen verschieden, was sie bei der Vereinigung bejahen soll: sobald dieses also geschehe, wenn es möglich wäre, müßte sie nothwendig zur andern Natur werden, nicht aber mit derselben vereinigt; der Gott würde durch Annahme der Unvollkommenheit Mensch, und der Mensch, aufgenommen in die Vollkommenheit, würde Gott; ein Mittleres ist unmöglich. Wer die ersten Sätze unserer Lehre von der menschlichen und göttlichen Natur zugegeben hat, und ohne Verzichtung auf alle natürliche Gotteserkenntniß, möchte schwer seyn sie zu läugnen, ist der Folgerichtigkeit dieses Schlusses verfallen: der Mensch göttlich, Gott menschlich, der ewige Unterschied zwischen ihnen die absolute Vollkommenheit, ihre Vereinigung ohne

Vernichtung der einen oder der andern, wäre Vereinigung der unbedingten Bejahung und Verneinung. Die Idee eines Gottmenschen — wenn nicht ein göttlicher Mensch oder ein menschlicher Gott, was gleichviel bedeuten könnte, darunter verstanden werden soll, sondern die wirkliche Verbindung einer von der menschlichen Natur verschiedenen göttlichen Natur unter einer gemeinsamen Einheit — diese Idee hebt sich auf durch innern Widerspruch und beruht nur auf einer nicht durchgeführten mißverstandenen Ansicht beider Naturen.

„Aber das menschliche Leben selbst wurde erkannt als ein göttliches. Wenn also ein Mensch durch seine That jeden Rückschritt des sinnlichen Lebens verhinderte und unaufhaltsam das Geistige und Göttliche in sich ausbildend, auf der Menschheit Höhen gelangte, so würde die Fülle der Gottheit in ihm wohnen, so weit sie dem Sohne der Endlichkeit einwohnen kann. Dieses Göttliche würde die Schranken der menschlichen Natur nicht durchbrechen, bis der Tod sie löste und die Schranken erweiterte, wir wissen nicht wie weit, aber unsere unendliche Bahn hat kein Ziel als die Gottheit, bildlich zu reden, der göttliche Mensch kann nur sitzen und ruhen zur Rechten Gottes, die letzten Schranken seiner Endlichkeit aber würde seine Liebe überwinden, und durch dieselbe der göttliche Sohn theil nehmen an aller Vollkommenheit des Vaters.

„Ein *solcher* Gottmensch oder das vollendete Ebenbild Gottes ist aber nicht etwas der menschlichen Natur, die nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist fremdes, im Gegentheile ist er Ziel und Ideal alles menschlichen Strebens, entweder müssen wir in der Geschichte ihn finden, oder diese Erscheinung Gottes in der Menschheit von der Zukunft erwarten; und wär' er nie gewesen und würde nimmer seyn, er hat ewige Wahrheit in unserer Vernunft und schreitet der Geschichte, ein Geisterbild, voran, um

welchem alle menschliche Größe sich mißt. — — — Das ganze Alterthum ahnete diese Idee im Sinnbilde der Götterzeugung. — — Wir aber wissen daß er gekommen ist und haben seine Herrlichkeit gesehen als des Eingebornen Gottes" u. s. w. l. c. S. 25.

Wir können es unsern Lesern überlassen diese Resultate Hrn. Hase's zu widerlegen, nachdem wir seine Prämissen und zwar auf unsers Verf. eigenem Wege d. h. philosophisch zu entkräften versucht haben. Auf gleiche Weise lassen wir so manches Unstatthafte, ja Lächerliche, unberührt und unangefochten, weil es in sich selbst zur Reaction nicht einmal fähig, d. h. zu derselben gar keinen Gehalt hat. So meint unser Hr. Verf., da er von der Zukunft der Kirche spricht, sehr tolerant zu seyn wenn er sagt, daß wenn einmal die katholische Kirche werde protestantisch geworden seyn, auch die Protestanten „Manches nachzugeben haben würden, z. B. den Namen des Protestantismus selbst!" Bd. 3, S. 459.

Schließlich wollen wir noch Einiges im Allgemeinen über die Hase'sche Gnosis bemerken. Hr. Hase hat ein gutes poetisches Talent in derselben bewährt, und nach unserer Ansicht hätte er in dem vorliegenden Werk für sich den Namen eines rationalistischen Poeten, wie manche seiner Glaubensgenossen das Prädicat prosaischer Rationalisten sehr verdient. Meistens übrigens ist die Schreibart sehr nachläßig und dadurch das Buch ziemlich unverständlich. Proben liefern die von uns ausgezogenen Stellen. Der Zusammenhang einzelner Sätze und ganzer Materien ist nirgends oder äußerst selten klar hervorgehoben, was das Verständniß des Buches oder die Auffassung desselben in seiner Totalität sehr erschwert. Seine Dogmatik hat uns dießfalls weit mehr befriedigt und die Gebildeten unter den Laien werden sich mit uns darüber beschweren, wie der Hr. Verf. die Deutlichkeit und Be-

stimmtheit des Vortrags bei einem Werke vernachlässigen möchte, das sich gerade durch diese Eigenschaften in dem Kreise empfehlen sollte, für den es bestimmt ist, durch den Mangel derselben aber jenem offenbar sich entzieht. Auch von dieser Seite also — und diese scheint uns aus des Verf. Gesichtspunkt die wichtigste — hat Hr. Hase seinen Zweck verfehlt. Seiner philosophischen Denkart nach ist er Eklektiker. Oft ist er Anhänger der Wissenschaftslehre, oft der Identitätsphilosophie, manchmal der Jakobischen Glaubenslehre, manchmal des spinozistischen Pantheismus. Sein ganzes Werk aber scheint eine Pansophie zu seyn, worüber man das dem dritten Bande angehängte Register vergleichen mag. Man findet da die Schlacht bei Zülpich, Elise von der Recke, Ravaillac, Zigeuner und die Prälaten in Würtemberg ꝛc. in seltsamer Vermischung.

Geistliche Hirtengebete eines Seelsorgers für seine Gemeinde. Etwas, das besonders heut zu Tage dringend Noth thut; von Franz Seraph Häglsperger. Mit dem Motto: ipse spiritus postulat pro nobis. Sulzbach, in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung. 1831.

Der Hr. Verf. vorliegender Schrift hat das Uebel unserer Tage, und die gefährliche geistig-moralische Krankheit unserer Zeit richtig aufgefaßt, und nach unserm Dafürhalten, die Wendung derselben vollkommen begriffen, wenn er in seiner Vorrede bemerkt, daß es in dem Kampfe, der mit aller Kraftanstrengung begonnen hat, der Kirche Jesu Christi, dem Reiche des Lichtes und der Wahrheit, den Untergang zu bereiten, gelte. An dieser gefährlichen Richtung unserer Zeit scheinen selbst die Hüter des Heiligthums nicht ganz schuldlos zu seyn, und haben sie auch das feindliche Unternehmen gegen die heilige Lade des Bundes nicht unterstützt, so trifft sie doch zum Theile der Vorwurf, nicht mit aller

Kraft demselben entgegengetreten zu seyn. Soll nun noch länger ruhig zugesehen werden, wie die Wölfe die furchtsamen Schaafe zerreißen, und ihre verderbliche Brut in dem Schaafstalle Jesu Christi vermehren? Nein, sondern dem Verderben muß entgegen gearbeitet werden. Aber diese Entgegenwirkungen müssen, wie Hr. Häglsperger sehr richtig bemerkt, nicht bloß politisirender, diplomatisirender, dogmatisirender und polemisirender, das ist, räsonirender Art seyn, denn die Erfahrung hat es gelehrt, daß diese Waffen zur Besiegung der hundertköpfigen Hydra des Unglaubens und der Irreligiosität nicht hinreichen; sondern durch die überirdische Gewalt der christlichen Frömmigkeit, und vorzüglich durch Bußeifer und inbrünstiges Gebet muß dem feindlichen Andrange auf das Gebiet der Religion begegnet werden; die Wächter des Hauses des Herrn müssen aufgeweckt, und zur Vertheidigung desselben angefeuert werden, damit die Gläubigen an ihnen Schutz, und unter dem von ihnen ausgebreiteten Panier der Religion ihre Rettung finden; beleben muß die Priester des Herren wieder jener Feuereifer, durch welchen die Apostel einst die Welt besiegten, durchglühen muß sie die Liebe zu dem Evangelium, zu ihren Pflichten und zu ihrem heiligen Berufe; sie müssen ihren Muth durch das Beispiel der Apostel, und ihre Schwäche durch das Gebet stärken; dann wird das Uebel in seiner Quelle versiegen, das Reich der Wahrheit wird wieder seine siegreiche Fahne entfalten; und Frömmigkeit, Gottesfurcht, und ein wahrhaft christlicher Sinn unter den Gläubigen erwachen.

Hiezu will nun auch Hr. Häglsperger sein Schärflein beitragen, und durchdrungen von der Wahrheit, daß nur dann die Heerde gut seyn kann, wenn die Hirten gut sind, daß die Priester und geistlichen Hirten ihren Anvertrauten in allem Muster und Beispiel seyn sollen, und nur dann wahre Frömmigkeit unter dem Volke gedeihe, und

Vade mecum des Christen, oder auserlesene Bibelstellen, gesammelt und geordnet durch den Hrn. Baron du Coetlosquet. 1. Vol. in 18. 1832. Zu haben bei L. X. Leroux, Buchhändler in Straßburg.

Dieses in lateinischer Sprache abgefaßte Werkchen, ist von allen in diesem Fache schon erschienenen, zu unterscheiden. Es ist nicht bloß eine Auswahl biblischer Stellen über alphabetisch zusammengereihte Gegenstände; man findet darin auch zweckmäßigen Plan und Ordnung. Das Ganze zerfällt in fünf Hauptabtheilungen: Gott und seine Eigenschaften, — Pflichten gegen Gott, — Pflichten gegen den Nächsten, — Pflichten gegen sich selbst. — Die 4 letzten Dinge des Menschen. — Aus den Hauptabtheilungen entwickeln sich die besonderen Gegenstände in natürlicher Folgerung, und reihen sich in ein bündiges Ganze zusammen, so zwar daß das Werkchen gleichsam als ein systematisches Handbuch der ganzen christlichen Moral angesehen werden kann. Gründlicher Glaube, tiefe Religiosität und ächter Geschmack sind die Charaktere, welche überall, sowohl in der Auswahl der Stellen, als in der Ordnung derselben, hervorleuchten, und zugleich den Geist des verdienstvollen Verf. zu erkennen geben. Nachdem er sich sehr ansehnlichen und mit Ruhm bekleideten Ehrenstellen entzogen, führte er den schon lang gefaßten und bereits begonnen Plan mit jenem Fleiße und jener ausharrenden Gedult aus, welche nur eine ungewöhnliche Vorliebe für das Göttliche zu leisten vermag. Bei der Herausgabe seiner Sammlung ist des Hrn. Verf. Zweck, auch andern mitzutheilen, was er aus reichhaltiger Quelle geschöpft, und mit so großer Süßigkeit und Fülle selbst verkostet hat. Das *Vade mecum* ist, in verschiedener Rücksicht, jedem Seelsorger besonders anzuempfehlen, und wird nicht nur ihm, sondern auch jedem der lateinischen Sprache kundigen Laien ein sehr willkommenes Handbuch seyn.

VIII.

Ueber das Regulativ für die katholischen weiblichen Lehr- und Erziehungs-Institute des Großherzogthums Baden.

Vorerinnerung.

— — — — — — „Hujus nec gloria nobis Causa; nec utilitas, sed fuit officium." Ovid. de Ponto.

Dieses uralte Motto spricht in einfacher Wahrheit die Motive dieser Abhandlung aus.

Nec gloria nobis,

Ehrkitzel kann wohl da kein Grund seyn, wo der Verfasser anfangs diese Klostergedanken nur etlichen vertrauten Klosterfreunden mitgetheilt, und später nur auf ihr dringendes Ersuchen auch fernen, auswärtigen Erziehungsfreunden mitzutheilen versprochen hat. Ehrkitzel kann wohl da kein Grund seyn, wo der Verfasser in Gefahr steht, als ein Römling oder gar als Jesuit verschrien zu werden.

Nec utilitas causa!

Das Wohl weiblicher, spärlich gestifteter Anstalten, weißt jedes selbstische oder eigennützige Interesse schon eo ipso zurück, und andern Gewinn sucht er nicht.

Sed fuit officium!

Reines Pflichtgefühl ist es, welches die Stellung des Verfassers geweckt hat, die aus dem Regulativ entstehenden Gefahren zu schildern, welche, wenn nicht bald geholfen wird, den Einsturz unserer vaterländischen weiblichen Bildungsinstitute drohen. „Das Regulativ ist die letzte

dlung für unsere Frauenklöster!" sagte ein nachbarlicher Greis, und prophezeit Wahrheit, wenn es nicht neu regulirt wird.

Ich werde das Regulativ Schritt für Schritt begleiten, und meine Ansichten dazusetzen, welche ich hiemit feierlich höherer Einsicht vorlege, zufrieden, wenn ich nur den ernsten Willen geweckt haben sollte, zu einer radicalen Reformation, zufrieden, nur entfernt beigetragen, und diese herrlichen Anstalten ihrem hohen vaterländischen Zwecke erhalten zu haben, molirique arcem, manibusque subvolvere saxa.

Die Einleitung zum Regulativ lautet so:

"Carl von Gottes Gnaden Großherzog zu Baden rc. rc. Wir erachten in jeder Hinsicht für nöthig, den Frauenklöstern, welche in unsern Landen als weibliche Lehr- und Erziehungs-Institute noch bestehen, eine zweckmäßigere, dem Geiste und Bedürfnisse der Zeit mehr entsprechende Einrichtung zu geben, und haben daher, auf den Vortrag Unsers Ministeriums des Innern, welches sich mit den betreffenden bischöflichen Ordinariaten über diesen Gegenstand, in so weit er den Wirkungskreis jener geistlichen Stellen berührt, ins Benehmen gesetzt, und nach Anhörung Unserer Staatsberathung verordnet, und verordnen wie folgt:"

Schon bei dieser Einleitung wollte ich die Feder wegwerfen und das ganze Vorhaben aufgeben, indem ich dachte: Wie! du wagst es, gegen eine landesherrliche Verordnung aufzutreten, welche auf besondern höchsten Auftrag des höchstseligen Großherzogs Carl, nach vorausgegangenem Vortrage des hochpreislichen Ministeriums des Innern und nach reifer Berathung des höchstpreislichen Staatsministeriums erschienen ist? — Was kann es schaden, antwortete ich mir selbst, wenn ich diese wohlgemeinte Reformation als eine menschliche, und eben deßwegen Fehlern unterworfene Verordnung untersuche? Gar

ist mein Zeuge, daß ich die gefundenen Mängel keinem Menschen weniger, als unserm in Gott ruhenden Großherzog Carl aufbürde, dessen edles Herz gewiß keine andere Absicht hatte, als die Landesinstitute zu verbessern und zu veredeln. Sein Auge — nur gebildet für höhere Regierungsangelegenheiten — konnte unmöglich in das Detail dieser frommen Stiftungen blicken, und traute seinen weisen Rathgebern zu, daß sie nur das Beste dieser Anstalten befördern wollten. Selbst diesen weisen Rathgebern schreibe ich nur die lauterste Absicht zu, diese Institute von manchen Gebrechen aus vergangener Zeit zu reinigen, um sie desto sicherer für die Nachwelt zu erhalten. Die Frage ist nur, ob sie diese edle, heilige Absicht durch das Regulativ wirklich erreicht haben. Zu schwach, diese wichtige Frage erschöpfend und schulgerecht zu beantworten, halte ich es doch für Pflicht, Materialien zur Erledigung derselben zu liefern, und die Hauptlösung der Aufgabe jenen Männern zu überlassen, welche den Grundstein zum Regulativ legten. Die edle Absicht ist der Grundstein. Nur steht das darauf gebaute Haus auf morschen Pfeilern, helft ihr nicht, so stürzt es beim nächsten Sturme zusammen.

Die Einleitung dieses Regulativs giebt die Versicherung, daß das Ministerium des Innern sich mit den betreffenden bischöflichen Ordinariaten über diesen Gegenstand, in so weit er den Wirkungskreis jener geistlichen Stellen berührt, ins Benehmen gesetzt habe. Dieß Benehmen rechtfertigt die hohen weltlichen Stellen vollkommen, und setzt sie quoad spiritualia der Stiftungen ausser aller Verantwortlichkeit. Ob sich aber die erste vortragende Stelle, die katholische Kirchensection, von welcher das ganze Regulativ ausging, als katholische Stelle über den Hauptpunkt des Regulativs, über die Auflösung lebens-

länglicher Gelübde, rechtfertigen kann, ist eine andere Frage, entstehend aus den zwei folgenden:

1) Haben die fraglichen religiösen Institute die päpstliche Confirmation?»

und

2) Können die Bischöfe ein vom Oberhaupt der Kirche sanktionirtes Kloster quoad essentialia reformiren? Oder — um dem Hauptreformationspunkt näher zu kommen — können die Bischöfe a votis solemnibus dispensiren?»

Ich antworte zur ersten Frage:

Die Confirmations-Vermuthung ist für alle. Gewißheit kann ich nur für die Congregation de Notre-Dame, instituée par Pierre Fourier, wie sie in Offenburg und Rastatt existirt, aussprechen. Sie ist in mehreren Orten zuerst vom Papst Urban VIII. im Jahre 1628 und späterhin vom Papst Innocens X. im Jahre 1645 bestättigt worden. Einige ins Französische übersetzte Auszüge aus letzterer Confirmation lauten so:

„Nous les (Constitutions) approuvons et confirmons et les appuyons sur la fermeté inviolable de l'autorité apostolique, et supléons tous et chacun les défauts, tant de droit que de fait, si aucuns y sont en quelques façons intervenus. Decernons qu'i celles, et les lettres présentes sont et seront toujours et à perpétuité valides, fermes et efficaces, et auront et obtiendront leur plein et entier effet, et seront inviolablement observées par tous et chacun, a qui il appartient, et appartiendra à l'avenir en façon que ce soit; et qu'ainsi il en soit jugé et deffini par tous juges ordinaires et délégués, et même par les Auditeurs des Causes du Palais Apostolique, et sera nul et vain tout ce qui sciemmemt, on ignoramment, aura été attenté contre les choses, par qui, et qu'elle autorité que se soit."

Kann die päpstliche Confirmation wohl obligirender und restringirender ausgesprochen werden, als sie es ist? Und wenn der heil. Vater durch diese Bulle Alles, was in der Folge wissentlich oder unwissentlich wider diese Constitutionen geurtheilt, gehandelt, verändert werden sollte, für null und nichtig erklärt, wie wird wohl

die zweite Frage: ob die Bischöfe das Dispensationsrecht a votis solemnibus haben, beantwortet werden müssen?

Lassen wir diese von einem Rechtsgelehrten beantworten, der selbst von den liberalsten Katholiken als einer der gelehrtesten Canonisten gepriesen wird, von Sauter.

Zuerst definirt er das votum solemne nach der Erklärung Benedikt's VIII., und schreibt in seinen fundamentis juris ecclesiastici §. 714. „Cum adhuc dubitaretur, quodnam votum solemne sit, — Bonifacius VIII. ea tandem declaratione dubium sustulit, illud duntaxat votum solemne esse, quod solemnizatum fuerit per susceptionem sacri ordinis, aut professionem religiosam. Nunc igitur alia vota, quantumvis publice et solemniter facta, simplicia vocantur."

In Bezug der Dispensation von der Verbindlichkeit des Gelübdes sagt Sauter §. 837:

Dispensatio in voto fit, cum ejus vinculum vel plane solvitur, vel, ut plerumque fieri solet, commutatur, ut nempe vovens aliud opus pium peragendi obligationem suscipiat. Qua de re adnotamus: facultatem dispensandi, eoque commutandi ex jure communi habent episcopi — exceptis quinque votis, summo Pontifici reservatis. Und unter diesen fünf dem Papste reservirten Gelübden zählt Sauter selbst votum statum religiosum assumendi.

Wenn unser Professor bei der Lehre von den Rechten der Bischöfe denselben eine beinahe unumschränkte Vollmacht zu dispensiren einräumt, indem er sagt §. 328.,

„in natura officii episcopalis inest jus dispensandi in legibus ecclesiasticis quibuscunque, sive a summo Pontifice, sive a Conciliis editae fuerint, so setzt er doch hinzu: iis tantum exceptis, quibus solvendi potestas superiori cuidam regimini ecclesiastico expresse reservata est.

Atqui dispensatio in votis solemnibus expresse summo Pontifici reservata est,

Ergo dempta Episcopis.

Das Resultat dieser kirchenrechtlichen Beantwortungen wäre demnach:

Die beiden bischöflichen Ordinariate in Constanz und Bruchsal hatten kein Recht von diesen Gelübden zu dispensiren und haben gefehlt, daß sie zugelassen haben, daß im §. 8. des Regulativs die Ablegung lebenslänglicher Gelübde sogar verboten wurde. Aber vielleicht haben sich die Ordinariate gegen eine solche Verfügung protestando verwahrt! Diese stille Protestation genügt nicht. Sie hätten die Apellation an die höchste Kirchenbehörde ergreifen oder wenigstens die Insinuation an dieselbe nicht vorenthalten sollen, sie hätten Alles dieß ihren katholischen Untergebenen publiciren und nicht stillschweigend eines der wichtigsten Rechte des kirchlichen Oberhauptes rauben lassen sollen. Qui tacet, consentire videtur.

Mit den Ordinariaten hat die katholische Ministerial-Kirchensection gesündigt, welche den höhern Stellen diesen Eingriff in die päpstliche Macht verheimlicht und dieselben mit in den Verdacht begangenen Unrechts gezogen hat.

Wenn wir diese vaterländischen Anstalten in der Eigenschaft als Stiftung betrachten, so entsteht noch eine dritte Frage, ob sie in ihren wesentlichsten Punkten vermindert werden können, ohne die Stiftungen selbst als letzten Willen des Stifters oder der Stifterin zu verletzen, und ihre Rechtsgeltung zu annulliren.

Diese dritte Frage muß insbesondere auf das Frauenkloster in Offenburg angewendet werden.

Wie es bereits erwiesen ist und noch ferner wird bewiesen werden, daß die lebenslängliche Gelübde-Ablegung unter die wesentlichen Eigenschaften eines Frauenklosters gehört; so ist wenigstens in Bezug des Instituts in Offenburg unläugbar, daß es von der hochseligen badischen Frau Markgräfin Maria Victoria gestiftet und nebst einem Stiftungskapital zum Universalerben ihres hinterlassenen Vermögens eingesetzt wurde. Es ist ferner unläugbar, daß die Stifterin laut ihrem Testaments und Stiftungsbriefes diese Anstalt nach den Constitutionen des Petrus Forerius eingerichtet haben wollte. Es ist unläugbar, daß sie selbst zur Gründung dieses Erziehungshauses sieben Damen aus dem Kloster Altbreisach nach Ottersweier berief. Es ist unlängbar, daß sie diese ihre Stiftung mit so stark verbindenden Clauseln verstärkt, daß, wenn es Jemand wagen sollte, diese Anstalt in ihren wesentlichen Punkten zu verändern, sie mit dem ganzen Stiftungskapitel andern Händen heimfallen sollte.

Könnten nun diese fremden Hände nicht nach diesem ganzen Institute greifen, weil es in seiner geistlichen Wesenheit verändert, und wider den deutlichen Willen der Stifterin in ein beinahe weltliches Erziehungshaus umgewandelt worden?

Doch wir kommen auf diesen Hauptpunkt noch einmal zurück. Beschauen wir das Regulativ etwas genauer.

§. 1. „Keine Person darf als Candidatin aufgenommen werden, die nicht wenigstens das achtzehnte Jahr vollendet hat, und vorher wegen ihrer Neigung und Fähigkeiten zum Lehramte von einem landesherrlichen Commissär geprüft worden ist. Dieser hat über die vorgenommene Prüfung an die betreffende Staatsbehörde Bericht zu erstatten, welche dann über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Aufnahme entscheidet.“

Pensionate eine Schürin von ungewöhnlichem Talente und Lerneifer, von eim außergewöhnlichen Fortgange in allen Gegenständen, ud zugleich — was die Hauptsache ist — von einem stille, bescheidenen, lieblichen, heitern, frommen Sinne. Sie emerken nebenher an ihr eine Anhänglichkeit, eine Neigug zur Anstalt, welche aus ihrem innersten Triebe hervorleutet. Gesetzt nun, dieses Kind äußere öfters den Wunsch, ohudazu von aussen geworben, eingeladen, oder durch Geschik eingeschmeichelt zu seyn, in die Anstalt mit der Zeit ıfgenommen zu werden; wäre es gefehlt, wenn dieses unhuldige Mädchen nach Entlassung aus der Schule oder ›ch besser nach vollendetem Pensionate als Aushelferi in der Anstaltsschule in die Anstalt selbst aufgenomm würde? — Wäre diese Aufnahme nicht vom gröten Vortheile für das Institut? Bleibt diese zarte Pflaze nicht unangetastet vom Gifthauche der Welt? Wrde sie nicht so ganz praktisch in das Schulfach eingewet? Sollte es der Communität zu viel seyn, dieser Hlferin die Kost zu reichen, wenn die Eltern die übrigen Bedürfnisse an Kleidern ꝛc. bestreiten? Ist der Eingriff in den Stiftungsfond auch nur einer Erwähnung werth, wenn an einem Tische von Zwölfen ein Dreizehntes mitißt? Zwei, drei Jahre wären hinreichend, um ein solche Mädchen zu prüfen, ob sie in allen Rücksichten zum Lehramte und in einen religiösen Verein tauge. Sey es, daß sie nicht tauge, so schaden weder ihr noch der Anstalt diese drei Vorbereitungsjahre. Ihr nicht, weil sie sich auch für die Welt mehr ausgebildet, der Anstalt nicht, weil sie ihr Aushülfsdienste zu verdanken hat. Gedeiht aber diese Pflanze zur Freude und zum Wohl des Instituts, dann ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß sie goldene Früchte tragen wird.

Gefällt dieser Vorschlag, so erlaube ich mir folgend Ausführungspunkte:

a) Ein in und nach der Schule gewähltes, aber sich freiwillig für das Lehramt bestimmendes Mädchen, muß für diesen Fall in ein Pensionat aufgenommen werden, um in diesem eine höhere Bildung zu erhalten, und eine immerwährende Prüfung ihrer Fähigkeit zu bestehen *).

b) Nach beendigtem Pensionnate wird diese Jungfrau, ist sie noch festen Willens, Adspirantin, sie tritt in diejenige Anstalt, deren Elementarschule sie besucht hat. Als Adspirantin hülft sie vorerst in der Schule aus, und nach und nach durch alle Klassen, sie verrichtet die ihr angewiesene Hausgeschäfte und Hausarbeiten, und macht die Andachtsübungen mit. Dafür erhält sie Kost. Die Eltern sorgen für ihre sonstigen Bedürfnisse, nöthigenfalls die Fonds.

c) Früher als vor dem dreizehnten Jahre, dem vorgeschriebenen Schulentlassungsalter, darf ein solches Mädchen nicht ins Pensionat. Sie bleibt in der Regel zwei Jahre da. Im fünfzehnten Jahre wird sie Adspirantin, und bleibt solche bis zum achtzehnten Jahre. Nun tritt erst der Zeitpunkt ein, wo sie nach dem ersten §. des Regulativs vor einem Prüfungscommissär die erste Prüfung zur Aufnahme als Präparandin, nicht als Candidatin, zu bestehen hat.

Somit wären die Jahreslücken bis zum achtzehnten Jahr ausgefüllt, und sämmtliche Institute lebten der Hoffnung, aus der vaterländischen weiblichen Jugend geeignete Subjecte zu gewinnen.

§. 2. „Die Prüfungs- oder Probezeit (Präparationszeit, als Präparandin, wie oben), welche den Zweck hat, die Candidatin (soll heißen, Präparandin) in Ansehung des Schul-

*) Bei ihrer gänzlichen Vermögenslosigkeit wird die Gemeinde ihres Geburtsortes, oder ein Distriktsfond, oder ein allgemeiner Fond ins Mitleiden gezogen werden.

und Erziehungs-Instituts gehörig vorzubereiten, darf sich auf keine bestimmten Jahre erstrecken, sondern die Länge ihrer Dauer hängt, wenn die Person das ein und zwanzigste Jahr einmal zurückgelegt hat, bloß von der Fähigkeit, Verwendung, und von dem Betragen der Candidatin, kurz von der Erklärung ihrer Tauglichkeit zum Lehramte ab."

Es ist hier nur die Rede von der Vorbereitung zum Lehr- und Erziehungsamt, aber kein Wort von der Vorbereitung, von der Bildung zum religiös-gesellschaftlichen Vereine. Lehrt und erzieht denn eine auch vorbereitete Lehrfrau nur allein und isolirt von andern? Lehrt und lebt sie nicht in einem gesellschaftlichen Cirkel, in einem religiösen gesellschaftlichen Vereine, welcher nach bestimmten Ordensregeln seine eigene religiöse und gesellschaftliche Vorschrift hat? Sollten die Präparandinnen nicht auch für diesen Zweck vorbereitet werden? Warum schweigt dieser §. von dieser Präparation? Sagt mir doch, meine Herren! Kann die geschickteste, vorzüglichste Lehrerin nicht zu gleicher Zeit ein eigensinniges, unduldsames, hochmüthiges, unverträgliches Mitglied der Gesellschaft seyn? Und wenn sie sich — nach ganz eigenen ascetischen Grund- — vielmehr — Irrsätzen den gesellschaftlichen Andachtsübungen und dem Gottesdienste entzieht. Was wird aus einer solchen Insubordination herauskommen? — Wenn ihr nicht gesinnt seyd, diese Institute ganz zu verweltlichen und zu säcularisiren, so muß diesem §. auch die Vorbereitung zum religiös-gesellschaftlichen Leben beigesetzt werden, wie auch, daß diese Vorbereitung unter der Aufsicht des hochwürdigsten Erzbischofs oder seines aufgestellten Commissärs stehe. Lehramt und Religion müssen Hand in Hand wirken. Die Religion ist die Basis, das Alpha und Omega alles Lehrens und Erziehens. Der Mensch lebt, lehrt und lernt nicht nur für diese Spanne Zeit, sondern für eine Ewigkeit. Unser ganzes Leben ist

eine Präparandenschule. Jenseits erst sammeln wir die Früchte unserer irdischen Aussaat.

§. 3. „Nach Vollendung der Vorbereitszeit findet zugleich mit der Ein- und Umkleidung die Ablegung der Gelübde statt, nachdem auf das Resultat einer Prüfung, welche in Hinsicht des Schulwesens von einem landesfürstlichen, und in Betreff der abzulegenden Gelübde auch von einem (Erz) bischöflichen Commissär vorgenommen werden soll, die landesherrliche und (Erz) bischöfliche Genehmigung erfolgt ist."

„Zur Ablegung der Gelübde aber wird das vollbrachte ein und zwanzigste Jahr bestimmt. Sollte jedoch aus besondern Gründen eine Dispensation im Alter statt finden; so sind die Candidatinnen gehalten, zu Ablegung der Gelübde dieselbe Einwilligung beizubringen, welche nach Vorschrift des Art. 148, 149, 158, 159 u. 160 des Code Napoleon zur Ehe erforderlich sind."

In Beziehung des doppelten Prüfungsaktes, wie auch in Beziehung des ein und zwanzigsten Jahres, wo jedoch dispensirt werden kann, haben wir nichts zu erinnern, aber Vieles in Betreff der Gelübde-Ablegung. Bevor nun der nöthige Beisatz zu diesem §. ausgesprochen wird, muß vorher über den 4ten, 5ten und 6ten §. abgeurtheilt werden.

Der 4te §. setzt die Dauer der Gelübde auf drei Jahre fest. Der 5te §. erlaubt die Gelübde nach drei Jahren auf weitere drei Jahre zu erneuern. Der 6te §. erlaubt den Austritt aus dem Institute nach dem 3ten Jahre, jedoch unter einigen sehr milden Bedingungen. Also von Ablegung der Gelübde.

Die Auflösung lebenslänglicher Gelübde und ihre Abkürzung auf die Dauer von drei Jahren führt mich zu folgenden Betrachtungen:

A. Dreijährige Gelübde sind nicht wünschenswerth.

Wie! Nicht wünschenswerth?! Zeigt uns die ältere Geschichte lebenslänglichen Zwanges nicht tausend Bei-

spiele des höchsten Unglücks und der gräßlichsten Verzweiflung? Ist nicht dadurch dem Despotismus herrschsüchtiger Oberinnen Schranken gesetzt? Welch ein schrecklicher Gedanke, im Falle unverschuldeter Unzufriedenheit lebenslänglich zwischen vier Mauern eingekerkert unter der Zuchtruthe einer grausamen Sultanin bis zum Tode schmachten zu müssen? Ist nicht die Sonnenjungfrau, sind nicht die Kreuzfahrer in den Schauspielen von Kotzebue treffende Gemälde klösterlicher Barbarei? Pressen nicht die in benannten Theaterstücken vorkommenden lebendigen Begrabungen zweier durch Geschlechtsliebe unglücklichen Klosterfrauen blutige Thränen aus den Augen der gerührten Zuschauer? Erwecken sie nicht eine dankbare Freude über die Zerstörung solcher Höhlen des Unglücks und des Jammers??

So schreit die blinde durch Sinneslust und lügenhafte Klostergeschichten verführte Welt, und glaubt den absichtlichen Verläumdungen und Erdichtungen der Klosterfeinde. Wisset, nach der treuesten Zählung vieler Jahrhunderte verhält sich die Zahl der Unglücklichen zu jener der Glücklichen wie eins zu hundert! Und wo ist eine Gesellschaft von den religiösesten Menschen in der Welt, die nicht hier und da einen Unzufriedenen oder Leidenschaftlichen in in ihrer Mitte zählte? Zählte nicht selbst das apostolische Collegium einen Judas unter seinen heiligen Brüdern? Ihr preiset den Ehestand als das Paradies der Erde. Rede ich die Unwahrheit, wenn ich unter fünf Ehen nur eine glücklich nenne? Sollte deßwegen die Unauflösbarkeit der Ehe aufgehoben oder die Ehen nur von drei Jahren zu drei Jahren geschlossen werden?

Die gelobende Jungfrau hat sich mehrere Jahre vor Ablegung ihrer Gelübde mit der ganzen Einrichtung der Anstalt, mit dem Charakter ihrer Mitschwestern, wie mit ihrem Verhältnisse zu denselben vertraut gemacht. Man

zeigt ihr den ganzen Umfang ihrer zu übernehmenden Obliegenheiten und sie findet Zeit genug, ihre geistigen und körperlichen Kräfte darnach zu messen. Alle unsere Klöster sind zu Staatsanstalten erhoben, welche der Landesfürst durch seine Commissarien beaufsichtiget und unter seinen Schutz stellt. Die Vorsteherin jeder Anstalt ist wie jede ihrer Untergebenen der strengsten Verantwortlichkeit unterworfen und ist wie jede Bürgerin im Staate der Strafe, auch der Absetzung gewärtig, wenn sie ihre Gesellschaft nicht mit Liebe und Achtung behandelt. Es findet sich demnach ein wesentlicher Unterschied zwischen den Klöstern des Mittelalters und den unsrigen! Wenn dort eine sechszehn bis achtzehnjährige Jungfrau mit dem Schleier ewigen Abschied von der Welt nehmen mußte und in ihre Zelle verschlossen, selbst ihren Eltern, Freunden und Bekannten unzugänglich war bis zu ihrem Tode; so ist die Jungfrau unserer Anstalten selbst schon durch die Erziehung der Kinder im beständigen Verkehr mit guten Menschen, und noch mehr durch gegenseitige schriftliche und mündliche Mittheilungen. Sie lebt im Kloster ihrem schönen Berufe zum Wohle der Menschheit, aber nicht getrennt vom unschuldigen Verkehr mit der Außenwelt. Auf jeden ihrer gerechten Wünsche und Beschwerden hört der Landesvater und läßt sie nicht unerhört.

B. Dreijährige Berufsgelübde mit der Erlaubniß zum Austritt scheinen mir im höchsten Grade unstatthaft.

Einfache Gelübde z. B. einer versprochenen Andacht, Wohlthätigkeit, Selbstverläugnung mögen auf eine kürzere oder längere Zeit bestimmt, mögen auch in andere umgeändert oder ganz aufgelööst werden. Aber Berufsgelübde halte ich auf die ganze Zeit des Lebens verbindend, verbindend für jeden Menschen. Jeder Mensch empfängt von Gott seine ihm eigenthümlichen Talente, Neigungen, Fä-

higkeiten, welche ihn gerade zu diesem und zu keinem andern Berufe bestimmen. Hat der Mensch diese natürlichen Anlagen und Triebe geprüft, so muß er sie zu entwickeln und für seinen dadurch bestimmten Beruf auszubilden suchen. Der zum Priesterstande von Gott berufene Jüngling muß Priester werden und auch ohne Gelübde Priester bleiben bis zu seinem Tode. Dieß ist der nämliche Fall mit der zum Lehr- und Erziehungsstande von Gott berufenen Jungfrau. Fühlt sie in sich alle Talente und sittliche und körperliche Eigenschaften vereiniget mit einem brennenden Eifer und einer unauslöschlichen Liebe zu diesem Berufe, so steht es nicht mehr in ihrer freien Wahl ihm zu folgen oder auszuweichen; will sie der Stimme Gottes gehorchen, so muß sie Lehrerin und Erzieherin werden, und wenn sie Gott so ganz ohne ihr Zuthun in diese oder jene Anstalt mit sanfter Hand führt, in diese und keine andere Anstalt treten.

Sie tritt nun wirklich in diese Anstalt. Gottes Segen begleitet sie auf allen ihren Wegen. Ihre Ausbildung entspricht vollkommen ihren Anlagen und Fähigkeiten. Mit eben so viel Freude als Eifer steht sie ihrem Lehr- und Erziehungsamte vor. Ihre Prüfungszeit ist vorüber. Die Prüfung selbst bewährt ihre Gott bisher gehaltene Treue. Der Tag ihrer Profession ist angebrochen. Nun sagt mir ernstlich, ist es in der freien Willkür dieser Kandidatin, ihr Berufsgelübde nur auf drei Jahre abzulegen? Sündiget sie nicht gegen ihre Bestimmung, wenn sie dieß Gelübde mit dem innern Vorbehalt ablegt, nach drei Jahren etwa auszutreten? Verläßt sie nach drei Jahren die Anstalt, verläßt sie da nicht die Laufbahn, die ihr Gott zum Besten der jungen Menschheit vorgezeichnet hat? Wird sie nicht treulos ihrem Berufe? Wenn man mir einwendet, daß diese Person auch außer dem Kloster ihrem Berufe leben könne, entweder durch den Eintritt in

eine Privaterziehungsanstalt, oder durch Errichtung einer eigenen, oder durch Übernahme einer Gouvernantinstelle, oder durch Privatinstruction; so erwiedre ich, daß sie durch alle diese Mittel ihr Gewissen nie beruhigen kann, weil sie jenes Institut verließ, wohin sie Gott berief, wo sie ihre Ausbildung erhielt und wo sie für jeden Fall größern Nutzen hätte stiften können und für die ganze Zeit ihres Lebens gestiftet hätte, weil fundirte und vom Staate beaufsichtigte Erziehungsanstalten keiner Auflösung unterworfen sind, wie Privatinstitute, deren wir schon mehrere aus Mangel an Fonds an der Auszehrung haben sterben gesehen. Ferner frage ich: Hat diese Person das verlassene Kloster nicht einer Lehrerin beraubt, welche nicht so bald mehr ersetzt werden kann? Hat diese Person nicht undankbar gegen ihre Mitschwestern gehandelt, von welchen sie vielleicht ganz arm, in ihre Mitte aufgenommen, in allen Erziehungswissenschaften unterrichtet, sechs bis acht Jahre hindurch gekleidet, genährt und in kranken wie gesunden Tagen verpflegt wurde? Sey es, daß sie durch treue Erfüllung ihrer Pflichten die spätere Verpflegung abverdient hat, ist sie nicht wenigstens in so ferne eine Diebin an dem Stiftungsfond, daß sie ihre Präparandenjahre ohne besonderen Nutzen für die Anstalt dort zugebracht und Unkosten verursacht hat? Wäre sie nicht verbunden, alle aus ihrem Austritt entstandene Beschädigungen zurück zu bezahlen oder zu vergüten? Was sagt die reine Moral, was sagt ein zartes Gewissen dazu?

Sind nach diesen Ansichten dreijährige Berufsgelübde nicht unstatthaft?

C. Ein nur dreijähriges Gelübde ist der Anstalt schädlich.

Welcher Vater wird sein geliebtes Kind einer Anstalt anvertrauen, wo sie selbst durch eigene Freiheit gereizt austreten kann, oder wo man sie nach drei Jahren hinaus-

werfen kann, wie einen abgenutzten Schuh? Können die Eltern sich tröstend sagen: Mein Kind ist lebenslänglich versorgt, wo der Austritt durch das dreijährige Gelübde so sehr erleichtert wird? Würden wohl die Eltern ihre mannbare Tochter einem Jünglinge zur ehelichen Verbindung dahin geben, wenn dieselbe je aufgelöst werden könnte? Gäbe es nicht der katholischen Trennungen viele, wenn sie nicht vom göttlichen Gesetze quoad vinculum verboten wären? Drückt nun die Erfahrung das Sigel auf letztere Behauptung, so behauptet die klösterliche Erfahrung, daß es in unsern weiblichen Lehrinstituten in Zukunft mehrere Trennungen geben werde.

Im ehelichen Verbande ist ein Mann das Oberhaupt. Seine Liebe mit Ernst gepaart wird manche Schwächen seiner Ehehälfte bessern, bändigen, ertragen.

Helfen auch seine freundlichsten Ermahnungen nicht ganz, so schreckt sie die ernste Ermahnung des Priesters: „Ihr sollt beisammen verharren bis der Tod euch scheidet." Gerade in dieser Unauflösbarkeit liegt die magnetische Kraft jeden Keim der Zwietracht zu ersticken oder die ausgebrochene zu zähmen, denn jeder Theil muß denken: was soll ich mir das Leben noch mehr verbittern, es ist mit untrennbaren Ketten aneinander gefesselt.

Das klösterliche Verhältniß ist ein ganz anderes. Da ist kein Mann, der regiert. Frauen sind es nur, die zusammen leben. Ist das weibliche Geschlecht nicht seiner Natur nach schwächer als das männliche, nicht nur dem Körper sondern auch dem Geiste nach? Ist es nicht ein wahrer Grundsatz aus der Erfahrungs-Seelenlehre, daß bei diesem Geschlechte die Empfindungen und Begierden viel stärker sind als ihre Verstandeskräfte? Welcher Zügel wird diese Gefühle bezähmen, wenn sie eine schiefe Richtung nehmen und gegen die Sittlichkeit und die gesellschaftlichen Pflichten anstoßen? Wenn in einer Anstalt

ven zwölf Damen nur zwei sich befinden sollten, welche sich von den Trieben der Ehrsucht oder der Eifersucht, oder des Eigendünkels, oder der Rechthaberei, oder der Bequemlichkeitsliebe, oder der eingebildeten Krankheit zu sehr beherrschen lassen, wird sich ein solches Paar auch den liebreichsten Ermahnungen der Oberin fügen? Ihre Empfindlichkeit läßt es nicht zu. Sie wird nach drei Jahren aus der Anstalt treten, nachdem sie vielleicht die Hälfte der Mitschwestern in ihren Gesinnungen wankend gemacht hat. Aber bei lebenslänglichen Gelübden ist es nicht so. Da tritt der Gedanke des durch das Gelübde auf immer Gebundenseyns wie bei den Eheleuten zwischen Leidenschaft und Vernunft und sie wird siegen und nur sie wird siegen. Der Gedanke der Freiheit thut das Gegentheil, er verstärkt die Begierlichkeit und wird dem Austritt die Thore öffnen.

Diese Betrachtungen führen uns zum Resultate, daß dreijährige Gelübde weder wünschenswerth noch wohlthätig, ja vielmehr schädlich und unstatthaft sind, und weder vor dem Richterstuhle der Vernunft, noch weniger der Religion gerechtfertigt werden können.

Doch verfolgen wir diesen wichtigen Gegenstand noch weiter.

Der §. 4 enthält die Gelübdeformel. Sie heißt:

„Im Namen unsers Herrn und Erlösers Jesus Christus! Ich N. N. gelobe Gott dem Allmächtigen, nach der Regel des Evangeliums, oder den Vorschriften der Religion Jesu, und nach dem mir vorgelesenen und von mir wohlverstandenen Regulativ dieses Instituts gehorsam, arm und keusch zu leben, und mich aus allen Kräften der Erziehung und dem Unterrichte der weiblichen Jugend zu widmen, wozu ich Gott um seinen Beistand bitte."

Welch eine Gelübdeformel! Ich finde sie nur christlich aber nicht katholisch abgefaßt. Denn ist nicht jeder

Protestant durch seine Tauf- und Confirmationsgelübde verbunden, nach der Regel des Evangeliums oder den Vorschriften der Religion Jesu zu leben? Nach der buchstäblichen Deutung dieser Formel und nach dem ersten wörtlichen Sinne derselben darf die Lehrfrau nur das Evangelium und das neue Testament in die Hand nehmen und glauben und befolgen was darin enthalten ist, weiter nichts, sie wird ihrem Gelübde nicht untreu, wenn sie die Erblehre, die Firmung, die letzte Ölung, die Priesterweihe, das Sacrament der Ehe verwirft, wenn sie dem Papste den Gehorsam aufsagt; denn alle diese Lehren findet sie nicht nach aller, die sich Christen nennen, Zustimmung deutlich in der heiligen Schrift, und sie schwört nur auf das Evangelium und die Vorschriften Jesu. Welch eine Gelübdeformel! Die Candidatin verspricht nach dem wohlverstandenen Regulativ gehorsam, arm und keusch zu leben. Nun spricht aber das ganze Regulativ kein spezielles Wort von Armuth und Keuschheit, und vom Gehorsam nur so viel, daß sie die Hausordnung beobachten solle. Sie ist nach dem Regulativ zu derselben nur verpflichtet, wie der Soldat zu seinem Reglement, das ihn verbindet, ohne das Innere seines Gewissens mit in Anspruch zu nehmen. Ja, der Soldat muß seine Capitulationszeit im strengen Gehorsame aushalten, die Candidatin nur drei Jahre. Gefällt ihr dieß oder jenes Gebot der Oberin nicht, so wirft sie ihr nach drei Jahren den Schleier vor die Füße und wandert fort. Welch eine Gelübdeformel! Kein Wort von den Klosterconstitutionen oder von der Ordensregel. Durch dieß Stillschweigen sind alle Vorschriften der Ordensstifter aufgehoben. Doch geht dieß Stillschweigen im 30. §. in eine laute Stimme über, welche alle Ordenssatzungen verbannt. O du heil. Bernard! Du seliger Fourier! Eure finstre Ascetik taugt

nicht mehr für unsere aufgeklärte Zeit. Aufgehoben sind eure Andachtsübungen, verachtet euere Anweisungen, wie der Gehorsam, die Armuth und die Keuschheit auf eine ganz gottgefällige Weise in einer weiblichen Gesellschaft ausgeübt werden sollen! Was muß eine Candidatin, welche während ihrer Probejahre die Constitutionen des Vereins gelesen hatte, im Augenblicke der Gelübdeablegung denken, kein Wort von der Ordensregel im vorgezeichneten Gelübde zu bemerken und nachzusprechen! „So bin ich zur Haltung derselben auch nicht verpflichtet! Ins Feuer mit den Constitutionen!»

Aber wozu noch Schleier und Ordenskleid? — Nur der Einheit und des Scheines wegen. Tragen doch andere Klosterfrauen Ohren- und Finger-Ringe, Souvenire und Uhren, Shwal- und Reisemäntel! So modeln wir die Regeln um. Die uns nicht gefallen, werfen wir weg, nur welche unserer Eigenliebe schmeicheln, behalten wir bei. Freiheit und Gleichheit sey auch unser Losungswort! Haben wir die Pflichten des Lehramtes und der Erziehung erfüllt, dann ist unsere Aufgabe gelöst und nimmermehr lassen wir uns am Gängelbande des Bigotismus führen. Unsere eigene Gewissensleitung sey frei, und gleich unser Recht mit den übrigen. Diese herrliche Reflexionen fließen logisch-richtig aus der ultraliberalen Gelübdeformel! Und was wird das Ende eines solchen Liedes seyn? Jede Lehrfrau wird nach und nach den Gelüsten ihres Herzens fröhnen, jede ihren eigenen Lieblingsweg wandeln, der kindliche sich selbst verläugnende einer weiblichen Gesellschaft nöthige Gehorsam ist verbannt, Eigenwille ist an seine Stelle getreten, die Harmonie des Ganzen ist aufgelöst, so wird das Haus von Tag zu Tage morscher und baufälliger, ein Pfeiler nach dem andern reißt sich los, bis es ganz zusammenstürzt!! Weit entfernt, die in der Vorzeit trefflich gesammelten Ordens-

regeln alle für unsere Zeit passend zu erklären, ja sogar vorschlagend (wie weiter unten geschehen wird) sie theilweise einer Reform zu unterwerfen, ist es himmelschreiend und zarte Gewissen beunruhigend, alle Constitutionen sammt und sonders zu verwerfen, und ihre Beobachtung nicht auch in die Gelübdeformel aufzunehmen!

Nun wären meine Einwendungen gegen die dreijährigen Gelübde niedergeschrieben. Wie wäre der guten Sache zu helfen, um einerseits die Freiheit der Candidatin zum Austritt nicht zu sehr zu beschränken, und von der andern Seite allen angeführten Unfällen und Gefahren vorzubeugen?

Wir haben ad §. 1. c. die nun praktisch vorbereitete Jungfrau im achtzehnten Jahre ihres Lebens nach der Vorschrift des Regulativs zur ersten Prüfung angewiesen. Wir haben sie ad §. 2 im ein und zwanzigsten Jahre zur strengen Prüfung über die gesammte Erziehungskunde angewiesen, aber auch zugleich zu einem vom erzbischöflichen Commissär in religiöser Beziehung vorzunehmenden Examen beordert. Nach ausgewechselten sowohl landesherrlichen als erzbischöflichen Confirmations-Urkunden wird nun die Präparandin in den Stand einer Schul- und Erziehungs-Candidatin erhoben.

Als solche legt sie die Klosterkleidung an, wobei sie nur ein weißer Schleier von den Professinnen unterscheidet, aber legt kein Gelübde ab, bis zu ihrem vollendeten dreißigsten Jahre. Indem sie alle Rechte der ältern Mitglieder genießt, lebt sie bis zum dreißigsten Jahre in voller Freiheit, aus dem Institut auszutreten, wann es ihr gefällt, doch zu ihrer eigenen und des Instituts Ehre mit schriftlicher Einreichung gegründeter Ursachen. Finden die beiden Commissärs die Motive sowohl von Seite der Candidatin als des Convents schuldlos und wichtig, so mag sie ohne Rückbezahlung der genossenen Wohlthaten frank

und frei austreten, beschenkt mit einem Zeugnisse ihrer Unschuld und unverschuldeter Nothwendigkeit. Diese der Candidatin eingeräumte Freiheit zieht auch die Freiheit und das Recht des Convents nach sich, einer Candidatin, welche der Anstalt nicht Genüge leistet, und durch was immer für unverbesserte Fehltritte die Abneigung sämmtlicher Mitglieder veranlaßt, das Consilium abeundi zu geben, jedoch nur auf folgende Weise:

Kränklichkeit einer solchen Candidatin, wenn sie auch nimmermehr gehoben werden kann, wenn sie auch mit einer gänzlichen Unfähigkeit zu Diensten verbunden seyn sollte, kann nie ihre Abweisung begründen. Ist sie mit einem gesunden Körper ins Kloster getreten, so ist es auch billig daß ihr kranker Körper im Kloster verpflegt werde, bis zu ihrer Wiedergenesung oder bis zu ihrem Tode. Es sey denn, daß sie selbst den Austritt verlangt. Nur Vergehungen, anhaltende Vergehungen, trotz vieler angewandter freundlicher Belehrungen und Ermahnungen fortgesetzte Vergehungen können die Ausweisung begründen. In solchem Falle giebt jedes Mitglied der Anstalt ein schriftliches verschlossenes Votum der Vorsteherin, worin es nach seinem redlich gefragten Gewissen entweder die Ausweisung ausspricht oder ihr noch einige Zeit zur Sinnesänderung zuläßt. Zweidrittel Stimmen sind erforderlich, um dem landesherrlichen und erzbischöflichen Commissär diese Vota zu berichten und beide zu bitten, eine strenge Untersuchung zu veranstalten. An diesen ist es, das Resultat der Untersuchung sammt den Untersuchungsakten den betreffenden Oberbehörden einzusenden, welche gemeinschaftlich das Urtheil sprechen. Herrscht nicht in diesem doppelten Vorschlage der größte Liberalismus?

Ist und bleibt es aber der freie Wille der Candidatin, nach vollendetem dreißigsten Jahre der Anstalt einverleibt zu werden, so wird in diesem Jahre ihr Eintritt ins ei-

gentliche Berufsleben mit einem unauflöslichen solemnen Gelübde versiegelt. Dadurch heben sich alle bisher berührte Gefahren, dadurch ist auch die Versorgung der Professin auf ihre ganze Lebenszeit gesichert. Wenn die schwärmende Freiheitsliebe dieser Welt in einem so weit hinausgeschobenen Gelübde auch noch eine Härte findet, so mag sie dieselbe Härte auch im geistlichen und ehelichen Stande finden, so mag sie dem Schöpfer das Recht absprechen, seinem Geschöpfe den Beruf anzuweisen, so mag sie ihren in dreijährigen Gelübden verborgenen Wunsch, die religiösen Institute aufzuheben, nicht durch eine langsame Auszehrung, sondern durch einen schnellen Tod ins Werk setzen.

Durch diesen Vorschlag hebt sich der §. 7. von selbst, welcher zwar die Verpflegung der Lehrfrau, aber zugleich ihren freien Austritt, oder bei unverbesserlichem Betragen ihre von der Staatsbehörde ausgesprochene Entlassung enthält. Zu dieser Entlassung gehört für jeden Fall auch der Consens der geistlichen Oberbehörde, also auch die Mittheilnahme des erzbischöflichen Commissärs zur Untersuchung der gegenseitigen Beschwerden- oder der Austrittsgründe. Der letzte Satz dieses §. heißt: Das Ordinariat wird wegen Auflösung der religiösen Gelübde vorläufig in Kenntniß gesetzt. Man bezieht sich hier auf die frühere kirchenrechtliche Behauptung, daß kein Bischof a votis solemnibus dispensiren könne.

§. 8. „Die Ablegung lebenslänglicher Gelübde findet nicht statt, sondern wenn eine Institutsfrau das fünf und vierzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, so bleibt ihr Gelübde in so lange verbindlich, bis sie ihren ernstlichen Willen zum Austritte aus dem Institut erklärt."

Hart! sehr Hart! Sogar ein Veto auf ein lebenslängliches Gelübde! So bleibt die Institutsfrau ihre ganze Lebenszeit wie der Vogel auf dem Zweige, in steter

Gefahr der Unsicherheit, auch wenn sie 70 Jahre alt ist! O ihr Grausamen! wohin führt euch nicht die phantastische Idee der Freiheit! Ihr bedenkt nicht den Beruf des Menschen, und noch weniger, daß der Mensch Mensch bleibt, bis die Seele aus ihrer Hülle zieht!

Ohne die schon berührten Uebel dieser Freiheit noch einmal zu wiederholen, will ich bei ältern Lehrfrauen nur auf zwei Fälle aufmerksam machen, welche die traurigsten Folgen nach sich ziehen können. Der eine Fall ist eine moralische und physische Ermüdung im Erziehungs- und Lehramte, der andere eine halbe mit Einbildung vermischte Hysterie. Wenn eine Dame nach 30 Jahren ermattet im täglichen Unterrichte, so ist es besonders bei einem gar zu zarten Körperbau und einer schwachen Brust eben kein Wunder. Sie erklärt sich nun unfähig zur Fortsetzung ihrer Berufspflichten. Was wird geschehen? Ihre Lehrstunden müssen unter die übrigen Lehrfrauen vertheilt werden, wird's da nicht saure Gesichter geben? Werden nicht bald von den neubelasteten Mitgliedern feinbeleidigende, tiefkränkende Worte in die Seele der Dispensirten dringen und sie schmerzlich verwunden? Wird ihr zartes Gefühl eine solche Lage ertragen? Um dieser allseitigen Unzufriedenheit zu entgehen, wird sie austreten, sie mag Vermögen haben oder keines. Lieber wird sie in einer kleinen Kammer allein sich mit einem Schüsselein Gemüse begnügen, als unter einer Schaar mißvergnügter und egoistischer Frauen ferner wohnen. Im zweiten Falle denkt zwar diese eingebildete Kranke nicht an den Austritt, aber sie wird, eben weil sie nicht ausgewiesen werden kann, ein wahrer Plagegeist der Anstalt. Sich ihrer angeblichen Krankheit wegen von jeder Arbeit lossagend, steht sie alle Tage mit einer neuen Krankheit aus dem Bette auf. Da jammert sie das ganze Haus durch, unter dem Vorwande eines schwachen Magens wählt sie täglich eine andere

Speise, die sie zwar mit gutem Appetit, aber unter Seufzen und Klagen genießt. — Man soll ihrer Angabe nicht glauben, entgegnet ihr. Aber glaubt ihr nicht, daß sie alle Verstellungskünste aufbietet, um ihnen den Schein der Wahrheit zu geben?

Da müßt ihr das Frauengeschlecht überhaupt nicht, und eine fein gebildete und verzärtelte Klosterfrau noch weniger kennen. Sie auf eine schonende Weise belehren, beruhigen und ihrem Eigensinne Schranken setzen! — Sie wird Klage führen bei allen Behörden, über tyrannische Behandlung schreien und am Ende siegen.

Olim non erat sic! Das lebenslängliche Gelübde, die Ordensregeln waren gegen solche Erscheinungen mächtige Dämme. Nun steckt sich jede — leidenschaftliche — Dame unter den Schutz des Regulativs, wenn sie nicht austreten will oder kann, oder unter die in demselben angebotene Freiheit, auszutreten.

§. 9. „Keine Frauensperson kann auf ihr Vermögen zum Vortheil des Instituts unwiderruflich verzichten."

Ganz gut und klug. Es könnte leicht ein übertriebener Begriff von freiwilliger Armuth und Entsagung aller irdischen Schätze, oder eine feine Ueberredung von Seiten einer Institutsfrau die Vermögensverzichtleistung bewirken, die später bereut werden könnte. Eine andere Frage wäre für Kinder vermöglicher Eltern, ob nicht bei der Aufnahme einer Adspirantin und Präparandin für den Fall eines freiwilligen Austritts derselben vor dem dreißigsten Lebensjahr, ein schriftlicher Vertrag einer Entschädigungssumme für Kost und Bildung, geschlossen werden solle. Denken wir uns ein Mädchen von 18 Jahren, das von diesem Zeitpunkt an bis nahe an ihr vier und zwanzigstes oder dreißigstes Jahr in der ganzen Erziehungskunde wie in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet wurde, und entweder gelockt von Aussen oder nur ein wenig beleidi-

get in der Anstalt auf einmal den trotzigen, undankbaren Entschluß faßt, das Institut zu verlassen. Wie! Sollte hier nach dem Verhältniß ihres Vermögens kein Ersatz statt finden? Ich glaube allerdings; die Billigkeit erfordert es noch mehr in dem speciellen Falle, wenn diese Jungfrau als Adspirantin oder in den ersten Jahren ihrer Vorbereitung austritt, also da, wo sie der Anstalt noch keine wesentlichen Dienste geleistet hat. Doch wäre ein solcher Vertrag nicht unter die unentbehrlichen Aufnahmsbedingnisse zu setzen, um auch der ganz armen Postulantin den Weg zu diesem Berufe nicht zu versperren.

§. 10. „Die Einbringung eines Vermögens als Mitgift ist kein wesentliches Erforderniß zur Aufnahme. Im Falle aber eine Mitgift, welche jedoch nicht 1500 fl. übersteigen darf, eingebracht wird, muß sie der austretenden Institutsfrau zurückgegeben werden.“

Daß die Mitgift als kein wesentliches Erforderniß zur Aufnahme ausgesprochen wird, ist ganz in der Ordnung. Dadurch ist die Thüre auch der geldarmen aber geistreichen Postulantin geöffnet, und der Schlagbaum solchen reichen Mädchen gezogen, welche ihre geistige Leere nur mit Silber und Gold ausfüllen wollen, welche sich auf ihren eingebrachten Schatz stützend, gar leicht größere Prätensionen machen und stolz auf ihre armen Mitschwestern blicken dürften, welche, auf ihren Mammon trauend, sich weniger treu und gehorsam zeigen und bei der geringsten Unannehmlichkeit mit demselben davon laufen könnten. Diese Richtwesentlichkeit beugt auch allen Werbungen, Empfehlungen und Wünschen vor, das Institut zu bereichern und auf eine immer höhere pecuniäre Stufe zu erheben. Dieß ist ganz recht. Aber unrecht scheint es mir die Mitgift auf 1500 fl. zu beschränken, wodurch eine größere Summe verboten ist.

Warum wird das sonst so liberale Regulativ auf

einmal illiberal? So wie vom armen Kinde keine Mitgift verlangt wird, so wie eine durchaus freiwillige Mitgift von 100 fl. bis 1500 fl. genügt, eben so dürfen reichen Eltern die Hände nicht gebunden werden, ihren Kindern eine stärkere Mitgift zu geben. — Eine nicht beschränkte Mitgift finde ich aber noch im Rückblicke auf die nur nothdürftig gestiftete Anstalten sehr wohlthätig. Ich glaube nicht, daß ein einziges Institut im Badischen überflüssige Fonds besitzt. Die Säcularisation hat den Überfluß genommen und den Lebensunterhalt bis auf das letzte Stücklein Brod ausgezirkelt. Die Stiftungssumme des Frauenklosters in Ottersweiler war anfangs für sieben Damen bestimmt, diese Summe ist nicht größer, wo jetzt diese Anstalt siebenzehn Mitglieder zählt. Waren nicht die meisten frommen Klosterstiftungen in ihrem ersten Beginnen klein, in Hoffnung, daß sie sich durch Mitgifte, Vermächtnisse, Wohlthaten verbessern und vermehren? Sind diese dons gratuits nicht entschädigende Beiträge für den größern Theil der Mitglieder, welche ohne Kreuzer Vermögen aufgenommen werden?

Der Nachsatz dieses §., daß das Institut nur das Recht habe, die Zinsen der Mitgift zu genießen, und die Mitgift der Anstalt heimfalle, die Institutsfrau mag mit oder ohne Testament sterben, ist nicht zu mißbilligen. Ich füge nur bei, daß ein Theil der Mitgift, wenn sie beträchtlich seyn sollte, als vertragsmäßige Entschädigung dem Kloster verbleiben solle, wenn die Adspirantin als solche, oder die Präparandin als solche vor Ablegung lebenslänglicher Gelübde das Kloster verläßt.

§. 11. „Jede Lehrerin ist und bleibt testamentsfähig wie jede Bürgerin des Staates.

Das ihr außer der eingebrachten Mitgift gehörige und sonst noch zufallende Vermögen wird administrirt; sie kann aber über die Hälfte der Zinse frei verfügen.

„Die andere Hälfte dieser Zinsen erhält das Institut, so lange sie darin bleibt. In ihrem Testamente kann sie über ihr sämmtliches Vermögen vollkommen frei disponiren, nicht aber über die Mitgift.“

Der erste und letzte Satz dieses §. ist nach der Landesconstitution wie nach dem Landrechte verfaßt und tadellos. Die Mittelsätze verdienen eine vielseitige Beachtung.

Wenn jede Lehrerin, wie jede majorenne freie Bürgerin des Staates erb- und testamentfähig ist, so ist sie auch freie Verwalterin ihres Vermögens, ihr bleibt es frei nach den Rechten des Staates dasselbe entweder selbst zu administriren oder durch einen Stellvertreter administriren zu lassen. Daraus folgt wieder, daß sie nicht nur über die Hälfte der Zinsen, sondern über alle Zinsen, wie über alle ihre Kapitalien zu verfügen hat. Sie ist vor ihrer Profeß nur (vielleicht) durch den Vertrag gebunden, den sie mit dem Institute für den Fall ihres Austritts geschlossen hat. Nach ihrer Profeß annullirt sich dieser Vertrag von selbst, und sie ist und bleibt Herrin ihres bereits ererbten, wie ihres noch zu hoffenden Vermögens.

Aber wie verträgt sich diese Vermögensherrschaft mit dem Gelübde der Armuth? Dieß Gelübde, das ohnehin bei euch Herren eben so wenig Gewicht hat wie jenes des Gehorsams und der Keuschheit, giebt euch kein Recht die Freiheit des Vermögenseigenthums zu beeinträchtigen. Das Gelübde der freiwilligen Armuth besteht nicht im Nichtbesitz des Geldes, sonst dürfte die Klosterfrau nicht einmal die Hälfte der Zinsen benützen, sondern in der Nichtneigung zum Gelde und Anhäufung desselben, es besteht in der vollkommenen Resignation, das Vermögen für sich zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen, dann vorzüglich zu ihrer eigenen geistigen Vervollkommnung durch Anschaffung erbaulicher Bücher, und den Überschuß des-

selben zur Beförderung des klösterlichen, religiösen, pädagogischen und Armenwohls zu verwenden. Das Freiwillige der Armuth hört eben dadurch auf, freiwillig zu seyn, wenn ihr vom Staate die Hände gebunden werden. Die Armuth wird beim vollen Besitz des Vermögens freiwillig, wenn es nicht zur Befriedigung unnöthiger, leckerhafter Genüsse, wenn es nach den Ordensstatuten nicht zu Ausnahmen von der allgemeinen Regel verbraucht wird. Mit dem Gelde in ihrem Kasten sich jedes nicht ganz nöthige Bedürfniß versagen, nichts anders essen und trinken als es ihre Mitschwestern gewöhnt sind, ihre Zinsen zu einer wohlthätigen Einrichtung im Convente, in der Kirche oder zur Unterstützung armer Schulkinder und Pensionärs, zur Erquickung der Kranken in und außer dem Hause, zu Beiträgen für neue Anstalten, zur Erquickung der Wittwen und Waisen verwenden, das heißt freiwillige und eben dadurch verdienstliche Armuth! Mit solchen Grundsätzen bleibt sie freie Besitzerin und Verwalterin ihres Vermögens nach dem Landrechte, und übt freiwillige Armuth im Geiste des Evangeliums und der Constitutionen des Ordens. Daß es noch viel mehr Arten freiwilliger Verzichtleistungen giebt, darf nicht erinnert werden. Doch müssen auch diese durch vernünftige Leitung und Genehmigung geregelt werden.

§. 12. „Der Communität wird vor der Hand die Administration des bisherigen Klostervermögens überlassen, jedoch mit der Beschränkung, daß sie keine Realitäten veräußern oder acquiriren, keine Kapitalien abtragen oder anlegen lassen, und überhaupt gegen die ihr ertheilt werdende Vorschriften der Verwaltung nichts unternehmen darf, ohne vorherige, der landesherrlichen Behörde gemachte Anzeige und erhaltene besondere Ermächtigung. Auch hat die Vorsteherin jährliche Rechnung zu stellen."

Kein §. verdient so ganz unbedingten Dank wie dieser.

Er muß von Wort zu Wort stehen bleiben und pünktlich beobachtet werden. Hätten sich die Staatsbehörden früher und thätiger um die Oberaufsicht der klösterlichen Fonds und um die Einsicht in ihre Verwaltung bekümmert, so wären in manchem Institute mehrere tausend Gulden entweder erspart oder vom Untergange gerettet worden, welche theils die blinde, unerfahrene Gutmüthigkeit der Vorsteherinnen, theils die teuflische Bosheit der Betrüger zu Grunde gerichtet hat. Mit unnachsichtlicher Strenge werde die jährliche Rechnung gefordert, aber auch — gegen die gewöhnliche Sitte — mit einer sanften Revisionsfeder behandelt. Mit der Liquidation werde auch Kassensturz vorgenommen, um die Vorsteherin jeder künftigen Verantwortlichkeit zu überheben. Ruhiger lebt und stirbt sie, wenn das ganze Stiftungsvermögen durch jährliche Abrechnung in gutem Zustande erhalten und eben dadurch auf ihrer Verwaltung nicht der geringste Verdacht der Untreue oder der Nachläßigkeit oder der Unrichtigkeit haftet.

§. 13. Von diesem §. angefangen bis zum Ende wird eine Haus- und Andachtsordnung vorgeschrieben, welche von einer Seite zu allgemeine und in die verschiedenartigen Verhältnisse nicht tief genug eingreifende Vorschriften enthält. Von der andern Seite aber die größte Haus- und Andachts-Unordnung veranlaßt. Doch wir wollen ruhig prüfen.

„Die aufgenommenen Candidatinnen haben sich als Präparandinnen zum Lehramte anzusehen. Sie bleiben daher so lange in ihrer weltlichen Kleidung bis sie als fähige Lehrerinnen anerkannt und erklärt sind.“

Die Begriffe: Candidatin und Präparandin müssen nach meinen frühern Vorschlägen geordnet werden.

„Die Unterweisungen derselben während dieser Probezeit haben sich einzig auf die Lehr- und Arbeitsgegenstände, auf die

Kunst der Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend, auf feste Begründung des wahren Christenthums und ächte Religiosität, auf Anleitung zu allen Tugenden, welche die Zierde des weiblichen Geschlechts ausmachen, und auf Beobachtung der für alle Mitglieder des Instituts vorgeschriebenen Haus- und Andachtsordnung, womit eine Anleitung zur wahren christlichen Frömmigkeit verbunden ist, zu beschränken. Die Unterweisung im Fache des Unterrichts und der Erziehung weiblicher Jugend müssen die Candidatinen von den Institutslehrerinnen erhalten. Hingegen hat den Religionsunterricht der Ortspfarrer oder ein anderer Priester, z. B. der Schulkatechet den Präparandinnen zu ertheilen.»

Von der Andachtsordnung und der hier weggelassenen Bildung zur religiösen Gesellschaft nach den Vorschriften des Stiftes kein Wort. Weiter unten davon. Nur daß der Ortspfarrer den Präparandinnen den Unterricht in der Religion ertheilen solle, finde ich beschwerlich für den Pfarrer, unnöthig für die Präparandin. Ist der Pfarrer nicht schon belastet genug, wenn er neben seinen gewöhnlichen Pastoralgeschäften die Kirche- und Schulkatechesen zu besorgen hat? Wo soll er Zeit hernehmen, auch noch den jungen Klosterfrauen besondere Christenlehren zu halten? Es gränzt an Härte, beinahe an Unmöglichkeit, dem Pfarrer auch noch diese Bürde aufzuladen. Dieses Amt den Schulkatecheten, Kaplänen und jüngern Geistlichen zu übertragen, halte ich für eben so unbillig und sogar für gefährlich. Es ist aber auch ein eigener Religionsunterricht von Aussen unnöthig. Die Adspirantin muß schon als Schulkind auch in diesem allerwichtigsten Gegenstande vorzügliche Fortschritte gemacht haben, die sich im Pensionate erweitern und vermehren. Als Adspirantin und Präparandin hört sie den Schul- und meinetwegen auch den Kirchenkatechesen des Ortspfarrers zu, in ihren Vorbereitungsstunden liest sie ebenfalls die

belehrendsten Unterrichts- und Erbauungsbücher, die tägliche Conversation mit rein-religiösen Damen trägt auch zu dieser Bildung bei. Die Constitutionen der Anstalt sind Sammlungen praktischer Anleitungen zu einem gottesfürchtigen Leben. Die ganze Tages- und Jahres-Ordnung ist ein evangelisches Leben. Nun sagt: wozu noch Extra-Religionsstunden? — Wenn alles dieses geschieht, und der erzbischöfliche Commissär die reinsten Religionsbücher empfiehlt, auch zu Zeiten religiöse Prüfungen vornimmt, so ist in diesem Punkte genug gethan, und eine besondere Religionsstunde von Aussen her entbehrlich.

„Alle übrigen, bisher gebräuchlich gewesenen Klosterübungen im Noviciate haben künftig zu unterbleiben, und deßwegen hört auch das Amt der sogenannten Novicenmeisterin auf."

Vergessen Sie, meine Freunde! Dieses Veto nicht. Beim §. 30 wollen wir es näher betrachten.

„Die Candidatinnen stehen unmittelbar unter der Leitung der Vorsteherin, welche mit Beihülfe der übrigen Lehrfrauen sich bestreben soll, daß dieselben ohne schiefe und verwirrende Ascetik zur reinen Religions- und erforderlichen Wissenschafts-Kenntniß nach Anleitung der besten Bücher gebracht, in allen weiblichen Kunstarbeiten geübt, zu dem Unterrichtsgeschäfte als Zuhörerinnen beigezogen, nnd zur Prüfung, die sie in Gegenwart des landesherrlichen Commissärs zu bestehen haben, sobald als möglich tauglich gemacht werden."

Wir finden hier keine Silbe von der Bildung zu den gesellschaftlichen Pflichten nach den Vorschriften der heil. Stifter. Wenigstens gehört zum' Resiort des erzbischöflichen Commissärs, daß er über die religiöse Bildung der Candidatin in Beziehung auf die Anstalt ebenfalls eine Prüfung vornehme.

„Während der Probezeit soll den Candidatinnen gleicher Tisch und freundlicher Umgang mit den Lehrfrauen, auch jene Erholung, die den Lehrerinnen nach so mühevoller Arbeit zur Er-

haltung der Gesundheit, und des weit wirksamern Frohsinnes, so nothwendig ist, gestattet werden."

Ist nichts dagegen einzuwenden.

§. 14. „Zum Aufstehen wird Winters die sechste, und Sommers die fünfte Morgenstunde bestimmt, damit sich die Mitglieder des Instituts zu ihren Tagespflichten gehörig vorbereiten können.

Das Morgengebet nebst kurzer Vorbereitung zur heil. Messe hat jede in ihrem Zimmer aus Deresers Gebetbuch zu verrichten. Während der Messe steht es jeder frei, sich dieses Gebetbuches, oder eines andern guten, z. B. von Sailer, Reuter, Nack rc. zu bedienen."

Es scheint mir gar zu kleinlich, die Stunden zum Aufstehen vom Bette zu bestimmen, zu kleinlich, das Zimmer allein zum Morgengebete, und zu diesem nur Deresers Gebetbuch vorzuschreiben. Ist es nun Sünde, wenn die Damen früher oder später vom Bette aufstehen? Ist es Sünde, wenn das Morgengebet des Winters in einem gewärmten Zimmer oder des Sommers in der Klosterkapelle gemeinschaftlich verrichtet wird? Ist es Sünde wenn ein anderes Gebetbuch, als jenes von Dereser gewählt wird? Wenn es keine Sünde ist, wenn sich diese Uebungen und Ordnungen nach Localverhältnissen richten, wenn ihr selbst wißt, daß sich nach diesem Paragraph unter allen Anstalten keine einzige bequemt hat, wozu eure Gesetztafel, als daß sie sich selbst lächerlich macht? Warum eine Verfügung, welche so unnatürlich in die Privatandacht jedes einzelnen Mitgliedes eingreift? Warum hier Gewissenszwang, wo ihr sonst überall Freiheit verkündet?

§. 15. „Nach der Messe geht Jede zu ihren Berufsarbeiten bis zum gemeinschaftlichen Mittagsmahl, wobei aber, weil die Tischzeit zur Erholung bestimmt ist, alles Vorlesen unterbleiben soll, und das Sprechen durchaus erlaubt wird, was auch

beim Nachtessen statt hat. — Das Gebet vor und nach dem Tische ist aus dem biblischen Erbauungsbuche von Dereser zu nehmen. — Nach dem Mittagsmahl folgt eine Erholungsstunde, worauf Jede wieder ihrem Berufe nachgeht."

Eben so kleinlich! Die Frauen, von früh Morgens bis zur Mittagsstunde mit dem Unterricht beschäftigt, sind müde vom Lehren und herzlich froh, wenn sie — nicht sprechend — speisen dürfen. Sie ruhen aus. Laßt sie machen was sie wollen. Wollen sie eine kurze Vorlesung, so laßt sie lesen, was und wie lange sie wollen. Es ist manche Frau, welche lieber dem Buche, als ihrer geschwätzigen Nachbarin zuhorcht. Sey es auch, daß eine erbauliche Stelle vorgelesen wird, wie, ist es denn so gar gefehlt, wenn da, wo der Körper durch die Speise genährt wird, auch die Seele durch ein geistiges Brod gestärkt wird? Eben so laßt sie beten, was sie wollen. Warum wollt ihr mit einem einzigen Gebetbuche dem zu Gott sich erhebenden Gemüthe Fesseln anlegen, ihr Freiheitsprediger?!

§. 16. „Nach Vollendung der Schulen und Arbeiten sind alle Abende zu einer schicklichen Stunde die betreffenden Lectionen aus gedachtem Dereserschen Erbauungsbuche gemeinsam zu lesen, und die damit in Verbindung stehenden Gebete mit Hinweglassung der Psalmen, zu verrichten. — Das Nachtgebet verrichtet jede wieder in ihrem Zimmer aus Deresers Gebetbuch."

Es fragte mich vorlängst eine Dame, was ich von ** und ** Gebetbüchern halte. Ich fragte entgegen: Welches von diesen ihr am besten gefalle und ihr Herz zur Andacht wecke. Sie antwortete das erstere. Nun so benutzen Sie das erstere, so lange es fortfährt heilige Gefühle und ernste Entschließungen zu wecken. Denn Gebetbücher kommen mir vor wie Speisen; so wie nicht alle Speisen Allen schmecken und Gedeihen geben,

so wirken die Gebetbücher nicht auf alle Individuen auf gleiche Weise. Es ist auch nicht möglich, weil die Bildungsstufe und der Grad der Empfänglichkeit bei allen Betenden nicht gleichen Schritt halten. Eben so zweckwidrig kömmt es mir vor, einer Communität ein einziges Erbauungs- und Gebetbuch vorzuschreiben und nicht wenigstens einen Wechsel zu erlauben. Auch die delikateste Lieblingsspeise ekelt am Ende. Man hätte auch billige Rücksicht auf französische Andachtsbücher für Institute nehmen sollen, wo die französische Sprache zum Hauptunterricht und zur ununterbrochenen Conversation gehört! Die Erbauungswerke eines Franz von Sales, eines Fenelon dürfen jedem deutschen an die Seite stehen! Nur keine Fesseln!

Nun erscheinen mehrere Geistesvorschriften.

Der 17. und 18. §. bestimmt die Andacht für die Sonn- und Feiertage. Der 19. §. hebt das klösterliche Silentium auf. Der 20. §. verbietet bei Seelenmessen das lateinische dies iræ und libera. Der 21. §. vertreibt die Ordensfasten. Der 22. §. erlaubt alle vier Wochen zu beichten, doch nicht als Regel. Der 23. §. erlaubt einen extraordinären Beichtvater. Der 24. §. will von den bisherigen Klosterexercitien nichts mehr wissen. Der 25. §. sorgt für die Kranken. Der 26. §. will die bisherige Klosterkleidung beibehalten haben.

Sunt bona mixta malis, et mala mixta bonis. Überhaupt klingen aus dem Munde weltlicher Behörden spirituelle, religiöse Vorschriften eben so übel als es klänge, wenn ich, ein Geistlicher, für unser Armeekorps ein Exerzierbuch schreiben wollte. Freilich verstecken sich unsere Herren hinter die Coulissen der Hochw. Vicariate, mit denen sie sich ins Benehmen gesetzt haben sollen. Aber daß der Plan zu diesem morschen Gebäude schon früher entworfen war, ist eben so richtig, als es richtig ist,

daß, wenn man das Prinzipale — die Aufhebung solemner Gelübde und der Constitutionen — genehmiget, auch unbeschwerlich die Accessoria, die neuen geistlichen (soll hier und da heißen geistlosen) Anordnungen bestätiget. Hinc illæ lacrimæ!

§. 27. „Kein Mitglied darf ausgehen ohne Vorwissen der Oberin, und nur in Begleitung einer Mitschwester. Eben so soll auch Keine ohne Wissen der Oberin Besuche annehmen, außer von nahen Anverwandten und in dem dazu bestimmten Ansprachszimmer. Deßgleichen ist Keiner ohne Vorwissen und Bewilligung der Vorsteherin ein Buch anzuschaffen oder zu lesen erlaubt."

Alles gut und klug. Nur wünschte ich das Wörtchen außer von nahen Anverwandten, ausgelöscht. Ist es denn ein Fehler, wenn die Oberin auch die Besuche der Anverwandten erfährt? Sie muß der Regel nach von Allem wissen, was innerhalb der Klosterpforte vorgeht. Könnten diese Verwandtenbesuche nicht gar zu sehr, und zwar zum Nachtheil der Institutsobliegenheiten vervielfältiget werden? Könnten unter dem Vorwand der Blutsfreundschaft nicht auch Nichtverwandte einschleichen? Hier ein Anecdötchen zum Besten. Es erhielt vorlängst eine Klosterfrau einen Besuch von einem Jünglinge. Die Oberin fragte: Ist er auch verwandt? — Sehr nahe, antwortete die Klosterfrau: Meine Mutter ist die Mutter seiner Mutter. — — Überhaupt ist auf vielfältige Besuche ein scharfes Auge zu heften. Klatschereien, Frau-basengeschichten, Stadtneuigkeiten werden, von einer Seite, und von der andern, Haus- Schul- und Andachtsstörungen dadurch veranlaßt.

§. 28. "Findet die Oberin an einer Untergebenen wirkliche Fehler zu rügen, so hat sie allererst unter vier Augen, dann, wenn keine Besserung erfolgt, mit Beiziehung zweier Mitschwestern die schwesterliche Ermahnung mit Ernst vorzuneh-

men, wenn auch diese ohne Frucht bleibt, die Anzeige davon in jedem Falle, der Fehler mag die Schule oder die sittliche Ordnung betreffen, dem landesfürstlichen Commissär zu machen; der sich alsdann nöthigen Falls mit dem bischöflichen ins Benehmen setzt. — An den landesherrlichen Commissär haben sich auch die Untergebenen bei einem Beschwerdegrund zu wenden."

Ist die Vorsteherin von einer wahren klugen Liebe beseelt, so wird sie nie in den Fall kommen, ihre Ermahnung fruchtlos gemacht zu haben, und noch weniger in die Nothwendigkeit eine ihrer Untergebenen beim landesherrlichen Commissär zu verklagen. So weit wird es nie kommen. Eher wird eine eigensinnige, unverbesserliche Institutsfrau austreten, als sich durch einen weltlichen Commissär Verweise geben zu lassen. Dieser §. scheint der Oberin alle Strafgewalt zu entziehen, da der fruchtlosen Ermahnung die Anzeige an den Commissär auf dem Fuße nachfolgt. Wer wird ihr aber die Ermächtigung nehmen, alle jene pädagogischen Besserungsmittel anzuwenden, welche die sicherste Besserungswirkung versprechen? — Daß dem erzbischöflichen Commissär nur hintendrein Anzeige gemacht werden solle, insbesondere bei Vergehen gegen Religiosität und klösterliche Statuten, wer kann dieß billigen? Beide Punkte müssen im neuen Regulativ neu regulirt werden.

Die Wahl einer Vorsteherin.

§. 29. "Da Vieles und vielleicht das Meiste zur Voranbringung des Lehrinstituts von der guten Auswahl der Vorsteherin abhängt, die immer aufgeklärt, im Schulfache geübt, und im wirklichen Lehramte stehen soll, und die sich durch ihre Einsicht, Verwendung und Lebensart schon ausgezeichnet hat, folglich zur Leitung der Communität und Schule am besten taugt, so wird nur eine Vorsteherin mit solchen Eigen-

schaften die Befähigung erhalten, und sie bleibt in der Regel ständig.

Wird aber ihre Stelle durch den Tod oder auf eine andere Art erledigt; so veranlaßt der landesherrliche Commissarius eine neue Wahl unter Anwohnung des bischöflichen Commissärs, und der Landesherr bestätiget nach Gutfinden eines der in Vorschlag gekommenen Subjecte, oder ernennet auch eine der Nichtgewählten, wenn diese zum Amte würdiger befunden wird.

Von der geschehenen Bestätigung oder Ernennung einer Vorsteherin des Instituts ist dann das bischöfliche Ordinariat in Kenntniß zu setzen.

Uebrigens wird es der Oberin überlassen, die weiters nöthigen Hausämter mit Individuen aus dem Institute zu besetzen, doch so, daß der Schulunterricht nicht darunter leidet."

Dieser §. enthält theils halb wahre, theils paradoxe, theils ungerechte Vorschriften. Die Haupteigenschaft einer Vorsteherin wird in Aufklärung und in pädagogisch practische Wissenschaft gesetzt. Dieser Eigenschaft fehlt das Siegel des höchsten Zielpunktes, nämlich Religion und Religiosität. Diese verhalten sich zu jenen wie Zweck zum Mittel.

Religiosität ist das Eine Nothwendige, ohne welche die höchste Aufklärung eine klingende Schelle ist. Fehlt diese, so taugt die gelehrteste und geschickteste Lehrfrau nicht zur Oberin. Gesetzt die zum Vorstand gewählte Dame sey eine himmlisch gesinnte Seele und eine treffliche Erzieherin, wenn sie aber gar keine Einsicht in die Haushaltung gewonnen, wenn sie vom Ganzen der Oeconomie so wenig versteht als der Blinde von der Farbe, wenn sie keine Suppe kochen, kein Gartenpflänzchen setzen, keinen Kreuzer mit Überlegung einnehmen und ausgeben gelernt hat, wenn sie bisher einen wahren Abscheu an allen in das Schulfach nicht einschlagenden Geschäften gezeigt

hat, wird sie zu einer Vorsteherin taugen? gewiß nicht. Sie wird das stumme Werkzeug ihrer Umgebungen werden, und so wird der Fond und mit ihm die Anstalt sinken. Es sind bei der Wahl noch viele andere Rücksichten, z. B. ihrer Geselligkeit, ihrer Harmonie mit der Communität, ihres Temperaments, ihrer Gesundheit, selbst ihres äußern Benehmens zu beachten. Genug! die in diesem §. geforderten Eigenschaften einer Vorsteherin sind nur halb, und diese halben unrichtig bezeichnet. — Das Paradoxe in dieser Wahlordnung besteht darin, daß dem Institute das Wahlrecht gegeben und zu *gleicher* Zeit wieder genommen ist. Denn es heißt: „Der Landes„herr bestätiget die neue Wahl, oder e r n e n n e t e i n e „d e r N i c h t g e w ä h l t e n, wenn diese zum Amte würdiger befunden wird.» Was hilft das Wahlrecht, wenn der Landesfürst ohne Wahl eine Oberin aufstellen kann? Die Paradoxie spricht auch die Ungerechtigkeit aus, das Wahlrecht zu geben und zu nehmen. Die Confirmation, wie das Veto gehören in das Gebiet der Gerechtigkeit. Dem Fürsten bleibt es vorbehalten, die getroffenene Wahl zu bestätigen, oder eine andere, ja eine dritte Wahl anzuordnen. Aber die eigenmächtige Ernennung eines nicht gewählten Mitgliedes läßt sich rechtlich da nicht rechtfertigen, wo das Wahlrecht der Instituten eingeräumt ist.

Daß der erzbischöfliche Commissär der Wahl nur beisitzen darf, und dem hochwürdigsten Erzbischof kein Recht zur Confirmation oder zum Veto in religiösen Beziehungen zugesprochen wird, muß sehr bedauert werden.

30. letzter und schlimmster §.

„Alle übrigen besondern Gebräuche, Uebungen und Satzungen, die sonst in einem Kloster herkömmlich waren, sind einverständlich mit dem bischöflichen Ordinariate (mit welchem? es waren zwei!) aufgehoben.

Jedoch wird den ältern Mitgliedern oder Allen, die zum

Lehramte nicht mehr tauglich sind, zur Schonung und zur Beruhigung gestattet, sich ferner der bisher gewöhnten Andachtsübungen, Gebetbücher u. dgl. zu bedienen, in so weit die neue allgemeine Haus- und Andachtsordnung nicht gestört wird; so wie es hingegen den Lehrerinnen und Candidatinnen ausdrücklich untersagt ist, von der neuen Ordnung abzuweichen und etwa das lateinische Brevier fortzubeten, oder sonstige zwecklose Andächteleien zu beobachten.

Hieran geschieht unser Wille. Karlsruhe, den 16. September 1811. Minister des Innern: Freih. v. Andlaw."

Dieser letzte §. ist die Klippe, woran alle unsere weiblich-religiösen Anstalten scheitern müssen. Er öffnet eine breite Straße zu allen Unordnungen, Verwirrungen, Eigenmächtigkeiten, Willkürlichkeiten, Zwietracht und Spaltungen, und am Ende zur successiven Auszehrung der Klöster.

Nun sind alle übrigen Gebräuche, Uebungen und Satzungen, die sonst in einem Kloster herkömmlich waren, aufgehoben, und nur die Vorschriften des Regulativs müssen befolgt werden.

Wenn wir in eben diesen Vorschriften viele Mängel rügten, so besteht doch der größte Mangel darin, daß sie für die vielen und vielfachen Verhältnisse solcher Institute lange nicht hinreichen und die Mitglieder wohl tausendmal zu der Frage veranlaßt werden: über diesen und jenen Punkt sagt das Regulativ nichts, alle übrigen Satzungen sind aufgehoben, was fangen wir nun an? Es ist eben so unbescheiden als unmöglich, die Behörden in zweifelhaften, unentschiedenen Fällen um Rath oder Verhaltungsbefehle zu fragen, was fangen wir nun an? Wenn wir ältern Mitglieder, da wo das Regulativ schweigt, bei den frühern Satzungen stehen bleiben, müssen wir nicht fürchten, von den jüngern zu hören, alle Satzungen seyen aufgehoben, was fangen wir nun an?

Entsteht nicht hieraus Verwirrung an allen Ecken? Alle Satzungen, d. h. alle Constitutionen eines jeden Klosters sind aufgehoben.

Mit welcher Befugniß konnten die bischöflichen Ordinariate in deren Aufhebung einstimmen, da sie doch vom Oberhaupte der Kirche bestätigt und unter Androhung geistlicher Strafen bestätigt wurden? Wie konnten es die Ordinariate, ohne die Regeln sämmtlicher Orden zu lesen, zu prüfen, ohne die entbehrlichen von den unentbehrlichen zu sondern? Hätten sie die Constitutionen des seligen Petrus Fourier gelesen, sie hätten in ihnen einen großen Geist, eine tiefforschende Menschenkenntniß, besonders des weiblichen Geschlechtes gefunden. Welche unverzeihliche Sünde, verwerfen, was man weder gelesen noch geprüft hat, die edelsten Perlen wie Glasscherben mit Füssen treten, und als Auskehricht zum Hause hinauswerfen! Welche unverzeihliche Sünde, mit einem Federstriche eine Ordnung auszulöschen, welche sich durch mehr als hundertjährige Früchte bewährt hat! Wird sich wohl euere unbedachtsam entworfene, aus dem verwüstenden Zeitgeiste entstandene Unordnung nur ein paar Jahrzehnte erhalten? Ein in sich getheiltes Reich löst sich selbst auf.

Aber die im §. eingeräumte Indulgenz für ältere Mitglieder, welche ihnen die Beobachtung der alten Uebungen und Satzungen erlaubt und den jüngern verbietet, ist unter allen schlimmen Punkten der schlimmste.

Wer hätte wohl die Möglichkeit sich gedacht, einem Theile der nämlichen Gesellschaft zu erlauben, was man dem andern Theile verbietet! Denken wir uns eine Communität, wo nach den Ordensregeln die meisten Andachtsübungen gemeinschaftlich verrichtet werden. Es sind im Kirchenchor zwölf Frauen versammelt, sechs alte, sechs junge. Die alten beten nach der gnädigen Erlaubniß des Regulativs ihr gewöhntes lateinisches Brevier, die jun-

gen beten in der Stille die Psalmen aus Deresers Erbauungsbuche. Die Alten singen unter der heiligen Messe ihre alten Gesänge, die Jungen ihre eigenen. Die Alten verrichten ihre Morgenandacht in der Kapelle, die Jungen im Zimmer. Die Alten beten ihr Tischgebet nach alter lateinischer Sitte, die Jungen in deutscher Sprache. Die Alten beichten und communiciren alle vierzehn Tage, die Jungen alle vier Wochen. Eine treffliche Harmonie!

Verdient wohl ein Machwerk den Namen eines Regulativs, das die alten Ordensregeln einigen zu halten erlaubt und einigen zu halten verbietet?

Wenn ich den Constitutionen der Frauenklöster und ihren heiligen Verfassern das Lob gesprochen habe, so will ich durchaus nicht behaupten, daß sie keiner Abänderung, keiner Verbessung bedürfen. Alle menschliche Einrichtungen sind, eben weil sie menschlich sind, und dem fortrollenden Rade der Zeit unterworfen, einer Veränderung oder Verbesserung bedürftig. Dieß kann, dieß darf, dieß muß in unserer Zeit geschehen, ohne eben die ganze alte Einrichtung mit allen ihren tausendfältigen Verzweigungen umzustossen und zu vertilgen.

Mein Vorschlag wäre demnach, und wenn es nöthig ist, meine gehorsamste Bitte, für jedes weibliche Lehrinstitut eine eigene aus einem landesherrlichen und erzbischöflichen Mitgliede bestehende Commission zu ernennen, welcher zur Pflicht gemacht wird, die Constitutionen jedes Klosters vorerst zu Hause reiflich zu prüfen und die nöthigsten Abänderungen zu entwerfen, dann zweitens jedes einzelne, alte und junge Mitglied der Institute zu beauftragen, ebenfalls jede Satzung der Ordensregeln vor Gott und ihrem Gewissen zu untersuchen und ohne Anfrage bei Andern jene Artikel zu bemerken, welche es abgeändert wünscht. Nach diesen Vorarbeiten begibt sich benannte Commission in das Kloster, versammelt sämmtliche Mitglieder

desselben, liest jede Regel vom Anfange bis zum Ende vor, theilt ihre projectirten Abänderungen unter Vorlage ihrer Motive mit, fordert ebenfalls jedes Mitglied auf, nicht nur frei und unumwunden ihre Meinungen zu äußern, sondern auch ihre Wünsche und durchdachte Verbesserungen vorzutragen, worauf weder die Anträge noch die Einwendungen niedergeschrieben, sondern nur der debattirte Gegenstand durch Ballotage entschieden wird. Jede Dame giebt ihr Votum dadurch zu erkennen, daß sie in ein Kästchen eine weiße oder schwarze Kugel wirft. Nach jeder Ballotage öffnen die Commissäre das Kästchen, nach erhaltener Stimmenmehrheit, welche den Damen eröffnet wird, wird das Resultat zu Protokoll genommen und laut vorgelesen. Bei Gleichheit der Stimmen wird noch einmal ballotirt. Eine dritte Ballotage zieht diese ganze Arbeit in die Länge. Sie wird bei der zweiten Stimmengleichheit durch die Vota der Commission ersetzt, welche sich sonst kein Votum anmaßen darf. Auf solche Weise geht die neue Constitution oder das neue Regulativ aus der Anstalt selbst hervor, welche am besten aus Erfahrung wissen muß, was ihr Wohl fördert oder nicht. Auf solche Weise wird sie gewiß von allen Mitgliedern mit hoher Freude angenommen und im fröhlichen Gehorsame befolgt, weil sie nicht von äußerer Gewalt aufgebürdet und aufgezwungen ist.

Daß die nämliche Commission, welche nach vollbrachter erster Arbeit einen großen Schatz von klösterlichen Einsichten gewonnen hat, die geeignetste seyn wird, in allen übrigen Anstalten des Landes die Constitutionen auf die nämliche Art zu entwerfen, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Sämmtliche Constitutionen, Protokolle werden den landesherrlichen und erzbischöflichen Oberbehörden zur Berathung und Entscheidung gehorsamst vorgelegt, wenn nicht vorgezogen werden will, daß die nämliche Commission vor-

erst aus den gesammten Protokollen alle jene gleichgestimmten Satzungen zusammenstellt, woraus ein allgemeines Regulativ für alle Institute gefertigt werden kann, und dann jene speciellen Abänderungen, welche nur einzelnen Anstalten gelten, abgesondert bearbeitet, um sämmtlichen Oberbehörden die Uebersicht und das Endresultat zu erleichtern.

Aber, aber, die Conditio sine qua non aller dieser Vorschläge, ohne deren Erfüllung alle eure Abänderungen fruchtlos bleiben, ist die Ablegung lebenslänglicher Gelübde vom dreißigsten Lebensjahre an.

Dixi, et salvavi animam meam.

Anhang.

Mehrere Freunde dieser vaterländischen Stiftungen bedauerten schon lange mit herzlichster Theilnahme diesen Gräuel der Verwüstung und weissagten mit mir das Absterben dieser wohlthätigen Anstalten. Einer dieser thätigen Theilnehmer machte folgende Vorschläge:

„Man sollte sämmtlichen Frauenklöstern des Groß„herzogthums nur Eine Constitution geben, doch so, „daß nur die rein religiösen klösterlichen, nicht die „pädagogischen Zwecke, in eine Form gegossen wer„den. Die ungleiche Kleidung, so wie die verschie„denartige Haus- und Andachtsordnung sollte in eine „ganz gleiche Kleidung und Ordnung umgewan„delt werden. Durch diese gleichartige Umgestaltung „würde der Vortheil der frühern gleichartigen Klö„ster erzielt, ihre ungehorsamen oder in diesen Con„vent nicht passenden Mitglieder in andere Klöster „zu verschicken, um ihre Besserung unter andern Um„gebungen erfolgreicher zu bewirken.“

Nach vielfältiger reifer Überlegung aller Gründe pro

und contra kann ich mein Votum zur Realisirung dieses Plans nicht geben.

Hier mein unmaßgebliches Gutachten.

Erstens haben die meisten der mir bekannten Institute auch in religiöser Beziehung verschiedene Einrichtungen und Übungen. Das Kloster Lichtenthal hat z. B. einen förmlichen Chor, worin zu den vorgeschriebenen Stunden das ganze Brevier theils gebetet theils gesungen wird. Es sind eigene Frauen, von Lehr- und andern Geschäften befreit, zum Chorhalten bestimmt. Wird sich wohl dieses Kloster diesen vom heil. Bernard vorgeschriebenen Gottesdienst gerne nehmen lassen? Und wie können Damen aus andern Klöstern zu diesem Chore angehalten werden, welche denselben nach dieser Weise zu halten nicht gelernt haben? Gerade die jeder Anstalt eigenthümlichen Gebete und Betrachtungen, deren einige in französischer Sprache verrichtet werden, sind eine schwierige Aufgabe für so verschiedenartige Individuen, deren größter Theil die meiste Zeit des Tages für die Pensionate zu verwenden hat.

Zweitens scheinen mir die Kleiderveränderungen nach Einer Farbe und Einer Form viel Nachtheiliges nach sich zu ziehen. Wessen Klosters Schnitt und Farbe soll beibehalten werden? — Wenn wir Ersparniß und Einfachheit suchen wollen, so müßte die wirkliche Kleidung der Klosterfrauen in Offenburg und Rastadt beibehalten werden, weil sie auf diese Eigenschaften den meisten Anspruch macht, und eben diese Damen von ihrem Stifter angewiesen werden, diese Einfachheit beizubehalten, um der Unterrichts- und Erziehungszeit ja keine Minute zu entziehen.

Würden sich aber wohl die Frauen aus den Orden des heil. Bernardus, Dominicus, der heil. Ursula, zu was immer für einer Umkleidung gerne verstehen, welche

theils aus Ehrfurcht für ihren Ordensstifter, theils aus langer Gewohnheit an ihrem bisherigen Ordenshabit hängen? Wäre nicht sogar eine Protestation zu befürchten wenn wir psychologisch bedenken, daß dadurch auch die weibliche Eitelkeit, die sich manchmal unter den Heiligenschein verbirgt, beleidiget wird? Und wenn wir uns am Ende fragen: cui bono? so müssen wir uns antworten: habitus non facit monachum. Das Kleid erleichtert weder ein gemeinschaftliches Regulativ, noch das Versetzen einer Dame von einem Kloster ins andere. Im Gegentheile wird eine Lehrfrau zu ihrer heilsamen Pönitenz in ein anderes Institut versetzt, so möchte selbst ihr unterscheidendes Ordenskleid beschämende und bessernde Gesinnungen in ihr erwecken.

Drittens scheinen mir die verschiedenen Zwecke der *Anstalten die größten Hindernisse* dieses Planes zu seyn. Ein *einziges* Beispiel: Gesetzt eine Lehrerin in einem Pensionate wird als Pönitentin nach Lichtenthal versetzt, was soll sie da leisten? soll sie in der Elementarschule aushelfen? Aber ist nicht dadurch ihr Stolz beleidiget, jetzt kleine Kinder im A B C unterrichten zu müssen, da sie schon mehrere Jahre an der höhern Bildung halberwachsener Mädchen gearbeitet hat? Wird sie nicht mit sauerm Gesichte ihren Unmuth an den unschuldigen Kleinen kühlen? Oder wird sie in einem andern Falle nicht ihre *eingebildete* Schulweisheit durch andere Methoden, durch eine der gewöhnlichen entgegengesetzte Behandlung glänzen lassen wollen? Wird sie nicht tausend Ausstellungen an der Schule, an Lehrerinnen und Kindern zu machen wissen? — Da ist gleich geholfen — wendet man ein. Man entfernt sie von der Schule. Aber was wird sie ohne alle Unterrichtsbeschäftigung anfangen, welche ihr bisheriges Leben ausfüllte?

Wird es wohl zu ihrer Besserung beitragen, wenn

sie aus ihrer gewöhnten Arbeitsbahn herausgerissen in ihr Zimmer verbannt wird, um durch geschäftigen Müßiggang ihrer ohnehin gereitzten Imagination noch mehr Spielraum zu lassen, und selbe durch lieblose Bilder unrecht erduldeter Leiden zu steigern? Wird sie nicht unter der Ägide des Regulativs das eine oder andere Mitglied des Klosters durch Vorspiegelungen täuschen und für sich zu gewinnen suchen? Wird sie nicht — beim Nichtsthun — durch Ohrenblasereien vielleicht selbst unter den Mitgliedern Verwirrung, Unfrieden und Zwietracht stiften? Man mag einen Raben von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden schicken, Rabe bleibt Rabe. Weder Kleid noch Ort ändert eingenistete Gesinnungen und angewöhnte Handlungen. Naturam furca expellas, tamen usque redibit.

Es giebt noch andere Hinderungspunkte. Wer wird z. B. die Versetzung der gestraft werdenden Klosterfrau aussprechen? Die Oberin? — Diese wird sich wohl hüten ein solches Urtheil zu fällen, ohne sich den Haß jener Parthei zuzuziehen, welche der Schuldigen gewogen ist. — Die Gesammtheit? — Aber wenn die Parthei der Schuldigen siegt, welcher Triumph für sie? Welche Trauerfolge für die Zukunft? — Der erzbischöfliche Commissär? — Aber wird nicht der Landesherrliche sein Veto einlegen und eine strenge Untersuchung veranlassen, welche bei dem allgemeinen Liberalismus zum Nachtheile des Erstern ausfallen dürfte.

Eine andere Frage. Wer bezahlt die Unterhaltungskosten der Pönitentin in einem andern Kloster? Sie aus ihrem Vermögen? Aber wie viele Frauen besitzen Vermögen? Und wenn sie keines hat, so wird wohl der Stiftungsfond ihres Klosters die sämmtlichen Unkosten bestreiten müssen. Aber ist dadurch nicht ihr Convent gestraft? Wird dadurch der gewöhnlich schwache Fond nicht noch

mehr geschwächt? — Wende man nicht ein: diese Frau hätte ja doch in ihrem Kloster erhalten werden müssen. Wo zwölf Damen an einem Tische essen, da ißt die dreizehnte gratis. Und wenn auch nicht, so thut sie Dienste. — Aber für ein entferntes Mitglied baares Geld auszulegen, greift die Kasse an und erhöht das Ausgabenbudget um ein Merkliches.

Um ganz aufrichtig zu reden, mir scheint dieser wohlgemeinte Rath nur einen größeren Riß zu veranlassen.

Ja, der Riß wird größer durch das Regulativ, das entweder die ungehorsame Lehrfrau in Schutz nimmt, oder ihr die Klosterthüre zum Ausgang öffnet.

Erdenket und erdichtet was ihr wollet, meine Freunde! Alle euere besten Mittel helfen so lange nicht, so lange das Regulativ bleibt wie es ist. Sie sind nur Palliative, welche das Übel nicht heben, sondern nur bedecken, welche den Krankheitsstoff nicht austreiben, sondern nur verbergen, bis eine jählinge Revolution im Körper die ganze Maschine gewaltsam erschüttert und zusammenwirft.

Nur ein scharfes Messer kann helfen, das an das Regulativ gelegt werden muß, um alle seine schadhaften und lebensgefährlichen Auswüchse auszuschneiden und mit der Wurzel zu vertilgen. Diese Wurzel des todtkranken Körpers ist die Auflösung lebenslänglicher Gelübde. Somit ist das einzige radicale Heilungsmittel die Ablegung lebenslänglicher Gelübde vom dreißigsten Lebensjahre an. Wird dann nach den bereits entworfenen Vorschlägen die Constitution oder die Ordensregel jeder einzelnen Anstalt nach den Bedürfnissen der Zeit und nach dem Geiste des Evangeliums umgeändert, dann, und nur dann entspringt wahre, dauerhafte Gesundheit; dann, und nur dann werden diese für die vaterländische Jugend so wohlthätigen Anstalten ihrem erhabenen Zwecke näher gebracht, und für Staat und Kirche, für Zeit und Ewigkeit goldene Früchte tragen. Amen.

IX.

Grund der Abneigung des Pietismus
gegen die
katholische Kirche.

Wenn man die zahlreichen ascetischen Werke, die Flugschriften und die mannichfaltigen sogenannten Traktätchen der Pietisten oder der Brüder der vorgeblich reinen evangelischen Lehre liest; vorzüglich wenn man selbst mit den Mitgliedern dieser fromm scheinenden Sekte des protestantischen Lehrbegriffes freundschaftlichen Umgang pflegt, so möchte man ohne sorgfältige Prüfung der ersten Grundsätze und der Hauptpfeiler, auf denen das ganze Gebäude des Pietismus ruht, auf den Gedanken kommen, daß der Pietismus der katholischen Kirche näher als alle andere Zweige des so sehr zersplitterten Protestantismus stehe, und mit ihr am besten befreundet sey; daß daher ein Pietist von dem katholischen Lehrbegriff viel günstiger urtheilen müsse, als ein Protestant, der sich in den großen Wüstenein des Indifferentismus oder Rationalismus bewegt, und mithin eher als dieser für die Eine Wahrheit gewonnen werden könne.

Bei den Pietisten vernimmt und hört man ja beinahe nichts als Dinge, die dem Katholiken im höchsten Grade heilig und ehrwürdig sind. — Die Liebe zu Gott, und besonders zu Jesu wird als Fundament der Lehre der Brüdergemeinde, wie sich die verbündeten Pietisten am liebsten nennen und nennen lassen, aufgestellt; Liebe entströmt ihrem Munde, von der Liebe Jesu ertönen ihre einfachen Gebete in Versammlungssälen, ihre Gesänge führen beständig diese Sprache, und ihr ganzes Wesen scheint auf den ersten Anblick von dieser hohen Gottesliebe er-

füllt und durchdrungen zu seyn. Die Lehre von der Sünde und der Versöhnung ist zuweilen beinahe auf katholische Weise ausgesprochen, und man möchte glauben, daß dieselbe ein schönes Band wäre, das die Brüdergemeinde mit der katholischen Kirche in ihren Hauptgrundsätzen vereinigte, und die Mitglieder beider Parteien zu wahren Brüdern in Jesu Christo mache. *) Die Liebe zu der Welt und ihrer Pracht und Eitelkeit und ihren rauschenden Freuden wird mit denselben Augen von den Pietisten wie von den katholischen Asceten angesehen. — Nicht der Welt, sondern Gott müsse man dienen, heißt es auf jeder Seite, und Gott und die Welt und ihre Lust zu gleicher Zeit lieb haben, sey ein Unding. Der Pietist findet, wie der wahre Katholik, in den Dingen, die des Geistes Gottes sind, und die das ewige Heil des Menschen betreffen, mehr Freuden und beseligende Genüsse, als in allen herrlichen Vergnügen, die die Welt uns gewähren kann. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen (Luk. XII, 31), ist der Wahlspruch der Pietisten wie der Katholi-

*) Man sehe z. B. die Lehre von der Sünde und vom Versöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers. Hamburg, 1825. Der Verfasser dieser merkwürdigen viel Wahres, Schönes und Katholisches enthaltenden Schrift, der bekannte Dr. Tholuck sagt in der Vorrede zu derselben: „Solchen Seelen, die umhergetrieben von den Zweifeln eines unbefriedigten Herzens, einen Freund im Himmel suchen und brauchen, der ihnen die Genüge giebt, die, wenn sie wehmüthig und verlangend die Arme ausstrecken, um ihn zu umfangen, sie nicht zusammenfallen lassen wollen an der eigenen einsamen Brust, denen an dem Busen der ganzen geschaffenen Natur nie wohl wird, und die anfangen zu fühlen, daß, was das unendliche Sehnen des Herzens fordert, der Mensch sich nicht selber geben kann, die aber auch ihren Erlöser und himmlischen Freund nicht bloß durch die Wärme genießen, sondern auch im Lichte sehen wollen, ist diese kleine Schrift gewidmet.“

ken. Jene suchen wie diese das Reich Gottes unter heidnischen Völkern und Nationen auszubreiten, wie dieses ihre Missionen im nördlichen Amerika beweisen.

Mithin wären diese ja Brüder, und vielleicht nur durch einzelne Nebendinge getrennt? Insofern das, was die Pietisten Papstthum nennen, ein Nebending ist, so hätten sie und die Katholiken einen und denselben Glauben, und wären Brüder in Christo, wie dieses ein frommer oder wenigstens gutmüthiger und gutmeinender Protestant behauptet: „von jeher," bemerkt dieser erfahrne Bruder, „machte man zwischen der kathol. Kirche und dem Papstthum einen Unterschied, so genau auch beides miteinander verbunden war, (jetzt wohl nicht mehr?). So wie sich nun die kathol. Kirche von dem Papstthume unterscheidet (durch was) und dieses weit hinter sich läßt, also auch der Protestantismus von dem Neologismus. Die katholische Kirche ohne Papstthum ist eine christliche Kirche, und die protestantische Kirche ohne Neologismus ist auch eine christliche Kirche. An beider Verunstaltung sind Papstthum und Neologismus schuld. *)

Hier ist nun die eigentliche Grenzlinie zwischen der katholischen Kirche und dem süßlichen Pietismus unserer Tage genau gezogen, und zu gleicher Zeit auch die Ursache der grossen Abneigung dieses letztern gegen erstern mit wenigen aber bündigen Worten angegeben. — Weil der Pietismus von dem Neologismus, an den unser Verfasser denkt, frei ist, was man ihm ohne Widerrede einräumen muß, so ist er also nach obigen Prämissen die einzig wahre christliche Kirche.

*) Ueber Katholicismus und Protestantismus. Druck und Verlagsort ist nicht angegeben.

O glückliches Herrenhut mit deinen wenigen stillen zerstreuten Gemeinden in Elberfeld, Basel, Stuttgart, Königsberg u. s. w., du bist mithin allein im Besitz der reinen evangelischen Wahrheit, die Jesus vom Himmel brachte, die die Apostel predigten und tausend Martyrer mit ihrem Blute besiegelten. Viele sind allerdings berufen, sagt Christus (Matth. XX. 16) aber Wenige auserwählt. Freue dich daher du auserwählte Schaar, wenn du allein die unsichtbare Kirche Gottes bildest, während Millionen, die sich auch im Schoose der wahren Kirche glauben, in Finsterniß und im Schatten des Todes sitzen, und ihrem ewigen Verderben entgegengehen; denn bis auf diese Stunde ist die ganze katholische Kirche von den äußersten Grenzen des Abendlandes bis zu den entferntesten Ufern des Morgenlandes, von den unermeßlichen Schnee- und Eissteppen am Nordpole bis zu den brennenden Sandwüsten Afrika's, und noch tiefer hinab — mit dem Papstthume vereinigt, und die weisesten und besten Männer dieser Kirche geben sich immer alle Mühe, diese Vereinigung stets zu unterhalten. — Mithin ist die ganze katholische Kirche, nach pietistischer Lehre, verunstaltet, und des Charakters der christlichen Kirche beraubt.

Ja das Papstthum allein ist allerdings der Grund, warum sich Katholiken und Pietisten nicht brüderlich die Hand reichen. Sobald erstere, wie ein Lindl, Henhöfer, Goßner u. dgl. dem Papstthum den Abschied geben, so werden sie mit Freuden- und Jubelgesängen und mit offenen Armen in der christlich-pietischen Kirche aufgenommen, den Irrthümern und den gräulichen Finsternissen des papistischen Aberglaubens entrissen, und zum rein-evangelischen Lichte geführt. Dann wird im feierlichen Tone angestimmt der erbauliche Lobgesang: Victoria, das Lämmlein sieget, es siegt aus allen Wunden u. s. w.

Weil aber der erleuchtete katholische Christ, der in

den Geist seiner heil. Religion wahrhaft eingedrungen, und von den himmlischen Satzungen und Gnadenschätzen, welche dieselbe den Gläubigen spendet, erfüllt und beseelt ist, das so genannte von unsern irrenden Brüdern so sehr geächtete Papstthum oder die Kirche, als die große Lehr-, Errettungs- und Erlösungs-Anstalt, die unser göttlicher Erlöser zu unserm Heile stiftete, der er seinen heil. Geist als Beistand versprach, und die selbst die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen im Stande sind, betrachtet, in dieser Kirche alles findet was Jesus zu unserm geistigen Wahle gethan hat, und nur in ihr das einzige, sichere und untrügliche Mittel erkennt, die von Gott geoffenbarte Wahrheit von jeder menschlichen Einmischung frei, ungetrübt bis an der Welt Ende fortzupflanzen; so ist ihm der Pietist von Herzen gram, oder bemitleidet ihn, als einen in der Irre gehenden Wanderer, der sich von Betrug und krassem Aberglauben täuschen läßt. — Die feste Anhänglichkeit des Katholiken an seine Kirche verdunkelt in den Augen des Pietisten auch die reinste Frömmigkeit und die besten Eigenschaften des erstern; denn erst dann ist, wie wir eben vernommen haben, der Katholik ein Christ, wenn er sich gänzlich vom Papstthum losreißt, d. h. wenn er der ganzen kirchlichen Hierarchie Hohn spricht, und auf das unblutige Opfer des neuen Bundes, auf Beichte u. s. w. Verzicht leistet, allem wahrhaft Katholischen entsagt, kurz wenn er auch ein Pietist wird. Wer kann sich also noch über die Abneigung des Pietismus gegen die katholische Kirche verwundern?

Der Pietist bedenkt nicht, daß wenn er auf sein Gefühl seinen Glauben und seine religiöse Ueberzeugung baut, er ein sehr unbestimmtes und schwankendes Fundament gelegt hat, das wie andere Kräfte der Seele durch die Sünde auch sehr verdunkelt und mehr oder weniger verdorben ist. Seine Ueberzeugung ist keine sichere, keine be-

währte oder gegründete, keine historische, sondern bloß ein Gebilde seiner Einbildungskraft und seines moralischen Gefühles, das ihn, wie die Erfahrung tausendfach bestätigt, jeden Augenblick zu täuschen vermag. Der Pietismus ist der Geschichte und besonders der katholischen Tradition in einem hohen Grade abgeneigt; und wenn er sich auf die heil. Geschichte beruft, so verliert er sich in allegorische Deuteleien und mystische Empfindeleien; findet überall symbolische Darstellung innerer Zustände, und sieht da deutlich Prophezeiungen, wo kein gesunder Verstand solche ahnet. Kurz seine Grundbasis ist trügerisches Gefühl.

Da im Gegensatz der wahre Katholik in der Kirche, die von ihrer Wiege bis auf diese Stunde beinahe unaufhörlich verfolgt, verläumdet, angestritten und mit den *mannichfaltigsten* Waffen beunruhigt wurde, und doch immer siegreich aus dem Kampfe hervorging, und so folgerecht in der Begriffs- und Erscheinungswelt ist, jenes sichere Institut sieht, in dem in einem gewissen Sinne die ganze Theokratie niedergelegt, und die heil. Schrift, die Leiterin unseres Glaubens erhalten, und nach dem Einen wahren Sinne gedeutet wird, und ihm überhaupt die Kirche das ist, was dem Pietisten das Gefühl, so kann man sich leicht erklären, daß ungeachtet jener oben erwähnten gleichen Stimmung des Pietismus und der katholischen Kirche dennoch eine ungeheuere Kluft zwischen beiden statt findet. Aus dem Unterschied zwischen Kirche und Gefühl, der doch gewiß sehr wesentlich ist, muß die große Abneigung der Pietisten, gegen den katholischen Lehrbegriff abgeleitet werden, wie auch ihre immerwährenden zum Ekel wiederholten Deklamationen und Jeremiaden, daß in der katholischen Kirche kein Licht, kein reineres geistiges Leben, kein Leben aus Gott und keine geistige Wiedergeburt anzutreffen sey, — daß man nur

auf die Hülle und nicht auf den Kern sehe, daß man Lüge für Wahrheit und Wahrheit für Lüge, Licht für Finsterniß und Finsterniß für Licht halte, — kurz daß der Katholik in einem jammervollen Irrthum und Verstockung des Herzens befangen sey.

Mag daher der Pietist noch so schön, noch so erbauend, und in mancher Hinsicht noch so katholisch reden, ein Sprache führen wie wahre katholische Mystiker, und ganze Stellen aus den Schriften solcher anführen, so glaube man ja nicht, daß er leichter als andere Protestanten für die katholische Lehre gewonnen werden könne. Er hält sein System oder eher sein Gefühl für wahr und untrüglich, und für den einzigen Leiter bei seinen religiösen Gedanken und Unternehmungen, glaubt in der Wahrheit zu wandeln, trachtet auch andern seine Ansichten und seine Ueberzeugung aufzudringen, und ist meistens ungeachtet seines Lobens und Singens, seiner frommen oft frömmelnden Redensarten und seines äußerlich unanstößigen Lebenswandels der katholischen Kirche abgeneigter, und feindseliger gegen sie gesinnt, als der gewöhnliche Protestant, der sich mehr von seinem Verstand als von seinem Gefühle leiten läßt.

Nicht die düstere Lebensansicht des Pietisten, nicht sein Hang zum falschen Mysticismus, nicht sein geistiger Dünkel und Hochmuth, der so oft traurige Folgen nach sich zieht, wovon wir viele Beispiele anführen könnten, wo die frömmsten Pietisten, oder die es doch wenigstens scheinen, so ungemein tief gesunken sind, und sich den rohesten Ausschweifungen Preis gegeben haben, auch nicht ihre Abneigung vor gewissen katholischen Dogmen, nicht ihr Hang zum Separatismus, nicht ihre Geringschätzung der Wissenschaften, machen es schwer, sie für die Wahrheit zu gewinnen, oder ihnen wenigstens vortheilhaftere Gesinnungen in Beziehung auf die katholische

Kirche beyzubringen; sondern ihre große Abneigung vor allem äußerlich Kirchlichen nach dem Gebrauche des Katholischen, ihre Gewohnheit alles Sinnliche zu verachten, und bloß am Uebersinnlichen, das sie doch zuweilen, ohne es selbst zu merken, durch ihr Gefühlswesen ziemlich roh versinnlichen, zu hängen, ihre falschen Ansichten vom Papstthum und ihre außerordentlich feindseligen Gesinnungen gegen dasselbe machen dieses unmöglich, wenn nicht Gott auf eine augenscheinliche und thätige Weise ins Werk greift, wie es der Verfasser dieser Zeilen aus eigener Erfahrung weiß. *)

J. Pst.

---

*) Ein pietistischer Winkelprediger von Liestall im Kanton Basel in der Schweiz, machte sich durch seine Vorträge, die er hie und da, besonders des Abends in den Häusern in der Gegend von Liestall hielt, so berühmt, daß ganze Schaaren heilsbegieriger Seelen den Versammlungen, die dieser eifrige Apostel veranlaßte, zuliefen, und bei Anhörung seiner erbaulichen Reden in Thränen zerflossen. Stutz ist ein gemeiner Handwerksmann ohne Erziehung und Bildung; die Sache erregte Aufsehen, er wurde von der geistlichen Behörde in Basel zu Verantwortung gezogen; allein er vertheidigte sich mit solchem Eifer und apostolischen Muth, der seine Richter in Erstaunen sezte, so daß diese ihm gestatteten sein wohlthätiges Werk fortzusetzen. Nun kannte sein Seeleneifer keine Schranken mehr, viele seiner Zuhörer machten sich eine Ehre daraus, wenn sie spottweise Stutzianer genannt wurden. Was geschah? Nach kurzer Laufbahn des rüstigen Missionarius wurde er eines ungeheuern Verbrechens, das wir hier nicht nennen mögen, überwiesen, und der Zuchtanstalt in Basel übergeben, wo er Zeit und Muße hatte im Gefängniß und am Karren über sein apostolisches Amt ernsthafte Betrachtungen anzustellen.

X.

Protestantische Consequenzen.

Die Gewissensfreiheit wird, womit auch wir Katholiken, wenn sie recht verstanden wird, einstimmen, immer als die Grundlage der religiösen Überzeugung vorausgesetzt. Bei der wahren Gewissensfreiheit muß es aber dem Menschen freistehen, sobald er nicht gegen die Grundverfassung der menschlichen Gesellschaft verstößt, einzeln oder in Gemeinschaft seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Nichts desto weniger wollen viele Protestanten, die sonst viel von Freisinnigkeit und Gewissensfreiheit reden, nicht dulden, daß Katholiken in religiöse Vereine zusammentreten. So findet es die allgemeine Kirchenzeitung von Darmstadt im Januarhefte von 1832 S. 11 ganz in der Ordnung, daß die schwedische Verfassung vom Jahre 1814 bestimmte, daß „Jesuiten- und Mönchsorden nie im Reiche geduldet werden sollen;" sie findet es ganz in der Ordnung, was der Statthalter auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Jahre 1830 gegen die Jesuiten festgesetzt hat; sie findet es ganz in der Ordnung, daß die Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen (dessen Dynastie, wie dort bemerkt wird, zur Zeit noch römisch-katholisch ist) vom 4. September 1831 §. 56 bestimmt, daß „weder neue Klöster errichtet, noch Jesuiten oder irgend ein anderer geistlicher Orden jemals im Lande aufgenommen werden soll." Sie findet es ganz in der Ordnung, daß der bekannte Ernst Münch, dessen Freisinnigkeit in allerlei Nüancirungen auftritt, fordert: „es sollen alle religiösen Gesellschaften, welche mit den Grundgesetzen der drei herrschenden Confessionen in Widerspruche stehen und deren Statuten und Zwecke der Staatsgewalt

unbekannt sind, streng untersagt bleiben. Die Jesuiten vor allem sollen nicht geduldet, und jeder Versuch der Gründung eines Collegiums durch Ausweisung der notorisch ermittelten Glieder bestraft werden.»

Daß der Staat solche Gesellschaften aufnehme oder nicht aufnehme, ist seine Sache; daß aber einzelne in solche Gesellschaften zusammentreten und gewissen Lebensnormen sich unterwerfen, ist die Sache dieser einzelnen. Wenn einmal erkannt wird, was wahre Gewissensfreiheit ist, dann wird es unbegreiflich seyn, wie über diesen Gegenstand so widersprechendes hat behauptet werden können.

In den protestantischen Gemeinden fühlt man allgemein den Verfall des öffentlichen Gottesdienstes. Diesem Übel wollen einige durch größere liturgische Feierlichkeiten, andere aber durch Vermehrung des Ansehens des Predigerstandes abhelfen. Einer dieser Planmacher ist in der A. K. Z. von 1832 № 3 auf die Entdeckung gekommen, daß mit dem Steigen des Ansehens, der Macht und des Reichthums der Geistlichen, der Bischöfe, besonders des römischen, es eben diesen Hierarchen immer weniger um die Verkündigung des sie brandmarkenden Evangeliums zu thun war, und so mehr die Predigt bei den öffentlichen Gottesdiensten in den Hintergrund trat, während das liturgische Moment vorherrschte, ja zur Hauptsache wurde. — Möchten doch solche Tadler die Einrichtung in der katholischen Kirche einmal recht kennen lernen; es müßte sich ihnen dann die Überzeugung aufdringen, daß der katholische Kultus von jeher Unterricht und Erbauung, heilige Liturgie und Predigt verbunden hat.

Früher war es im Herzogthume Braunschweig Sitte, daß alle Prediger und Gymnasiallehrer sich auf das sogenannte Corpus doctrinæ Julium verpflichten mußten, um diesem gemäß zu lehren; daher mußten sie in einem eige-

nen Buche darüber mit eigenhändiger Unterschrift sich erklären, wobei sie unter anderm sagten: Quia in iis nihil quidquam apprehendi, quod S. S. scripturæ sit contrarium, corde et manu, sine omni exceptione aut reservatione mentali prædictis confessionibus et constitutionibus subscribo, meque iis conformiter victurum et docturum promitto. Ita me Deus adjuvet. Diese Formel ist neuerlich durch folgende ersetzt worden. Corpus doctrinæ julium ea, qua potui, diligentia perlegi, et doctrinæ evangelicæ in eo expositæ corde et manu subscribo, meque ei conformiter victurum et docturum promitto. Ita Deus me adjuvet. Wenn diese Formel nicht rein überflüssig ist, das heißt: durchaus keine feste Lehrnorm mehr bildet, so ist kaum zu begreifen was sie denn eigentlich besagen wolle. Wenn nicht Protestanten diese Formel aufgesetzt hätten, würden wir sie noch etwas mehr als jesuitisch nennen.

Der bekannte Generalsuperintendent Dr. Bretschneider hat in seiner neuerlich erschienenen Schrift: „Der Simonismus und das Christenthum" die große Entdeckung gemacht, daß die Simonianer umgekehrte Jesuiten sind. Deßhalb auch würdigen sie so sehr den Protestantismus herab und suchen nur in einem neuen Organismus der Gesellschaft eine absolute Priestergewalt herzustellen. — Eine solche Entdeckung ist des Erfinders der neuen Controversweise würdig. In dieser hat er sich nach seiner eigenen Herzenslust die katholische Lehre geschaffen und widerlegt; in seinen Jesuiten und Simonianern giebt er uns ganz einen Orden, wie ihn zwar nie die katholische Kirche gekannt hat, wie wir ihn aber, wenn auch nicht im protestantischen Leben, doch in protestantischen Schriften oft auftreten sehen.

Mit der Taufe bei den Protestanten ist es in Hannover dahin gekommen, daß der Magistrat der Residenz-

stadt authorisirt ist, diejenigen, welche ihre neugebornen Kinder oft Jahre lang nicht taufen lassen, durch angemessene Zwangsmittel und allenfalls durch Gefängnißstrafe zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten. — Ob jemand angehalten werden könne ein ihm überflüssiges Symbol, wofür die Taufe bei vielen Protestanten angesehen wird, zu gebrauchen, wollen wir nicht weiter untersuchen. Eine andere Frage aber wäre es, ob durch solche triftige äußere Zusprüche die so hoch gerühmte protestantische Gewissens- und Prüfungs- folglich auch Bekenntnißfreiheit nicht in fühlbare Gefahr gebracht sey?

Bisher war die katholische Hierarchie den Protestanten immer ein entsetzlicher Gräuel und sie konnten des Schlimmen nicht genug auf Rechnung derselben setzen. Nun tritt in der allgemeinen Kirchenzeitung № 28 ein *Sionswächter* auf und findet viel Vortreffliches und Grundhaltiges in den Priesterkasten des Orients. Vor allem aber kann er sich mit dem neuern Bestreben, Staat und Kirche von einander zu trennen, nicht befreunden. Unter Vielem sagt er: „Am Ende wissen auch die, welche die Religionslosigkeit der Staaten behaupten, nicht recht was sie wollen; unter Religion verstehen sie vielleicht nur jenes *religionsphilosophische* (dogmatische) System, welches im Fortlaufe der Jahrhunderte an die Stelle des wahren Christenthums trat. Dieses sey Sache jedes *einzelnen*, dieses möge jeder sich selber bilden oder von andern entlehnen, nur daß es nicht den allgemeinen und *heiligen* Urelementen des Christenthumes widerstreite! Aber die christliche Anbetung des gemeinsamen Gottes sey gemeinsam, national, ein Hauptbindungsmittel des Staates, ein stabiler Volksverein, der Kult!" Warum giebt uns denn dieser Forscher nicht die allgemeinen und heiligen Urelemente des Christenthums an? Worin soll die allgemeine christliche Anbetung bestehen? Was ist Je-

noch wenigstens für so lange auf ihre eigenen kirchlichen Verhältnisse verweisen, bis die seit mehr als 300 Jahren schon betriebene Reformation einmal zu einem glücklichen Ende gediehen seyn möchte. Wir lesen in eben dieser Kirchenzeitung so viele Klagen und Wünsche und Verbesserungsvorschläge über das protestantische Kirchenwesen, daß wir der vollen Ueberzeugung sind, es sey dort noch Arbeit genug auf längere Zeit, und wir Katholiken könnten zufrieden uns geben mit dem, was seit so vielen Jahrhunderten segensreich bestanden hat, und fernerhin noch zur Befriedigung aller Bedürfnisse seine innere Lebenskraft fort und fort entfalten wird.

Im Aprilheft der oben benannten Kirchenzeitung hat der katholische Pfarrer zu Ober-Herzogs-Walden in Nieder-Schlesien, Florian Sauer, einen Herrn Theodor Mundt zu Recht gewiesen, weil dieser in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrg. 1831, № 283) den Satz aufgestellt hat: verworrene Lebensbestrebungen, die sich bald aus einem überschwänglichen und meist inhaltsleeren Geistestaumel in die grenzenloseste Sinnlichkeit stürzten, bald aus dieser in eine völlige Erschöpfung übergehn, haben nicht selten dem Katholicismus Proselyten gewonnen, und in den Friedensschooß der alleinseligmachenden Kirche geführt, in welcher alle Gedanken-Unruhe durch ihr narkotisch wirkendes Denkverbot leicht und mild eingeschläfert wird. Es ist ein ehrenvolles Bestreben, seine Kirche gegen Verunglimpfung in Schutz zu nehmen. Dieß darf aber nicht durch Beeinträchtigung der Kirche selbst geschehen, oder in Aufgebung ihrer Lehre sich entwickeln. In letzterer Hinsicht verdient Hr. Pfarrer Sauer eine ernste Rüge. Er will den Grundsatz: „die katholische Kirche sey die allein seligmachende, welche der Kirchenvater Cyprian zuerst aufgestellt, und der fast das Ansehen, die Gültigkeit eines Glaubensartikels gewonnen habe,

nicht mehr behauptet hören; sondern meint, man solle diesem Grundsatze, insofern er von einer christlichen Gesellschaft auf sich allein bezogen wird, die Grabstätte bereiten und mit Blumen christlicher Bruderliebe bestreuen. — Wir hätten nicht geglaubt, daß ein katholischer Pfarrer, den so oft schon angefeindeten Grundsatz: extra ecclesiam nulla salus eben nicht besser verstehe, als so viele Schmäher der katholischen Kirche. Wir stellen nur die Frage: ist die Lehre der katholischen Kirche die wahre Christuslehre, oder sind es die Lehren der tausend verschiedenen von der katholischen Kirche abgewichenen christlichen Gesellschaften? Ist die katholische Lehre die wahre Christuslehre, so ist auch in ihr als solcher allein das Heil gesichert. Ist sie es nicht, so ist dem Indifferentismus Thür und Thor geöffnet, und das sogenannte Christenthum ist ein wahres Unding. Dadurch wollen die Zeloten und Zionswächter, wie der Herr Pfarrer die seiner Meinung nicht beipflichtenden Theologen nennt, keineswegs „liebeleer und selbstsüchtig die Candidaten der Hölle markiren, und rettungslos dem Satan überweisen.“ Dem Herrn allein gebührt das Gericht, und wenn der Irrthum verdammt wird, folgt keineswegs, daß auch der Irrende vor Gott verworfen sey. Wenn die Kirche die Taufgnade durch die Begierdtaufe so weit ausdehnt, wer sollte der Erbarmung Gottes bei den Getauften Schranken setzen wollen? . . .

In № 66 der allgemeinen Kirchenzeitung von Darmstadt wird eingestanden, daß der St. Simonismus kein verkapter Jesuitismus sey. So etwas zu glauben, und andere glauben zu machen, wurde ein Fühlvermögen, wie das des Superintendenten Bretschneider und eine Befangenheit wie die vieler Protestanten erfordert. Ein anderer wichtiger Aufschluß für den die Deutschen, jedoch eigentlich nur die Protestanten sich bedanken müssen, besteht

durin, daß Deutschland der wahre Sitz des Evangeliums sey. Wie bedauernswerth sind doch alle übrigen Länder der Erde, daß sie nicht Deutschland sind, und weil sie nicht Deutschland, folglich auch nicht der wahre Sitz des Evangeliums seyn können. Wohin aber sollen denn die Verehrer des Evangeliums ihre Wallfahrt richten, um in Deutschland den wahren Sitz des Evangeliums zu finden? Wissen doch die deutschen Protestanten selbst nicht mehr welche Doctoren und Professoren, Superintendenten, Pastoren und Diakone den rechten Sinn des Evangeliums ihnen aus der Bibel heraus exegisiren, und müssen mit ihrer Privatvernunft, so gut es gehen mag, sich in dem Evangelium durchhelfen. Was wird aber erst die große Bibelgesellschaft von England zu der obigen Behauptung sagen, da doch von ihr das gedruckte Evangelium in alle Welt und dazu noch viel englisches Geld ausgeht, um auch das Evangelium in Deutschland verbreiten zu helfen? Wir Katholiken müssen ohnehin schweigen, da längst schon entschieden ist, daß wir des Evangeliums gänzlich baar und los sind, mögen wir auch das Evangelium vorlesen, erklären und selbst unsere meisten Gebete aus der heiligen Schrift entnommen haben.

Im Maihefte der allgemeinen Kirchenzeitung tritt ein geharnischter Ritter mit eingelegter Lanze gegen den Papat und für den Episkopat auf. Seinen Kampf macht er sich aber dadurch besonders leicht, daß er behauptet: „Es ist nicht nöthig die Richtigkeit der Gründe, welche Rom für sich anführt, auseinander zusetzen, es ist nicht nöthig die Gründe dagegen, historisch und philosophisch für den allgemeinen Episkopat und für die katholische Kirche geltend zu machen, beides ist zur Genüge geschehen, und nur die That kann und muß in die Schranken für Vernunft, Recht und Christenthum treten.“ Der rüstige Kämpfer hat ferner die kathol. Kirche

in Nordamerika mit dem Utrechter Kirchlein zusammengestellt, und vom römischen Papste unabhängig geglaubt. Wäre diese Unabhängigkeit einmal errungen, dann würde, wie der Gegner des Papates meint, die doch unvermeidliche Reformation der katholischen Kirche erzielt, und eine wahre Gleichstellung zwischen Katholiken und Protestanten bewirkt werden.

Einige Nummern nach dem angeführten Reformations-Planmacher läßt sich ein Laie und Theolog über das protestantische Kirchenwesen vernehmen, und sagt unter andern: „Trotz der hohen Idee des Protestantismus, dessen Princip die Freiheit ist, die sie geschichtlich machen und in alle Wege des Lebens einführen wollte, und durch die Kraft der Reformatoren anfangs gewaltig auch einführte, trotz dem, daß wir jetzt weit hinter dem Willen des Protestantismus zurückstehen und so gut Protestanten als Christen nur dem Namen nach sind, vergißt man, daß doch auch selbst der Protestantismus nur eine Form ist, die nicht er sich geschaffen, sondern die seine Zeit um ihn schloß, die ihm nothwendig war. Man vergißt daß er nicht mehr faßt, als seine Zeit erlaubt, und daß wir mit ihm längst nicht am Ziele sind. Leider aber sehen wir den Geist des Protestantismus so vollkommen zur Form aufgelöst, und in den Dienern desselben, die meistens lau, oder in großer Zahl ohne wahre Bildung sind, so entwürdigt und herabgesetzt, daß der wahre Christ in Versuchung geräth, sein christliches Streben von einem solchen Protestantismus zu trennen.“

Nach diesem Geständniß über den Segen und das Heil, die aus dem Protestantismus hervorgingen, ist es leicht zu beurtheilen, welchen Gewinn eine die Gleichstellung zwischen Katholiken und Protestanten erzweckende Reformation den Katholiken in Deutschland und eine allenfallsige Nationalkirche bringen würde. Was die so-

genannten Landes-Bischöfe in wenigen Jahren geworden sind, müssen wahre Katholiken jetzt schon mit blutigen Thränen beweinen; und nur die Hoffnung, daß aus dem innern Leben der katholischen Kirche auch den zeitlich sie drückenden Nöthen und Uebeln Heilung zufließe, kann allein Trost gewähren.

Da, wie der Heiland sagt, nur die Wahrheit uns frei machen wird, so werden wir, bisher unfreien Katholiken, nach № 75 der A. K. Z., bald auch der protestantischen Freiheit theilhaftig werden; denn höret alle und beherziget es. Die Leipziger Literaturzeitung berichtet 1832 S. 478, daß „selbst viele katholische Familien, der vom bibliographischen Institute in Hildburghausen besorgten Ausgabe der echten Luther-Bibel — von aufgeklärten Seelenhirten empfohlen — freundlich ihren Schoos geöffnet haben.“ Wer hätte glauben sollen, daß aus dem unbedeutenden Hildburghausen bloß mittelst der echten Luther-Bibel die alte Unfreiheit der Katholiken nun endlich verscheucht, und dafür die so lang verschmähte protestantische Freiheit alle Herzen erobern werde. O des allvermögenden Preßbengels des bibliographischen Institutes! Und wie frei doch unsere protestantischen Mitbrüder sind! Auch dieß bezeugt uns das folgende Blatt № 76. „Die evangelische Kirche Deutschlands ist ja seit ihrer Trennung von der römischen Christenheit fast überall bloß eine Anstalt des Staats geworden. Der Fürst ist unter dem Namen eines obersten Bischofs der einzige Gesetzgeber und Regierer seiner Landeskirche. Entweder unmittelbar oder durch sein aus mehreren Rechtsgelehrten und einigen Geistlichen zusammengesetztes Consistorium befiehlt er, was seine Unterthanen glauben, was und wie sie beten, welche religiöse Gebräuche sie begehen und welche Tage sie der Buße widmen sollen. Er ernennt den Geistlichen, welchem die Glieder einer Gemeinde in ihren in-

nersten und heiligsten Angelegenheiten vertrauen sollen, ohne zu fragen ob derselbe ihnen ein solches Vertrauen einzuflößen gewußt habe, oder ob er ihnen vielleicht als ein lasterhafter Mensch bekannt sey, so lange er nur nicht gerichtlich eines Verbrechens überführt worden ist; und dieser Geistliche besitzt das ausschliessliche Vorrecht zur Vollziehung kirchlicher Gebräuche, ein Vorrecht, welches oft noch weit strenger als andere Bannrechte gehandhabt wird. Den Gemeinden aber bleibt nichts anderes übrig, als sich auch in ihrem kirchlichen Leben an einen leidenden Gehorsam zu gewöhnen, ihre Andachtsübungen nach dem vom Landesherrn verordneten gleichförmigen Zuschnitte regeln zu lassen und jede freie religiöse Regung in sich zu verschließen. Bei dieser Aufhebung aller Freiheit in der Kirche und bei der gänzlich willenlosen Abhängigkeit derselben von den Befehlen des Staatsoberhauptes ist es aber nicht zu verwundern, daß sie ihren Gliedern keine warme Theilnahme mehr einflößte, daß vielmehr die geistige Regsamkeit in ihr dahinschwand und daß das kirchliche Leben mehr und mehr erlosch.»

In Nummer 74 sind Auszüge aus einem Buch eines Dr. **Vollmer**, Professor der Physik und Chemie, betitelt: „Skizzen einer Reise durch Süd-Amerika und um die Welt, in vierzehn Vorlesungen, München 1829, bei Michaelis» mitgetheilt. Der gelehrte Herr Professor, der vieles im *katholischen* Amerika zu tadeln weiß, und wohl auch, wenn man Humbolds Reisen in dem südlichen Amerika *damit* vergleicht, vieles einseitig und entstellt auffaßt und mittheilt, findet großen Anstoß an dem Reichthum der Kirchen jener Länder und an der großen Anzahl der Klöster und Geistlichen. Auch sind ihm die Leute nicht so tugendsam wie er dieselben sich wünscht und wie auch wohl wir, wenn seine Angaben wahr sind, sehr bedauern, daß das Christenthum nicht das ganze Leben durchdrungen

hat. Es möge indeß der Hr. Professor wegen des Reichthums der dortigen Kirchen sich trösten. Die Freimaurer werden, wenn sie ohne Gefahr zugreifen können, bald denselben sich zu Nutzen machen. Und daß es an solchen Leuten nicht mangle, dafür hat Europa genug gesorgt. Die Kirchen in Bayern waren vor nicht langer Zeit auch nicht so arm wie jetzt; wo aber ein Theil dieses Vermögens hingekommen, könnten die Illuminaten ohne Zweifel am besten berichten. Was der gelehrte Herr über die verschiedenen Bullen und deren Verkauf, und die dadurch erlangte Losbindung von Gelübden und Eiden und Eintrittskarten in den Himmel u. s. w. erzählt, ist Entstellung und Lüge. Dagegen findet er in Otaheiti, wo der Protestantismus seinen Wirkungskreis eröffnet hat, keine der Unordnungen, welche Kotzebue, vielleicht wohl übertrieben und im russischen Interesse, so schonungslos den protestantischen Missionären zur Last gelegt hat. Wir müssen uns einmal darin finden, daß die Parteisucht das Katholische gewöhnlich schief auffaßt, und oft auch entstellt und verläumdet.

XI.

Aus der Moraltheologie des heil. Thomas von Aquin.

(Siehe das Märzheft S. 274.)

Von den Umständen der Seligkeit.

§. 10. 1. Wir fanden die Seligkeit als Erreichung des Endzwecks mittelst der Erkenntniß: die nothwendige Folge davon ist das Ruhen des Verlangens oder das Leben des Willens in dem ersehnten höchsten Gute, und daher *ist Wohlseyn und Freude ein nothwendiger Umstand der Seligkeit*, das Wesen aber oder der Begriff der Seligkeit ist die Erreichung des Endzweckes. Ein Vorbild und Vorgeschmack davon finden wir als eine unvollkommene Art der Seligkeit auf allen Stufen des Lebens, denn der Wille ist immer thätig, um irgend einen Zweck zu ergreifen, und sobald es gelingt, thut sich die Freude auf; die aber hier eine endliche und vorübergehende ist, weil der Zweck ein endlicher war, über den der Wille sehr bald hinaus und zu einem andern hinübergeht. Die Freude des Willens in der Erreichung des höchsten Gutes, weit entfernt das Erkennen zu hindern, dient vielmehr als Reiz und Stachel derselben; denn die Freude erweitert, ihrer positiven Natur nach, alle Kräfte des Geistes, und ist nur dann ein Hinderniß und Beschränkung des Erkennens, wenn sie nicht aus demselben hervorgeht, sondern aus irgend einer Affection des sinnlichen Gefühls, welche von den Operationen des Geistes ableitet, und dieselben verdunkelt. So waren die Einwohner Sodoms

mit Blindheit des Geistes geschlagen, bevor die Engel die Augen ihres Leibes verwirrten.

2) Vergleichen wir daher das Erkennen und die Freude des Willens miteinander, so müssen wir jenem die Priorität einräumen, weil es der Grund der Freude ist, der Grund aber dem Begründeten immer vorangeht. Die Freude ist die Befriedigung des Willens, der sein Ziel erreicht hat, und diese Befriedigung findet er in der Güte seines Gegenstandes. Findet daher der Wille in irgend einer Thätigkeit seine Befriedigung, so ist die Güte oder Vollkommenheit der Thätigkeit Grund der Befriedigung. Da nun der Wille nicht unmittelbar das höchste Gut ergreifen kann, sondern mittelst des Erkennens — wie vorhin bewiesen — so ist die Thätigkeit des Erkennens der unmittelbare Endzweck des Willens, um durch dasselbe seines wahren Lebens froh zu werden, und die Thätigkeit der Vernunft im Erkennen ist der tiefe Grund der Freude des Geistes.

Anmerk. Ein unauslöschlicher Trieb des Wissens ist allen Menschen eingepflanzt, und alles lebt und webt um diesen Grundtrieb des Geistes zu befriedigen. Alle wollen etwas sehen, hören, erfahren, und eine allgemeine, nie zu vertilgende Neugierde beseelt alle Sterblichen: itaque cum sumus necessariis negotiis curisque vacui, tum avemus aliquid videre, audire, addiscere: cognitionemque rerum aut occultarum aut admirabilium ad beate vivendum necessariam ducimus. (Cic. de off. Lib. 1.) Je größer, seltsamer, außerordentlicher, je mehr dem Unendlichen sich nahend das Gesehene, desto größern Reiz hat es, und das tiefe Bedürfniß des Geistes, Gott zu erkennen, treibt die Menschen an, alltägliche Ereignisse durch Dichtungen ins Reich des Wunderbaren zu versetzen, um sie mit etwas Göttlichem zu legiren und zu vergolden. Alles Wissen strebt nach Universalität; alle Sprachen werden gelernt, damit der Eingang zu den Gedanken und Erfahrungen aller Nationen eröffnet werde,

und der Geist strebt durch die Vielheit und Anhäufung des Gewußten, dasjenige zu ersetzen, was nur die ewige Wahrheit in ihrer Unendlichkeit gewähren kann. Daher die Ruhe des wahren Weisen und die Unruhe der Vielwisserei.

3) Bisher betrachteten wir die Ergreifung des Endzwecks oder des höchsten Gutes mehr in dessen Beziehung auf das Erkennen als auf das Wollen, aber der Geist ist die Einheit beider Vermögen, des Denkens und des Wollens, und wie die Vernunft das höchste Gut ergreift im Erkennen, so der Wille in der Liebe; die Thätigkeit des Willens aber ist dunkler und geheimnißvoller als jene des Erkennens. Die Liebe ist die erste Bewegung des Willens, und eine Beziehung desselben auf den geliebten Gegenstand. Ist dieser dem Willen gegenwärtig, so wird er *nicht* gesucht; ist der geliebte Gegenstand abwesend, und *die Unmöglichkeit* ihn zu erreichen, vorhanden, so wird er auch *nicht* gesucht. Ist er aber über die Fähigkeit des Begehrungsvermögens erhaben, jedoch eine Möglichkeit da, ihn zu erreichen, so strebt der Wille zu ihm, als zu seinem Endzweck zu gelangen. Hier tritt das Verhältniß der Hoffenden zu dem Gehofften ein; denn die Hoffnung ist die Einheit des Verlangens und Vertrauens, als der beiden Momente derselben. So ist die Seligkeit eine Vereinigung des Erkennens und Wollens mit dem höchsten Gute, und zwar des Erkennens als vollkommene *Contemplation* desselben, des Willens aber als Ergreifung desselben in unmittelbarer Gegenwärtigkeit, und aus beiden entspringt der freudenvolle Genuß des Geistes, in Befriedigung seiner beiden Grundkräfte, die in dem geliebten Gegenstande auf thätige oder lebendige Weise ruhen.

Anmerk. Wir müssen dieß Ergreifen oder Erfassen Gottes, als des höchsten, unendlichen Gutes vom Begreifen und Umfassen Seiner wohl unterscheiden. Kein endlicher Geist vermag Gott als den Unendlichen mit dem Verstande zu begreifen oder

mit dem Willen zu umfassen. Der Geist ist größer als jeder Gegenstand, den er begreifen oder umfassen kann, und ein Geist, der Gott begriffe, wäre größer als Gott. Ein anderes ist das Ergreifen als reale Beziehung auf Gott als einen Gegenwärtigen, und ist als das Verhältniß des Kleinern zum Größern möglich und denkbar. Gott begreift alles, wird aber von Niemanden als Sich Selbst begriffen.

4) Zur Erreichung des Endzwecks ist die rechte Richtung des Willens auf denselben (rectitudo voluntatis) erforderlich. Der Wille hat seiner Natur nach nothwendig eine Richtung, weil er nie ohne Zweck ist, und dieser Zweck, als Ziel seiner Richtung, erscheint ihm nothwendig als das Gute. Wenn daher gesagt wird: der Wille habe stets das Gute zum Gegenstand, so ist dadurch noch nichts über die Natur oder das Wesen des Guten bestimmt; denn was der Wille verlangt, erscheint ihm *als* das Gute; das subjective Verlangen des Willens wird auf den Gegenstand übergetragen, dieser empfängt vom Willen den Begriff des Guten, es ist ein relatives Gut, das mit dem Verlangen steht und fällt. Ein anderes ist Gott, als das Gute an sich, dessen Natur ewig und unveränderlich ist. Dieß Gute wird nicht subjectiv vom Willen bestimmt, sondern dieser empfängt umgekehrt von diesem objectiv Guten seinen Werth, so daß der Wille gut ist, der Gott will, und wo er nicht mehr Gott will, hört er auf gut zu seyn. Ist der Geist einmal zur Anschauung Gottes gelangt, so nimmt die Richtung des Willens die Form der Nothwendigkeit an, und wie der Wille bisher alles unter dem Begriffe des Guten — sub specie boni — wollte, so will er von nun alles nur mit Beziehung auf Gott als seinen unwandelbaren Endzweck.

Anmerk. Diejenigen Systeme, die in der Bestimmung des Guten oder Schönen vom Willen oder einer subjectiven Beschaffenheit des Menschen ausgehen und dem zufolge behaupten,

es gebe an sich nichts Gutes oder Schönes, alles sey relativ und habe nur einen Werth in Beziehung auf irgend einen Willen, und auf die durch den Willen gebildeten Begriffe, diese Systeme, sage ich, heben nothwendig alle Begriffe des Guten oder Schönen auf, wegen der Unbestimmtheit und Veränderlichkeit des Willens, und sie gehören daher zu den atheistischen Systemen in weiterer Bedeutung.

6. Es giebt ein doppeltes Wohlseyn, das unvollkommene dieses Lebens, das wir Glückseligkeit nennen können wegen der Unbeständigkeit, und das vollkommene des andern Lebens, das in der Contemplation Gottes besteht und wegen seiner Unwandelbarkeit Seligkeit genannt wird. Da nun der Leib eine Bedingung dieses Lebens, so ist er auch eine Bedingung der Glückseligkeit desselben; denn obwohl die Freuden des Geistes auch hier im Erkennen in den Operationen der Vernunft und in der Bildung von Begriffen und Ideen bestehen, diese aber durch sinnliche Formen und Phantasmen angeregt werden; so ist der Leib eine Bedingung der Freuden des Geistes in diesem Leben. Hinsichtlich der Seligkeit aber, die in der Anschauung Gottes besteht, bedarf es keines Leibes. Zwar haben einige behauptet, die Seelen der Heiligen könnten von den Leibern getrennt, nicht zur Anschauung Gottes gelangen vor jenem allgemeinen Gerichtstage, an dem sie mit Leibern wieder angethan werden sollen. Diesem aber widerspricht der Glaube sowohl als die Vernunft. Quamdiu sumus in corpore sagt der Apostel (2. Corinth. V) peregrinamur a Domino; per fidem enim ambulamus et non per speciem: wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen; audemus autem et voluntatem habemus bonam, peregrinari a corpore, et præsentes esse ad Deum: die Trennung vom Leibe, setzt er als Bedingung der Anschauung Gottes. Hiemit stimmt die Vernunft überein; denn sie bedarf nur der

sinnlichen Bilder, um intelligible Wahrheiten zu betrachten. Da aber das göttliche Wesen nicht in sinnlichen Bildern angeschaut werden kann, so bedarf es des Leibes als Vermittler derselben nicht zur Anschauung Gottes. Wir werden in jenem Leben der Selbstanschauung Gottes theilhaftig; da aber Gott sich selbst ohne Bild anschaut, so bedürfen auch wir derselben nicht: in lumine tuo videbimus lumen. (Ps. XXXV.)

Anmerk. Der Zwiespalt, der jetzt zwischen Leib und Geist obwaltet, wo jener durch Lüste und Leidenschaften zum Irdischen sich neigt und gravitirt, carno enim concupiscit adversus spiritum, spiritus autem adversus carnem, hæc enim sibi inivicem adversantur (Gal. V) carnalia desideria militant adversus animam. (1. Petr. II.) — Dieser Zwiespalt, der störend und hemmend in die Thätigkeit des Geistes eingreift, veranlaßte die platonische Schule zu der Behauptung, der Geist müsse, um selig zu werden, vom Leibe sich absondern. Diese Behauptung gilt nicht allgemein, sondern nur in Bezug auf das gegenwärtige Verhältniß zwischen Geist und Leib; corpus enim, quod corrumpitur, aggravat animam, et terrena inhabitatio deprimit sensum, multa cogitantem. (Sap. IX.) Das natürliche Band oder die organische Verbindung zwischen Geist und Leib macht es vielmehr glaublich, daß der Geist eine natürliche Hinneigung zum Leibe habe, und die Seligkeit des Geistes werde durch seine Verbindung mit dem verklärten Leibe der Auferstehung vermehrt, sey es daß die Seligkeit des Geistes dem Leibe sich mittheile, und dadurch seine eigene erhöhe, oder daß die geistige Natur des Leibes den Geist zur vollkommnern Anschauung aller Verhältnisse der Ewigkeit beflügele.

6. Keine endliche Natur kann als schlechthin abgesondert für sich bestehen, ja eine solche Isolirung des Endlichen ist schlechthin undenkbar; *) dem zufolge steht

*) Ein Endliches kann wegen der an ihm haftenden Negation nur in Beziehung auf ein anderes Endliches seyn und gedacht werden. Die-

der menschliche Leib in nothwendigem Wechselverkehr mit der ihn umgebenden Natur, und bedarf äußerer Dinge als Mittel seiner Subsistenz, und da das jetzige Leben des Geistes an das des Leibes geknüpft ist, so sind äußere Güter, als Vermittelungen mit der Natur, zur Glückseligkeit dieses Lebens nothwendig. Die vollkommene Seligkeit aber, die in der Intuition Gottes besteht, bedarf dieser Stützen nicht; denn außer Verbindung mit einem Leibe, welcher ein Produkt der Natur ist, bedarf der Geist nicht äußerer Mittel zur Erhaltung desselben, so wenig wie der sinnlichen Bilder des Leibes zur Anschauung Gottes. Die vollkommene Contemplation und Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, die ewige Sehnsucht des Geistes ist daher unabhängig von allen äußern Gütern und wird außer dem Leibe vollbracht, oder *in* Verbindung mit einem geistigen, verklärten Leibe der *die* Anschauungen des Geistes nicht trübt und verfinstert. Et civitas (superna) non eget sole neque luna, ut luceant in ea: nam claritas Dei illuminavit eam, et lucerna ejus est Agnus. . . . . nox non erit illic. (Apoc. 21). Selbst in diesem Leben bemerken wir an den edlern Naturen, deren Geist zu innigerer Verbindung mit Gott sich erhoben hat, wie die leiblichen Bedürfnisse von ihnen sich ablösen, und gleichsam wie Ketten ihnen zu Füßen fallen; ihr Geist lebt im Elemente der wahren Freiheit.

7. Was jene gesellige Verbindung mit andern endlichen Geistern, die Freundschaft heißt, betrifft, so hat man gemeint, daß wofern jemand in sich vollkommen glücklich und zufrieden sey, dieser, sich selbst genügend, der Freude nicht bedürfe, außer insofern die Mittheilung seines Glückes an andere ihm Bedürfniß wäre, und die

---

ser wichtige Satz ist in Hegels Logik bis zur strengsten Evidenz bewiesen.



Anschauung des Glückes anderer seine eigene Glückseligkeit erhöhe. Auf dieser Abstraction und vermeinten Selbstgenügsamkeit des Endlichen fußte der Stoicismus; die Wahrheit ist daß kein endlicher Geist schlechthin außer aller Gemeinschaft mit andern seyn kann. Daher ist die wechselseitige Beihülfe der Freunde ein nothwendiges Bedürfniß dieses Lebens, sowohl zur Ausübung der activen als contemplativen Tugenden. In dem seligen Leben, wo der endliche Geist in seinen Ursprung zurückgekehrt und zur Anschauung seines Urhebers gelangt ist, hört die Freundschaft auf ein nothwendiges Bedürfniß zu seyn, weil der Geist die Fülle der Vollkommenheit in Gott besitzt. Da indeß die organische Verbindung der endlichen Geister fortbesteht, so dient auch hier der Wechselverkehr der Liebe und Freude zur Erhöhung der Seligkeit. Creatura spiritualis, ad hoc quod sit beata, non nisi intrinsecus adjuvatur æternitate, veritate, charitate creatoris: extrinsecus vero si adjuvari dicenda est, fortasse hoc solo adjuvatur, quod se invicem vident, et de sua societate gaudent. (Aug.) Was hier extrinsecus heißt, ist die Verknüpfung des Endlichen.

Von der Erreichung der Seligkeit.

§. 11. 1. Die Seligkeit ist die Erreichung des Endzwecks oder des höchsten Gutes; wer daher für das höchste Gut empfänglich ist, der ist auch der Seligkeit fähig. Nun ist der Mensch für das höchste Gut empfänglich, sowohl im Erkennen als Wollen; denn seine Vernunft hat in sich die Idee des allgemein oder unendlich Guten, und dieß Gut ist der stete Gegenstand seines Willens, der daher durch kein endliches Gut befriedigt werden noch in solchem Ruhe finden kann. Daraus erweißt es sich, daß der Mensch erschaffen ist zur Anschauung des göttlichen Wesens, und in dieser Anschauung selig zu werden.

Anmerk. Es ist eine sonderbare Behauptung der kantischen

Schule, die Idee des Unendlichen habe keine Realität, eine Idee, die in allen Künsten und Wissenschaften wiederkehrt, und zu welcher die Vernunft stets über alles Endliche hinaus, fortschreitet. Es ist nicht die Rede davon das Unendliche oder Unbegreifliche als ein Endliches zu begreifen, dieß ist freilich unmöglich; aber in endlichen Begriffen erstarrt und versteinert, will man nicht bemerken, daß dasjenige, wovon man sprechen kann, auf irgend eine Weise gedacht werden muß. *) In seiner Kritik der Urtheilskraft bemerkt *Kant*: in allen Erscheinungen des wahrhaft Schönen und Erhabenen müsse etwas Unendliches und Unerschöpfliches liegen, und dieß sey das Gepräge aller Productionen des Genies. Die ganze höhere Mathematik wurzelt in der Idee des Unendlichen, durch dessen Begrenzung — limite — die endlichen Verhältnisse gefunden werden. *) So begegnet uns die Idee des Unendlichen auf allen Wegen des Geistes, und wer sich nicht absichtlich blind macht, muß sie erkennen.

2. Betrachten wir das höchste Gut objectiv, nach dem was es in seinem Wesen ist, so ist es, stets sich selbst gleich, für alle eins und dasselbe, denn im Unendlichen giebt es kein Mehr oder Weniger. Daher ist das höchste Gut, als Gegenstand und Ursache der Seligkeit für alle gleich, denn es ist Gott selbst, durch dessen Besitz alle Intelligenzen selig sind. Aber in der Erreichung des höchsten Gutes oder im Genuß desselben, d. h. subjectiv betrachtet, hat die Seligkeit ihre Grade und Unterschiede,

*) Als ein Denkmal philosophischer Philisterei können folgende Worte der Kritik der reinen Vernunft dienen: „Der Begriff eines höchsten Wesens ist eine in mancher Absicht nützliche Idee.“ Risum teneatis amici! Wie viel höher stand in dieser Hinsicht der Jude Spinoza, der von der Idee Gottes gleichsam berauscht, in allen Dingen nichts als Gott sah?

*) Ich kann einen unendlichen Raum denken, ja ich kann den Raum nicht anders als unendlich denken; aber ich kann diesen unendlichen Raum nicht begreifen.

welche ihren Grund haben in der größern und geringern Empfänglichkeit der intelligenten Geschöpfe für die Erkenntniß und den Genuß Gottes. In domo Patris mei mansiones multae sunt. (Joh. 14.) Man kann aber daraus nicht folgern, daß den Seligen etwas fehle, oder ihnen ein Verlangen nach einem andern Gute bliebe; denn die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheit und Güte läßt nichts zu wünschen übrig, wenn auch der eine seiner subjectiven Beschaffenheit nach, derselben weniger theilhaft werde als ein anderer.

3) Da die Seligkeit in der vollkommenen und dauernden Anschauung Gottes besteht, zu der niemand in diesem Leben gelangen kann, so ist auch die Seligkeit kein Zustand dieses Lebens. Dieß ergiebt sich auch aus der Idee der Seligkeit im Allgemeinen; denn als Besitz eines vollkommenen und zureichenden Gutes, schließt sie ihrer Idee nach jeden Begriff eines Mangels oder Uebels aus, weil sie das Verlangen ganz befriedigt. In diesem Leben aber können alle Uebel nicht vermieden werden, weil dasselbe vielen Mängeln unterworfen ist, die alle ihren Grund haben in der Unwissenheit von Seiten der Vernunft, und in ungeordneten Begierden von Seiten des Willens, nebst Leiden mancherlei Art von Seiten des Leibes. Eben so wenig kann das Verlangen des Guten in diesem Leben befriedigt werden, denn von Natur begehrt der Mensch die Fortdauer des Guten, das er besitzt; aber die Güter dieses Lebens sind veränderlich, und gehen vorüber mit dem Leben selbst, dessen Dauer auch von Natur begehrt wird; denn vermöge des eingepflanzten Naturtriebs fliehen alle Wesen den Tod. Daher ist die Seligkeit kein Gut dieses Lebens.

4) Die Glückseligkeit dieses Lebens ist eine veränderliche Größe, dem Zunehmen und Abnehmen bis zum gänzlichen Verschwinden unterworfen. Die contemplativen Freu-

den des Geistes unterligen dem Vergessen, wenn Krankheiten oder die Verwicklungen des Lebens den Geist von der Höhe seines Gegenstandes herabwerfen. Der Wille ist wandelbar, und die activen Tugenden desselben können entarten und zu Untugenden umgewandelt werden. Bleibt auch der Wille fest und unerschütterlich, so stellen sich ihm oft Hindernisse entgegen, und hemmen seine Wirksamkeit nach außen, Schmerzen erregend. Ueber alle diese Wechsel der Hindernisse und der Vernichtung erhebt sich die wahre und vollkommene Seligkeit, die ihrer Idee nach unvergänglich und unwandelbar ist. Die platonische Schule hegte die Idee von gewissen, großen Cykeln, welche die Seligen von ihrer Höhe herabwälzten, um alle Mühsale des Lebens von neuem durchzuirren, und so entging ihr die Idee der vollkommenen Seligkeit, die unwandelbare Dauer in sich faßt. Die Seligkeit, als das vollkommene und hinreichende Gut, muß das ganze Verlangen befriedigen, und über alle Möglichkeit eines Uebels oder Mangels erhaben seyn; denn der Natur nach begehrt jedes Wesen die Fortdauer des Guten, das es besitzt, und die Gewißheit dieser Fortdauer; sonst wird sie getrübt durch die Furcht des Verlustes, oder durch den Schmerz, den die Gewißheit solchen Verlustes mit sich bringt. Zur wahren Seligkeit gehört daher die volle Ueberzeugung, daß sie unverlierbar ist. Ist nun diese Meinung wahr, so begründet sie die Gewißheit der Dauer der Seligkeit. Ist sie aber unwahr, so ist es selbst ein Uebel eine unwahre Meinung zu hegen; denn die Unwahrheit ist das Uebel der Vernunft, weil die Wahrheit der Gegenstand und das Gut derselben ist, und der kann nicht selig seyn, dem das Uebel einer falschen Meinung anklebt. Noch bestimmter ergiebt sich dieß aus dem schon entwickelten Begriff der Seligkeit insbesondere, die in der Anschauung Gottes besteht. Wer einmal dazu gelangt ist, kann unmöglich diese

Anschauung entbehren wollen, denn niemand will ein Gut das er besitzt, entbehren, es sey denn, daß ein anderes noch größeres ihm dargeboten wird, welches hier undenkbar ist, da Gott unendlich ist, über den nichts größeres gedacht werden kann. Oder das Gut müßte irgend einen Mangel an sich haben, der allmählig Mißbehagen erregte, und dem Willen eine andere Richtung gebe; welches ebenfalls im göttlichen Wesen undenkbar ist, das als unendlich, frei ist von jedem Mangel und Nichtseyn, und selbst Quelle und Grund alles Guten. Daher liegt subjectiv im Willen des Seligen kein Grund zur Abweichung von der Anschauung Gottes. Eben so wenig ist ein Grund vorhanden, daß Gott sie den Seligen entzöge; denn eine Beraubung derselben von Seiten Gottes könnte nur ein Akt der Gerechtigkeit seyn, und als Strafe eines Vergehens verhängt werden; aber ein solches Vergehen ist nicht denkbar, weil der Wille beim Anblick Gottes, als seines Endzwecks, eine nothwendige Richtung annimmt, von der er nicht mehr abweichen kann. Auch vermag kein anderer den Willen von seinem Ziele abzulenken; weil jede andere Kraft geringer ist als die Kraft Gottes, die den Willen befestigt. Ein Wechsel der Zeiten und der platonische Cykel kann dem so befestigten Willen nicht mehr nahen, denn der Wechsel trifft nur den, welcher der Zeit und Bewegung unterworfen ist und nicht den, welcher der Ewigkeit theilhaftig geworden.

5. Kein Geschöpf kann die Grenzen seiner Natur überschreiten und in ein anderes höheres Gebiet übergreifen. Die chemischen Kräfte können die Functionen der organischen Naturen nicht an sich ziehen, eben so wenig die organischen Naturen in das Reich der Intelligenzen hinüberschreiten: jede Natur ist an das Gesetz ihres Daseyns strenge gebunden. So auch die erschaffene Intelligenz, sie kann nicht über den Horizont ihres Erkenntniß-

vermögens hinaus, sie erkennt ihrer Natur gemäß nur das ihr Gleiche, das Erschaffene; — daß Gleiches nur vom Gleichen erkannt werde, war schon ein Grundsatz der ältesten Philosopheme — da nun das göttliche Wesen als ewig und unerschaffen von allen erschaffenen Naturen qualitativ verschieden ist, und unendlich über dieselben erhaben, so kann keine erschaffene Intelligenz durch ihre natürlichen Kräfte das göttliche Wesen erkennen. Da aber die Anschauung des göttlichen Wesens Endzweck und Seligkeit der erschaffenen Intelligenz ist, so kann der menschliche Geist nicht durch seine natürlichen Kräfte die Seligkeit erreichen, sondern die Gnade, die zu ihm sich herabläßt, muß ihn zu diesem hohen Ziele erheben.

Anmerk. Könnte der erschaffene Geist durch eigenes Vermögen zur Erkenntniß Gottes sich erheben und sich so in Verbindung mit der Gottheit setzen, so würde diese von einer Bedingung außer sich abhängig gemacht und hörte auf unbedingt zu seyn. *) Der menschliche Geist ist von Natur endlich und haust in der Endlichkeit. In dieser seiner Heimath kann er schalten und walten, hier seinen Witz, seinen Scharfsinn, seine Klugheit geltend machen. Ueber dieselbe hinaus aber liegt eine andere, unbegrenzte, ihm jedoch verschlossene Welt, die er vielleicht ahnen kann, wie das Auge jenseits des vom Meere begrenzten Horizonts andere Welten vermuthet, die jedoch irgend ein kühner Schiffer entdecken wird. Ueber die höhere Welt aber hängt ein Schleier, den keine sterbliche Hand lichten kann, wenn nicht ein Strahl aus der Höhe den Vorhang zerreißt. (Hiob 28) Es kann uns daher nicht wundern, wenn die Erkenntniß des Ewigen in der Philosophie des griechischen Alterthums so trübe und unbestimmt hin und her schwankt, und es war eine stete Tradition der tiefsinnigsten Väter, daß wo Wahr-

*) Siehe Klees Handbuch der Dogmatik, ein vor kurzem erschienenes Werk, worin die reichste Kenntniß des christlichen Alterthums, von Geist durchdrungen und beseelt, den Inhalt von Folianten in sich faßt.

heiten höherer Natur in den heidnischen Philosophien durchscheinen, diese ihnen von der Weisheit Gottes, vom λόγος, geoffenbart worden. (Orig. c. Cels.) Die ganze Lehre der Kirche von der Gnade beruht auf diesem Satze (5) als auf ihrem Fundamente. *) (Vergl. die zehn berühmten Sätze de gratia et libero arbitrio in Cabassutii Notit. Eccles. p. 210 8. Edit.)

6. **Jede erschaffene Natur ist Gesetzen unterworfen, denn ihre Kraft und Thätigkeit ist innerhalb gewisser Grenzen beschlossen, und diese Grenzen sind die Bestimmungen des Gesetzes, über welches sie nicht hinaus kann. Was daher über die Grenzen der erschaffenen Natur hinausgeht, kann nicht durch die Kraft eines Geschöpfes geschehen, sondern nur unmittelbar durch Gott, wie z. B. die Erweckung eines Todten oder die Ertheilung des Gesichts an einen Blinden. Da nun die Seligkeit ein Gut ist, das über die Kräfte der erschaffenen Natur hinaus liegt, so vermag Gott allein, dessen Kraft keine Grenzen hat, diese zu ertheilen. Einen unvollkommenen Grad des Wohlseyns vermag die beschränkte Kraft des Geschöpfs zu befördern, es kann ein Bild der göttlichen Güte anregen, oder zur Empfänglichkeit für das höchste Gut mitwirken, aber die Vision des göttlichen Wesens kann und will nur Gott allein dem Ihn suchenden Geiste geben.**

Anmerk. 1. Ueber die Einwirkungen der Geister auf einander ist noch zu bemerken: daß zwar die Action eines Geistes, z. B. eines Engels, eine ähnliche Action in einem andern Geiste anregen kann, wie die Wärme eines Körpers einen andern in den Zustand der Erwärmung versetzen kann, aber diese Anregung ähnlicher Actionen hängt ganz von der Disposition und Empfänglichkeit des andern ab, wie im angeführten Beispiel, die Erwärmung von der Wärmecapacität des zu erwärmenden Körpers ab:

*) Denn wenn der Geist von der höhern Welt keine klare Erkenntniß hat, kann er auch durch sich selbst nicht mit Bezug auf dieselbe handeln. Deus dat intelligere, velle et perficere.

hängt; daher wie in einem System von Körpern, die Erwärmung wegen der verschiedenen Capacität, sehr verschieden ausfällt, so auch erzeugt in einem System von Geistern die anregende Action eine sehr verschiedene Activität in jedem einzelnen. Ein interessantes Phänomen der Art ist die Verschiedenheit der Theilnahme, die eine erzählte Begebenheit in einer Gesellschaft mehrerer Personen anregt. Anders verhält es sich mit der Activität der Gnade, die nicht durch die Schranken der Natur oder eines momentanen Zustandes aufgehalten wird, weil sie von der Allmacht ausgeht.

Anmerk. 2. Wie Licht und Wärme in der Natur, so verhalten sich Denken und Wollen in der Geisterwelt. Das Licht ist nicht Wärme, sondern regt sie an, so auch regt der Gedanke den Willen an — ignoti nulla cupido — aber auch die Wärme regt Wärme an, so auch ein Wille den andern, oder wie man *zu sagen pflegt*, was vom Herzen kommt, geht zum Herzen; und *in dieser* Wärme des Willens liegt die Kraft des Gedankens; denn *es* giebt auch ein sogenanntes kaltes Licht, wie das Mondlicht oder die Phosphorescenz, das keine Wärme erzeugt.

7. Zur Erreichung der Seligkeit gehört die gerade Richtung des Willens auf dieses Ziel; (§. IV, 4) denn sie beruht auf der gehörigen Ordnung des Willens zum Endzwecke, ohne welche dieser nicht erlangt wird, so wie zur Annahme einer bestimmten Form die gehörige Disposition der Materie nothwendig ist.) Man kann fragen,

) Wie die Starrheit der Materie der Annahme neuer Formen widersteht, so auch widerstrebt die Starrheit des Eigenwillens, der Fortbewegung oder Continuität des göttlichen Willens; und wie die Flüssigkeit der Materie sie für alle äußere Formen empfänglich macht, so ist die Flüssigkeit des Willens — das Aufgeben des starren Eigensinnes eine nothwendige Bedingung der Aufnahme göttlicher Anordnung und Fügungen im Endlichen. Dieß ist die Formlosigkeit des Willens, wovon bei Tauler und andern Mystikern so oft die Rede ist.

ob ein Akt des Willens der Erreichung der Seligkeit vorangehen müsse? Denn es scheint als könne Gott dem Willen im Werden unmittelbar die gerade Richtung auf den Endzweck geben, und somit auf die unmittelbare Erreichung des Endzwecks, wie Gott jede Materie unmittelbar in ihre bestimmte Form kleidet. Daß Gott dieß kann, leidet wohl keinen Zweifel, aber es würde den Begriff der freien Intelligenz aufheben; denn einerseits liegt der Endzweck über die Natur hinaus, (5.) andrerseits liegt im Begriff des freien Willens, das Vermögen sich selbst zu determiniren, oder sich selbst seinen Endzweck (Terminus) zu setzen. Daher muß in allen freien Intelligenzen ein Akt der Selbstbestimmung der Erreichung des Endzwecks vorangehen, und wenn dieser Akt rechter Art ist, oder wirklich zum Endzweck tendirt, so begründet er das Verdienstliche des Geschöpfs. Ein einziger Akt dieser Art setzte die Engel in Besitz der Seligkeit und würde die Menschen ebenfalls dahin gebracht haben; jetzt aber sind viele Akte der Art zur Seligkeit nöthig, die eine Reihe guter Werke (innerlicher Willensakte) constituiren. Si hæc scitis, beati eritis, si feceritis ea. (Joan. XIII.) Die unmündigen Kinder werden selig nicht durch ihre eigenen Akte, sondern weil sie durch die Taufe Glieder Christi werden, und ihnen deßhalb die Verdienste Christi zugerechnet werden. Ohne Zweifel werden sie bei erwachtem Bewußtseyn durch eigene Akte die gegebene Richtung constatiren.

8. Ein einziger Trieb bewegt alle Wesen der Natur und des Bewußtseyns, der Trieb des Wohlseyns oder der Glückseligkeit, und insofern kann man sagen, daß alle Wesen dasselbe wollen. Alle denkende Wesen wollen eine solche Glückseligkeit, die den Willen ganz befriedigt und nichts zu wünschen übrig läßt; denn das Gute ist der Gegenstand des Willens, und das vollkommene Gut

solches, das denselben ganz befriedigt; daher ist das Verlangen der Glückseligkeit ein Verlangen nach Befriedigung des Willens. Betrachten wir aber weiter diese Glückseligkeit insbesondere nach ihrer Bestimmtheit, insofern sie von der Vernunft gedacht oder vorgestellt wird, so treten die Unterschiede des Wollens ein, weil dieß nunmehr durch Begriffe des Verstandes bestimmt wird, die falsch oder irrig seyn können, und so findet sich, daß nicht alle die wahre Glückseligkeit wollen, weil sie irrige Begriffe derselben haben: sie setzen sie in den Besitz endlicher Dinge, die nur momentan den Willen befriedigen können.

Anmerk. Die endlichen Dinge können den Willen nicht befriedigen, weil sie mit einer Negation behaftet sind; die Eleaten nannten sie τὰ μέσα, die zwischen Seyn und Nichtseyn in der Mitte schweben. So lange die Dinge begehrt werden, sieht der Verstand nur die positive Seite derselben, sind sie aber einmal im Besitz des Willens, so kommt auch die Negation als Grenze zum Bewußtseyn, über die der Wille unbefriedigt hinausgeht. Man will sie quantitativ ergänzen, was unmöglich ist, weil die Grenze auf jedem Punkte zurückkehrt und vom Willen von neuem respuirt wird. Daher dieser Wechsel von Ruhe und Unruhe, der mit dem Besitz alles Endlichen, als Gegenstand des Wollens verknüpft ist. —

XII.

Literatur.

Historische Denkwürdigkeiten über Seine Heiligkeit Pius VII. vor und während seiner Gefangenhaltung in Rom und bei seiner gewaltsamen Wegführung nach Frankreich ꝛc. vom Cardinal Barthol. Pacca, aus dem Italienischen, nach der zweiten vermehrten Auflage. Zweiter und dritter Band mit dem Bildnisse des Verf. Augsburg, bei Kollmann 1831. S. 158 und 248.

(Beschluß.)

VII. Kap. **Aufenthalt und Verhandlungen in Fontainebleau.** Dieser Abschnitt enthält so viele wichtige, und meist weniger bekannte Thatsachen, daß wir nicht umhin können, unsern Lesern Mehreres mitzutheilen.

Napoleon hielt Pius VII. für einen Mann von geringem Geiste und schwachem Charakter, denn jene Handlungen, wo Pius eine so edle Charakterfestigkeit zeigte, hatte Napoleon immer seinen Ministern, den Cardinälen zugeschrieben; darum trennte er sie von einander, und verbante den Papst allein nach Savona. Allein Napoleon fand sich bald in seinem Urtheile betrogen. Pius hatte einen lebhaften Geist, einen geraden Verstand der ihn alles im wahren Lichte sehen ließ, ein Herz sanft, friedfertig und ohne Leidenschaft. Dabei hatte Pius noch eine Eigenschaft, die man nicht einer Schwachheit, sondern seinem demüthigen Herzen zuschreiben muß. Seine ersten Ideen und Entschlüsse bei Geschäftsberathungen waren immer Erzeugnisse eines außerordentlich guten Verstandes und einer feinen Urtheilskraft, und hätte der Himmel gewollt, daß sie immer wären ausgeführt worden. Machte man ihm dagegen beharrliche Einwürfe, so opferte der gute

Pius lieber seine eigenen Ansichten auf, und befolgte Rathschläge, welche oft nicht die besten waren. Kaum in Savona angekommen, wurde der Papst bald von allen Seiten bestürmt, dem Willen Napoleons nachzugeben, und den von ihm ernannten Bischöfen in Frankreich und Italien die kanonische Institution zu geben ꝛc. Pius antworte mit Würde und apostolischer Festigkeit. Dieß bebeweißt das Schreiben an den Cardinal Caprara in Paris, woraus man zugleich sehen kann, welche Zumuthungen man dem heil. Vater machte. Darin heißt es unter andern: „Wir können dem Kaiser kein Recht zuerkennen, wodurch Wir unsere Pflichten übertreten, Uns mit Uns selbst in Widerspruch setzen und den Gläubigen ein allgemeines Aergerniß geben, welche glauben würden, die Ermüdungen der erlittenen Leiden oder die Furcht vor noch größeren haben Uns unsere Pflichten verrathen lassen. — Urtheilen Sie selbst mit der Waage des Heiligthums, nicht mit der einer weltlichen Klugheit. . . . Uebrigens, wenn der Kaiser wirklich den Frieden der Kirche will, so ist es nothwendig daß er sich mit deren Oberhaupt versöhne, die Religions-Neuerungen aufhebe, daß er Uns Unsern Sitz und Unsere Minister, dem apostolischen Stuhle seine Staaten, welche nicht Unser Eigenthum sind, wiedererstatte, daß er den Gläubigen ihr unverletzliches Recht der freien Verbindung mit ihrem Vater und obersten Hirten wieder gebe, daß er die Cardinäle wieder an Unsere Brust und die Bischöfe zu ihren Heerden zurück führe, dann wird alles zur gewünschten Einigkeit zurückkehren. Indessen hören Wir nicht auf, Gott für den anzuflehen, welcher der Urheber so vieler Uebel ist, und Wir werden für Unsere Leiden Uns reichlich belohnt glauben, wenn es dem Allerhöchsten gefallen wird, denselben zu bessern Rathschlägen zu bekehren. Sollte dieß aber nicht geschehen, so werden Wir in Unserm Herzen alle die

Uebel beklagen, die folgen, und die Uns dann nicht zugeschrieben werden können, da wir Unserer Seits nichts unversucht lassen, denselben abzuhelfen."

Diese Haltung und Charakterfestigkeit des Papstes setzte Napoleon in einige Verlegenheit; doch bald fand er einen anderen Weg zu seinem Ziele. Am 19. November 1809 bildete er jenen bekannten geistlichen Rath aus den Cardinälen Fesch und Maury, dem Erzbischofe von Tours, den Bischöfen von Nantes, Trier, Evreux und Vercelli, dem Hrn. Emery Vorsteher von St. Sulpice, und dem P. Fontana, General der Barnabiten, der sich aber bald wieder zurückzog. Durch diese Männer glaubte Napoleon seinen Zweck sicherer zu erreichen, und er täuschte sich nicht. Diese Herrn errötheten nicht, die Religiosität, Gerechtigkeit und den Eifer Napoleons für die katholische Kirche öffentlich zu preisen, eines Mannes, welcher das Patrimonium der Kirche geraubt, ihr Oberhaupt gefangen genommen, und den Frieden der Kirche gestört hatte — sie scheuten sich nicht, den guten Pius verläumderisch anzuklagen, und ihrem Gebieter boshafte Rathschläge zu geben. — Wie weit entfernt war dieß Benehmen von jener apostolischen, den Kirchenhirten so würdigen Freimüthigkeit, ich will nicht sagen, eines Athanasius, Ambrosius, Thomas ꝛc. sondern in unsern Tagen, eines Tercin, Beaumont und anderer Bischöfe Frankreichs! Wer erröthet nicht, wenn Napoleon dem Bischofe von Nantes eine Note diktirt über die kanonische Institution! Allerdings eine erbauliche Scene, einen Soldaten, der nur unter Waffen und auf Schlachtfeldern gelebt, Regeln über die geistliche Disciplin und die Kirche diktiren zu hören! Einen charakteristischen Zug hiezu liefert der Hr. Verf. aus einem Manuscripte des Cardinals Consalvi: „Zu Anfange April 1811 versammelte der Kaiser seinen geistlichen Rath und eröffnete die Sitzung mit einer heftigen Rede gegen

den Papst, und drohte, die schärfsten Maßregeln zu ergreifen. Obschon die Rede des Kaisers ein Gewebe der irrigsten Grundsätze, der falschesten Thatsachen, der schändlichsten Verläumdungen, und der Kirche sowohl als ihren Gesetzen ganz entgegengesetzter Maximen war, so fand sich doch keiner unter den Bischöfen und Cardinälen, den Mitgliedern des Comité, der den Muth gehabt hätte, die Wahrheit gegen die Gewalt und Uebermacht zu vertheidigen, und alle schwiegen, indem sie nicht weniger Aergerniß gaben, als sie dadurch ihre Pflichten und ihren Stand und Würde verläugneten. Aber zur Ehre der Religion fand sich ein einfacher Geistlicher, der es auf sich nahm, die Ehre seines Standes zu retten, und ohne Schen dem furchtbarsten der Cäsaren die Wahrheit zu sagen; es war Abbé Emery, schätzenswerth wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Verhaltens, welches er selbst in den gefährlichsten Zeiten der Revolution unbefleckt bewährt hatte. Da Alle schwiegen, die ihm an Würde vorgingen, so erhob er sich mit unerschrockenem Muthe und erklärte freimüthig, daß das Concilium, welches man einberufen wolle, durchaus keine Macht habe, wenn es vom Papste getrennt wäre, und von diesem mißbilligt würde. Er beweißt seine Behauptung mit so einleuchtenden Gründen, daß sie keine Widerlegung zuließen. Hierauf ging er so weit, den Papst selbst zu vertheidigen, und sagte mit großer Freimüthigkeit zum Kaiser: „Ihre Majestät schätzen den großen Bossuet, und es gefällt ihnen denselben oft anzuführen, aber eben dieser Bossuet behauptet ausdrücklich, daß die Unabhängigkeit und völlige Freiheit des Kirchenoberhauptes nothwendig sey zur freien Ausübung seiner geistlichen Oberherrschaft bei der Ordnung der Dinge, welche durch die Vielfältigkeit der Reiche und Staaten entstanden ist.“ Er entwickelte seine Aufgabe und bewirs ihre Wahrheit mit den schla-

gendsten Gründen und durch die einleuchtendsten Thatsachen der Geschichte. Während seiner Rede hatten alle Mitglieder der Versammlung das Ansehen, ihn zu mißbilligen, und die ihm zunächst stehenden entfernten sich, als Zeichen ihres Widerwillens, und nach geendigter Rede fingen einige an den Kaiser zu bitten, daß er denselben entschuldigen möchte, da er nicht aus böser Absicht so gesprochen, und es sein Wille nicht wäre, sich des Kaisers Absichten entgegen zu stellen. Der Kaiser, welcher ihn mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, ohne ein Auge von ihm wegzuwenden, antwortete den Bittenden: „Sie irren, ich bin nicht über den Abbé Emery erzürnt, er hat wie ein Mann gesprochen, der seine Sache kennt, und so liebe ich, daß man mit mir spreche.“ Nach diesen Worten hob der Kaiser die Versammlung auf und grüßte im Vorbeigehen den Abbé Emery, ohne sich um irgend einen andern zu kümmern. Nun suchten alle um die Wette ihn zu begrüßen, ihm zu schmeicheln, indem sie eben so viel Armseligkeit durch diese Schmeicheleien bewiesen, nachdem der Kaiser ihn gnädig behandelt und jene zu seiner Ehre gereichenden Worte gesagt hatte, als früher durch ihre Mißbilligung und Entfernung, aus Furcht diese freie Sprache könne den Kaiser beleidigen. Diese Handlung gereichte dem Abbé Emery zu großem Lobe bei allen, weß Ranges sie waren, und welcher Parthei sie auch anhingen ꝛc.“ — Als Pius gegen die von Napoleon den Diözesen aufgedrungenen Capitularvikare drei Breven erließ, ward Napoleon so heftig erzürnt, daß er ihm sogar mit Absetzung drohte in einer Notification, worin er folgender unwürdigen Ausdrücke sich bediente: „daß ihm (dem Papste) verboten sey, mit irgend einer Kirche des Reichs, oder mit irgend einem Unterthanen Sr. kaiserl. Majestät eine Verbindung zu unterhalten, bei Strafe des Ungehorsams sowohl Seinerseits, als von

Seiten Jener. — Daß derjenige, der die Rebellion predigt, und dessen Seele voll Galle ist (der sanfte Pius?), aufgehört habe, das Organ der Kirche zu seyn, und da nichts denselben weise machen kann, so wird er gewahr werden, daß Se. Majestät hinlängliche Macht habe, dasjenige zu unternehmen, was dessen Vorfahren schon gethan haben, nämlich einen Pabst abzusetzen.» —

Um den Papst einzuschüchtern und nachgiebiger zu machen, rief Napoleon die Bischöfe Frankreichs und Italiens im gewöhnlichen Soldatenstyle nach Paris. Indessen sollte eine Deputation mit dem Papste in Savona unterhandeln, wozu der Kaiser den Gegenstand und die Basis bestimmte und die Deputirten ernannte; nämlich den Erzbischof Barral von Tours, und die Bischöfe Duvoisin von Nantes und Mannay von Trier, von denen der Hr. Verf. sagt: „sie waren zu Geschäften geschickt, aber Höflinge und ganz der weltlichen Macht ergeben, ein epidemisches Übel bei Bischöfen die an den Höfen der Fürsten leben» — und die ihre Erhebungen und Beförderungen den Fürsten zu danken haben. Eine leider nur zu wahre Bemerkung, woher es auch kömmt, daß jetzt die Regierungen ohne Scheu in die heiligsten Rechte der Kirche eingreifen.

Diese Prälaten nahmen es über sich dem Papste mit allen möglichen Kunstgriffen zuzusetzen, um ihn zu überreden, in die Forderungen des Kaisers einzuwilligen. Bald zeichneten sie ihm ein trauriges Bild von der Kirche Frankreichs, von einem zu befürchtenden Schisma, sie quälten ihn mit zu oft wiederholten Audienzen ꝛc. Lange widerstand der Papst mit Kraft, so daß die Prälaten, nach der Aussage ihres Anführers, des Erzbischofs von Tours selbst, öfters befürchteten, unverrichteter Dinge zurückkehren zu müssen. — Es darf Niemand wundern, wenn der Papst, in seiner engen Haft, unbekannt mit allem, was

in Frankreich und Italien vorging, ohne zuverlässigen Rathgeber, besorgt und bekümmert um das Heil der Kirche, leidend an Körper und Geist, endlich in des Kaisers Begehren einwilligte.

Anfänglich zeigte sich das zusammenberufene Nationalconcilium auch nicht so geschmeidig, wie es der Kaiser verlangte. Die aufgedrungenen und constitutionellen Bischöfe und die dem Hofe verkauften Schmeichler gaben sich gleich für alles her, andere ergaben sich aber erst nach großen Schwierigkeiten und votirten dem Kaiser das verlangte Decret. (Es lautet höchst sonderbar, bei so bewandten Umständen, von dem Erzbischof von Tours und von den Bischöfen von Nantes und Trier rc. noch die Freiheit der gallikanischen Kirche preisen zu hören.)

Am 9. Juni 1812 wurde der Papst plötzlich nach Fontainebleau abgeführt, und obwohl er so krank wurde, daß er die heil. Sterbsacramente empfing, wurde dennoch die Reise eilig fortgesetzt. Während der ganzen Reise stieg der heilige Vater nicht aus dem Wagen, die etwa nöthige Stärkung brachte man an den Wagen, welcher an wenig bevölkerten Orten in die Schoppen der Posten eingeschlossen wurde. Durch solche Leiden glaubte Napoleon die heroische Geduld des Papstes zu ermüden und noch mehrere Concessionen zu erhalten.

Nach dem unglücklichen Feldzuge in Rußland, kam der Kaiser selbst nach Fontainebleau, weil er neue Soldatenaushebungen und große Opfer der Nation brauchte, und wohl einsah, von welchem Nutzen ihm hierin eine wahre oder scheinbare Aussöhnung mit dem Pabste seyn könnte. Man kam auch überein über einige Präliminarien zu einem Vertrag, die jedoch nicht fürs Publikum berechnet waren, sondern geheim gehalten werden sollten, bis der Pabst mit dem Kardinalscollegium sich darüber berathen hätte. Allein gegen sein gegebenes Wort ließ

Napoleon diese Präliminarien unter dem Namen eines förmlich abgeschlossenen Cankordates publiciren. Da das daraus sich ergebende Mißverständniß unglückliche ärgerliche Folgen haben konnte, — so entschloß sich der edelmüthige Pius um dem etwa zu befürchtenden Schaden der Kirche zuvorzukommen, ein Seiner würdiges Beispiel der Demuth zu geben, und gerade und offen alles Geschehene zu widerrufen. Dieses denkwürdige Aktenstück ganz hier zu finden, wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn:

„Majestät!

„So viel auch Unserm Herzen das Bekenntniß, das wir Ihrer Majestät zu machen haben, so wie auch der Verdruß, den Sie darüber empfinden können, kosten mag, so muß doch die Furcht vor den Urtheilen Gottes, die Uns wegen Unseres vorgerückten Alters nahe bevorstehen, Uns alle andere Rücksichten und allen Kummer, den Wir in diesem Augenblicke erleiden, vergessen machen.

„Durch Unsere Pflicht dazu genöthigt, gestehen wir Ihrer Majestät mit jener Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit welche Unserer Würde und Unserem Charakter zukommen, daß seit dem 25. Januar an welchem Tage wir die Artikel unterzeichneten, welche zur Basis des definitiven Vertrags dienen sollen, unsere Seele von den heftigsten Gewissenbissen und von der lebhaftesten Reue unaufhörlich gefoltert wird, und weder Frieden noch Ruhe hat.

„Wir erkannten sogleich den Irrthum (und eine ernstliche fortgesetzte Betrachtung hat uns täglich diesen mehr einsehen lassen) den Uns der Wunsch, so bald als möglich die in der Kirche entstandenen Streitigkeiten zu beendigen, und auch derjenige Ihrer Majestät gefällig zu seyn, begehen ließ.

„Die Betrachtung allein milderte unsern Gram, daß bei dem Abschlusse des definitiven Vertrags allem Nach-

theile der Kirche vorgebeugt werden könnte. Aber wie mehrte sich Unser Schmerz, als Wir, ungeachtet der mit Ihrer Majestät getroffenen Abrede, jene Artikel durch den Druck, und unter dem Titel eines Conkordates bekannt gemacht sahen, da dieselben doch nur als Basis eines künftigen Vertrags angesehen werden sollten. Indem wir dieses Aergerniß in Unserm Herzen bitter beseufzten, und von der Nothwendigkeit überzeugt waren, dieses wieder gut zu machen; so enthielten Wir Uns doch mit großer Mühe, Unsere Gefühle und Klagen zu erkennen zu geben, um in dieser wichtigen Sache nichts zu übereilen.

„In dieser Gewißheit, Unser heil. Collegium bald um Uns versammelt zu sehen, entschlossen Wir Uns, dasselbe zu erwarten, um dann zu entscheiden, nicht über das, was Wir thun zu müssen einsehen, um das Geschehene wieder gut zu machen, denn Wir rufen Gott zum Zeugen an, daß Wir dazu schon vom ersten Augenblicke entschlossen waren, sondern um das beste Mittel zu wählen, Unsern Vorsatz auszuführen.

„Wir glaubten, keines käme mehr mit der Achtung überein, welche Wir für Ihre Majestät hegen, als dieses, Uns geradezu in einem Schreiben an Ihre Majestät zu wenden, worin Wir in Gegenwart Gottes, dem Wir bald über die Uns, als seinem Stellvertreter anvertraute Regierung der Kirche, werden Rechenschaft ablegen müssen, mit Aufrichtigkeit erklären, daß Unser Gewissen Uns unbesiegbare Hindernisse in Ausführung jener Artikel entgegenstellt; da Wir zu Unserer Beschämung und zu Unserm Schmerze nur zu sehr einsehen, daß Wir durch Ausführung dessen, was Wir darin unvorsichtiger Weise, nicht aus unredlichen Absichten, wie Gott uns bezeugen kann, sondern aus menschlicher Schwachheit „da Wir Erde und Staub sind" versprochen haben, Uns Unserer Vollmacht

nicht zur Aufbauung, sondern zur Zerstörung bedienen würden.

„Wir erkennen an, daß einige dieser Artikel durch eine veränderte Verbindung und durch Modification berichtiget werden können; aber Wir sehen auch, daß einige andere an sich selbst unzulässig sind, da sie der Gerechtigkeit und der Ordnung der Kirche, die unser Herr Jesus Christus in derselben festgesetzt hat, zuwider, und daher unausführbar sind, und nicht bestehen können.

„Wie könnten wir z. B. die große Ungerechtigkeit begehen, und ohne kanonischen Grund so viele ehrwürdige Bischöfe ihrer Sitze berauben, da sie nichts weiter verschuldet haben, als unsere Vorschriften befolgt, und ebenfalls ohne kanonischen Grund die Aufhebung eben dieser Bisthümer erlauben? Ihre Majestät werden sich gewiß erinnern, welchen lauten Tadel ganz Europa und Frankreich selber erhob, als Wir im Jahre 1801 von Unserer Macht Gebrauch machten, und die alten Bischöfe Frankreichs, nachdem Wir dieselben jedoch aufgerufen, und den Akt ihrer Entsagung erhalten halten, von ihren Bisthümern absetzten; obgleich jene Handlung als eine außerordentliche und eine in jenen drangvollen Zeiten unerläßliche Maßregel anerkannt war, um ein trauriges Schisma zu beendigen, und um eine große Nation wieder in den Schoos der katholischen Einheit zurück zu führen. Aber welcher von jenen starken Gründen findet jetzt statt, um vor Gott und den Menschen solche Maßregeln zu rechtfertigen?

„Wie können wir ebenfalls eine Verordnung gestatten, welche die göttliche Constitution der Kirche unseres Herrn Jesus Christus umstößt, welche das Primat des heil. Petrus und seiner Nachfolger festgesetzt hat, wie es jene seyn würde, durch die Wir unsere Macht der der Metropolitane unterwerfen, und erlauben, daß letztere den Er-

nannten die Institutionen ertheilen können, wenn der Papst in verschiedenen Fällen und Umständen in seiner Weisheit nicht für gut fände, dieselben zu instituiren, und dadurch jene zu Richtern des Verhaltens des Kirchenoberhauptes zu machen, die demselben nach der Kirchenordnung unterworfen, und ihm Gehorsam schuldig sind. Können Wir in der Kirche Gottes diese unerhörte Neuerung, daß der Metropolitan beim Widerspruch des Oberhauptes der Kirche die Institution ertheile, einführen? In welchem gut eingerichteten Staate ist es je einer geringern Autorität erlaubt gewesen, das zu thun, was das Haupt der Regierung nicht thun zu können geglaubt hat? Zu welchen Unordnungen, der Kirche sowohl als den Staaten schädlichen Schismen, würden Wir nicht ferner durch eine solche Bewilligung Gelegenheit geben, indem die römischen Päpste zuweilen genöthigt seyn könnten, mit denjenigen die Kirchengemeinschaft aufzuheben, welche der Metropolitan gegen ihre Entscheidung und ihnen zum Trotze instituirt hätte? Können Wir endlich den heiligen Stuhl eines seiner wichtigsten Rechte berauben; Wir, die Wir durch die feierlichsten Eide Uns verbunden haben, die Vorrechte desselben selbst mit Unserm Blute aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen? ꝛc. ꝛc. . . . .

„Aus diesen und andern wichtigen Gründen, welche die erwähnten Artikel und besonders den V. des am 25. Jannar unterschriebenen Blattes betreffen, erlauben Uns unsere unerläßlichen Pflichten nicht, dieselben in Ausführung zu bringen: Wir kennen sehr wohl die Verbindlichkeit abgeschlossener Verträge, aber Wir wissen eben so gut, daß wenn jene mit den göttlichen Anordnungen und mit unsern Pflichten in Widerspruch stehen, sie der Kraft der Verpflichtung einer höhern Ordnung, welche ihre Befolgung verbietet, weichen müssen.“

„In demselben Augenblicke aber, in welchem Wir

Unserer unerläßlichen Pflicht genüge thun, dieses Ihrer Majestät zu erklären, bestreben Wir Uns auch, derselben anzuzeigen, daß Wir bereit sind, ja lebhaft wünschen, bald jenen definitiven Vertrag über alle entstandenen Uneinigkeiten mit Ihrer Majestät abzuschließen, dessen eben in jenen Artikeln erwähnt wird, jedoch auf einer Grundlage, welche mit Unsern Pflichten vereinbar ist. So hoffen Wir, daß den vielen und großen Übeln, welche die Kirche leidet, und über welche Wir nicht ermangelt haben öfters Unsere Vorstellungen vor den Thron Ihrer Majestät gelangen zu lassen, abgeholfen werden wird. Wir bitten Ihre Majestät, diese Unsere Gesinnungen mit eben der Herzlichkeit aufzunehmen, mit welcher Wir dieselben auseinandergesetzt haben. Wir flehen Sie im Namen Unsers Herrn Jesus Christus an, Uns diesen Trost zu gewähren ꝛc.

Fontainebleau, den 24. März 1813.

Als Pius diesen Schritt den Cardinälen officiell bekannt machte, schloß er seine Allokution mit diesen des demüthigen Papstes so würdigen Worten: „Gesegnet sey der Herr, der Uns seine Barmherzigkeit nicht entzogen hat. Er betrübt Uns, und richtet Uns wieder auf. Er hat Uns durch eine heilsame Beschämung demüthigen wollen, aber er hat Uns auch mit seinem allmächtigen Arme unterstützt, indem er Uns den nöthigen Beistand zur Erfüllung unserer Pflichten unter so schwierigen Umständen ertheilt hat. Unser Theil sey also die Beschämung, welche Wir zum Besten Unserer Seele gerne ertragen, und sein Theil sey jetzt und in Ewigkeit Lob, Ehre und Herrlichkeit. Amen.“

Napoleon soll beim Empfange dieses Schreibens im Staatsrathe in die heftigen Drohungen ausgebrochen seyn: „Wenn ich nicht einigen jener Priester in Fontainebleau den Kopf abschlagen lasse, so

werden diese Sachen nie beigelegt werden."
Sogleich ließ der Kaiser dieses sogenannte Concordat von Fontainebleau als ein allgemein verpflichtendes Reichsgesetz in die Bülletins eintragen; aber die unglückliche Schlacht bei Leipzig, die Einnahme von Paris und Napoleons Entthronung vereitelten die Ausführung, und so verschwand jenes unglückliche Concordat, welches die Kirche mit neuen Verwirrungen bedrohte.

Im VIII. Kap., wo der Verf. die physische und moralische Beschaffenheit der Stadt Fontainebleau und die Schicksale des dasigen Pallastes beschreibt, sagt er in letzter Beziehung: „Wenige Wochen nach der Abreise des Papstes nach Rom, fiel in diesem Pallaste eine Begebenheit vor, die alle vorigen an Wichtigkeit übertrifft. Man sah dort ein schreckendes Beispiel der göttlichen Gerechtigkeit, welche den Urheber einer fluchwürdigen That an demselben Orte erwartete, und ihn eben da vom Throne herabsteigen ließ, wo er den Pabst hatte zwingen wollen, auf seine Staaten Verzicht zu leisten."

Als die verbündeten Mächte Frankreichs Hauptstadt immer näher kamen und man befürchtete, sie möchten den Papst und die Cardinäle in Freiheit setzen, so ließ man den Papst eilends wieder nach Savona bringen, und die Cardinäle durch weite Umwege nach verschiedenen Städten von Languedoc und Provence abführten.

Im IX. und X. Kap. beschreibt der Verf. seine Reise nach Usez, dem für ihn bestimmten Aufenthaltsorte und seine dasigen Begegnisse während siebenzig Tagen. — Diese Tage zählte der Hr. Verf. unter die glücklichsten seines Lebens, wo er in seiner Zurückgezogenheit die Liebe und Achtung aller Einwohner, auch der Calvinisten, genoß, und bei der Nachricht von Napoleons Enthronung, mit allen nur erdenklichen Ehrenbezeugungen behandelt wurde.

Das XI. Kap. erzählt des Pabstes und der Cardinäle Rückkehr und Ankunft in Rom.

Sein gemäßigtes Urtheil über Napoleons Erscheinen und Wirken, die Würdigung seines Charakters und seiner geschichtlichen Bedeutsamkeit schließt der Hr. Verf. mit den Worten: „Gott wollte die Völker Europas die Schwere seines Arms fühlen lassen und sie bestrafen, daher erwählte er Napoleon zum Werkzeuge seines gerechten Zornes. Napoleon selbst sagte als er erster Consul wurde, „er sey von der Vorsehung auserwählt, die Ordnung auf Erden wieder herzustellen“ .... Als der Zeitpunkt kam, dem leidenden Europa den Frieden wieder zu geben, so warf der Herr mit eben der Leichtigkeit womit er ihn erhoben, diese seine Geißel, deren er sich zur Züchtigung der Völker bedient hatte, wieder zu Boden.“

Endlich kam durch Gottes Fügung der ersehnte Tag, welcher den Pabst und die Cardinäle in Freiheit setzte, und wieder nach Rom zurückführte. Die Beschreibung dieses glorreichen Triumphzugs schließt der Hr. Verf. folgendermaßen: „An der milvischen Brücke kam uns die Staats-Commission, d. h. die Prälaten und weltlichen Herrn, denen provisorisch die weltliche Regierung anvertraut war, entgegen, um dem Pabst ihre Huldigung zu bringen. Unterdessen wurden die Pferde von dem Wagen abgespannt, und 24 junge Römer von guter Familie in Uniform zogen ihn bis nach St. Peter und dann zum Quirinal. Schon andere haben vor mir diesen Triumphzug des Papstes und den Jubel und die Beweise der Liebe und Anhänglichkeit des römischen Volkes an den heil. Vater beschrieben, aber ich wage kaum davon zu sprechen, weil ich fürchte eine der Wirklichkeit zu weit nachstehende Idee davon zu geben. Ich will hier nur sagen, daß, während der Wagen unter dem Jubel des Volkes vorbei fuhr, Viele, die auch rufen und ihre Freude laut bezeugen wollten,

durch Freudenthränen gehindert, nur Zeichen geben konnten wie sehr sie sich freuten, da sie kein Wort hervorzubringen im Stande waren.»

Den Schluß machte die schön passende poetische Stelle aus des heil. Hieronimus Dialog gegen die Luciferianer: Periclitabatur navicula Apostolorum, urgebant venti, fluctibus latera fundebantur; nihil jam supererat spei. Dominus excitatur, imperat tempestati, bestia moritur, tranquillitas redit. Manifestius dicam: Omnes Episcopi, qui in propriis sedibus fuerant exterminati, per indulgentiam novi principis ad Ecclesias redeunt. Tunc triumphatorem suum Athanasium Aegyptus excepit, tunc Hilarium de praelio revertentem Galliarum Ecclesia complexa est, tunc ad reditum Eusebii lugubres vestes Italia mutavit.

Schon so oft kämpfte das Schifflein Petri gegen wild anstürmende Wogen, und immer führte es sein Steuermann zum glücklichen Port. „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.»

Hiermit haben wir unsern Lesern den Gang dieser interessanten Geschichte dargelegt. — Möchten alle Geschichtswerke mit solcher naiven Einfachheit, historischer Treue und Wahrheit geschrieben seyn! — So sehr aber der Hr. Verf. uns mit dieser Arbeit erfreute, eben so unangenehm war es uns, daß die Übersetzung und typographische Ausstattung derselben uns noch so Manches wünschen ließ. Deßhalb ersuchen wir den Übersetzer, das Ganze bei einer etwaigen zweiten Auflage einer nochmaligen genauen Überarbeitung zu unterwerfen, und eine Übersetzung, nach der jetzigen Bildung unserer Sprache, zwar in getreuem aber mehr gerundetem, fließendem und gefälligem Ausdrucke zu liefern. — Dem Typographen empfehlen wir sehr eine aufmerksamere Correctur der vielen Druckfehler. Übrigens wünschen wir diese Denkwürdigkeiten in die Hände aller derjenigen, welche die Wahr-

heit der Geschichte und die über die Kirche waltende Vorsehung zur Belehrung und Erbauung zu kennen wünschen.

Politische Erinnerungen von dem Grafen O'Mahony. Aus dem Französischen übersetzt. Sulzbach, in der J. E. v. Seidelschen Buchhandlung, 1832. In klein 8. S. 236.

Diese Erinnerungen schweben gleich leuchtenden Sternen über einer kurzen und dennoch vielfach getrübten Vergangenheit, aus der eine noch trübere Gegenwart sich gestaltet hat. Sie sollen in Beziehung auf den Verfasser den Standpunkt bezeichnen, auf dem er sich während der Restauration in Frankreich und jetzt während deren Zertrümmerung unwandelbar hält. Dann sollen sie die Verläumdungen niederschlagen und die Vorwände der Verfolgung, wenn nicht von dem Hrn. Verf., doch von den Freunden, mit denen er in Verbindung steht, entfernen. Der größere und allgemeinere Zweck aber, warum die seit 1819 bis zur neuesten Revolution erschienenen einzelnen Aufsätzen von neuem gesammelt worden, besteht darin, zu zeigen wie das Vorausgesehene durch die spätern Ereignisse bestättigt worden ist, besteht darin, die auch nur halb aufmerksamen Beobachter auf die vorhanden gewesenen und im Verlaufe der Zeit hinzugekommenen Ursachen der bald sich kundgebenden und immer mehr hervortretenden Wirkungen hinzuweisen, um ihr Geistesauge, wo möglich, zu schärfen und auch ihnen die Zeit sammt den daran geknüpften Befürchtungen und Hoffnungen, aufzuschließen.

Für uns Deutsche hat diese Sammlung politischer Erinnerungen einen beinahe eben so großen Werth, wie für die Franzosen. Schon oft ist Frankreich das Herz von Europa genannt worden, und es vertritt in vielfacher Beziehung diese Stelle im großen Völkerorganismus. Seine gesunden, wie seine fieberhaften und kranken Pulsschläge durchzucken gewissermaßen die nächsten und

entferntesten Völker so sichtlich, daß hieraus mit einiger Beobachtungsgabe auf den gesunden oder kranken Lebensprozeß mit einer Art Gewißheit geschlossen werden kann. Es ist demnach von der höchsten Wichtigkeit durch die vorliegenden Erinnerungen, besonders durch die verflossenen letzten zehn Jahre geführt zu werden, und zu sehen wie die Ereignisse, welche ganz Europa betäubt haben, und dasselbe noch in endlose Verwirrung und namenlosen Jammer zu stürzen drohen, sich vorbereitet haben, wie sie mit einer Art Gewißheit vorhergesehen und vorher gesagt worden, und wie alles Uebelbefindens ungeachtet die Machthaber, statt das Uebel zu erkennen und zu heilen, es immer nur verschlimmert haben. Alles ist gewählt, alles ist versucht worden, nur nicht die Wahrheit. Dieses ist ganz vortrefflich in einem Aufsatze vom März 1825 nachgewiesen worden. Daher kam es auch, wie in einem andern Aufsatze als Rückblick auf das Jahr 1825 im „Mémorial Catholique" vom Januar 1826 gezeigt wird, daß die höchsten Interessen der Menschheit schnöde hintangesetzt wurden. „Möget ihr zu ihnen von Moral und Politik reden, spricht der Verf., sie werden euch mit Handel und Industrie antworten, macht ihr sie auf die furchtbare Verderbniß der öffentlichen und häuslichen Sitten aufmerksam, so werden sie euch das Gedeihen der Börse und der Bank rühmen, zeigt ihr ihnen die verfallenden Kirchen und das verlassene Heiligthum, so verweisen sie euch auf die neu erbauten Schauspielhäuser und auf die Vergrößerung des Conservatoriums. Und bekästigt ihr sie mit der Berechnung, daß von 22.000 jährlichen Geburten in der Hauptstadt 7000 uneheliche sind, so führen sie euch an, daß unter 100.000 Haushaltungen sich 15000 befinden, welche 1200 Franken Abgaben zahlen. Reicht ihr ihnen die greuliche Liste von 2800 Selbstmördern hin, deren Blut in nicht ganz 8 Jahren Paris be-

steckt hat, so reichen sie euch dagegen die Register des Octroi und die Tabelle der Staatsregie. Nennt ihr ihnen endlich die 3 Millionen verderblicher Bücher, welche Frankreich vergiften, so bringen sie euch dafür die fünf Millionen Franks in Gegenrechnung, welche ihnen die Spielhäuser, die Lotterien, der Gassenkoth und die Freudenmädchen eintragen.»

Bei einer solchen durchaus im Materialismus untergegangenen Regierung, darf es nicht befremden, wenn die Jugenderziehung im Allgemeinen auf keiner geistigen Grundlage mehr beruht, und wenn die Erziehung der Geistlichen durch die nachtheiligsten Eingriffe in die kirchlichen Rechte beeinträchtigt wurde. Dieses und ähnliches, darunter noch vorzüglich das selbstsüchtige Treiben der Parteien ist mit großem Scharfblicke mit gerechtem Unwillen und mit erschreckender Prophetenwarnung geschildert. Eine in eben dieser Sammlung vorkommende Vision ist den Lesern des Katholiken in einem frühern Jahrgange mitgetheilt worden. Vor allem machen wir auf die Schlußworte, geschrieben am 1. Julius 1831 aufmerksam, worin die gegenwärtige Zeit mit der ganzen Nichtswürdigkeit vieler ihrer Doktrinen, ihrer Versprechungen und Erwartungen dargestellt wird; dabei aber zugleich denjenigen, welche Gott und nichts anders fürchten, eine Zukunft, der zwar noch harte Kämpfe und Prüfungen sammt unsäglichem Jammer vorhergehen werden, gezeigt wird, in welcher Gottes allerbarmende Huld der Menschheit Rettung und Heil bringen wird. Da wir in Deutschland eine ähnliche Verblendung wie in Frankreich sehen, da hier wie dort großentheils nur dem Materialismus gefröhnt wird, da die Erziehung und Bildung der Menschen hier wie dort vielfach die schlechteste Richtung genommen, da hier beinah mehr noch wie dort in manchen Provinzen die Kirche Gottes unter-

drückt, gehöhnt und so viel möglich in ihrem Grundwesen verderbt wird, da hier wie dort vielfach die Masse des Bösen das Gute zu überwältigen scheint; so hat unser Vaterland, wenn es nicht zur ernsten Buße und Besserung umkehrt, gleiches Schicksal, wie das Vaterland des Verf. zu gewärtigen. Es möge demnach zur Warnung noch der Schluß des Buches hier mitgetheilt werden:

„Möge aber die Welt jetzt auch keine gewöhnlichen Züchtigungen mehr erwarten! Solche würden zu ihrer Besserung nicht zureichen. Ihre Weltweisen würden ihr dieselben noch ganz menschlich erklären, wie ihre Gelehrten auch das prophetische Zeichen zu Migne ausgelegt haben. Nein, sie muß jetzt lernen, daß Gott mehr vermag, als Heere auf empörte Völkerschaften zu schleudern, als bürgerliche Zwiespalt ihnen zu senden; sie muß auch noch lernen, daß sein Hauch, so wie er die Fluren befruchtet, sie auch vertrocknen kann, daß der Hunger und die Pest ihm gehorsam sind, daß die Erde vor seiner Stimme bebt, daß die Flammen welche er entzündet, nicht mit der Wasserfluth aller Ströme gelöscht werden, und daß die verruchten Städte, welche sein Feuer zerstört, von keines Menschen Hand wieder aufgebaut werden.

„Wohl ist dieß, wir fühlen es im tiefsten Gemüthe, ein beweinenswerthes Mittel zum Heile, aber es ist das einzige, weil kein anderes zugleich reinigen und belehren kann, jede Wiedergeburt ohne die Vereinigung diser beiden Bedingungen aber unmöglich wird. Aber damit diese statt finde und sich vollende, müssen die Menschen, welche durch keine Gnade zu rühren, durch keine Züchigung zu bändigen waren, verschwinden; und jene welche den Sturm noch zu vernehmen und den Blitz noch zu deuten wissen, müssen zittern, zur Erde niedersinken, und im Staube anbeten. Jetzt aber bestimmen wollen, ob die ersten in größerer oder geringerer Zahl sich zeigen werden als die

zweiten, das ist menschlicher Voraussicht nicht gestattet. Alles was der Christ vermag, ist beten; alles was er soll, ist hoffen, daß während dieses Reiches der Gerechtigkeit das göttliche Erbarmen noch eine reiche Ernte haben werde, und daß viele bis jetzt dem Verbrechen offene Herzen, viele bis jetzt verirrte Geister durch die göttlichen Strafen, die sie rings um sich niederschmettern, oder über ihrem Haupte drohend erblicken, erleuchtet, endlich vor dem höchsten Richter sich demüthigend, den Himmel durch ihre Reue erfreuen und die Erde durch ihre Buße heiligen werden.

„Und dann wird sich die Religion, aller dieser Trümmer bemächtigen und wird sie sammeln. Dann werden ihre Diener aufrecht stehend auf den Steinmassen des eingestürzten Gebäudes, alle jene zu sich rufen, welche den Fall überlebt haben, und von Mitternacht bis zum Mittag und vom Aufgang bis zum Untergang werden die Menschen auf ihre Stimme herbeieilen, und alle werden ihre Schmerzen bringen, um sie zu stillen, Gewissensbisse, um sie zu tilgen, Wunden um sie zu heilen, aber auch Danksagungen des wiedergebornen Herzens. Und in der Mitte dieser feierlichen Vereinigung der Völker wird die römische Kirche erscheinen, als die einzige erbende Macht so vieler gefallenen Größe. Mit dem Kreuze, ihrer unerschütterlichen Stütze, den Zepter welcher den Händen der Könige entfallen, und das Schwert welches in den Händen der Völker zerbrach, zusammenfügend, wird sie ihren obersten Spruch, den unfehlbaren, göttlichen vernehmen lassen. Ihren Kindern, die zu ihren Füßen liegen, wird sie die noch vom Menschenblute geröthete, noch vom Zornfeuer Gottes dampfende Erde zeigen. Und im Angesichte dieser furchtbaren Erinnerung wird sie den Fürsten und den Unterthanen die Pflichten und die Rechte verkünden, kraft deren sie herrschen, denen sie gehorchen,

wodurch sie groß und mächtig werden, und wodurch sie ihr Glück erhalten. Und wenn sie dann die Souverenität, die wieder an dem ewigen Urquell geweiht, und die Unterwerfung, die wieder durch den Glauben erleichtert ist, gesegnet hat, wird sie dem edlen Dienstbande der Völker, so wie dem heiligen Diademe der Könige die unvergängliche Inschrift der Ordnung und Freiheit einzeichnen:

Christus siegt, herrscht und befiehlt!!!«

Handbuch der seelsorglichen Functionen. Für katholische Seelsorger, bearbeitet von Dr. J. N. Müller, erzbischöfl. Domprabendar zu Freiburg. Zwei Theile mit fortlaufender Seitenzahl. Augsburg, 1831. S. XIV und 276. 8°

Vorliegendes Handbuch zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil enthält das Ritual zur Ausspendung der heil. Sacramente, der Taufe, der Ehe, der Krankencommunion, der letzten Ölung, und Generalabsolution, ferner Formulare für Aussegnung der Wöchnerinen, für Leichenbegängnisse der Kinder und der Erwachsenen und nach dem Traueramte beim Sarge, sodann in zwei längeren Abschnitten Trostworte an Kranke und Leidende und Trostworte für Sterbende.

Der zweite Theil befaßt sich mit den verschiedenen seelsorglichen Functionen und Segnungen bei besondern Festen und Veranlassungen, z. B. Weihe des Weins — Segnung des Wassers, Salzes, der Kerzen, der Asche, der Palmen, Kräuter — erste feierliche Kindercommunion, öffentliche Communion der Erwachsenen, Aschsegnung, die vier Evangelien am Frohnleichnamsfeste, geistlicher Eheunterricht, christliche Belehrung über den Eid, geistlicher Hebammenunterricht.

So viel Schönes und Erbauendes dieses Handbuch enthält, was sowohl frommen Laien zur Belehrung und Befriedigung einer lobenswerthen Wißbegierde in Bezie-

hung auf die verschiedenen Kirchenceremonien, so wie auch den Seelsorgern als Anleitung dienen kann, ihre Gemeinden in diesen Gegenständen zu unterrichten; so muß doch Ref. gestehen, daß ihn Manches nicht befriedigte, was ihn bestimmt, seine deßfallsigen Bedenklichkeiten hier offen auszusprechen.

Bevor Ref. ins Detail eingeht, will er kurz seine Ansichten über die Beschaffenheit eines katholischen Rituals darlegen.

Die Hauptanforderungen an ein kathol. Ritual werden wohl darin zusammentreffen, daß es vor allem den Geist der katholischen Kirche in sich fasse; daß es in salbungsvoller kräftiger Sprache die bezüglichen dogmatischen Lehren der Kirche klar und entschieden ausspreche; daß es fern von allem vagen Moralisiren und Belehren, in weihevollen Gebeten das im katechetischen Unterrichte bereits vollständig Erklärte zu heiligen Gefühlen und Gesinnungen erwecke, damit es, in den feierlichen sacramentalischen Handlungen zum lebendigen Bewußtseyn geworden, tiefe Eindrücke und eine heilige Stimmung hervorbringe.

Unser Verf. führt in seiner Vorrede an, wie sehr in unsern Tagen der Sinn für öffentliche Gottesverehrung in Verfall gerathen sey und wie es besonders den Hirten der Kirche obliege, durch kräftiges Einwirken mit besseren Menschen wieder bessere Zeiten zurückzuführen. Ein vorzügliches Mittel zur Wiederbelebung des religiösen Sinnes findet der Verf. in einer geistvollen Liturgie, wobei auf die Bedürfnisse der Gemeinden, auf den Standpunkt ihrer Bildung und manche andern Forderung der Zeit Rücksicht genommen werden müsse. Unter diese Forderungen gehöre besonders die deutsche Sprache bei den liturgischen Functionen, wodurch Geist und Herz ergriffen, erwärmt und christliche Erbauung sicherer erzielt werde.

Darauf wendet der Verf. die Stelle 1. Cor. XIV an: „Unsere Segensgebete mögen wohl gut seyn, aber sie erbauen nicht, wenn der andere sie nicht versteht. Lieber (will ich reden vor) der Gemeinde fünf Worte, die verständlich und für Andre belehrend sind, als zehntausend in einer fremden Sprache.“ Wenn gleich Ref. des Verf. Ansicht nicht unbedingt unterschreiben kann, und auch der Apostel Paulus in dem angeführten Kapitel nicht von der Administration der Sacramente spricht, sondern überhaupt von der Verkündigung des Wortes und Lobes Gottes vor der Gemeinde, wo der Zweck besondere Belehrung ist, indem er in demselben Kapitel sagt, daß das Reden in fremden Sprachen nicht gewehrt werden solle, nur möge das in fremden Sprachen Vorgetragene zur Erbauung der Gemeinde erklärt werden, da auch ferner die liturgischen Gebete nicht belehren, sondern das bereits im katechetischen Unterrichte Erklärte nur zu lebendigem Bewußtseyn bringen und zu heiligen Gesinnungen erwecken sollen; so ist Ref. doch keineswegs der Meinung, daß die deutsche Sprache durchaus und überall vermieden werden solle. Zwar theilt er keineswegs die Meinung derer die da wähnen, mit Einführung der deutschen Sprache werde unfehlbar das neue Jerusalem unter den Menschen beginnen, jedoch dürfte es sehr erwünscht und nützlich seyn, bei gewissen Gelegenheiten, z. B. bei Haustaufen, Ausspendung der letzten Ölung und wo, obgleich mißbräuchlich, die Aussegnungen der Wöchnerinnen in den Häusern vorgenommen werden, wobei oft Leute verschiedenen Religionsbekenntnisses zugegen sind, die nebst der Erbauung auch noch der Belehrung bedürfen, wenn nicht ganz deutsche Formeln zu gebrauchen, so doch wenigstens einer jeden liturgischen Handlung und besondern Ceremonie in gedrängter Kürze eine Erklärung des kirchlichen Sinnes derselben voranszuschicken; solche Formulare müßten aber von den

kirchlichen Behörden ausgehen, und nicht dem oft wunderlichen Geschmacke oder Ungeschmacke des Einzelnen überlassen bleiben.

Ein solches Ritual mit kirchlicher Sanction würde mit Freude aufgenommen werden, dem Bedürfnisse entsprechen und gewiß vielen Nutzen bringen. Und das Bedürfniß, ein solches und zwar bestimmt vorgeschriebenes Ritual den Seelsorgern in die Hände zu geben, ist um so dringender als die Erfahrung lehrt, daß in Diözesen, die aus mehreren Theilen früherer Diözesanbezirke zusammengesetzt sind, oft vier bis fünf meist ganz veraltete Rituale bestehen, die nun zum Theil auch selten geworden sind, weßhalb viele Seelsorger nach dem ersten besten greifen, gar für sich selbst eigens verfertigen, wodurch, wenn nicht mehr zu befürchten ist, der Eigenmächtigkeit, Willkür und Geschmacklosigkeit Thür und Thor geöffnet ist. — Da ein solches Verfahren gewiß nur nachtheilig seyn kann, so dürfte der Wunsch mehr als gerechtfertigt seyn, daß die bischöflichen Behörden, deren Verantwortlichkeit unter solchen Verhältnissen nicht wenig beschwert wird, diesem Mißstande baldigst abhelfen möchten.

Wir gehen nun zum Ritual selbst über, zuerst zur feierlichen Taufhandlung, und da müssen wir gestehen, daß uns der Verf. mit seiner einleitenden Anrede an die Taufzeugen am allerwenigsten befriedigt hat. Die Leser mögen selbst urtheilen: „Ihr wisset, daß Christus die Taufe als ein heil. Sacrament und als eine feierliche Aufnahme der Menschen in die Gesellschaft seiner Religionsfreunde angeordnet hat. Er sprach einst gehet hin in alle Welt und taufet 2c. — Es ist daher sehr löblich (und sonst weiter nichts?), daß Ihr, verehrte Taufzeugen, dieses neugeborne Kind hieherbringet, damit es schon jetzt an dieser wohlthätigen Verordnung Jesu Theil nehme, bis es einst nach erhaltenem Unterrichte selbst im Stande sey

die Wichtigkeit dieser Handlung einzusehen ꝛc. — Jesus ließ auch einst die Kleinen zu sich kommen, und sagte: wer nicht so unschuldig und redlich als diese Kindlein das Reich Gottes annimmt, der wird nicht hineinkommen ꝛc. — Wer findet hier den kathol. Lehrbegriff der Taufe? Wozu dieses Schwanken, diese Unentschiedenhei.? Ist die Taufe nur eine Einweihungsceremonie? Nimmt sie nicht alle Sünde und alle Sündenstrafe hinweg und gießt dem Täufling die heiligmachende Gnade ein? *) warum gedenkt der Verf. dieser Wirkungen der Taufe mit keiner Sylbe, und spricht sich nur in unbestimmten Phrasen aus? Ist es weiter nichts als nur löblich, daß die Kinder zur Taufe gebracht werden? ist es nicht vielmehr eine schwere unerläßliche Pflicht? Wie passet der Text hieher: Wahrlich ich sage euch, wer nicht so unschuldig und redlich als die Kindlein das Reich Gottes annimmt ꝛc. — wo der Verf. noch willkürliche Zusätze zu den Worten Christi macht, oder sind die zur Taufe gebrachten Kinder wirklich so unschuldig wie der Verf. anspielt? (Wir alle sind von Natur Kinder des Zorns Ephes. II, 3) So mag sich etwa der neuere Protestantismus über die Taufe aussprechen, das kathol. Dogma aber lautet anders.

Eben so ungerne sah es Ref., daß der Verf. in dem kürzern Taufformulare die Exorzismen gänzlich weggelassen hat, die zum Theil noch in dem größeren beibehalten sind. Wollen denn die unverständigen Kinder wei-

*) Quia nihil est damnationis iis, qui vere consepulti sunt cum Christo per baptisma in mortem. Si quis per Domini nostri Jesu Christi gratiam, quae in baptismate confertur, reatum originalis peccati remitti negat, aut etiam asserit, non tolli totum id, quod veram et propriam peccati rationem habet . . . , anathema sit. Conc. Trid. sess. V. Can. V. Abluti estis, sanctificati estis, sed et justificati estis. 1. Cor. VI.

ser seyn als die von Christus belehrte Mutter? Wer berechtigt den Verf. bei Ausspendung des Sacramentes der Taufe wegzulassen, was die Kirche zu gebrauchen vorschreibt? *) Statt alles weitern verweisen wir auf einen Geistesmann, dessen Urtheil hierüber competent ist: „daß, nachdem unsere Exegeten sich dreißig Jahre müde gearbeitet haben, — schreibt der nun verewigte ehrwürdige J. M. Sailer (über Liturgie und Liturgik in den Beiträgen zur Bildung des Geistlichen 1819 2. Bd. S 270.) — den Teufel aus der heil. Schrift zu bannen, und ihn nicht daraus bannen konnten, unsre Liturgen ihn auch aus den Taufceremonien bannen sollen, finde ich so unnöthig als vergeblich. Denn da der Täufling durch die Taufe zum Streite wider das Reich der Lüge für das Reich der Wahrheit eingeweiht werden soll, so sehe ich nicht ein, warum die Einweihung zum Streite wider das Reich der Lüge fortdauern sollte, wenn der Vater der Lüge todt wäre. Lebt er aber noch, so hat diese Einweihung zum Kampfe wider ihn noch Bedeutung; warum soll denn vom Streite noch die Rede seyn und nicht auch von dem Feinde, wider den gestritten werden soll? Entweder keinen Christus, oder den apostolischen, und der apostolische Christus ist ein Übermann der Sünde, des Todes und der Hölle.“

Die Taufceremonien sind meistens gut erklärt, Einiges nur fand Ref. mangelhaft, z. B. bei der Beilegung eines Namens sagt der Verf.: „du sollst nun N heißen. Dieser Name erinnere dich stets an deinen ersten Eintritt

---

*) Das Concil. Trid. sagt Sess. VII. can. 13. Siquis dixerit, receptos et approbatos ecclesiæ catholicæ ritus in solemni sacramentorum administratione adhiberi consuetos aut contemni aut sine peccato *a ministris pro libitu omitti*, aut in novos alios per quemcunque Ecclesiæ pastorem mutari posse, Anath. sit.

in die Kirche Christi.» Was noch darauf folgt hat keine Beziehung auf den Namen. Dieses ist aber keine Erklärung. Dem Täufling wird der Name eines Heiligen gegeben, um anzuzeigen, daß auch er zur Heiligkeit berufen,*) in den Bund der Heiligen aufgenommen werde, und daß von nun an das Vorbild seines Lebens, das er stets im Auge behalten soll, nicht auf der Erde, sondern im Himmel sey, und daß er durch die Taufe unter den Schutz des Himmels gestellt werde. Daraus erhellt zugleich, wie sehr jene den Geist und die fromme Absicht der Kirche verkennen, welche ihren Kindern sinnlose und heidnische Namen beilegen.

Bei den Exorzismen dürfte bemerkt werden, daß sie deßhalb gesprochen werden, um anzuzeigen, daß in Folge der Sünde der böse Geist in der Menschheit Besitz genommen habe, und im Namen Jesu und durch die Macht der göttlichen Gnade aus derselben vertrieben werde. Das Händeauflegen bedeutet nicht bloß segnen, sondern auch nach dem Inhalte des dabei gesprochenen Gebetes, daß der Täufling durch die Lehre und Gnade Christi, welche durch das Priesterthum mitgetheilt werden, in Schutz genommen, und durch den Schild des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, aus dem Reiche der sündigen Welt in das Reich Gottes emporgehoben und Christo einverleibt wird. — Zur Erklärung der Darreichung des Salzes dürfte folgendes deutlicher und bezeichnender seyn, als die Erklärung des Verf.: dem Täufling wird Salz in den Mund gelegt, um anzudeuten wie er durch die christliche Weisheit, deren Sinnbild das Salz ist, vor der Fäulniß der Sünde bewahrt werden, und vor Gott und der Kirche durch die Ausübung der christlichen Tugenden den echten Wohlgeruch erhalten solle. —

*) Rom. I, 5 — 6.

Die Formel der Hervorsegnung einer Wöchnerin hat viel schönes und belehrendes und kann mit Nutzen gebraucht werden, da sie die Mütter auf wichtige Pflichten aufmerksam macht.

Das sechste Kapitel des badischen Landrechtes, welches der Verf. dem Trauungs-Ritus vorsetzt, ist ein für ein katholisches Ritual durchaus fremdartiger Gegenstand. Darin heißt es: „die Frau kann ohne des Mannes Einwilligung nicht vor Gericht stehen... Eine Handelsfrau kann ohne Ermächtigung ihres Mannes sich in ihren Handlungsangelegenheiten verbindlich machen ... Sie wird für keine Handelsfrau geachtet, wenn sie nur im Kleinen die zur Handlung ihres Mannes gehörigen Waaren verkauft, sondern dann allein, wenn sie einen abgesonderten Handel treibt." Vor dem Altare haben die Brautleute an ernstere heiligere Dinge zu denken als an Handelsangelegenheiten, was nur für die Andacht störend seyn kann. Ist es Verordnung der Regierung dieses Kapitel den Brautleuten vorzulesen, dann geschehe es außer der Kirche und nicht bei Ausspendung des heiligen Sacraments.

Das Formular der Eheeinsegnung hat Ref. ganz gefallen. Die Formulare der Krankencommunion und der heil. Ölung, so wie die Trostworte für Kranke und Sterbende sind ganz geeignet, fromme und heilige Gesinnungen zu erwecken, das Herz zum Himmel emporzuheben, Ergebung in Gottes Willen und Trost und Beruhigung in Leiden zu gewähren. Dazu hat der Verf. auch einige schöne Stellen aus Thomas von Kempis ausgewählt. Auch die Formulare bei Leichenbegängnissen sind voll belehrenden frommen und erhebenden Inhalts.

Der zweite Theil des vorliegenden Handbuchs, worin die seelsorglichen Functionen bei besondern Veranlassungen und Festen, die verschiedenen kirchlichen Segnungen

vorkommen, ist nicht so eigentlich zum Gebrauche für Seelsorger, da diese Functionen meist stille vor dem Altare verrichtet werden, somit auch in deutscher Sprache keinen besondern Zweck erreichten; wohl aber sehr geeignet für das Erbauung suchende Volk zur frommen Nachlesung nach den katechetischen Erklärungen des Seelsorgers, wozu es recht empfehlenswerth ist.

Einige Bearbeitungen des Verf., z. B. die erste feierliche Communion der Kinder — geistlicher Eheunterricht — christliche Belehrung über den Eid und geistlichen Hebammenunterricht empfiehlt Ref. den Seelsorgern als brauchbare Anleitungen zum Unterrichte ihrer Pfarrgemeinde.

Schließlich wiederholt Ref. die ehrfurchtvollste Bitte, die bischöflichen Behörden möchten einmal diesem Gegenstande, der von höchster Wichtigkeit ist, weil er das Heiligste unsrer Religion umfaßt, ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden und ihren Seelsorgern ein Ritual in die Hände geben, welches, zwar nicht nach der beschränkten Ansicht einiger kurzsichtigen Aufklärlinge, sondern nach dem Geiste der katholischen Kirche verfaßt, allen wahren Bedürfnissen abhilft; dann aber dasselbe unter der strengen Pflicht des Gehorsams allen Seelsorgern zum gewissenhaften Gebrauche vorschreiben, und dadurch der höchst verderblichen Willkür in den heiligsten Dingen mit Ernste begegnen.

B.

Vertheidigung meiner Beweggründe zum Uebertritt in die katholische Kirche, gegen Herrn Johannes Schultheß, Dr. Theologie. In Beantwortung seines Dankschreibens von G. Eßlinger. Freiburg in der Schweiz, gedruckt bei L. J. Schmidt. 1831. III. 8.

Im Augustheft des Katholiken vom Jahr 1831 findet sich eine Anzeige über ein Schriftchen, „der Mensch denkt, Gott lenkt", in welchem der Verfasser desselben, Herr Eß-

linger, früher protestantischer Prediger bei der Schweizergarde in franz. Diensten, dem protest. Kirchenrath in Zürich seinen bevorstehenden Uebertritt zur kathol. Kirche anzeigt. Der Verf. hatte dieser Anzeige eine besondere Zueignung an den Dr. Schultheß, Chorherrn und Professor der Theologie vorgesetzt, welche dieser mit einem Dankschreiben erwiederte, dessen polemischer Inhalt den Herrn Eßlinger zu einer näheren und ausführlicheren Auseinandersetzung der Beweggründe seines Uebertritts veranlaßte, die den Inhalt des vorstehend verzeichneten Buches bildet. Der Verf. durch den Gang den Hrn. Dr. Schultheß in seinem Dankschreiben genommen, bewogen, vertheidigt zuerst seine Behauptung, daß Rationalismus und Autoritätsglauben einen Gegensatz bilden, und daß der letztere nur im Katholicismus seine Grundlage finden könne, was Hr. Schultheß *bestritten* hatte; dann rechtfertigt er in der zweiten Abtheilung die positiven Unterscheidungslehren des katholischen Glaubens gegen die Angriffe seines Gegners; und weißt in einem dritten Abschnitte alle Entstellungen und Beschuldigungen, die man in Bezug auf die seinem Uebertritt vorhergehenden und denselben begleitenden Umstände und Verhältnisse gemacht hatte, zurück. Die beiden ersten Abschnitte der Schrift sind von allgemeinem und großem Interesse, und ihr Inhalt verdient jedenfalls eine genauere Anzeige und Beurtheilung, welche in Bezug auf den dritten Abschritt weniger nothwendig erscheint, da sein hauptsächlichster Inhalt Privatverhältnisse sind. Was nun die beiden ersten Abtheilungen betrifft, so müssen wir zuerst festhalten, daß das Ganze als Beantwortung gemachter Einwürfe und Vorwürfe erscheint, also schon als solche eine polemische Tendenz haben muß, nach der Art und Weise aber wie der Hr. Verf. das Ganze durchgeführt und gehalten hat, verbindet er mit dieser Polemik, die an einzelnen Stellen einen sehr ironischen Ton und Charakter annimmt,

eine ausführlichere wissenschaftliche Begründung seiner Motive zum Uebertritt in die Kirche, und diese bildet eigentlich, wie auch der Titel schon bezeugt, die Haupttendenz der Schrift.

So häufig nun auch dem Publikum solche Begründungen und Darlegungen von Einzelnen beim Confessionswechsel vorgelegt wurden, und so sehr auch Wiederholungen des schon hundertfach Gesagten und auseinander Gesetzten, gar nicht zu vermeiden sind; so haben doch, wie es Ref. scheint, alle Schriften dieser Art darin ein eigenthümliches Interesse, daß sie immer einen neuen Weg, eine besondere Art und Weise zeigen, wie die katholische Wahrheit Eingang und feste Begründung in Geist und Herz gefunden hat, und wie sie an sich die Eine, so doch die verschiedensten Individualitäten zu durchdringen und in sich aufzunehmen vermag, weil sie eben so die allgemeine allen genügende ist. Aber auch von einer andern Seite erhalten Schriften dieser Art ein besonderes Interesse gerade in unserer Zeit. Dem unbefangenen Beobachter nämlich, der die kirchlichen Erscheinungen neuerer und neuester Zeit mit einem durch Studium und Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung des Christenthums, gestählten Auge an sich vorüber gehen läßt, muß bald die Ueberzeugung sich aufdringen, daß in dem Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus, wie es bisher bestanden, eine große Krisis sich vorbereitet, die für das Bestehen des letztern überhaupt vielleicht, von entscheidender Wichtigkeit seyn möchte. Indem nämlich der Protestantismus sich seinem Grundprincipe gemäß fortbildet, und die Entwicklung alles Religiösen auf rein subjectivem Gebiete ihn immer tiefer durchdringt, zerspaltet er sich auch immer mehr und macht die Einheit, die das Festhalten an dem Positiven doch noch einigermaßen bestehen ließ, dem Wesen nach ganz verschwinden, wenn sie auch dem Namen nach, gleich-

einem Kleinod, aus dem der edle Stein zwar verloren ist, das die Fassung aber noch zusammenhält, und gar von vielen mit einer gewissen ängstlichen Besorgtheit, festgehalten und behauptet wird. Aber wie lang kann das Band noch halten, wie lang die Theile des Gefässes noch vor dem gänzlichen Zerfallen bewahren? Ist es doch im Protestantismus mit der einen christlichen Lehre schon so weit gekommen, daß sie immer nur als Rationalismus oder Supernaturalismus oder als eine der zwischen beiden liegenden tausendfarbigen Nüanzen gefaßt wird, daß man bei ihren Lehrern immer nur fragt, ob sie Supernaturalisten, ob Rationalisten oder Mischlinge des wie vielsten Grades beider seyen. Wo so das Princip der innern Einheit, die Lehre, ohne allen objectiven Halt sich in die mannichfachsten Verschiedenheiten zersplittert, da muß auch bald die äußere Einheit, die ohne jene innere ein Scheinbild ist, auseinander fallen, und die Zeit möchte nicht allzu fern seyn, wo die Protestanten einander selbst den Namen, unter dem sie sich bisher vereinigten, streitig machen werden, und die Anhänger der Lehre der Reformatoren eine Partei sich werden gegenüberstehen sehen, die aus ihrer Mitte hervorgegangen, ihnen in Lehre und kirchlicher Einrichtung nun eben so schroff und feindlich entgegen tritt, wie diejenigen, welche sie als die Verbesserer und zweiten Gründer ihres Glaubens verehren, der katholischen Kirche im 16ten Jahrhundert entgegen traten.

Es liegt in der Natur der Sache selbst, daß der unbefangene Protestant, der das Princip der Prüfung zuerst und vor allem in Bezug auf den eigenen Lehrbegriff anwendet, bald zur Einsicht von diesem Zustande des Protestantism und der ihm bevorstehenden Krise kommen muß, und daß viele mit der Gnade Gottes nicht allein dazu gelangt, sondern auch dasjenigen erwählt haben, was für den Einzelnen, sobald er eine solche Ueberzeugung die seine

nennt, das allein Rechte ist, das beweißt der in neuester Zeit wieder mehrfach vorgekommene Uebertritt von Protestanten, denen man genaue Einsicht und Kenntniß in das Wesen und den jetzigen Zustand des Lehrbegriffs, zu dem sie sich früher bekannten, mit vollem Rechte zutrauen muß.

Wir wiederholen es, daß gerade hierin ein Zeichen der Zeit und ein Vorzeichen dessen, was sie über kurz oder lang bringen wird, zu erblicken ist.

Herr Eßlinger gehört zu den eben bezeichneten Neophyten, die zu einer genauen Prüfung des Lehrbegriffs und des Zustandes der Kirche, der sie früher angehörten, durch Studium, Kenntniß und praktische Erfahrung vor vielen andern befähigt waren, und welches die letzten Resultate dieser Prüfung sind, das legt er dem dafür sich interessirenden Publikum in dieser Schrift, wenn auch nicht direct, so doch indirect durch Widerlegung des Irrthums und Vertheidigung des positiv Katholischen vor. Sein Gegner, Hr. Dr. Schultheß, ist auf das prononcirteste dem Rationalismus zugethan, und in diesem Sinne hatte er die früher von Hrn. Eßlinger aufgestellten Sätze angegriffen, Hr. Eßlinger ohne sich bei Nebendingen aufzuhalten, greift, was sehr zu loben, diese theologische Denkweise sogleich in ihrem Grunde und Wesen an, indem er beweißt daß Autoritäts- und Vernunftglaube wesentlich verschieden seyen, und so jenes gefährliche Irrniß, das schon so manchen auf den unrichtigen Weg geführt, als seyen beide der Sache nach eins, und nur dem Namen nach verschieden, von vorn herein aufdeckt. Das wahre Wesen eines jeden derselben wird kurz aber treffend auseinander gesetzt, so daß bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes und bei den häufig darüber herrschenden verwirrten und unklaren Ansichten eine weitere und noch mehr ausgeführte Auseinandersetzung von derselben Feder sehr wünschenswerth erscheint. Es ist endlich an der Zeit

daß solche Grundirrthümer, die viele durch glänzende und consequente Argumentation, einen Reichthum an Scheinwahrheiten und geistreiches Spielen auf der Oberfläche der Dinge mit Witz und allerlei Schärfen des abstrakten Verstandes, für sich einzunehmen und von dem Glauben, der alle Tiefen des Geistes in sich schließt, abzubringen mußten, in ihrer Blöße dargelegt werden, indem ihr *πρῶτον ψεῦδος* aufgedeckt und alle ihre Consequenzen bis zur Consummation durchgeführt werden.

Der zweite Abschnitt entwickelt nicht ohne Geist und mannichfache Zeichen eines tiefern Studiums die Hauptunterscheidungslehren des Katholicismus. Man erwarte hier keine dogmatische Entwicklung und Begründung, wohl aber eine wohlgeordnete und sich durch den Vorzug der Einfachheit und Deutlichkeit empfehlende Apologie derselben; ihr Gegründetseyn in der Wahrheit ist treffend dargelegt, ihre innere Nothwendigkeit für das Heil der Menschheit erwiesen, und ihr Charakteristisches glücklich aufgefaßt und wiedergegeben. Wir verweisen besonders in dieser Beziehung auf das über die Sakramente Gesagte. Der dritte Abschnitt betrifft fast nur Privatverhältnisse des Hrn. Verf. zu seinen frühern Confessionsverwandten und es bedarf keiner Beurtheilung, wo die Fakten sprechen. Jedenfalls ist das Buch des Hrn. Eßlinger ein höchst willkommener Beitrag zur katholischen Polemik und Apologetik, und wir empfehlen dasselbe mit dem gegründetsten Rechte allen denjenigen, denen es darum zu thun ist, ein klares und deutliches Bewußtseyn über den Unterschied jener großen Gegensätze und eine genauere Kenntniß von vielem zu erhalten, was im Protestantismus seit längerer Zeit sich gebildet hat und dem katholischen Glauben entgegentritt. Wie nützlich solches Bewußtseyn und solche Kenntniß, ja wie unumgänglich nothwendig in vielen Fällen sey, bedarf nicht erst bemerkt zu werden, und

Hr. Eßlinger verdient aufrichtigsten Dank, daß er durch seine Schrift zur Beförderung derselben so tüchtig beigetragen hat.

Bibelkunde oder gründliche Belehrung über die zum richtigen Verstehen der heiligen Schrift nöthigen Gegenstände. Ein Handbuch zunächst für Schullehrer und Schulpräparanden, dann für jeden gebildeten Christen; bearbeitet von Georg Franz Weikard, zweiten Inspector des königl. Schullehrerseminars zu Würzburg. Mit zwei Karten. Sulzbach, in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung 1830.

Wer die heil. Schrift mit Nutzen lesen will, bedarf hiezu vieler Vorkenntnisse um sie verstehen, besonders um sie richtig verstehen zu können; denn beinahe auf jeder Seite stößt man auf Dinge die dunkel und unverständlich sind, und die nur allein durch die Vertrautheit mit den biblischen Völkern, mit ihren Sitten, Gebräuchen, Familienverhältnissen und Lebensweise erhellt werden können. Die Verfasser der heiligen Schriften schreiben in dem Geiste ihrer Zeiten, die Bilder und Gleichnisse sind aus ihrem Lebenskreise gewählt, oft von örtlichen Verhältnissen hergenommen und nach ihrer Anschauungsart. Man darf sich darum nicht wundern, wenn Dinge, die wir nur aus weiter Ferne, oft von einer ganz andern Seite sehen, uns anders scheinen und wir oft von denselben keinen Begriff haben. Viele Gesetze, Einrichtungen und Anordnungen lassen sich oft nur aus der Denk- und Lebensweise der damaligen Völker erklären; viele Anspielungen sowohl des alten als neuen Testaments beziehen sich auf Familienverhältnisse, auf damalige Sitten und können allein dann richtig aufgefaßt werden, wenn man den Geist der Zeiten versteht, in welchen sie ins Leben getreten sind. Jedes Zeitalter hat seine eigene Höhe der Bildung, seinen besonders herrschenden Geist und und Vorstellungsweise, seine

eigenthümlichen Einrichtungen und Gesetze, seine besonderen Sitten und Gebräuchen, die alle in seine Geschichte übergehen und ihr einen besondern Anstrich geben. Wer an alles dieses nur den Maßstab seiner Zeit anlegt, der wird immer ein Mißverhältniß zwischen diesem und seinem eigenen Zeitalter finden, und manchem begegnen das er sich nicht erklären kann. Jeder sinnliche Gegenstand, den man von Ferne anschauet, täuscht und trügt mehr oder weniger das Auge des Schauenden, je nachdem die Entfernung weit oder sehr weit und das Auge schwach oder sehr schwach ist: dasselbe Verhältniß hat auch die Geschichte eines Volkes und seiner religiösen und politischen Verfassung. Man trete aber einmal in den Kreis der Völker, deren Geschichte man zur Hand nimmt, man denke sich in ihre Lage, beobachte sie in ihrem Familienleben, fasse ihre Sitten und Gebräuche richtig ins Auge, so hat man auch den Schlüssel gefunden ihre Geschichte richtig verstehen zu können. Die Unkunde mit diesen Vorkenntnissen hat schon oft nicht nur zu sehr einseitigen und schiefen Auffassungen, sondern auch zu vielen Mißdeutungen der heiligen Urkunden Veranlassung gegeben, weil wir zu ferne und von den Völkern der Vorwelt in einem allzugroßen Abstande stehen, als daß es uns ohne Kenntniß ihrer häuslichen Verhältnisse möglich wäre ihre Geschichte zu verstehen. Auf ihrem eigenen Boden müssen wir sie betrachten, uns in ihren Geist tief hineindenken und so in ihrer Mitte einen Blick über ihre Geschichte werfen.

Herr Weikard fühlte dieses, wie es ein Jeder fühlen und anerkennen muß, der nur ein Kapitel der heiligen Schriften liest. Er unternahm daher die rühmliche Arbeit, den Leser der heiligen Schriften mit den Sitten, Gebräuchen, Lebensweise, häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen der biblischen Völker bekannt und vertraut zu machen und ihm so den Sinn mancher Stellen der heil. Schrift aufzu-

schließen. Seine Arbeit verdient um so mehr dankbare Anerkennung, weil die heilige Schrift in unsern Tagen in allen Klassen der Menschen und darum von vielen gelesen wird, die ohne Beihülfe sie nicht verstehen, und er also dadurch einem schon längst gefühlten Bedürfnisse durch gründliche Ausführung abgeholfen hat. Er benützte dabei die vorzüglichsten Commentarien, Einleitungen, Archäologien, die alten und neuen Reisebeschreibungen des Morgenlands, besonders die Schriften des Dereser, Jahn, Lamy, Rosenmüller, Faber, Hamelsveld. Die Einleitung handelt über den Begriff und Namen der heiligen Schrift, deren Eintheilung, Anzahl und Name der Bücher, Verfasser, Inhalt, Ursprache, Ächtheit und Göttlichkeit derselben, die zwar alle kurz, aber klar und bündig vorgetragen sind. Das Werk selbst theilt sich in zwölf Abschnitte, in welchen folgende Gegenstände abgehandelt werden: Biblische Erd- und Länderkunde, Beschäftigung der biblischen Völker, deren Wohnung, Kleidung, Nahrungsmittel, Familienverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Künste und Gewerbe, Krankheiten, Tod und Begräbniß, bürgerliche Verfassung der Israeliten, Religionsverfassung, Götzendienst. Wir begnügen uns mit dieser Anzeige der abgehandelten Gegenstände, indem man von diesen auf den Werth, und von den oben angeführten Namen auf die Gediegenheit des Werkes schließen kann. Nach der Absicht des Hrn. Verf. sollte das Werk als Handbuch für jeden gebildeten Christen, besonders aber für Schullehrer und Schulpräparanden dienen, damit von diesen die nothwendigsten Vorkenntnisse zum Lesen der heil. Schrift in die Schule und von da unter das Volk verbreitet würden, Rez. aber glaubt es besonders für jede Pfarrbibliothek empfehlen zu müssen, und ist überzeugt, daß es bei fleißigem Gebrauche treffliche Dienste leisten und die Anschaffung größerer Werke dieser Art überflüssig machen wird.

Predigten für Sonn- und Festtäge. Vorgetragen den Höhrern des Rechts in der akademischen Kirche zu Grätz, im Studien-Jahre 1829, von Pater Thomas Dienhart, Priester des ehrwürdigen Dominikaner-Ordens. Grätz, 1832. Bei Damian und Sorge. S. 208. in 8.

An der wiederhergestellten Hochschule zu Grätz werden, nach allerhöchster Weisung des frommen Landesvaters, an den Sonn- und Festtagen mit dem Opfer der heiligen Messe auch zweckdienliche Religionsvorträge verbunden. Dieses hochwichtige Amt ist dem hochwürdigen Pater Dienhart übertragen worden, und die Früchte dieses seines Strebens während des Studienjahres 1829 liegen in obengenannten Predigten für Sonn- und Festtage dem Publikum vor Augen. Ref. findet diese religiösen Vorträge durchgehends ihrem Zwecke entsprechend, denn sie sind keine bloß in Prunkworten und vieltönenden Sätzen künstlich zusammengefügten Abhandlungen, sie sind aber auch keine bloß einfachen Homilien und Ermahnungen. Es sind Predigten, die großentheils die hohen Wahrheiten des Christenthums in einer den Zuhörern angemessenen Auffassung und Sprache vortragen. Zuerst werden die allgemeinern Lehren und Wahrheiten unserer heiligen katholischen Religion und ihr Verhältniß zur menschlichen Gesellschaft und zu dem Einzelmenschen, dann die besondere Tugend- und Pflichtenlehre mit praktischer Anwendung dargelegt. Bei einzelnen Anläßen, besonders an den Festtagen hätte Ref. statt der gewöhnlich entwickelten Sittenlehre ein tieferes Eingehen in die Bedeutung des Festes und des sich in den Kirchenfesten offenbarenden kirchlichen Lebens gewünscht. Doch dieß und ähnliches hat sich vielleicht der Hr. Verf. für einen andern Jahrgang vorbehalten. In Beziehung auf Sprache und Darstellung ist zu bemerken, daß erstere da und dort reiner, d. h. durchaus fern von Provinzialismen gehalten seyn

möchte, letztere aber nie Einleitungen wie folgende enthalten möge. Seite 70 heißt der erste Satz der Predigt, auf den Sonntag Septuagesima: „Die meisten Menschen sterben im Komma, eine große Zahl bringt es höchstens bis zum Strich, oder allenfalls bis zum Doppelpunkte, viele sterben im Frage-, viele im Ausrufungszeichen, die wenigsten vollenden im Schlußpunkte.“ Diese Ausstellungen sollen den sonst vortrefflichen Predigten nichts an ihrem Werth benehmen, sondern nur zeigen, wie auch die kleinsten Makel bemerkt werden. Denjenigen, die vor einem gelehrten oder großentheils sogenannten höheren Publikum predigen, ist das vorliegende Bändchen besonders zu empfehlen.

Lexicon des Kirchenrechts und der römisch-katholischen Liturgie von Dr. Andreas Müller, Domvikar zu Würzburg. 3ter Bd. G — L. Würzburg in der Etlinger'schen Buch- und Kunsthandlung. 1830. S. VIII. 522.

Herr Dr. Müller fährt in diesem, jedem christlichen Theologen Deutschlands höchst nützlichen Werke mit eben demselben Scharfsinn und Fleiße fort, wie er die 2 erstern Bände angefangen und vollendet hat. Wichtige Artikel des Kirchenrechts, besonders solche, welche in neuern Zeiten einer Veränderung unterlagen, sind mit einer Ausdehnung behandelt, daß sie für den jungen Theologen nichts zu wünschen übrig lassen, und das Geschichtliche derselben den erfahrnen Rechtsgelehrten selbst befriedigen wird. Jedoch soll damit nicht gesagt seyn, als ob die andern Artikel, welche die kirchliche Liturgie zum Gegenstande haben, nur ohnehin behandelt wären; nein, alles ist gründlich und mit steter Berufung auf die Quellen des Rechts, der Geschichte und der besten ältern und neuern Literatur bearbeitet. Hr. Dr. Müller vermied dabei sorgfältig den Verdacht, den sich in neuern Zeiten mancher sogenannte

pragmatische Schriftsteller zuzog, indem er bei Berufung auf frühere Schriftsteller ihnen seine oft ganz entgegengesetzte Meinung aufbürdete; er hingegen führte bei den wichtigsten Artikeln die von ihm als Gewährsmänner citirten Autoren mit ihren Behauptungen in ihrer Grundsprache in den Noten ganz auf, wodurch dem belehrt werden wollenden Leser der Vergleich vor Augen liegt. Hiedurch liefert er zugleich den Beweis seiner Belesenheit und deren kluge Anwendung. Möchten doch mehrere von denen, die mit am Wohle der Völker in unsern Tagen zu arbeiten verpflichtet sind, und selbst die ersten Glieder der Hierarchie ausmachen, das recht beherzigen, was die in den Artikeln von der Kirche ꝛc. und ihrem Verhältnisse zum Staate citirten ältern Kirchenväter und bewährtesten Theologen beweisen; gewiß man würde sich nicht über Ereignisse betrüben müssen, welche, wo es Gott nicht verhütet, ein Kirchenschisma zur nächsten, und Volksaufruhr zur entfernten Folge haben werden; sie würden nicht kleinliche eigennützige Interessen Einzelner, sondern das Große des Ganzen im Auge haben, das nur durch Eintracht der Gemüther erhalten und befördert wird, wegen welcher wir nach Leibnitz lieber Alles auch sogar mit dem größten Privat-Schaden ertragen sollen, als uns von der Kirche abreißen und eine Kirchenspaltung verursachen.

Unter die wichtigsten Artikel dieses Bandes gehören jene von der gallikanischen Kirche, worüber der S. 5 citirte Graf von Maistre das Richtigste gedacht haben mag, Gelübde, geistliche Gerichtsbarkeit, deren Einengung nach Payleys Grundsätzen der Moral und Politik dem Staate wenig Nutzen und dem religiösen Leben großen Schaden gebracht hat; Glaubensbekenntniß, Griechische Kirche, *Hebdoma major*, Heiligenbilder und Verehrung, worin sich jeder Gegner eines Bessern als er vorurtheilsvoll eingesogen hat, beleh-

ren kann; eben so in dem Artikel von den Jesuiten, in welchem ich jedoch den Ausspruch eines Henry quatre über ihre Feinde vermisse; Installation, Interkalarfrüchte, Introduction, Irrthum in Ehesachen, Jubiläum, dessen Begriff oft selbst bei den Katholischen verschoben und deßwegen das heilbringende Institut verachtet ist, Kalender, Kirche ihre Gewalt und ihr Verhältniß zum Staate, dessen Wichtigkeit oben schon erwähnt wurde, Kircheneinweihung, worin man ungern die Übersetzung der wichtigsten Gebete vermißt, woran wohl die große Ausdehnung dieses Artikels schuld ist, Kirchengebäude, Kirchenvermögen, über dessen Verwaltung etc. so verschiedene Staatsanordnungen herrschen, daß dieser Artikel über 70 Seiten einnimmt, alle aber darin übereinkommen, daß der Kirchenbehörde das Zusehen übrig bleibt. Liturgie und Lossprechung beendigen diesen Band, der wie die beiden ersten nicht nur durch seinen wichtigen Inhalt, wie schon gesagt, sondern auch durch schönes Papier und deutliche Drucklettern sich empfiehlt.

Alle Freunde der theologischen Literatur wünschen dem Verf. fernere Muse und Gesundheit, um dieses so nützliche Werk mit gleicher Gründlichkeit in den noch fehlenden Artikeln vollenden zu können, und dadurch zu beweisen, daß er ebenso des theologischen als philosophischen Doctorats würdig sey.

I. r.

Beiträge für auswärtige Missionen:

Von Hrn. M. aus N. . . . . . 29 fl. 10 kr.
Von Hrn. O. aus G. . . . . . 2 — 36 —

XIII.

Über das wahre Motiv zum Priesterthum.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts gesehen,
Als wenn die beisammen gehen:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche stille Pflicht.

Friedrich Schlegel.

Ehe wir zur Lösung unserer Aufgabe schreiten, müssen vorläufig die Vermögen bestimmt werden, durch welche sich Motive überhaupt hervorrufen, bewußt, frei lebendig und kräftig sich äußern können.

Im Knaben evolviren sich die Vermögen, die jedem Menschen schon seiner Natur gemäß angeboren sind, immer mehr und mehr; Empfindung und Vorstellung steigern sich zum Begriffe, Anschauung und Einbildung werden zum Gefühl erhoben, die Begierde, die bisher vag sich bewegte, nimmt einen bleibendern Charakter an und wird zur Neigung. Ungeachtet der continuirlichen Entwickelung aller Seelenvermögen aber bildet sich in diesem Prozesse doch immer ein Vermögen aus, das über die andern die Oberhand gewinnt und sie gleichsam in seinem Zuge führt. Dieses prädominirende Vermögen ist im Knabenalter die Intelligenz, das die übrigen Kräfte zurückhält und sie sich

dienend macht. Das gemüthliche, sittliche und religiöse Verhältniß ist in dieser Periode noch zurückgedrängt; erst wenn diese hervortreten, wenn das Gefühl zur Erkenntniß die Wärme, die Lebendigkeit und Fülle bringt, die Sittlichkeit in festen Grundsätzen sich offenbart, die Religion aber Allen eine höhere Weihe verleiht, läßt sich über den Beruf etwas Bestimmtes aussprechen, denn jetzt erst geht aus dem Verhältnisse der ursprünglichen Vermögen, aus der Co- und Subordination und aus dem Conflikte derselben eine bestimmte Individualität und mit dieser eine vorherrschende Neigung für irgend einen Wirkungskreis hervor. Die Periode des Lebens aber, in welcher sich eine solche Neigung befestigen kann, ist des Jünglingsalters. Hier ist überhaupt der Geist und der Körper in seiner vollen Blüthe. Mit der nur völlig erwachten Vernunft sind auch die Ideen geboren, welche die Phantasie zu Idealen umschafft; Neigungen werden zu Grundsätzen und Maximen, Begriffe zu Principien. Die einzelnen Richtungen, die den geistig gefüllten Menschen auf verschiedene Weise bewegten, ehe das Gefühl und die Liebe die zerstreuten Kräfte in Harmonie brachte, vereinigen sich nun zu Einer Hauptrichtung, welche mit der gebietenden Idee Eins ist, die zum Ideale wird. Ist aber das Ideal so klar geworden, hat es durch das Gefühl jene Stärke gewonnen, daß es den Menschen beherrscht, so regen sich alle Kräfte auf, im Einklange mit einander das Ideal energisch zu realisiren.

Nach einer vorwaltenden Idee muß der Jüngling seinen Beruf wählen, denn „das Höchste muß der Mensch sich vorsetzen, wenn er das Hohe erreichen will.“ — Alles Herrliche ist durch die Idee geworden, was unser Geschlecht sich erschuf. Der Mensch ist nur groß in der Idee, durch sie hängt er mit dem göttlichen Geiste zusammen.

Die ursprünglichen Vermögen der Seele sind also di=

Faktoren der Motive zu irgend einem Berufe, und sie sollen es immer seyn. Je nachdem eine Idee, in der innern Welt geboren, oder von Aussen erweckt, durch das Gefühl Lebendigkeit erhält, und durch die Phantasie zum Ideale umgeschaffen wird, wird auch der Jüngling in diesem Ideale wie in einem Spiegel seine Berufssphäre erblicken. In dem einem wirkt die Idee des Rechts, in dem andern die Idee der Wahrheit, die Schönheit in einem dritten. Selbst die Menschheit bildete in Perioden und Völkern gewisse Hauptrichtungen aus, so in den Griechen der Sinn fürs Schöne, in den Römern der Sinn fürs Recht, und dem Christenthum ist es vorbehalten, im Einklange mit jenen den religiösen zu cultiviren.

Welcher Sinn nun beim Berufe zur Theologie (denn von Innen muß die Wahl kommen, wenn sie vernünftig seyn soll) vorzüglich angeregt und erhoben seyn müsse, daß er Motiv werden kann, soll dann erst Gegenstand der Untersuchung seyn, wenn eine Angabe der Bestimmung der Menschen, und des Verhältnisses, wie sie zu dieser Bestimmung stehen, im Allgemeinen dazu eingeleitet hat. Eine solche Angabe des allgemeinen Zweckes der Menschen ist hier nothwendig, denn der Werth und die Bedeutsamkeit eines Standes (und darnach muß das Motiv allerdings sich richten) kann erst dann klar seyn, wenn sein Verhältniß und sein Einfluß aufs Ganze, der ewigen Prüfstein unseres Wirkens, deutlich geworden ist.

Der Mensch ist der Hauch Gottes im Gebilde der Erde. *)

Schöner und treffender hat noch keine Philosophie das Wesen unserer Natur bezeichnet, als es in diesen einfachen Worten unsere heiligen Urkunden aussprachen. Der Mensch stammt aus Gott, *) in ihm lebt die Flamme des

*) Genesis 2, 7. Hiob 27, 3. *) Apostelg. 17, 28 — 29.

Ewigen. Diese Wahrheit besitzen wir mit einer solchen allen Zweifel überwindenden Gewißheit, daß die immer angestammte, und nicht erst zu erwerbende Ueberzeugung, und das Gefühl dieser Ueberzeugung stärker ist, als alle Beweise, die man dafür aufbringen könnte. Es ist ein unmittelbares Wissen, das lediglich nur in sich selbst wurzelt, durch keine Abstraction seinen Ursprung findet, und wir haben keinen höhern Ausdruck dafür, als es ist, weil es ist, wie das Absolute, aus dem es fließt.

Der göttliche Odem, der in uns ist, und der den edlen Theil unserer Natur ausmacht, sucht in der Erscheinung sich zu offenbaren, der Erscheinung Göttliches mitzutheilen, ihr Göttliches einzuhauchen, und wird so bildender Trieb, plastisches Princip.*) Aber er will auch zum Ursprung zurückkehren, aus dem er gekommen, und tritt so hervor als Sehnsucht nach dem Ewigen. Denn wie schon die irdische Flamme ihren Schwerpunkt auf dieser Erde nicht findet, sondern auch umgewendet hinauf strahlt in ein höheres Centrum, so strebt das göttliche Licht in uns ewig zum Himmel empor, dem es entflossen.

Hier wie dort, hat sich voll tiefer Bedeutung des Menschen einzig wahre Bestimmung ausgesprochen. — Gottähnlich soll der Mensch, das erschaffene Bild des Ewigen **) wirken, in allen freien moralischen Handlungen soll der göttliche Hauch wehen, die Spur des Unendlichen deutlich seyn; der Mensch soll durch sich Gott verherrlichen; in diesem Sinne fasse ich auch jene oft so verkannten

*) Daß wir göttlicher Natur sind, sagt uns etwas in der Seele tief verborgenes Ursprüngliches, verkündet uns ein Trieb anerzeugter Natur in uns, der Vergängliches in Unvergängliches zu verwandeln, Zeitlichem die Natur des Ewigen mittheilen, Abhängigem Unabhängigkeit zu geben strebt; ein Trieb, der viel eher sich Vernunft ersinnen, als durch Vernunft ersonnen werden könnte. Jacobi im Woldemar.

**) Genesis. 26, 27. 5 Apost. I.

Worte; der Mensch ist zur Ehre Gottes geschaffen, *) der Mensch kommt aus Gott, und soll ihm ähnlich werden. Das drückt die heilge Schrift so aus: „Seyd heilig, denn ich bin heilig;" *) seyd vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. *)

Das Höchste also, die Gottheit ist unser Urbild, in ihr unsere Vollendung. Welch ein erhabeneres Ziel kann uns geboten seyn? — Im Himmel ist unsere Bestimmung unser einzig wahres Vaterland, und Ewigkeit unser Seyn. *) Hienieden sollen wir zur Vollendung reifen.

So ist demnach im edlern Theile unseres Selbst, im Wesen der Seele, schon die Bestimmung derselben ausgesprochen, der sie involvirt ist im Wesen selbst, und sagen wir, was die Seele sey, so haben wir dadurch ihre Bestimmung gedeutet. Wie in allem Göttlichen, so ist auch hier Wesen und Zweck Eins und dasselbe; eben dadurch offenbaren wir aber, daß etwas Absolutes in uns sey, in dem kein Zweck, keine Bestimmung ist, sondern in dem das Wesen zugleich der Zweck ist, und so wäre denn unsere Bestimmung keine andere, als unsere höhere Natur zu retten.

Zwar ist das Ewige in uns, das aus dem göttlichen

---

*) Der Mensch, das Vernunftwesen überhaupt, ist hingestellt, eine Ergänzung der Welterscheinung zu seyn, aus ihm, aus seiner Thätigkeit soll sich entwickeln, was zur Totalität der Offenbarung Gottes fehlt, da die Natur zwar das ganze göttliche Wesen, aber nur im Realen empfängt; das Vernunftwesen soll das Bild derselben göttlichen Natur, wie sie an sich selbst ist, demnach im Idealen ausdrücken. Schelling, Vorlesungen über das akademische Studium.

*) 3. Mos. XI, 45. 19, 2. 1. Petr. I, 16.

*) Math. V, 48.

*) *Τι οὐν; οἰει ἀθανατῳ πραγματι ὑπερ τοσουτου δειν χρονου ἐσπουδακεναι, ἀλλ' οὐχ ὑπερ του παντος; οἰμαι ἐγωγε.* Plato in der Republ. 608.

Wesen Geflossene, im Zeitleben getrübt und in Reflexen gebrochen, *) aber der göttliche Strahl bleibt auch in diesen Trübungen, und, nie verloren, äußert er seine heilige Gegenwart bald in seliger Freude, wenn wir dem Urbilde uns nähern, bald in Sehnsucht nach der Urquelle, wenn der Mensch das Göttliche in sich verzerrt und verunstaltet, aber eben darum in den unseligsten Zustand sich versetzt, wo die heilige Flamme auf indirecte Weise in ihm wirkt und ihm Antrieb wird, den unnatürlichen Zustand verlassen und das Herz dem himmlischen Strahle wieder zu öffnen. Denn von Gott kann der Mensch nie sich trennen, wohl aber entfernen; je weiter aber diese Entfernung ist, desto stärker erwacht die Sehnsucht zur Quelle des Lebens zurückzukehren, und so ist das Gefühl seines Elendes, seiner Unseligkeit noch jenes einzige Band, wodurch er mit dem Ewigen zusammenhängt.

In voller Überzeugung sprechen wir das Gesagte noch einmal aus: der Mensch ist göttlichen Ursprungs, und hat eine göttliche Bestimmung. **)

Aber nicht bloß Geist ist der Mensch, er ist auch Körper. Zwar hat die Natur keine Feindschaft zwischen ihnen gestiftet; und erhielte sich die naturgemäße Ordnung, daß das Physische dem Geistigen gehorche, so blieben beide in einem schönen harmonischen Wirken nach dem Willen

*) Platos ganze Philosophie. Wie die Seele mit der Materie sich vermählt, fällt sie von ihrer ursprünglichen Reinheit ab, strebt aber wieder zu ihrem Urquell zurückzukehren. Daher setzt er die Tugend in eine Verähnlichung mit Gott. — Alle asiatischen Religionen gründen sich auf einen Abfall. Religion ist bei jenen Völkern das Gesetz und der Weg der Wiederherstellung.

**) Ἀλλ ἐν οὐρανῳ ισως παραδειγμα ανακειται τῳ βουλομένῳ ὁρᾳν και ὁρωντι ἑαυτον κατοικιζειν. Plato in der Republ. 592.

der Vernunft. Aber dieser beseligende Einklang ist bei allen Menschen mehr oder weniger gestört; nicht selten sehen wir auf der einen wie auf der andern Seite die Menschen auf Extreme kommen. Die Geschichte kennt Anachoreten und Asketen, die aus Mißverstand den Körper ertödteten. Sie glaubten, die Würde des Menschen bestehe einzig darin, daß der Geist den Körper beherrsche (in ihrem Sinne wohl eigentlich tyrannisire). — Es ist zwar die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit zur Darstellung der Humanität nothwendig, aber sie ist nicht das höchste Streben des Geistes, denn das Göttliche verschmäht über die todte Fleischmasse zu herrschen, weil sein eigentliches und wahres Leben ein viel reineres ist. — Auf der andern Seite aber finden wir brutale Wollüstlinge, die, unwürdig ihrer Natur, im Schlamme der Lüste wühlen. Beide Lebensweisen sind naturwidrig, denn sie gehen auf Zerstörung aus, statt in Harmonie zu seyn und in dieser freudig zu wirken. Die Seligkeit hat an und für sich eine göttliche Bestimmung, als Trägerin des Geistes *) und Vollzieherin seines Willens, so fern dieser ein guter ist.

Aber bleibt sie nicht in der gehörigen Unterordnung, sondern will sie die Vernunft sich unterwerfen, was ihr durch die Freiheit, welche das Vermögen des Bösen wie des Guten ist, gelingen kann, so tritt sie im Grimm der Willkür auf und sucht den Geist in den Staub zu ziehen, das Göttliche im Menschen allmählig zu verzerren oder gar zu vernichten.

„Corpus onustum
. . . vitiis animum quoque prægravat una
atque affigit humo divinæ particulam auræ.
Horat. Serm. lib. II. Sat. 2, V. 77 — 79.

*) Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des euch inwohnenden heiligen Geistes ist? 1. Corinth. VI, 19.

Die Natur hat die Stillung körperlicher Bedürfnisse mit einem Wohlgefühl verbunden, um so die Erhaltung des Menschen wie die seines Geschlechtes für höhere Zwecke zu fördern. Aber dieser Zweck wurde so Vielen dunkel und entstellt; sie glaubten der Genuß der Sinne, der ihnen schmeichelte, sey das Höchste und verloren so ihre reine Bestimmung. *) Die Wollust wurde sogar in Systeme gebracht, weil sie unter ihren Verehrern einen Aristipp, Epikur und Andere fand.

Aber in Wahrheit! hat sich die Sinnlichkeit auch nur Einmal aus ihrer angewiesenen Sphäre gehoben, nur Einmal die Vernunft unter sich erniedrigt, so macht sie stets größere Versuche, denn jetzt ist der in ihr schlummernde Egoismus erwacht, die Quelle alles moralischen Übels. Jetzt bedarf es der Nüchternheit des Geistes, denn nun ist ihm Kampf gegen den feindseligen Trieb bereitet, jetzt muß er unaufhörlich wachen und ringen, daß er sich durch die tausend Klippen durchwinde, daß er nicht falle in die süßen Fesseln der Reitze, sondern siegreich aus dem Kampfe hervorgehe, das Göttliche in sich rettend.

Wir können es uns nicht verhehlen, daß der Egoismus des Triebes in allen Zeiten und an allen Orten herrschend geworden sey. Verderbend greift die entfesselte Sinnlichkeit um sich und erstickt durch ihr Beispiel den Keim des Guten in Andern. Kaum ist der Jüngling aus dem Hause tugendhafter Eltern in die Welt getreten, so sieht er sich schon vom Strome umrauscht, der ihn mit in den allgemeinen Ocean der Vergnügen reißen will. Da gilt es männliche Wahl, gewaltsames Emporstreben zum höhern Ziele, angestrengtes Reinhalten seines Herzens vom Anfluge wilder Lust. Mit des Lebens Perioden wechselt auch der Egoismus seine Masken, er ist die viel-

*) Propter vitam vivendi perdere causas. Juven.

köpfige Hyder, welcher ein anderes Haupt nachwächst, wenn das eine abgeschlagen ist. Und so dauert der Kampf bis ans Ende des Lebens. Die Sinnlichkeit ist daher eine gefährliche Region des Geistes geworden. [1])

In diesem Zustande finden wir die Menschheit; sie schwankt zwischen der Tugend und dem Sinnengenuß ungewiß und rathlos umher. [2]) Man hat zwar ererbte Begriffe von Rechtthun und Tugend, aber Begriffe sind kalt und sollicitiren den Willen bei so vielen nicht. Bei andern sind sogar diese Begriffe noch umdunkelt. Und so muß denn die moralische Verschlimmerung überhand nehmen und allgemein werden.

Was ist nun der Menschheit vor Allem nothwendig? Zum Himmel muß man sie wieder heben von der Erde, auf der sie so fest klebt, die Menschen müssen wieder mit der Gottheit in Verbindung kommen, müssen zur wahren Quelle des Lebens wieder hingeführt werden.

Aber das Zeitliche hängt mit dem Ewigen durch kein physisches Band zusammen, es muß geistig geknüpft werden. Das hat schon Plato gefühlt:

„*Θεὸς ἀνθρώπῳ οὐ μίγνυται, ἀλλὰ διὰ τοῦ δαιμονίου πᾶσά ἐστιν ἡ ὁμιλία καὶ ἡ διάλεκτος θεοῖς πρὸς ἀνθρώπους*. Plato in Symposio. 203.

Es muß ein Organ entstehen, durch welches die Stimme Gottes und der Religion an die Menschen kommt, sie auf ihre hohe Abstammung und schöne Bestimmung unaufhörlich aufmerksam macht und hinweist, sie durch Lehre und Beispiel mahnt, dem göttlichen Rufe zu folgen. Wer ist nun dieses Organ? Es ist der Priester,

---

[1]) Rom. VIII, 2 — 17. Gal. V, 17. Rom. VII, 14, 15, 23. Rom. VII, 14 — 25.

[2]) „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.“
Schiller, das Ideal und das Leben.

der Geweihte Gottes, der nach dem Vorbilde dessen wirkt, der zum Heile der Menschen unter uns wandelte.

Christus ist es, von dem allein es heißt: Er wird mein Volk von Sünden erlösen." Er ist das wahre Licht der Welt das in die Finsternisse schien, für die, welche im Schatten des Todes saßen, dieß Licht durchbrach die Finsternisse, durch die ewige Erlösung sind wir versöhnt mit Gott. Durch Christus erst ist der Weg zum Himmel nicht nur recht erkannt, sondern auch geebnet. Er hat Himmel und Erde wieder vereinigt, die Macht der Hölle gebrochen und den Sündern die Kindschaft Gottes gebracht. In hoher Begeisterung ruft der heil. Ignatius: „Ein Stern ist am Himmel erschienen über alle Sterne und sein Licht war unaussprechlich, und seine Neuheit erregte Verwunderu; und alle übrigen Sterne, sammt Sonne und Mond, bildeten den Chor um diesen Stern. Er aber strahlte sein Licht aus über alle, und man war befremdet woher doch sein ungewöhnliches Wesen, das diesen unähnlich! Daher ward alles Magierwesen (falsche Religion) aufgelöst; alle Bande der Bosheit wurden zerbrochen, die Unwissenheit ward zerstört, und das alte Reich ward zerrüttet; sintemal Gott menschlich erschienen war zur Erneuerung des ewigen Lebens."

Und der fromme Dichter, der heiß und innig Christus liebte, singt:

„Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sah'n wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt."

Und siehe! damit an seiner Erlösung alle kommenden

Geschlechter Theil nehmen mögen, hat er eine heilige Kirche gestiftet, in der Gnade um Gnade gespendet wird ewiglich. Die Organe dieser heiligen Kirche sind die Priester. Ihnen gilt, wie den Aposteln, der Ruf des Erlösers: Nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr die Sünden löset, denen sind sie gelöset. Wie der Vater mich gesendet, so sende ich Euch.

Nun sind wir auch an dem Orte angelangt, wo eine Untersuchung über die Motive zur Theologie Statt finden kann.

Wenn wir den wahren Beruf eines Priesters in seiner tiefen Bedeutung auffassen und dann fragen, welches ist zu diesem Berufe ein würdiges Motiv (denn die falschen anzugeben, halte ich für ein unnützes Geschäft) so müssen wir sogleich uns selbst antworten: es giebt lediglich nur Ein Motiv, das richtig ist, und gegen das gehalten alle andere verschwinden — der im Innern herrschend gewordene Sinn fürs Heilige.

Diesem Sinne ist in voller Klarheit das göttliche Reich mit seinen großen Zwecken aufgegangen, der ins Innere gefallene himmlische Strahl erleuchtet und erwärmet das Gemüth, daß es dem Zuge des Lichtes folge und der Mensch sein ganzes Daseyn dem himmlischen Berufe weihe zum Heile der Brüder. Das innere Gefühl und die lebendige Überzeugung, daß diesen Sinn wir in uns tragen, ist das einzig echte Kriterium des Berufenseyns zum Geweihten des Herrn.

Und nun dringen wir in das Wesen dieses Berufes tiefer ein, um seine Würde und hohe Bedeutung in der Menschheit zu fassen, damit so das Motiv selbst seine weitere Erläuterung und Bestätigung erhalte, denn je höher der Zweck steht, desto reiner muß auch der Geist seyn, der zu jenem treibt.

Sinnvoll hat unsere Muttersprache das eigentliche

Wesen und die Bestimmung des Priesters mit dem einfachen Worte: Geistlicher (πνευματικος) bezeichnet. In ihm herrsche der Geist über die Sinnlichkeit, er lebe ganz in dem Geist und für den Geist, sein einziges Wirken bestehe darin, das Reich des Geistes auszubreiten, überall geistige Veredlung zu erziehen und der Vollendung entgegen zu führen.

„Der Ehrennamen „Geistlich" drückt das Höchste aus, was in den Augen der ungetrübten Vernunft und Religion der Mensch zu erreichen vermag; er spricht die Forderung der Christengemeinde aus; „Sey uns durch Übereinstimmung von Gesinnung, Lehre und Wandel ein lebendiger Beweis, ein leuchtendes Beispiel von der Obermacht des Geistes über die Sinnlichkeit, wornach zu ringen wir alle durch das Evangelium angewiesen sind."

Freiherr J. H. von Wessenberg.

Nicht minder bezeichnend sind die Benennungen sacerdos, ἱερευς, κληρικος; denn tief fühlten die Menschen stets das Hohe im Berufe des Gottgeweihten. — Sacerdos heißt eine Gabe, dos, die Gott geweiht, sacrata — ist, oder für uns eine heilige Gabe — dos sacra. — Ἱερευς — von ἱερος, heilig — der in das Heilige Eingeweihte. Κληρικος — von κλῆρος, welches Loos, Erbe bedeutet, heißt der, dessen Loos Gott, oder der das Loos Gottes ist.

„Propterea vocantur clerici, vel quia de sorte sunt domini, vel quia ipse dominus sors, id est, pars clericorum est: qui autem vel ipse pars domini est, vel dominum partem habet, talem se exhibere debet, ut et ipse possideat dominum, et possideatur a domino, quodsi quidpiam aliud habuerit præter dominum, pars ejus non erit dominus." Hieron. Epist. ad Nepot.

Der Beruf des Priesters ist der geistigste und reinste, seine Grundtriebe die geläutertsten, und die Beziehung,

in welcher er zu den übrigen Ständen steht, ist die höchste, die bedeutenste. Der Priester ist Lehrer des ewigen Wortes, Verkünder der göttlichen Wahrheiten, Spender der Gnadenmittel; er ist es, der zwischen Gott und den Menschen in die Mitte tritt, er verwaltet das Amt des Dollmetschers zwischen dem Himmel und der Erde; *) er ist das sichtbare Band der irdischen Welt mit der übersinnlichen, des Sterblichen mit dem Unsterblichen, der Zeit mit der Ewigkeit, wie jener göttliche Geist den uns Christus verhieß, und den der Priester empfängt — accipe spiritum sanctum! — das unsichtbare ist.

Wie aber schon sein heiliger Beruf sich weit über die Geschäfte anderer Stände erhebt, so erhaben ist auch sein Bewegen über das Drängen und Treiben der Welt, ihre Freuden, ihre Eitelkeiten. Freiwillig entsagt er Sinnengenüssen und irdischer Lust, sein wahres Leben lebt nur in Gott, seine einzige innigste Freude ist Wirken für die Zwecke des göttlichen Reiches. Darum ist sein Beruf ein heiliger Beruf, er ist Nachahmer dessen, der als Gott in menschlicher Hülle auftrat, unser Geschlecht lehrte, führte, tröstete und heiligte.

„O eine einzige menschliche Seele selig zu machen und sich selbst dieses tröstende Zeugniß geben zu können; schon das ist himmlische göttliche Bestimmung und Seligkeit! Und an vielen Menschenseelen, und auf viele Ar-

*) Παν το δαιμονιον μεταξυ ἐστι θεου τε και θνητου. ἑρμηνευον και διαπορθμευον θεοις τα παρ᾽ ἀνθρώπων, και ἀνθρωποις τα παρα θεων, των μεν τας δεησεις και θυσιας, των δε τας επιταξεις τε και αμοιβας των θυσιαν. ἐν μεσῳ δε ον αμφοτερων συμπληροι, ὡστε το παν αὐτο αὐτῳ ξυνδεδεσθαι. —

Plato im Symposion 202.

ten, und für Zeit und Ewigkeit das zu thun; was geht über diese große Bestimmung! über den Triumph, ein so nützliches Werkzeug der Menschheit, ein Gott der Erde, ein Seligmacher der Menschen gewesen zu seyn! Was geht über das Amt, ein Wort zu predigen, das menschliche Seelen selig machen kann!» — Herder — Abschiedsrede zu Riga.

Entbunden von irdischem Trachten lebt der Priester Gottes in steter Erhebung zum Höchsten, sein Wandel ist ist im Himmel, sein Leben, Freude, Friede und Seligkeit. Darum zieht er sich auch in die Stille der Einsamkeit zurück, um ungestört zu seyn in heiliger Betrachtung. Kommt er unter die Menschen, so ist es nur, um als höherer Genius die Menschen zu Gott empor zu ziehen, allen Angelegenheiten und Verhältnissen des Lebens eine ernste, religiöse Bedeutung zu geben, durch höhere Weisheit sie zu leiten, zu berathen, in den Zeiten des Unglücks, der Noth, der Gefahr, der Krankheit tröstend, beruhigend und ermunternd in die Wohnungen der Menschen hinabzusteigen, den Frieden des Herrn in sie zu bringen.

Von der Wiege bis zur Bahre führt er den Menschen. Liebend nimmt er den Neugebornen auf die Arme, entsündigt ihn durch frommes Gebet, weiht ihn ein zur Kindschaft Gottes und erfleht über ihn den Segen des Himmels, daß er nicht verloren gehen möge der Gemeinde des Herrn.

Kurze Zeit vertraut er das Kind der älterlichen Sorgfalt mit der liebreichen Ermahnung, wohl darauf bedacht zu seyn, daß die ersten Eindrücke auf das zarte Gemüth nicht den Stachel des Bösen in ihm zurücklassen. Als wohlmeinender Vater und Freund giebt er ihnen die Anweisung, wie sie die ersten erwachenden Funken des religiösen Sinnes erziehen, schützen und pflegen sollen.

Ist nun das Kind lehrfähig geworden, so nimmt er es auf und sucht es stufenweise in das Heiligthum unserer göttlichen Religion einzuweihen, die Schule ist deßhalb sein liebster Aufenthalt, und die Stunden die seligsten, die er im traulichen Kreise der zutrauensvollen Kleinen zubringt; wie ein Vater mit seinen Kindern spricht er über Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, von seiner Liebe zu den Menschen, seiner Weisheit in unsern Schicksalen, von einem heiligen Wandel von dem schauenden Auge des Allgegenwärtigen, von Tugend und Frömmigkeit, von einem ewigen Leben nach dem Tode.

So fährt er fort, bis das Kind zum Jüngling und zur Jungfrau herangewachsen ist. Aber auch jetzt, gerade in der gefährlichsten Periode des Lebens, so recht am Scheidewege zwischen Tugend und Laster, verläßt er sie nicht. Auch jetzt noch übt er an ihnen die Pflichten seines hohen Berufes als Lehrer, Vater und Freund. Er benützt alle Gelegenheiten, auf der Kanzel, im Beichtstuhle, in der Sonntagsschule und im besondern Zusammentreffen, sie vom Irrwege abzuhalten. Mit Kraft und Würde schildert er die Bestimmung des Menschen, giebt die Mittel an, wodurch sie zu erreichen ist. Ernst redet er den Jüngling an, nie der Wollust süßes Gift zu trinken, nie das Ebenbild Gottes durch wilde Lust an sich zu schänden, und sich unter das Thier zu erniedrigen. Ebenso warnt er die Tochter, nie sich zu entweihen, nie sich hinzugeben der Lüsternheit des Triebes, sondern den keuschen Leib wollüstigen Blicken zu entziehen und rein zu erhalten vom Anfluge entehrender Lust.

Bei Trauungen legt er die ernste Bedeutung und Heiligkeit der Ehe, die Pflichten, welche das Brautpaar übernimmt, mit kräftiger Rede ans Herz; ermahnt zu gegenseitiger Liebe und Treue und ruft den Segen des

Allmächtigen auf dasselbe herab. Aber noch legt er das Amt des Lehrers, des Rathgebers nicht nieder. Immer noch schwebt er hülfreich in die Wohnungen, hier giebt er den Eltern Regeln der Erziehung, dort wieder bei Ehegatten, dort bei Familien Friedensstifter, hier tröstet er die Unglücklichen, dort hilft er der Schwachheit auf. —

Wirft endlich Krankheit oder Altersschwäche den Menschen aufs Sterbelager, so findet er auch in diesen entscheidenden Momenten sich ein. Hier sucht er mit all dem Eifer, der seinem Berufe ziemt, das Bessere des Menschen, seine unsterbliche Seele hinüber zu retten in die Ewigkeit, in die Hand dessen, von dem sie kam, damit keines der ihm anvertrauten Kinder verloren gehn. In der Stunde der Trennung der Seele vom Leibe beim Scheiden aus der Welt und von dem, was sie nicht mitgeben kann, gießt er Trost in das Herz, welches trauert; er facht im Gemüthe mächtig den Glauben an, und die Hoffnung, daß auf dieses Leben eine belohnende Zukunft für die Guten folge, söhnt ihn dann aus mit Gott, lindert seinen Schmerz durch Hinweisung auf den sterbenden Heiland und leitet ihn so hinüber in das Land des Friedens, des Lichtes und der Seligkeit.

Hat nun der Priester so sein Amt verrichtet, so ruht er noch nicht, denn nie läßt er eine Gelegenheit unbenützt vorübergehen, wo er für höhere Verhältnisse des Geistes heiligen Sinn und Ernst erwecken kann. Und wo könnte er dieß mehr als am Grabe eines Verblichenen? Hier beim Anblicke des Sarges und der offenen Erde, welche nun die entseelte Hülle des Bruders aufnehmen soll, der so lange unter uns wandelte, der durch seine stete Gegenwart uns angewöhnt war, hier ist der Geist mehr zu ernsten Dingen vorbereitet als sonst, er sammelt sich und das Gemüth wird empfänglich, die Lehren der

Wahrheit aufzunehmen. Die Vergänglichkeit des Irdischen, die Macht des Todes, der von allem Besitze dieser Erde trennt, drückt sich überzeugend dem Gemüthe ein, denn vor dem Blicke ist der Vergänglichkeit, ist des Todes Opfer.

An was soll der Mensch sich halten, was soll er lieben, wenn nichts Irdisches seiner Liebe Stand hält?

Hier überfällt den Menschen der leise Schauer seiner eigenen Natur, die unvergänglich ist; hier tritt die Kraft und Göttlichkeit der Religion, der Glaube eines ewigen Lebens vor ihn hin; nur an das Unwandelbare, Ewige, Nimmerwechselnde sollst du dich hängen, nur so kannst du einer immerdauernden Glückseligkeit dich versichern. Was ist es aber, wodurch wir uns jenes Nimmerwechselnde, Unwandelbare zu eigen machen, was ist es, das für die Ewigkeit uns sichert? es ist die Tugend, wie sie das Christenthum lehrt.

So weckt der Redner Gottes, wenn der Tod die Fackel des irdischen Lebens auslöscht, in den Gemüthern die Flamme des ewigen Lebens, so erblüht aus dem Tode des Leibes Auferstehung des Geistes in den Lebendigen.

Wie ein treuer Schutzgeist umschwebt also der Priester den Menschen von seiner Geburt an bis zum Ausgange aus diesem Leben, in allen ernsten Angelegenheiten ihm ein Lehrer, Bildner, Rathgeber und Freund, immer ihn hebend von der Erde zum Himmel. So ist er ein schönes Nachbild von dem einzigen Vorbild, von dem ewigen hohen Priester, von dem es heißt: er ging im Wohlthun vorüber — benefaciendo transiit.

Bisher sahen wir, welchen Einfluß das Amt des Priesters auf die religiöse und sittliche Bildung jedes Einzelnen habe; aber damit ist sein schöner Wirkungskreis noch nicht geschlossen. Der Zweck seines Daseyns ist nicht blos auf die wenigen Menschen, die ihm unterge-

den sind, oder die mit ihm in Berührung kommen, auch nicht allein auf die kurze Zeit seines Wirkens beschränkt; er ist ein Bürger des Universums, sein Wirken geht auf die gesammte künftige Menschheit über.

Es ist wohl kein Trugbild exaltirter Phantasie, wie man es in unserer Zeit von so vielen Seiten aus deuten möchte, sondern ein Ergebniß unserer Vernunft, daß in der Menschheit, dem Reiche vernünftiger Wesen auch ein vernünftiger Plan liegen müsse, den zu realisiren unserm Geschlechte aufgegeben sey. Dieser Plan ist der Fortgang der Vernunft und der Sittlichkeit, stetes Vervollkommnen der rein menschlichen Vermögen, das Wachsthum des göttlichen Reiches, des wahrhaft christlichen Lebens. Die Geschichte, in ihren bedeutendsten Momenten aufgefaßt, ist selbst nichts anderes, als der Erweis dieser allmähligen Vervollkommnung, und dieß ist auch ihre schönste und interessanteste Seite. Sie ist nicht ein Zirkel der in sich selbst zurückläuft, nicht jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt und wieder gebärt; nicht einmal die Sonne, nicht die Sterne bewegen sich in dem alten Kreise, und in ihnen herrscht ja die Nothwendigkeit; wie wäre dieses ewige Einerlei von dem regen Spiele der Freiheit zu erwarten? —

Die Menschheit will dahin zurück, woher sie ausgegangen. Das Andenken an jenen seligen Zustand im goldenen Zeitalter der Unschuld lebt noch in der Brust jedes Edeln; das Ideal jenes paradisischen Lebens ist, nie verloren, der Menschheit als Angebinde auf ihre Reise gegeben, als jenes himmlische Gestirn, das immerdar uns hinweist auf das künftige Schicksal unseres Geschlechts, damit es nicht abweichen möge von der rechten Bahn. Und sie wird es erreichen jenes herrliche Ziel; die hohe Gewähr dafür ist der Fels Christus und der Geist, der ewig in der Kirche bleibt.

Soll nun jenes Tugendreich, jenes Reich der Einheit, der Harmonie unter sich und Gott, [1]) das so klar in jedem edlern Gemüthe lebt, realisirt werden (und es geschieht auch, ohne daß wir es hindern können), so ist unstreitig dem Priester die allerwichtigste Rolle aufgetragen, denn ihn hat vorzüglich die Vorsehung hingestellt, jenes Reich herbei zu führen.

Und nun wende ich mich zu dir, Geweihter des Herrn, dem in voller Klarheit der heilige Beruf aufgegangen, der du seine Fülle und hohe Bedeutung erkennest, und treu bist in Erfüllung deiner Pflichten, wie jene es waren, denen der Heiland zurief: Ihr seyd das Licht der Welt, [2]) das Salz der Erde. [3]) Wie der Vater mich gesandt hat, so sende ich Euch. [4]) Wandle fest und kühn deinen schönen Pfad, du Reiner, du Freier, du Gottbegeisterter, denn von dir erwarten wir Trost, Hülfe, Rettung und Segen. Verkünde unerschrocken deine Lehren, denn sie sind Worte des Vaters, [5]) Worte des dir inwohnenden heiligen Geistes, [6]) bringe uns immer die selige Botschaft des Herrn. Und was so rein, so tief aus deinem Gemüthe, aus deiner innersten Überzeugung hervorgeht, kann nicht nutzlos verschwinden, was vom Herzen kommt, geht wieder zu Herzen; deine Worte werden nicht verhallen wie leerer Schall, tief dringen sie in die Gemüther ein, erwecken, beleben, ermuntern, stärken und bringen Früchte die Fülle.

So arbeitest du dem herrlichsten Ziele entgegen; ein besseres Geschlecht wird erstehen, nahen wird sich das Reich Gottes auf Erden, Friede und Freude das Loos

---

[1]) Ephes. IV, 4 — 8. Rom. VIII, 18 — 24. — [2]) Math. V, 14. Phil. II, 15. — [3]) Matth. V, 13. Marc. IX, 50. Luc. XIV, 34. Hebr. VI, 4 — 6. — [4]) Joan. XX, 21. — [5]) Joan. XII, 49. V, 14. VIII, 26, 28. — [6]) Math. X, 20. Marc. XIII, 11 etc. Luc. XII, 11. XXI, 15. Act. IV, 8. II, 4.

aller seyn. Dann wird in Erfüllung gehen, was deutscher Geist mit deutscher Kraft längst ausgesprochen:

„Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen werde, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten. Ich bin und lebe schon itzt in ihr weit wahrer, als in der irdischen; schon itzt ist sie mein einziger fester Standpunkt. Das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes; es ist schon hier in unserer Natur verbreitet., und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf.

Fichte — Bestimmung des Menschen.

Da uns nun das Wesen und die Bestimmung des geistlichen Berufes klar geworden ist, eilen wir noch einmal zu unserer Aufgabe zurück.

Kann es zu diesem heiligen Stande ein anderes richtiges Motiv geben, das nicht selbst heilig ist? Was Heiliges erzeugt und erzeugen will, kann selbst nur heilig seyn. Mit der innigsten Überzeugung sprechen wir es noch einmal aus: es giebt lediglich nur Ein Motiv, welches das richtige ist, der aufgeregte und lebendige Sinn fürs Heilige, der nur im Göttlichen seyn und nur Göttliches wirken will, geleitet von der tief gefühlten Würde der menschlichen Natur, getrieben vom Geiste Gottes. *)

In diesem Motiv ist auch das höchste Sittengebot der Vernunft ausgesprochen: Wolle das Gute, weil es gut ist.

Der Theolog muß daher den hohen Beruf, dem er folgen will, mit aller Fülle der Klarheit schon lange in sich getragen haben, ehe er sich öffentlich dazu bekennt; er muß die heilige Weihe lange zuvor in seinem Busen

---

*) Lucas IV, 18. Apostg. XX, 28.

empfangen haben, ehe er sie vom Bischof unter Symbolen erhält.

Ich kann mich nicht von dir trennen, erhabenes Bild des Gottgeweihten, ohne auch auf dein Lebensende einen Blick geworfen zu haben, damit dein Beispiel auch hier meinen Geist erquicke und mein Gemüth erwärme.

Wie die Sonne Gottes, die vom Morgen bis am Abend ihre Bahn gegangen, diese noch einmal vor ihrem Scheiden überblickt und sich des Guten freut, das sie gewirkt, dann aber das Antlitz abwendet von unsern schon in Dunkel gehüllten Wohnungen, um in andern Ländern aufs Neue zu leuchten, so sieht der Priester auf sein Leben zurück, voll Ruhe in der Seele und Frieden im Gemüthe über die Früchte, die er gepflanzt, erzogen und vielfältig zur Reife gebracht.

Durchdrungen von der Überzeugung eines unsterblichen Lebens, von der Hoffnung der Seligkeit in Gemeinschaft der Frommen, durchbebt von dem leisen Schauer der Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht, wandert er hinüber in seine Heimath, ins Reich des Lichtes, der Wahrheit und des Friedens. Auf den erblassenden Lippen schwebt noch das Gebet seines Heilandes, das er zum Vater sprach, ehe er in den Tod ging:

„Vater! die Stunde ist gekommen, verherrliche deinen Sohn! Ich habe auf Erden dich verherrlichet; ich habe das Geschäft vollendet, das du mir aufgetragen zu vollziehen. Geoffenbaret habe ich deinen Namen den Menschen, die du aus der Welt mir übergeben hast. Dein waren sie, du hast sie mir übergeben, und sie haben deine Lehre wohl bewahrt. Ich bin nicht mehr in der Welt, aber diese sind in der Welt. Ich komme zu dir, heiliger Vater! Amen.

Christophilos.

XIV.

Hermesianismus und Kirche.

(Fortsetzung.)

§. 6.

Der Hermesianismus als Philosophie ist Skepticismus.

Aus der Vorrede zur philosophischen Einleitung lernten wir die Grundsätze eines Systems kennen, dessen Zweck ist, den katholischen Glauben unabhängig von der göttlichen Autorität durch die menschliche Vernunft selbst zu begründen: „Ich habe die christkatholische Dogmatik selbst über jener Grundlage gebauet.“ (Vorr. X.) Die christkatholische Dogmatik, oder die Dogmen der katholischen Kirche, diese Mysterien des ewigen Lebens, sollen uns gewiß werden durch Gründe einer persönlichen Vernunft; denn daß die Vernunft des Verfassers nicht die Vernunft der Gattung repräsentirt, werden wir aus seinen eigenen Worten darthun. Daraus folgt aber unwidersprechlich, daß das Raisonnement der philosophischen Einleitung durchaus individuell und persönlich ist, und keine höhere Autorität hat als eine persönliche. Der Glaube, in göttlicher Autorität wurzelnd, durch die Kirche Jahrhunderte lang frisch und lebendig erhalten, soll in einer menschlichen Autorität ein anderes Fundament erhalten. Das Verhältniß, das selbst in menschlichen Dingen vor menschlichen Gerichten gilt, wo die göttliche Autorität zuletzt im Eide, als Bürge für die Wahrhaftigkeit des Zeugen angerufen wird, hat sich hier in göttlichen Dingen umgekehrt, die menschliche Autorität tritt als unfehlbarer Zeuge ein für die Wahrhaftigkeit Gottes. Die Offenbarung geht freilich von Gott aus, die Anerkennung derselben aber

als Wahrheit, vom Menschen; der objective Inhalt der Offenbarung (objectum materiale) ist göttlich und übernatürlich; der Glaubensgrund aber oder das Princip der Gewißheit (objectum formale) liegt im Menschen, ist subjectiv und natürlich. Hat der Mensch in sich und von sich den Grund der Gewißheit von den geoffenbarten Wahrheiten, so ist er selbst der Träger seines Glaubens, seines Fürwahrhaltens; es ist nicht die höhere Kraft und Gnade, die ihm die Gewißheit des Glaubens erzeugt und trägt; wie bisher gelehrt und geglaubt worden. Das Licht der Philosophie scheint endlich in die Finsternisse des Köhlerglaubens, dessen düstere Schatten zerstreuend.

Die Wahrheit ist es, die wir suchen, um sie zu finden, und so fragen wir billig, wie jener ungerechte Richter: „Was ist Wahrheit?“ Es wird geantwortet: „Ohne „hier der vielen und verschiedenen Begriffe von Wahrheit „zu erwähnen, womit man in neuern Zeiten die Philosophie „beschenkt hat, will ich blos sagen, was ich hier überall „unter Wahrheit verstehe: Ich nehme Wahrheit „für Übereinstimmung der Erkenntniß mit dem „Erkannten.“ (S. 84.) Nicht wie Pilatus uns gleichgültig wegwendend, wollen wir auf den Sinn dieser Worte näher eingehen. „Ich weiß wohl, sagt der Verfasser, daß es mancherlei und sehr verschiedene Begriffe giebt von dem, was Wahrheit sey; dasselbe Recht, dessen andere Philosophen sich bedienen, in Anspruch nehmend, stelle ich meinen Begriff von Wahrheit an der Spitze dieser meiner Untersuchung auf.“ Die Bescheidenheit des Verfassers anerkennend, wollen wir seinen Worten keinen andern Sinn geben, als den von ihm selbst angegebenen; es ist seine subjective Ansicht oder Meinung von der Wahrheit, die er denen anderer Philosophen vorzieht. Daraus folgt aber unwidersprechlich, daß wir sogleich durch den festgesetzten Ausgangspunkt in ein rein subjectives Gebiet ge-

führt werden, und daß von nun an alle Folgerungen und Schlüsse nur subjective Gültigkeit haben; denn sie beziehen sich am Ende auf die Erfindung einer Wahrheit, deren Begriff der Verfasser selbst blos für seinen subjectiven Begriff, seine Meinung, ausgiebt. Auf dem Gebiete der Philosophie, der reinen Vernunft-Wissenschaft, uns befindend, dürfen wir die Forderung eines Beweises der objectiven oder allgemeinen Gültigkeit des angenommenen Begriffs von der Wahrheit an den machen, der ihn aufstellt; da ja selbst nach der Theorie des Verfassers der Satz vom Grunde das höchste, unabweisbare Gesetz der Vernunft ist. Es wird aber hier nicht angewendet, sondern er fährt so fort: „Es ist mir nicht unbekannt, daß „einige neuere Philosophen diesen sonst gewöhnlichen Be„griff von Wahrheit nach scharfen Züchtigungen vom Ge„biete der Philosophie ganz verwiesen haben; nichts desto „weniger glaube (meine) ich doch für dessen Statthaftig„keit, und ich wage sogar zu sagen, für dessen alleinige „Zulässigkeit in der Philosophie, nichts vorbringen „zu dürfen, selbst die ihm allein eigene Übereinstimmung „mit dem Sprachgebrauche nicht, außer dieses Einzige: „daß Wahrheit in diesem Sinne genommen jeden Men„schen interessirt, daß hingegen alles Interesse für Wahr„heit von der Erde verbannt ist, sobald man an der Stelle „dieses Begriffes einen andern, von ihm wesentlich ver„schiedenen setzt, sey es, welchen man will.“ (Das.) Der Beweis für die Statthaftigkeit und alleinige Zulässigkeit des Begriffes von der Wahrheit wird als unnöthig abgelehnt: er nimmt ihn an, weil er der gewöhnliche ist, den Sprachgebrauch für sich hat; ja der einzige seyn soll, der unser Interesse für Wahrheit befriedigt. Wenn es aber nun gerade das Interesse für Wahrheit, für objective allgemeingültige Wahrheit wäre, was die neuere Philosophie bewog von dieser Kantisch-Reinholdischen

Definition der Wahrheit abzugehen, so ist keine Nothwendigkeit da, diese Definition der Wahrheit anzunehmen. Die Wahrheit ist Übereinstimmung der Erkenntniß mit dem Erkannten — des Denkens mit dem Seyn. Wenn aber diese Übereinstimmung nicht bewiesen werden kann, so ist die Wahrheit für uns unzugänglich. Daß die philosophische Einleitung diese Übereinstimmung nicht bewiesen hat, dies zu zeigen ist von jetzt an unsere Aufgabe. Was aber am merkwürdigsten ist, daß Hermes dies selbst eingesehen hat, und es unumwunden ausgesprochen; denn so lauten seine Worte: „Selbst die vielleicht un„widerlegliche Einwendung, daß es für Men„schen, welche die Gegenstände ihres Erken„nens nicht unmittelbar ergreifen können, un„möglich sey, ihre Erkenntniß bis zur Errei„chung dieser Wahrheit, welche im Grunde ei„nerlei ist mit der objectiven Wirklichkeit un„serer Vorstellungen, fortzuführen, kann um „des Gesagten willen kein Grund seyn, sie (die eben ge„gebene Definition der Wahrheit) aufzugeben." (Das.) Es ist in der That unbegreiflich, wie die Anhänger der philosophischen Einleitung dieses so klare und bestimmte Geständniß, daß die objective Wahrheit in dem gegebenen Sinne den Menschen unzugänglich sey, haben übersehen können, und in einem philosophischen Gebäude den Stützpunkt für die Gewißheit des Christenthums finden wollen, das an der Façade den Skepticismus, mit großen Lettern geschrieben, trägt. Gegen den aufgestellten Begriff der Wahrheit giebt es eine vielleicht unwiderlegliche Einwendung, daß sie für Menschen unerreichbar sey; heißt das nicht mit andern Worten: die Einwendung des Skepticismus, daß die Wahrheit — in gegebenem Sinne — den Menschen unerreichbar sey, ist bisher nicht widerlegt worden, ja sie ist vielleicht unwi-

derlegliche; er selbst gesteht dadurch, daß er nicht im Besitz dieser Widerlegung sey, ja es beinahe für unmöglich hält, daß sie je gefunden werde. Wir befinden uns daher hier in dem Dilemma, entweder die gegebene Definition der Wahrheit aufzugeben, oder diese festzuhalten, und es aufgeben zu müssen, die Wahrheit zu finden. Daß auf dem Standpunkt des Verfassers der Skepticismus unwiderlegbar sey, wollen wir von nun an zu erweisen versuchen, und zu diesem Ende den eigenen Gedankengang des Hermes verfolgen.

Vorerst müssen wir uns des Gesichtspunktes der philosophischen Einleitung vollkommen zu versichern suchen, worüber er sich also näher erklärt: „Wahrheit und das „ihr Entgegengesetzte, Falschheit, finden einzig Statt im „Urtheile: unser Urtheil ist wahr oder falsch, aber nichts „Anderes; denn unsere Erkenntniß wird erst zur Er„kenntniß im Urtheile" (S. 85). Der Leser wolle den Sinn dieser Worte wohl merken: Urtheilen heißt Denken, Wahrheit und Falschheit haben wir demnach in unserm Denken und Erkennen zu suchen, aber in nichts Anderm: ob außer dem Denken noch ein Seyn ist, das dem Gedachten entspricht, kann nicht behauptet werden, wir haben es einzig mit unserm Denken zu thun, das zur Erkenntniß wird im Urtheile. Daß das unbestimmte Andere, welches hier ausgeschlossen wird, das objective Seyn außer dem Urtheile sey, das erklärt er selbst unmittelbar darauf. „Wahrheit ist Über„einstimmung mit dem in der Wirklichkeit vorhandenen „Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat. Hieraus „folgt, daß auch alle unsere Entschiedenheit „über Wahrheit eine Entschiedenheit sey über die „Wahrheit unserer Urtheile — dasselbe von unserer Ent„schiedenheit über Falschheit." (Das.) d. h.: Jedes Urtheil ist eine Verbindung zwischen Subject und Prädicat;

insofern nun dieß Urtheil auf die Wirklichkeit, auf ein Seyn außer unserm Urtheile sich bezieht, so muß in der Wirklichkeit eben dieselbe Verbindung zwischen Subject und Prädicat statt finden, wie im Urtheile. Der unmittelbare Gegenstand unseres Bewußtseyns ist nicht die Wirklichkeit, sondern unser Urtheil über die Wirklichkeit; daher ist alle unsere Entschiedenheit über Wahrheit, eine Entschiedenheit über die Wahrheit unserer Urtheile, daß wir es einzig mit unsern Urtheilen, mit unserm Denken, nicht mit dem objectiven Seyn der Dinge außer unserm Denken, zu thun haben, darf daher in der ganzen folgenden Untersuchung nie außer Acht gelassen werden.

„Das Fürwahrhalten besteht darin, daß wir „unser Urtheil übereinstimmend mit der Wirklichkeit, und „folglich die zwischen Subject und Prädicat gedachte „Beziehung als auch in der Wirklichkeit unter ihnen „daseyend halten» (S. 86). Dieß ist das Erste, was wir zu ergründen haben, und zwar nicht das blose Denken, daß unser Urtheil objective Wahrheit habe, sondern das Halten, daß die Wahrheit nicht blos in unserm Denken und Urtheilen, sondern in der Wirklichkeit so sey, wie wir sie denken. Bei näherer Untersuchung finden wir, daß das Halten „uns angethan wird; wir „können uns nicht selbst dazu bestimmen, sondern wir müssen dazu bestimmt werden.» (Das.) Wir können es nicht durch bloses Wollen in uns hervorbringen, nicht durch Freithätigkeit dazu bestimmen, denn wir werden uns dabei dieser unserer Freithätigkeit bewußt, werden uns bewußt, daß wir es halten wollen, nicht daß wir es halten müssen. „Das Fürwahrhalten ist also dem Menschen nicht unmittelbar frei, wie sein Handeln das ist.» (Das.) Es ist also der Begriff der Nothwendigkeit, der uns hier beschäftigt. Was uns aber vor allem hier wichtig ist, daß unsere Erkenntniß nicht blos subjectiv nothwen-

dig, nicht blos ein nothwendiges Denken, sondern unbedingt objectiv nothwendig sey: d. h. „unser Fürwahrhalten muß durch das Object, und zwar durch dieses „allein, eine solche werden, wie sie ist, und dadurch keine andere werden können" (S. 110). Unsere Erkenntniß muß also durch das Object allein und zwar mit Nothwendigkeit bestimmt werden, um Fürwahrhalten zu seyn; und da diese Untersuchung den Zweck hat, den Beweis des Christenthums zu führen (S. 85), so nimmt unser Verfasser die Frage auf: „Ist es möglich, die christlichen Lehren mit einer unbedingt objectiv nothwendigen „Erkenntniß zu erkennen; und auf dieselbe Weise zugleich „mit zu erkennen, daß die darüber erworbene Erkenntniß „eine solche sey?" (S. 111) Mit andern Worten, wir müssen nicht allein die christlichen Lehren als objectiv nothwendig erkennen, sondern uns auch dieser Nothwendigkeit bewußt werden.

„Es giebt nur zwei Hauptarten der menschlichen Er„kenntnisse, die sich (als Erkenntnisse) auf ein wirkliches „Object zu beziehen scheinen, und also möglicher Weise „objective Nothwendigkeit: die Erkenntniß durch sinnliche „Anschauung, und die durch Denken, die durch Denken „jedoch nur dann, wenn das Denken sich zurück„bezieht auf eine sinnliche Anschauung und „durch diese auf ein Object — ihre Beziehung auf „ein Object, und folglich auch ihre objective Nothwen„digkeit ist also vermittelt durch die Verbindung „des Denkens mit der sinnlichen Anschauung." (S. 112.) Diese Stelle ist besonders merkwürdig, weil sie uns den Standpunkt der Speculation des Verfassers bestimmt bezeichnet, und zwar als den, welcher von Hume und Kant postulirt wird: daß unser Denken kein anderes Object habe, als das der sinnlichen Anschauung, die sich auf ein äußeres Object bezieht. Daß unsere Kategorieen

nur subjective Denkgesetze seyen, dazu dienend in den sinnlichen Apprehensionen die Einheit der Begriffe einzuführen, ist das unbewiesene Axiom der kantischen Philosophie, welches hier ebenfalls als erwiesen angenommen wird. Dadurch rechtfertigt sich die Behauptung, die schon mehrseitig gemacht worden, daß die Philosophie des Hermes in ihren Principien die kantische sey, die durch ihre Vernunftkategorie des Grundes getauft wird, um dem Christenthum als Grundlage zu dienen. Unsere Absicht ist hier, nicht die aufgestellten Behauptungen der kantischen Philosophie, die hier als schlechthin gewiß adoptirt werden, zu widerlegen, oder auch nur zu bezweifeln; nur das wolle der Leser bemerken, daß die philosophische Einleitung von Behauptungen ausgeht, die als Axiome hingestellt werden, ohne axiomatische Gewißheit zu haben: „Es giebt nur zwei Hauptarten menschlicher Erkenntnisse, die der sinnlichen Anschauung und die des Denkens, in Beziehung auf die sinnliche Anschauung." Wenn jemand, etwa ein Platoniker, dagegen einwenden wollte, der angenommene Gesichtspunkt des menschlichen Erkennens sey durchaus willkürlich, und weit entfernt die ganze Weite unseres Erkenntnißvermögens zu umfassen; denn ausgeschlossen werden dadurch die Ideen oder allgemeinen Begriffe, z. B. der Wahrheit, Schönheit, Güte, Gerechtigkeit, von deren objectiver Realität wir ebenso überzeugt sind, wie von der der sinnlichen Anschauungen; so würde er immer nur dieselbe Antwort erhalten: „Es giebt nur zwei Hauptarten der menschlichen Erkenntnisse," d. h. Ich — der Verf. der phil. Einl. — erkenne nur die zwei von Kant angegebenen Erkenntnißweisen an. Bleiben wir also dabei stehen und fügen wir uns in den beschränkten Gesichtskreis des Verfassers hinein, um inne zu werden, was daraus für die Gewißheit überhaupt und die des Christenthums insbesondere

gewonnen würde, und ob es wirklich der philosophischen Einleitung gelinge den alten ungläubigen Adam der kantischen Kritiken philosophisch zu exorcisiren. „Für unsern jetzigen Zweck," fährt die angeführte Stelle fort: „haben „wir daher vor der Hand allein zu untersuchen, ob wir „durch sinnliche Anschauung eine Erkenntniß erwerben kön„nen, die unbedingt objectiv nothwendig sey, und ob „wir mit derselben Nothwendigkeit erkennen können" (uns bewußt werden), „daß wir sie erworben haben." (Das.)

Unsern sinnlichen Anschauungen sind entweder äußere oder innere, beiden fehlt die unbedingte objective Nothwendigkeit. „In Ansehung der äußern Anschauung „ist dieses offenbar: weil unser Anschauungsvermögen den „äußern Objecten nur durch das Mittel des äußern „Sinnes beikommen kann. Wir erreichen deßwegen mit „unserm Anschauen vielleicht gar nicht das Object, son„dern blos eine durch den äußern Sinn vermittelte „Vorstellung des Objectes. Und falls dieses so wäre, „würden wir in ihr (unserer Vorstellung) das Object doch „nur so erkennen, als es in der vermittelten Vorstellung „erschiene, wie wahr es aber darin erscheint, das „ist und bleibt uns unbekannt." (S. 113) Es ist hier ebenfalls das Resultat der kantischen Kritik, wir erkennen nicht die Objecte — das Ding — so wie es an sich ist, sondern vermittelt durch die transcendentalen, d. h. die vor aller Empirie gegebenen Formen unserer Sinnlichkeit, des Raumes und der Zeit: das Ding an sich bleibt uns immer unbekannt. „Sollten aber die „äußern Sinne nicht Mittel seyn, wodurch, sondern Werk„zeuge, womit wir die Objecte erreichen; so schauen „wir zwar immer das Object an, und nicht blos eine „Vorstellung desselben; aber wie das Anschauungsvermö„gen selber wirke, ob es folgsam dem Objecte, eine dem „Seyn des Objects vollkommen entsprechende Anschauung

„hervorbringe oder nicht, das bleibt dabei doch noch un„bekannt, und es steht dann unsere Erkenntniß der An„schauung gerade wie vorher." (S. 113) Daß es mit unsern äußern Anschauungen wirklich so sich verhalte, wie hier angegeben wird, giebt uns die Erfahrung selbst an die Hand: „denn um der Phänomene willen, die man sonst „aus einem kranken Zustande der äußern Sinne „erklärt, muß angenommen werden, daß das „Anschauungsvermögen verschieden sey, und „verschiedene Anschauung desselben Objects „hervorbringe, je nachdem das Subject der an„schauenden Kraft, der Körper, sich in einem gesunden „oder kranken, überhaupt in einem verschiedenen Zustande befindet." (Das.) Haben wir durch die äußere Anschauung nicht das reine objective Seyn der Dinge erreicht, so wird es uns vielleicht mit der innern Anschauung gelingen: „denn hier gelangt das Anschauungs„vermögen, wie es wenigstens scheint, unmittelbar zum Ob„jecte, und schauet das Object selber, nicht blos eine „Vorstellung desselben an: inwiefern aber die An„schauung, die es hervorbringt, durch das „Seyn des Objectes nothwendig sey, das „bleibt hier aus demselben Grunde unbekannt, „wie bei der äußern Anschauung. Wir können daher auch „die innere Anschauung noch nicht daraus, weil sie so „und nicht anders entsteht, als unbedingt objectiv „nothwendig erkennen." (S. 114) Es ist zu offenbar, daß, weil zu allen unsern Erkenntnissen zwei Principien concurriren, unsere subjective erkennende Kraft, und der objective erkannte Gegenstand, wir niemals dahin gelangen können, den Gegenstand in seiner reinen objectiven Natur anzuschauen, weil wir ihn nur im Spiegel unsers Anschauungsvermögens sehen, nicht so wie er in sich ist. „Es ist also eben durch diese allen Anschauungen gemein-

„same Entstehung von zweien Principien nicht mehr mög„lich, daß die Anschauung durch eines (durch das Object) „allein bestimmt sey.“ (S. 115.) In dieser durch unsere Natur selbst gegebenen gänzlichen Unvermögenheit, je zur Einsicht in die objective Wahrheit der Dinge zu gelangen, bleibt uns nur ein denkbarer Ausweg möglich, die Harmonia præstabilita des Leibnitz, das heißt „wenn „gerade zwischen diesem anschauenden Vermögen, was „wir haben, und dem angeschauten Objecte eine ab„solut vollkommene Harmonie ist, so daß vergleichungs„weise zu reden, gerade dieses Anschauungsvermögen, „und kein anderes, die rechte Form für das zu fordernde „Object ist.“ (Das.) Es ist indeß dieser Gedanke mehr ein frommer Wunsch unseres nach objectiver Wahrheit strebenden Erkenntnißvermögens, als Versicherung, daß diese postulirte Harmonie wahr und wirklich sey; denn um sie je zu bewähren, müßten wir sowohl unser Anschauungsvermögen unabhängig von den Objecten, als auch diese unabhängig von jenem erkennen können, um beurtheilen zu können, daß in beiden gerade dasselbe sey, d. h. ihre Identität unabhängig von der Anschauung, oder wie der Verfasser sich ausdrückt: „ob aber dieses so „sey, oder nicht, das kann uns die Entstehung der An„schauung nicht zu erkennen geben“, (das.) wegen ihrer Doppelnatur, die immer Objectives und Subjectives in ihrer Verbindung und Durchdringung umfaßt. Wenn aber jemand, einsehend die Unmöglichkeit die postulirte Identität durch Anschauung zu erkennen, auf den Gedanken käme, dieselbe durch's Denken zu begreifen; so wolle dieser sich erinnern, daß, den hier festgesetzten Principien gemäß, „alles Denken sich bezieht auf eine sinnliche Anschauung“ (S. 112) also eben auf diese Vermischung des Subjectiven und Objectiven, die wir gerade aus einander wirren wollen, um jede in ihrer eigenthümlichen Natur vor uns hinzustellen.

Täuschen wir uns selbst nicht; denn gesetzt die beiden Elemente der Vorstellung könnten von einander geschieden und isolirt werden, „damit die Identität des „Subjectes, was die Anschauung hat, und des Objects, „was angeschaut wird, erwiesen würde, aber so lange „diese auseinander geschiedene zwei sind, bleibt auch das „Anschauen, was im Subjecte ist, geschieden von dem „Seyn, was das Object hat, und ist also gewiß nicht „dasselbe damit," (S. 116) Was geschieden und getrennt als zwei dasteht, kann unmöglich identisch, d. h. eins und dasselbe seyn, was doch aus der Trennung beider von einander bewiesen werden sollte. „So steht die Vorstellung der Identität des Subjectes und Objectes in Widerspruch mit unserer unbedingt subjectiv nothwendigen „Anschauung ihrer Diversität." (Das.) Dieses Gesetz unseres Vorstellungsvermögens, daß das Vorgestellte ein Anderes ist, als das Vorstellende, ist so allgemein, daß es selbst dann keine Ausnahme erleidet, wo die Anschauung eine innere ist, und das Ich selbst zum Gegenstande hat; oder wie der Verfasser sagt: „welche Anschauung der Diversität auch dann noch in uns ist, wenn das Object ein „inneres ist, zwar dann nicht außer der Anschauung, aber „im Acte der Anschauung, in welchem das Ich als Object vor dem Ich als Subject zur Beschauung dasteht." (Das.) So lange nämlich ich mich selbst nicht anschaue, bin ich mit mir selbst identisch, sobald ich aber mich selbst. — irgend einen Zustand meiner Ichheit — anschaue, oder eine Vorstellung von mir selbst habe, so trennen sich das vorstellende und vorgestellte Ich; so daß während dieser Selbstanschauung das vorstellende Ich zu dem vorgestellten Du sagen könnte; wie es ja auch häufig geschieht, wie in dem bekannten Psalm quare tristis *es* anima mea, et quare *conturbas* me: d. h. Warum bist Du meine Seele traurig, und warum betrübest Du mich; woraus

danken: „wir können höchstens beweisen, daß wir Vorstel„lungen und Begriffe haben müssen, als wenn in uns und „außer uns etwas Wirkliches wäre, oder kürzer, daß wir „in uns und außer uns etwas wirklich denken müssen.“ (Das.)

Ein großes Glück, sagt ein bekannter Dichter, ist es, wenn zur rechten Zeit ein Wort sich einstellt; aber ein noch größeres, wenn sogar ein Gedanke wie gerufen kommt, so wie hier der Satz des Grundes, dessen allgemeine Gültigkeit nicht zu bezweifeln ist, da es ein nothwendiger Gedanke ist, also ein Gedanke, den alle Menschen haben und haben müssen; denn es ist, wie wir bald hören werden, ein Gedanke der Vernunft; durch die Vernunft aber unterscheidet sich der Mensch vom Thiere. Was wir bisher vernommen haben, war die Philosophie des unvernünftigen Verstandes: „Ich nenne sie eine Phi„losophie des Verstandes, weil der Verstand das „höchste Seelenvermögen ist, was in ihr arbeitet, und weil „die Vernunft, so oft sie auch durch eine Verwechslung „mit dem Verstande darin genannt werden mag, gar kein „Geschäft hat, als höchstens im Dienste des Verstandes.“ Wir rücken also jetzt um eine Stufe höher und kommen in das Gebiet der reinen Vernunft, dessen höchster Grundsatz oder Princip ist: „Alles was ist, muß einen zureichenden Grund haben.“ Es ist aus der Fassung desselben klar, daß dieser Grundsatz schon ein Seyn voraussetzt; denn alles was ist, alles Seyende muß einen Grund haben, wo daher nichts ist, brauchen wir nach keinem Grunde zu fragen; und die Vernunft steht mit ihrem nothwendigen Grundsatz müssig da. Wir müssen daher schlechterdings ein Seyn haben, es mag herkommen, wo es wolle. Haben wir aber erst ein Seyn, so sind wir geborgen, und die (nach dieser Ansicht) alles Seyn begründende Vernunft kann ungestört ihre ganze Thätigkeit ausüben.

Wir müssen unsere Aufgabe genau ins Auge fassen. „Wenn nicht zu erkennen ist, daß die in uns vorhandene „Erkenntniß gerade, wie sie ist, durch das Object allein „bestimmt sey, und daß folglich die Einsicht, welche sie uns „gewährt, eine Einsicht des Seyns des Objectes sey; und „wenn daher über die Objecte kein unbedingtes Fürwahr„halten aus Einsicht möglich ist: welche ist denn die höchste „Stufe unserer Erkenntniß, die wir als erreicht erkennen „können, und wie weit kann noch auf den Grund der Einsicht „mit Sicherheit für wahr gehalten werden?" (S. 121.) Die Lösung dieser Aufgabe interessirt nicht nur den Theologen, sondern auch uns andere, die wir blos Menschen sind: „Unser Zweck, den wir als christliche Theologen ha„ben, und noch mehr, das unüberwindliche Inte„resse an der Wirklichkeit, das wir als Menschen „haben, treiben uns jetzt zu dieser Frage überzugehen, um „wo möglich, der Sache auf den Grund zu kommen." (Das.) Eine unbedingt objectiv nothwendige Erkenntniß giebt es bewiesenermaßen nicht, wegen der Mitwirkung des Subjects zu allen Vorstellungen: „die „denkbar höchste Erkenntniß ist daher die bedingt objec„tiv nothwendige, und zwar die allerwenigst „bedingte, nämlich: wenn zwischen dem menschlichen „Erkenntnißvermögen und dem Seyn der Objecte eine ab„solut vollkommene Harmonie Statt fände." (S. 122.) Es ist von der oben schon postulirten Harmonia præstabilita die Rede. *) „Denn ohne diese Bedingung ist an „gar keine objective Nothwendigkeit der Erkenntniß (weil „das Subject wenigstens mitwirkendes Princip derselben „ist) zu denken." (S. 123.) „Es muß zwischen unserer

*) Wenn in dieser Darstellung des Systems der philosophischen Einleitung öftere Wiederholungen vorkommen, so rührt dieß daher, weil ich dem Verfasser Schritt für Schritt folge, der öfters durch Umwege auf denselben Fleck kommt.

„wirklichen Erkenntniß der Objecte und den Gesetzen unse-
„res Erkennens" (die kantischen Kategorien) „ein noth-
„wendiger Zusammenhang seyn. Denn hat unsere Erkennt-
„niß diese Beschaffenheit, oder steht sie in diesem Verhält-
„nisse zu den Gesetzen unseres Erkennens," (den Kategorien)
„so wird sie auch das Object allein, wie sie ist, nothwen-
„dig seyn, wenn das menschliche Erkenntnißvermögen dem
„Seyn der Objecte correspondirt." (Das.) Oder kürzer:
Wenn im Subjecte nothwendig dasselbe ist, was im Ob-
jecte, so wird unsere subjective Erkenntniß auch objectiv
nothwendig seyn. Die Sache ist klar.

Hier tritt uns aber eine neue Schwierigkeit in den
Weg: Ich soll nicht allein eine solche sub- und objectiv
nothwendige Erkenntniß in mir haben, sondern ich muß
auch wissen, daß ich sie habe, oder wie der Verfasser
sich ausdrückt: „Es kommt also darauf an, ob es möglich
„sey, eine solche Erkenntniß zu erwerben, wie sie nach
„den Gesetzen unsers Erkennens nothwendig ist, und mit
„ihr eine gleiche Erkenntniß, daß man sie erworben habe."
(Das.) Oder setzen wir, unsern Satz besser zu beleuchten,
den umgekehrten Fall: Ich hätte eine Erkenntniß, die
nicht nach den Gesetzen unseres Erkenntnißvermögens noth-
wendig wäre, d. h. gesetzt, ich stellte mir etwas vor wie
ich es mir nicht vorstellen kann, weil es gegen die Gesetze
meines Erkennens wäre, so müßte nicht allein diese un-
mögliche Erkenntniß in mir seyn, sondern ich müßte auch
die Erkenntniß haben, daß ich diese unmögliche Erkennt-
niß wirklich erworben habe. Was nun den ersten vom
Verfasser aufgestellten directen Fall betrifft, „so ist sogleich
„offenbar, daß eine solche Erkenntniß überall nicht allein
„möglich, sondern auch nothwendig sey, müßte man ja
„sonst den Widerspruch denken, daß die Gesetze unsers
„Erkennens Gesetze für uns seyen, und zugleich, daß sie
„das nicht seyen." (S. 124.) Einem Kinde ist das be-

greiflich zu machen, daß wir nicht anders erkennen können, als wie wir nothwendig erkennen müssen. Das ist also in dieser intrikaten Untersuchung nicht die Hauptschwierigkeit, sondern: „Wie erkennen wir aber diesen allgemeinen Satz?" Das ist der eigentliche Knotenpunkt, und hängt mit der ganzen Untersuchung so zusammen: Wir können zum reinen Begriff des Objects nicht kommen, weil die subjective Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens zu allen unsern Erkenntnissen mitwirkt; wir suchten aus diesem Labyrinth heraus zu kommen, und fanden nur einen Ausweg, unsere subjectiv nothwendige Vorstellungen mußten auch objectiv nothwendig seyn, wie aber können wir diese in den Gesetzen unseres Erkenntnißvermögens gegründete subjective Nothwendigkeit erkennen? „In keiner Erkenntniß kann etwas über „sie selbst erkannt werden, weil sie ihr Object nicht ist; „sondern damit sie selbst erkannt werde, muß eine neue „Erkenntniß entstehen und sie das Object derselben werden." (S. 124.) Alles Erkennen ist nach der Theorie des Verfassers ein Vorstellen, um eine Sache zu erkennen, muß ich nun dieselbe vorstellen, sie muß mir Object werden. In jeder Vorstellung unterscheide ich das Vorstellende — das Subject — von dem Vorgestellten — dem Object. Dieß Gesetz ist nach der Meinung des Verfassers so allgemein, daß selbst das Ich sich nicht anders erkennen kann, als dadurch, daß es sich selbst Object werde, und sich in ein vorstellendes und vorgestelltes Ich zerlegt, unter denen eine Disparität sey. Sollen wir nun die subjective Nothwendigkeit unserer Vorstellungen erkennen, so muß uns diese Object werden, „es ist eine Erkenntniß dieser Erkenntniß erforderlich." (S. 124.) Dadurch wird aber die erste Erkenntniß objectiv; sie soll aber als eine subjective erkannt werden; wir müssen also von neuem ein Erkenntniß der zweiten Erkenntniß suchen,

oder wie der Verfasser sagt: „Aus demselben Grunde und „zu demselben Zwecke ist aber auch wieder eine Erkennt„niß dieser Erkenntniß, d. i. eine dritte reflexe Erkenntniß „erforderlich — und so ins Unendliche.“ (Das.) Dasselbe Elend, das uns Anfangs schon mit dem Subjectiven und Objectiven begegnete, daß wir nicht von einem zum andern kommen konnten, verfolgt uns nun sogar auf den subjectiven Boden; die eigene Subjectivität, das nothwendige Erkennen wird nur im Vorstellen objectiv und ich soll es als subjectiv erkennen. Ich versuche es von Neuem, aber so wie ich es erkennen will, wird es wieder objectiv; es ist zum Verzweifeln. Was sollen wir daraus schließen: „Es ist ein Beweis, daß wir den Faden, „woran die bedingte objective Nothwendigkeit „unserer Erkenntniß geknüpft ist, nicht weiter als bis in „das unmittelbare Bewußtseyn verfolgen können.“ (Das.) Der Verfasser postulirt auf einmal ein unmittelbares Bewußtseyn, aber wie wollen wir zu diesem Deus ex machina gelangen nach Hermes; da wir nur dadurch zum Bewußtseyn einer Sache kommen können, daß sie Gegenstand unseres Vorstellungsvermögens werde. Um mein unmittelbares Bewußtseyn zu erkennen, muß es mir Gegenstand eines neuen Bewußtseyns werden, ich muß meine Erkenntniß erkennen, dieses geschieht durch eine neue reflexe Erkenntniß — nunmehr die dritte — die wiederum nur durch eine vierte zu erkennen u. s. f. ins Unendliche. Daß wir von diesem unmittelbaren Bewußtseyn sprechen, als wenn es da wäre, und wir es wirklich in uns hätten, thut nichts zur Sache, wenn bewiesen ist, daß wir es nicht haben können. Aber gesetzt auch, daß wir es hätten; was haben wir denn anders, als die subjective Nothwendigkeit unserer Vorstellungen, und nimmermehr das objective Seyn der sinnlich angeschauten Dinge.

So befinden wir uns denn, nach allen diesen Wen-

dungen noch immer auf dem eigentlichen Boden und in der wahren Heimath des Skepticismus, und die Folge wird zeigen, daß der Verfasser trotz allen seinen Anstrengungen, nicht es vermag, zu irgend einer objectiven Wahrheit zu gelangen, selbst nicht durch Hülfe des postulirten Satzes vom Grunde, der nicht vielmehr ist, als der wächserne Flügel des Icarus, mit dem er in das Meer der Subjectivität versinkt. Er hat dieß selbst eingesehen, als er schrieb: „Es ist eine, vielleicht unwiderleg„liche Einwendung, daß es für Menschen, welche die „Gegenstände nicht unmittelbar ergreifen können, unmög„lich sey, ihre Erkenntniß bis zur Erreichung der Wahr„heit, welche im Grunde einerlei ist mit der objectiven „Wirklichkeit unserer Vorstellungen, fortzuführen.“ (S. 84.) Das Unmittelbare ist das subjective Bewußtseyn, über dieß können wir nicht hinaus, unsere Vorstellungen haben daher nur subjective nicht objective Wirklichkeit. Dieß aber ist der Standpunkt aller Skeptiker, und von hier aus richten sich alle ihre Angriffe gegen die Behauptungen, daß es objective Wahrheiten gebe.

Wir wollen zu dem Ende einige Geister der Vorzeit — the gosts of departed hours — heraufbeschwören; wir wollen uns nicht dadurch irre machen lassen, daß die Zeit sie als Sophisten gebrandmarkt hat; es soll uns vielmehr ein Sporn seyn, ihre Behauptungen noch einmal zu prüfen, ob sie auch wirklich diesen gehässigen Namen verdienen. Da ist nun jener athenienssische Gorgias, der vor mehr als 2000 Jahren auch ein berühmter Mann war, der nicht sein Talent vergrub, sondern damit andere Talente gewann. Dieser Mann stellte zumal drei Sätze auf, die beim ersten Anblick allerdings etwas Anstößiges haben, durch die Principien der philosophischen Einleitung aber nicht zu widerlegen sind. Zuerst bewies dieser Mann seinen Zeitgenossen, die nach seinem ersten

Grundsatz nicht existirten: Es gebe gar nichts Wirkliches. Da ein bedeutender Abschnitt der philosophischen Einleitung sich mit der Widerlegung dieser Behauptung beschäftigt, so wollen wir die weitere Erörterung dieses ersten Satzes bis dahin verschieben. Sein zweiter Satz lautete: Wenn auch etwas wirklich wäre, so sey es doch nicht erkennbar; und diesen Satz müssen wir ihm in seiner ganzen Weite als wahr einräumen; denn was ich erkenne, ist nicht das Wirkliche, sondern nur meine subjective Vorstellung von dem Wirklichen. Die Wirklichkeit und die Vorstellung vom Wirklichen sind zweierlei; die Vorstellung ist etwas Subjectives, was ich erkenne ist nicht das objective Wirkliche, sondern das Subjective, meine Vorstellung. Wenn jemand, um dieß zu widerlegen, einwendet, in allen unsern Vorstellungen vom Wirklichen sey das Objective das Bestimmende, das Subjective aber das Bestimmte; so ist damit wenig gewonnen; denn dieß zugestanden, bleibt dennoch die Folgerung: ich erkenne das Objective nicht an sich, sondern in meiner Bestimmtheit, d. h. nach Art und Weise meines Auffassungsvermögens. Ich kann daher nie weiter kommen, als zu erkennen, daß ich so oder so bestimmt bin; ich erkenne nur die Form oder den Modus meiner Existenz, der aber himmelweit entfernt seyn kann, von der wahren Natur und Wesen des Wirklichen, wie dieß in sich beschaffen. Wir kommen hier nicht weiter als bis auf den Anstoß des unbekannten X, auf das Ich der fichtischen Philosophie. Der dritte Satz des Gorgias ist nur eine leichte Folgerung aus dem zweiten und eben so unwiderlegbar: Wenn das Wirkliche auch erkennbar wäre, so ist doch die Erkenntniß desselben nicht durch Worte mittheilbar. Es ist wohl an sich klar, daß ich andern nur dasjenige mittheilen kann, was ich selbst habe; nun habe ich in mir nicht das Wirkliche, sondern

nur meine Vorstellungen von dem Wirklichen, diese sind es, die ich durch Worte mitzutheilen suche, und mein Nächster hat daher von mir meine Vorstellungen empfangen, und diese kennen gelernt, und hat statt des Wirklichen nur Gedanken erhalten, wobei es unentschieden bleibt, ob seine Vorstellung von meiner Vorstellung nicht himmelweit verschieden ist. Diese Sätze des Gorgias sind schlechthin unwiderlegbar, so bald wir das Princip aufstellen: man müsse Gegenstand und Vorstellung vom Gegenstande, als ein zweifaches von einander trennen, und was wir erkennen, sey nicht der Gegenstand, sondern unsere Vorstellung vom Gegenstande; wir daher die Gegenstände nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch unsere Vorstellungen erkennen können. Von diesen Principien, die Kant von Hume angenommen, geht die philosophische Einleitung aus, und daher räumte Hermes es als eine unwiderlegliche Einwendung ein, daß wir nie zur objectiven Wahrheit gelangen können.

Neben diesen Gorgias stellt sich nun der eben so berühmte Abderite Protagoras, und behauptet: D e r M e n s c h s e y s e l b s t d e r M a a ß s t a b a l l e r D i n g e, und mit R e c h t; denn das wird jeder einsehen, daß niemand in der Beurtheilung der Dinge über sein unmittelbares Bewußtseyn hinaus kann, die Dinge sind für ihn nothwendig so, wie er sich ihrer unmittelbar bewußt ist. Welchen andern Maaßstab zur Beurtheilung der Dinge hat denn nun der Mensch, als eben diese seine unmittelbare Vorstellung von den Dingen? Ist es etwa in seinem Vermögen, das, was ihm als weiß erscheint, sich als schwarz vorzustellen; oder kann er etwa das Bild eines Menschen mit dem eines Hauses verwechseln, und dies statt jenes hinstellen? Lehrt nun nicht einen jeden sein eigenes unmittelbares Bewußtseyn, daß seine Vorstellungen von demselben Gegenstande Veränderungen unterworfen sind, daß

er ihm im gesunden Zustande anders erscheine, als im kranken (Siehe oben S. 114); was meinem gesunden Auge weiß erscheint, sieht mein krankes oft gelb: anders erscheint mir der Gegenstand im wachenden, anders im träumenden Zustande. Kann ich die Gegenstände anders erkennen, als wie sie sich mir im Spiegel meines Anschauungsvermögens abbilden? Habe ich dafür etwa einen anderen Maaßstab als mein unmittelbares Bewußtseyn, etwa einen Maaßstab, dessen ich mir nicht bewußt bin? Und was schon vom Einzelnen gilt, wird das nicht um so mehr der Fall seyn, wenn mehrere Individuen dieselbe Sache beurtheilen? Hier bewährt sich nun am auffallendsten, daß alles relativ sey, denn wie verschieden sind die Ansichten und Urtheile der Menschen, und wird nicht ein jeder von seinem unmittelbaren Bewußtseyn geleitet? Wer wird dem Neger beweisen, daß das Incarnat schöner sey, als seine glänzende Schwärze, oder die mediceische Venus anmuthiger als die Negerin? Um dies System, daß alles subjectiv, individuell und relativ sey, in seiner Falschheit darzustellen, beruft man sich auf die Übereinstimmung der Menschen, und geht so weit zu behaupten, daß aus diesem System, in allen seinen Konsequenzen durchgeführt, folgen würde, daß keine Gemeinschaft, Verkehr und Mittheilung unter Menschen möglich wäre. Wer aber hat es bewiesen, daß die Übereinstimmung mehr als eine Übereinstimmung der Worte ist. Zwei Menschen nennen dieselbe Sache weiß, und dem Einen erscheint sie vielleicht grün, dem andern roth. Kann etwa jemand aus seinem eigenen unmittelbaren Bewußtseyn hinausgehen, und in das des andern hineingehen, um die beiden Zustände mit einander zu vergleichen, um ihre Gleichheit oder Ungleichheit zu beurtheilen. Da Niemand aus seinem eigenen, subjectiven Bewußtseyn hinaus kann, so würden wir dieß Experiment wohl müssen unterbleiben lassen.

Es sind, die hier aufgestellten Sätze, keine künstlich und durch Sophisterei herbeigezogenen Blendwerke, sondern ganz richtige und wahre Folgerungen eines Systems, das die Dinge und unsere Vorstellungen von den Dingen von einander trennt, und behauptet, wir schauen nicht die Dinge sondern nur unsere Vorstellung an; ich erkenne z. B. nicht den Baum, der vor mir steht, sondern nur meine Vorstellung von dem Baume, die vielleicht ganz anders ist, als der Baum selbst. So schiebt uns dieß System statt des objectiven Seyns eine subjective Vorstellung unter, und es ist eine einfache und leicht faßliche Schlußfolge, daß ich nie die Wahrheit oder das objective Seyn der Dinge erreichen kann, sondern im Kreise meiner subjectiven Vorstellungen befangen bleibe. Nun aber frage ich alle Anhänger dieser Subjectivitäts-Philosophie, woher es denn komme, daß ich in meinem innersten unmittelbaren Bewußtseyn überzeugt bin, nicht allein, daß es Dinge selbst sind, die ich anschaue, oder daß die Dinge so sind, wie ich sie anschaue; sondern noch mehr, woher die Überzeugung uns kommt, daß auch andere Menschen die Dinge eben so erkennen, wie ich sie erkenne? Es ist ja doch offenbar, daß Niemand aus seinem Bewußtseyn hinaus kann, und in das Vorstellungsvermögen des andern übergehen? Gesetzt ich könnte mich an die Stelle des andern setzen, so würde dadurch das Bewußtseyn des andern das Meinige werden, und hörte auf das des andern zu seyn. Da also das unmöglich ist, so frage ich, woher denn unsere Überzeugung, daß die andern die Dinge eben so erkennen, wie ich. Was ist das Haltende in dieser meiner Überzeugung? Etwa Vernunft oder Verstand? *) Diese aber beweisen gerade das Gegentheil, daß alles subjectiv und relativ sey. Die Überzeugung ist in meiner Vernunft oder in meinem Bewußtseyn; denn sonst wäre sie nicht meine Überzeugung; und demnach kann ich sie nicht beweisen, sondern vielmehr das Gegentheil. Es ist also in meiner Vernunft eine Überzeugung, die nicht von meiner Vernunft ist, wodurch ist also diese Gewißheit?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mit dem in der Folge vorkommenden, aus der kantischen Philosophie angenommenen Unterschiede zwischen Verstand und Vernunft, werden wir uns weiter unten beschäftigen.

XV.

Über die heutige Aufregung gegen die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit.

Die Frage über die Nützlichkeit oder Zweckwidrigkeit des kirchlichen Disciplinargesetzes, das dem katholischen Clerus den ehelosen Stand zur Pflicht macht, ist so vielseitig, daß man bei allen bisherigen gründlichen Discussionen sie doch noch nicht als erschöpft ansehen kann. Es giebt nämlich eine Frage vom praktischen Interesse und vom ungleichen Einflusse auf die Sitten und Meinungen der Gläubigen in verschiedenen Ländern.

Als Papst Gregor VII. die Ehelosigkeit der Geistlichkeit bei allem Widerstand einzelner durch seinen festen Willen, in ihre alte Rechtskraft wieder einsetzte, mochte er wohl außer dem Zwecke einer reinern Kirchenzucht, auch noch die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht im Auge gehabt haben, für die er sich so große Verdienste erworben hat. Eben so mögen die, welche heute das Interesse reinerer Sitten bei ihren Reclamationen gegen dieses prohibitive Disciplinargesetz vorschieben, im Hintergrunde, nach dem Geiste der Zeit, eine völlige Abhängigkeit des geistlichen Standes, und somit der kirchlichen Gewalt von der weltlichen Macht beabsichten.

Obgleich die göttliche Vorsehung wie bei den Thieren, so auch bei den Menschen an die Befriedigung des Geschlechtstriebes die Forterhaltung der Gattung geknüpft hat, so hat doch die Natur, diese geborne Dienerin der göttlichen Vernunft, diesen Trieb als den meist thierischen und unedeln mit dem Schleier der Schaam umgeben, und die diese natürliche Schaam als Scheu (wie vor

etwas Bösem) sich deutende, sittliche Vernunft hat bei ihrer ersten Morgenröthe die Befriedigung jenes Bedürfnisses dem Lichte entzogen, und durch gesetzliche Bande geheiligt. So wie sich aus der Dunkelheit und chaotischen Verwirrung die sinnlichen und religiösen Elemente des thierischen und geistigen Lebens zu scheiden begannen, und die Bewahrung und Pflege des geistigen Lebens einem eigenen Stand anvertraut wurde, übernahm auch dieser zu seinem Berufe die Function, diesen Naturtrieb zu entsündigen. So galt die Trauung der Gatten durch die priesterliche Hand überall als eine heilige und heiligende Handlung. Die ächte, wahre Philosophie, namentlich die praktische, ist das Studium und Verständniß der Geschichte des Menschen, und sie weiß nun wohl die Gründe, warum die Entsagung eines so gebieterisch dringenden Bedürfnisses, von den in der Verstandescultur tiefer als wir stehenden Völkern, nicht als eine Verleugnung der menschlichen Natur angesehen, sondern als ein Zeichen ihrer Veredlung wohlgefällig aufgenommen wurde. Sie galt als das Wahrzeichen eines von dem sinnlichen Zwange freien Geistes, und als gute Vorbedeutung einer gegen alle niedere Versuchungen der Leidenschaften starken Seele.

Hat das sich heute in der menschlichen Natur, und in den menschlichen Begriffen geändert? Vielleicht eher bei diesen, schwerlich in jener. Noch heute ist der Geschlechtstrieb der heftigste, dabei geschämigste, der am meisten den Geist niederdrückende thierische Trieb, und die Naturforscher unserer Zeit müssen davon, wie einst Aristoteles, sprechen.

Aber die Ansicht von der Größe dieses Opfers, von der Nothwendigkeit es beim geistlichen Stand anzusprechen, hat sich vielleicht geändert, so wie überhaupt die Grade der Werthschätzung nach dem Geiste der Zeit stei-

gen und fallen? Bestimmen wir diesem Momente einige Betrachtung! Als das Sittenverderbniß der Geistlichkeit vorzüglich der Mönche, mit der Unwissenheit und dem Wohlleben in gleichem Grade stand, und die Reformation zugleich dadurch beschleunigt wurde, daß der darüber absichtlich verbreitete Ruf die Wirkung des Ärgernisses vergrößerte, nahm die Mehrheit des Volkes bei seiner Glaubensneuerung kein Ärgerniß an der Sittenneuerung bei dem Übertritt der Prediger in den ehelichen Stand. Beide schienen sogar einander zu bedingen. Dieselben Begriffe, Abfall vom alten Glauben und Verleugnung der alten Sitten, würden sich auch heute bei dem christkatholischen Volke vereinigen, aber um ein Ärgerniß zu erwecken, anstatt wie damals es zu beseitigen.

So lange die Ohrenbeichte das Siegel der Verschwiegenheit in strengster Verwahrung bedarf, so lange die Mysterien des heiligsten Meßopfers dem Priesterstande anvertraut bleiben, das ist so lange die katholische Kirche in ihrer Wesenheit unangegriffen bleiben soll, sollte auch der Cölibat bleiben, oder die Begriffe des gläubigen Volkes müssen sich über dessen Werthgehalt anders gestalten.

Indessen ist die Frage von der Nützlichkeit des ehelosen Lebens des fungirenden Geistlichen, nicht nothwendig bedingt von der Frage von der Möglichkeit des Rücktritts desselben in den Layenstand, unbeschadet des unauslöschlichen Charakters des Sakraments.

Im Bayerischen, im Badischen, im Hessischen, im Nassauischen vermehren sich die Scandale der Abfälle katholischer Geistlichen, sie beunruhigen die Gewissen der früher ihnen vertrauenden Gemeinden und nicht ohne Grund zweifeln diese, ob die Abtrünnigen ihnen die Sakramente im Geiste und Sinne der Kirche gespendet haben. Über die Motive der Glaubensänderung bleibt die Welt nicht

lange im Zweifel; eine baldige Heirath schließt den Bund mit einem Weibe und der neuerkornen Kirche.

Wenn die katholische Geistlichkeit heirathen darf, dann ist es um die Freiheit der Kirche geschehen; jetzt schon setzt die weltliche Macht auf alle Weise ihr zu, aber die geistliche Behörde braucht nur, jede in ihrem Kreise, den festen Willen des Papstes Gregorius zu haben, um dieses Kleinod zu retten und fort zu erhalten. Aber der verheirathete Priester hängt durch Weib, Kinder, Nahrungssorgen für Beide zu sehr von den Vortheilen der einträglichen Ämter ab, um nicht in die Knechtschaft zu fallen, welche längst auf der protestantischen Geistlichkeit lastet.

In der Hessischen Ständeversammlung hat bereits in diesem p r o t e s t a n t i s c h e n Interesse ein Protestant in die Posaune geblasen; in der Badischen gesellten sich Katholiken dazu. Die nächste Baden'sche Ständeversammlung werden sogar Geistliche mit Bittschriften belästigen. In Bayern und Würtemberg wird es nicht ohne Nachahmung bleiben. Man braucht nur etwas zu wollen und immer zu wollen, und dabei vom Zeitgeiste in seinem Wunsche unterstützt seyn, um es endlich durchzusetzen. Protestantische Regierungen werden diese Machinationen unter der Hand unterstützen und eine Trennung der deutschen Kirche, wenigstens eines Theiles derselben, vom römischen Stuhle nicht widerwillig ansehen. Die längere Zeit der Zucht in den Bildungsanstalten der jungen Geistlichen, der Universitätszwang, wobei die künftigen Seminaristen die Reizungen freier Sitten mit in die schnell vorübereilende Prüfungszeit der rein geistlichen Anstalten bringen, die sie dann als eine Wüste betrachten, und wo sie nach den Fleischtöpfen eines frühern Wandels nur um so lüsterner werden: alle diese schlimmen Zeichen lassen für die deutsche Kirche große Gefahr ahnen.

Wie? wenn die Außenwerke aufgegeben würden, um

die heilige Burg desto sicherer zu schützen? Die alte Kirche stieß sittenlose Geistliche aus diesem heiligen Stand, die dermalige in demselben Interesse dieses ehrwürdigen Standes sollte um der künftigen Ärgernisse willen, auch noch nicht verrufenen Geistlichen wenigstens erlauben, aus diesem Stande frei auszutreten, und doch mit der katholischen Gemeinde in Gemeinschaft zu bleiben. Das Cölibatgesetz sey nur temporär und an die Bedingung wirklicher geistlicher Verrichtungen geknüpft. Es sey vielleicht auch nur local, was für ein Land Bedürfniß ist, ist darum nicht für die Bewohner eines andern. Die lateinische Kirche giebt die Verheirathung der Geistlichen der mit ihr unirten Griechen zu. Der ehelose Stand gehört nicht zu der Wesenheit des Priesterthumes, aber aus andern Gründen der kirchlichen Freiheit, der Vermeidung eines populären allgemeinen Scandals, und wir wagen auf die Gefahr einer Mißdeutung, noch hinzu zu setzen, einer schärferen äußeren Unterscheidung der katholischen Geistlichkeit von der protestantischen, wird schwerlich das Haupt der Kirche sich zu gleichen Concessionen für die wirkliche fungirende Geistlichkeit der lateinischen Kirche bewegen lassen.

Als der französische Gesetzcodex die Auflösbarkeit der Ehe erlaubte, setzte er dafür die Bedingung, daß vor drei Jahren der geführten Ehe, und nach zwanzig Jahren derselben Ehe kein Gesuch um Lösung angenommen werde. Ähnliche Formen und Bedingungen dürften die Rücktrittserlaubniß in den Layenstand regeln, modificiren und beschränken.

Die Kirche hat öfter Schaden gelitten durch den Überfluß als durch den Mangel an Geistlichen. Jener hat gewöhnlich in äußeren verführerischen Lockungen seinen Grund, die bei diesem fehlen, aber eben darum durch apostolischen Eifer mehr als ersetzt werden. Es

wäre also nicht das ärgste Übel, wenn durch das weit geöffnete Thor viele Wölfe aus der Heerde träten, die nun nicht mehr nöthig fänden, sich in Schafpelze zu vermummen, dagegen auch alle die wahre Hirten wären, ihre Stäbe fort trügen. *)

Von einem Layen.

*) In diesen Vorschlag wird unsers Erachtens die Kirche niemals eingehen. Uebrigens scheint uns dieser Aufsatz unsers schätzbaren Correspondenten einen Widerspruch zu enthalten, und der zweite Theil, die Juste milieu-Zuflucht — die überhaupt in unsern Tagen eines verrufenen Andenkens geworden — den vorausgeschickten gründlichen Betrachtungen über das Wesen der Kirche entgegen, mithin durch die angegebenen unwiderleglichen Grundsätze zum Voraus vereitelt zu seyn. Das Laisiren der Geistlichen ist mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden und würde die Kirche in weit größere Verlegenheiten und Scandale verwickeln, als der Abfall einiger oder auch mehrerer in Sinnlichkeit Befangenen, die in dieser Befangenheit sich allen Begriff von ihrem hohen Berufe freiwillig abhanden kommen lassen. Das Volk begreift wohl, daß ein Priester abfallen könnte, und giebt ihm dann gerne eine Ehehälfte als Aussteuer in die Apostasie mit; nimmerhin wird es sich mit dem Gedanken an die allenfallsige Verehelichung seiner Hirten, Priester und Gewissensräthe befreunden können. Andererseits wäre schon wohl die Möglichkeit des Rücktrittes in den Layenstand und dessen Rechte für den Priester eine mit dem Verführungsapfel stets bewaffnete und ihn jeglichen Augenblick verfolgende Schlange oder schalkhaft in die Ohren flüsternde Eva. — Die Oberhirten mögen den in dem Aufsatze leider nur mit allzugroßer Wahrheit bejammerten Uebeln der Clericalerziehung abzuhelfen suchen, und für die kirchliche Freiheit unausgesetzt so laut schreien als die entartetsten Geistlichen im Interesse ihres Fleisches, ferner mögen sie keinen anderen Candidaten des Priesterstandes die Hände auflegen, als solchen, die unter ihren Augen oder unter gehöriger Garantie aufgewachsen sind: alsdann wird auch das Angesicht der deutsch-kirchlichen Erde erneuert werden. Kraft, Würde, Vertrauen auf Gott und die gute Sache, unbedingte Hingabe und Selbstaufopferung, Bitten und Thränen und Strafen und Liebe vermögen Alles für die Ehre Jesu und seiner heiligen Kirche. D. R.

XVI.

Die Wichtigkeit
des ehemaligen Cistercienserklosters zu Neuzelle.

Schon die Lage der Klöster ist zu allen Zeiten bedeutsam gewesen, und niemals hat sie der Zufall bestimmt. Die Widersacher der Kirche waren jedoch sehr schnell fertig mit ihrem Urtheil darüber. Sie fanden in der Umgebung dieser heiligen Sitze stets reichen Natursegen, und einen blühenden Wohlstand zufriedener darum aber wohlwollend gehorsamer Menschen. Da verbreiteten sie dann das Mährchen, die Mönche hätten, wie der Clerus durchgehends, überall die besten Landschaften an sich zu bringen gewußt, eine Fabel welche ganz in der Sinnesweise der Erdichter war ausgesonnen worden. Sie meinten, die Geistlichen wären räuberische Kondottieri gewesen, welche, fern von aller Achtung gegen Recht und Eigenthum, jeden Besitzer blühender Landstriche sofort zu depossediren gewuß hätten. Aber die Gründer der Klöster sahen wenig oder gar nicht auf die Beschaffenheit des Landes, sondern berücksichtigten bei ihren Stiftungen blos die geistlichen Bedürfnisse der Gegend; sie ließen sich da nieder, wo die Nothwendigkeit forderte, daß es einen Vereinigungspunkt für die Gläubigen gab, in welchem diese letzteren zugleich an hohen Festtagen, wo der Mensch sich freuen soll, eine Stätte der herrlichsten Freude im heiligen Gefilde fanden, welche sie zurückhielt vom Besuch seelenverderblicher Belustigungsörter, oder wo, wie in einer Residenz und an einem Hofe, der ihren Neigungen und Leidenschaften eine edlere Richtung gab, zuweilen die Vornehmern sich versammelten, und woselbst endlich allen nahe wohnenden Freun-

den heiliger Wissenschaft köstliche Quellen für den edelsten Geistesdurst sprangen.

Wenn man die sämmtlichen Verhältnisse des ehemaligen Cistercienserklosters zu Neuzelle von allen Seiten betrachtet, so liefern sie zu jeder der obigen Behauptungen die Bestätigung. Es liegt dieß ehemalige Monasterium da, wo die äußerste Spitze der Lausitz vordringt gegen die Mark Brandenburg, und man kann sagen auf der Grenzlinie der katholischen und protestantischen, der erhaltenden und der modernisirenden Bestrebungen des christlichen Kaiserstaats und jenes Königreichs, welches die ganze Verbindung derer die das Princip, nicht des Lebens sondern der unstäten Bewegung verfechten, nur zu gern zu ihrem Heerd machen, auch so situiren und organisiren möchten, daß, trotz der sich annähernden und Freundschaft suchenden Höfe, in die innern Religions- und Handels- auch sonstigen Geselligkeitsverhältnisse Hindernisse befestigt werden, welche jedes wahrhaft innige Verhältniß zwischen der südlichen und der nördlichen Hauptmacht Deutschlands unmöglich machen. Die Lausitzer nämlich waren Lehen der Krone Böhmen, und es läßt sich nachweisen, daß das Lehensverhältniß mehr eingeschlafen und in Vergessenheit gerathen ist, als wirklich aufgehoben worden. Wenigstens kirchlicher Rücksicht nach erhielt sich ein religiöses Band immer noch bis in die letzten Zeiten; und Böhmen, welches reich ist an Cistercienserklöstern, war eben sowohl durch die Anordnung der Ordensprovinzen als auch in anderer Hinsicht eine wohlthätige Pflegerin des zellischen Klosters geblieben. Den Beobachtungen nach, welche ich eben daselbst anzustellen mehrmals Gelegenheit gehabt, muß die mir sonstig fremde Universität Prag eine treffliche Pflanzschule für katholische Priester seyn, vorzüglich so weit von der Exegese und vielleicht noch mehr so weit von der Dogmatik die Rede

ist. Ich kann nur nach Unterredungen urtheilen, die ich mit ehemaligen Conventualen gepflogen, welche in Prag studiert hatten. Aber aus ganz gelegenheitlichen Äußerungen sind mir Aufschlüsse geworden und Lichter aufgegangen, nach denen man bei unserer Philosophie wohl zeitlebens vergeblich suchen möchte, und was ich ganz vorzüglich bewundern mußte, war die außerordentliche Rechtgläubigkeit. Denn nicht will ich hier nachfolgende Betrachtung zurückhalten und Besorgniß bergen. Unsere Zeit ist damit beschäftigt, eine katholische Philosophie zu entwickeln. Diese wird gewiß viel Gutes stiften, was schon darin sich zeigt, daß alle wahrhaft denkenden Köpfe, alle tieferen Geister unter den Protestanten durch sie zu der Einsicht gelangen, daß in ihrer Theologie und Philosophie nur Stroh gedroschen wird, weßhalb sie denn anfangen, auszugehen um Nahrung und Brod bei den Vorrathshäusern der katholischen Philosophie zu nehmen, und in Verbindung damit sich zum katholischen Glauben bekennen. Allein wenn ich mich nicht sehr irre, sind manche mehr hingegeben der Philosophie und erwarten auch mehr von dieser katholischen Philosophie als von der Kirche. Sie scheinen dabei, indem sie anfangen jene katholische Philosophie zu cultiviren, weder eine richtige Vorstellung von derselben zu haben und mit sich wegen ihres Gegenstandes im Klaren zu seyn, noch sicher und entschieden genug ihr positives Fundament aufzusuchen. Darum, wenn ich nach den selbst gemachten Erfahrungen urtheilen soll, regt diese neue katholische Richtung den Geist freilich an und giebt der Philosophie einen erhabenen Schwung, der indessen oftmals blos poetisch seyn möchte, wogegen die wahre Klarheit, das ächte Licht um so reiner leuchtet, je mehr und je treuer wir uns zu der unverändert gebliebenen reinen Dogmatik hinwenden.

Es läßt sich nun mit Sicherheit behaupten, oder doch

mit großer Wahrscheinlichkeit argumentiren, daß, wenn das Cistercienserkloster zu Neuzelle den Stipulationen der Bundesakte gemäß, als eine dem Heil der Katholiken in der Lausitz gewidmete Kirchenanstalt in der ihm zugesicherten Integrität wäre unangetastet gelassen worden, hierdurch die vielen böhmischen Conventualen durch eine in Prag so rechtgläubig bleibende Dogmatik eine wohlverwahrte Pflanzstädte auf lange würde besessen haben, was auf das ganze nördliche Deutschland nur die herrlichsten Wirkungen nach dem Charakter und nach den Verhältnissen ausüben konnte, welche die preußische Monarchie anzunehmen sich entschlossen hatte.

Daß dieser Staat für die Verhältnisse der katholischen Kirche von höchster Bedeutsamkeit sey, unterliegt wohl keinem Zweifel. Allein wie derselbe wirken und wohin alles führen werde, das läßt sich wohl kaum errathen, geschweige übersehen. Die Vorsehung dürfte ihre eigenen Absichten dabei haben, und es ist sehr möglich, daß Staatsanstalten, welche den einzelnen Katholiken vielleicht und eben dadurch dem Katholicismus ungünstig schienen, und denen aus andern Gründen ich keine gute Nativität stellen konnte, gerade Förderniße der katholischen Religion werden dürften. Was ich meine, ist das Princip der Bewegung, wofür dieser Staat, wenn es auch äußerlich nicht zu Tage kömmt, und die Förderer desselben es dem Hofe und allen anders gesinnten Individuen möglichst verbergen, nun einmal sich erklärt hat, und welches eigene nicht berechnete Wirkungen hervorbringt, werde ich sogleich näher angeben; vorher muß ich eine allgemeine Betrachtung anstellen.

Am meisten in Ungunst gebracht hatten den Katholicismus gewisse auf Unkunde desselben berechnete Verläumdungen. Wären die Katholiken und wäre ihre Religion das, was man den Menschen, welche in keine Be-

rührung mit ihnen kommen, darüber aufheftet, dann würde es keinem zu verdenken seyn, wenn er nicht nur persönlich gegen diese Religion Abneigung beweiset, sondern auch sogar wähnt Gutes zu stiften, indem er ihrer Verbreitung entgegen wirkt. Nichts sicherte die altpreußischen Provinzen mehr gegen die Fortschritte des Katholicismus, wie die Unbekanntschaft mit der Sache, und das im frühern administrativen Princip liegende oder ihm entsprechende Isoliren und Individualisiren der Provinzen, wo es eine Ausnahme bildete, wenn der schlesische oder der westphälische Katholik seine Heimath vertauschte. Friedrich II., wiewohl er seinen Witz, nicht seinen Spott, gern gegen die Religion richtete, bewies ihr doch in allen praktischen Verhältnissen die lobenswertheste Achtung und Anerkennung. Es war diesem Fürsten Regel, da wo er religiöses Bedürfniß und religiöse Treue vorfand, sie keineswegs zu untergraben, vielmehr sie zu befestigen, und darum riß er nicht leicht die Katholiken aus ihren kirchlichen Verhältnissen, indem er sie in protestantische Umgebungen versetzte; darum fielen während seiner Regierung beim eigentlichen Volke keine Conversionen vor. Der Katholik blieb Katholik, der Protestant Protestant.

Aber dieß hat sich seit etwas mehr als einem Jahrzehnt von Grund aus geändert, und zwar infolge des nämlichen Systems der Centralisirung und des Nivellirens, wogegen seit etwa eben so lange, ich Kurzsichtiger, rastlos geeifert habe, weil ich nicht ahnte, wozu das in religiöser Beziehung führen mußte. Wenn ich bei der Civiladministration anfange, so wurde in den neu erworbenen katholischen Provinzen ein großer Theil der Stellen durch altländische protestantische Beamte besetzt, die dadurch dem Katholicismus näher kommen. Wenn dieser nun auch nicht gerade auf die Söhne unserer Zeit seine Wirksamkeit ausüben dürfte, so verhält sich es doch an-

ders mit der nachkommenden Generation, deren empfänglicherer Sinn aus der katholischen Gottesverehrung nur wohlthätige Eindrücke empfangen kann. Die Folgen davon lassen sich errathen.

Damit ein solcher Zustand der Dinge, der bald große Bedeutsamkeit gewinnen muß, herbeigeführt werde, kann wohl nichts gelegener kommen, als das eben geschilderte Administrationssystem, dessen Geist sich auch über die Organisation des Heeres und der Militärangelegenheiten ausgebreitet hat, indem hier, anderer Ursachen wegen, nicht nur der Grundsatz häufiger Dislocationen zur Anwendung kommen muß, sondern auch die ganze Anordnung es mit sich bringt, Katholiken und Protestanten in Annäherung und in gegenseitige Verhältnisse zu setzen. Es dürfte schwer halten zu entscheiden, in welchem Gebiete, ob hier, wo die Einflüsse der Kameradschaft, des Beistandes, der Liebe und Freundschaft, kurz des freundlichen Zusammenlebens, oder ob in dem eben Geschilderten, wo blos der Abstich in den gemilderten Feindseligkeitsverhältnissen hervortreten, der Katholicismus größere Eroberungen machen werde. Genug, daß sie demselben nicht entgehen können; und so darf ich denn wieder zurückkehren zu meinem Hauptthema, indem ich zeigen wollte, wie bald die altpreußischen Provinzen und namentlich auch die Marken eine sehr bedeutende katholische Bevölkerung würde gewinnen müssen, und welche wesentliche Wohlthaten solche dann sich von einer so rein gebliebenen katholischen kirchlichen Gründung, wie das Cistercienserkloster zu Neuzelle versprechen durfte.

Es wird für eine Bestätigung dieser Behauptung gelten können, wenn ich erinnere, was in der gedachten Beziehung wirklich bereits der Fall gewesen. Die bekannten Unruhen in Polen und in einigen Städten am Rhein hatten eine Truppenverlegung nöthig gemacht, gemäß welcher

Regimenter aus den westlichen Provinzen und Landwehr-regimenter aus dem Großherzogthum Posen die Gegend zwischen der Oder und Elbe angewiesen erhielten. Letzteren waren die Umgebungen der Oder bestimmt gewesen; allein dieser Strom mußte des Ausbruchs der Cholera wegen besetzt werden, man konnte dazu nur deutsche Mannschaft brauchen und diese ward den Regimentern der Westprovinzen entnommen, so daß die Umgegend von Neuzelle gerade eine sehr starke katholische Bevölkerung gewann, die freilich nur auf kurze Zeit dort verblieb, allein eben so gut lange daselbst hätte verweilen können, wenn die bestimmenden Veranlassungen länger angehalten hätten. Ähnliches aber wird und muß öfter eintreten. Es kann geschehen, daß einzelne Provinzen periodisch ungewöhnlich angefüllt werden mit Katholiken, und dann kömmt für diese die Seelsorge in Betrachtung. Wenn es im Systeme liegt, Massen von Katholiken periodisch in protestantische Provinzen zu versetzen, dann muß auch dafür gesorgt werden, daß dort ihnen der katholische Gottesdienst nicht gebricht, und diesen werden die angestellten Pfarrer mit ihren Caplänen nicht bestreiten können, weil, wenn auch die denselben zugewiesene Seelenzahl nicht zu groß, doch diese auf weite Ausdehnungen vertheilt ist und zu vielen Zeit raubenden Missionsreisen nöthigt. Ohnehin ist es dem Katholiken aus echt katholischen Ländern, aus vormals geistlichen Staaten, Bedürfniß, gewisse Feste wenigstens mit einiger entsprechender Feierlichkeit zu begehen; alle diese Rücksichten aber begründen das Erforderniß von Conventen und von Conventualen weit mehr als solches in Ermangelung dieser Veranlassungen fühlbar werden dürfte.

Darin scheint die Weisheit des Staatsmannes zu bestehen, daß er niemals fragmentarisch und lückenhaft operirt, sondern daß er stets das Ganze des Staatsverhält-

nisses und des Staatssystemes sich lebendig gegenwärtig erhält, um nicht in dem einen Kreise so zu verfahren, daß die Folgen der Anordnung Maßregeln, welche andere Kreise betrafen, vernichten oder durch sie vernichtet werden. Hätte das preußische Gouvernement ein anderes System erwählt wie jenes centralisirende, mit welchem eine perennirende Völkerwanderung des Militär- und Civilpersonals verbunden ist, hätte die Monarchie eine Conföderation von mehreren Provinzen gebildet, dann würden die alten protestantischen Provinzen zwar allerdings auch allmählig eine katholische Bevölkerung gewonnen haben, allein für diese wäre immer mit den stehenden Pfarreien auszureichen gewesen. Hingegen mußte vorausgesehen werden, daß des entgegengesetzten Systems wegen, die Verhältnisse es mit sich bringen würden, stellenweis die Convente zu erhalten, und daß namentlich der ganze Strich zwischen Oder und Elbe nicht bestehen könne, ohne das Cistercienserkloster zu Neuzelle, der Marken und Lausitzen, oder nämlich des ganzen Verbandes wegen, welcher in der ständischen Verfassung einen geschlossenen Körper bildet, zu conserviren. Denn rechts der Oder sind die katholischen Verhältnisse anders organisirt, und Pommern kann zur Noth die erforderliche religiöse Unterstützung aus den Provinzen Posen und Südpreußen beziehen, während für Magdeburg und für die der Elbe östlich zunächst liegenden Provinzen vielleicht die Herstellung der Dominicaner in Halberstadt heilsam und wünschenswerth seyn dürfte. Aber gerade der Landstrich zwischen Oder und Elbe befindet sich in einer eigenen Lage und religiösen Verlegenheit, sobald, was doch oft der Fall werden kann, hier größere Massen von Katholiken periodisch zusammenstoßen sollten, und eben der Residenz wie dieses anderer Verhältnissen wegen hier mehr denn irgend sonstwo der Fall werden dürfte. Für Fälle

der Art muß man in der Lage seyn, klösterliche Stiftungen benutzen und sich Conventualen erbitten zu können, welche die geistliche Hülfe an den Punkten vermehren, woselbst sie einer Vermehrung bedarf. Es sind hierbei auch keinesweges die Marken und Lausitzen allein, sondern vielmehr des Versetzungssystems wegen, die sämmtlichen Katholiken des preußischen Staats betheiligt, und sie dürften ein nicht erloschenes Anrecht auf die alte Integrität des zellischen Klosters haben, dessen jetzige Bestimmung der Sache der Religion wahrlich nicht fördert, seitdem ein großer Theil der Fonds auf ein Seminar zur Bildung von protestantischen Landschullehrern verwendet wird.

Wenn es unter allen möglichen Mißgriffen vielleicht der ärgste ist, der Dorfjugend zwanzigjährige Schullehrer zu geben, schon deßhalb, weil, wie Göthe sehr richtig sagt, im Pädagogischen das Alter und die Kindheit sich gegenseitig anziehen; so wird auch namentlich die Religion bald genug die traurigsten Erfahrungen von diesem Mißgriff machen. Es soll eine gute Disciplin im Schullehrerseminar zu Neuzelle herrschen; das mag seyn. Allein was soll man denken, wenn die Seminaristen mit ihren blechernen Botanisirbüchsen umherwandern, als sollten sie gebildet werden für die Pharmazie? Nicht nur ziehen sie von dem botanischen Studium keinen praktischen Nutzen, sondern es legt leicht solches auch bei ihnen den Grund zum Naturalismus, diesem Vorgänger des Atheismus. Nun sind sie es aber, in deren Hände die Dorfjugend zuerst kommt, und bei dieser werden sie alsdann denselben irreligiösen Saamen ausstreuen. Die Kinder des Landmannes würden nun, ehe sie den Religionsunterricht empfangen, für die Sache der Religion bereits verdorben.

Es ist aber noch ein Punkt, den ich für dießmal nicht

unberührt lassen kann, nämlich der Leumund, welchen man durchgehends über die Mitglieder des ehemaligen Klosters verbreitet hat, und der so allgemein wurde, auch so sehr wirkte, daß selbst achtbare Männer, welche die Aufhebung des Klosters rechtlich nicht rechtfertigen zu können bekannten, doch der Meinung waren, daß der Verlust für die Religion selbst unerheblich sey, weil es mit dem Wandel und mit den Einsichten der ehemaligen Conventualen nicht wohl bestellt gewesen seyn solle. Allein wenn ich erwäge, welche Erwerbungen das Königreich Sachsen aus jenem Kloster gemacht, und wenn, da der Tod die älteren Väter schon hingenommen hat, ich den auf wenige Individuen geschmolzenen Bestand der noch lebenden Brüder berücksichtige, so bestätigt mir auch dieß wieder die Wahrheit der Regel, daß man nie glauben dürfe, was Protestanten zur Verunglimpfung der Katholiken, hauptsächlich katholischer Priester, aufbringen. Ich bin so glücklich geworden, so oft ich in Neuzelle verweile, meine Tage ganz im Kreise der ehemaligen Conventualen zu verleben, gleichsam als deren Gast, welchem die Lebensweise seiner Bewirther nicht entgeht; und ich habe es nur mit Ehrfurcht bewundern können, daß die Regel des heiligen Benedikt, nach welcher die Cistercienser leben, eine der strengsten ist, wie sehr die vereinsamten Hüter sich annoch der Erfüllung derselben befleißigen. Wenn die Unterhaltung mit ihnen mir viel Befriedigung gab; so mußte sie doch sehr beschränkt werden, denn das Lesen der Messe, das geregelte Beten, das examen conscientiæ und die übrigen geistlichen Verrichtungen, welche ihnen den Tag eintheilten, ließen verhältnißmäßig nur wenige Stunden für die Unterhaltung übrig.

W. v. S.

XVII.

Das Kreuz auf dem christlichen Gottesacker.

Aus der Diöcese Speyer, vom 28. Mai. *)

In der Gemeinde Mittelberbach (Landcommissariats Homburg) hat man es dahin gebracht, daß die Katholiken und Evangelischen einen gemeinschaftlichen Friedhof anlegten. Die Katholiken, welche sich dazu verstanden, den Friedhof gemeinschaftlich mit ihren protestantischen Nachbarn anzulegen, hatten dabei nicht vorausgesetzt, daß die „Gemeinschaftlichkeit" so verstanden werden würde, daß der Friedhof nicht auch die Eigenschaften eines katholischen, sondern blos eines heidnischen tragen sollte; so aber scheint es von protestantischer Seite nicht verstanden gewesen zu seyn, wenigstens entstand, als die Katholiken die Erde, worauf die Leiche ihrer Väter und Verwandten dem Tage der Auferstehung entgegenharren sollen, im Namens Gottes weihen lassen und ein Kreuz, das Symbol ihres Glaubens und ihres Heiles, darauf aufpflanzen wollten, ein Zwist, welcher ein neuer, trauriger Beweis ist, was mit der so viel pronirten „Gemeinschaftlichkeit" beabsichtet und erzweckt wird. Wenn dem Evangelischen der Segen Gottes etwas Überflüssiges scheint und das Kreuz ein Ärgerniß ist, so geht uns das zunächst nichts an; wir können es beklagen, haben aber dabei nichts weiter zu thun, als jenen unserer getrennten Brüder, welche die Erhaltung des Christenthums und den Protestantismus vereinbar finden möchten, zu sagen: das sind die nothwendigen Consequenzen des

*) Diese Mittheilung ist entnommen aus der katholischen Kirchenzeitung Nro. 50, 51 und 52.

Protestantismus, des Abfalls von der Kirche, der Constituirung der Vernunft des Individuums zur Glaubensrichterin und Norm! Jenen Katholiken aber, welche die Tendenz der „Gemeinschaftlichkeit" noch nicht durchschauen, müssen solche Erscheinungen selbe klar machen; es ist dabei nichts beabsichtet, als das Aufgeben oder Zerstören des Katholischen. Was das erwähnte Factum selber betrifft, so verdient bekannt zu werden, was unser hochwürdiges Ordinariat in dieser Beziehung der königl. Regierung mittelst Bericht vom 7. d. M. bemerkt hat; die Leser der kathol. Kirchenzeit. werden daher das nachstehende Actenstück nicht ohne großes Interesse lesen.

„Indem wir die unterm 7. und 12. April l. J. gefällig mitgetheilten Verhandlungen über die von protestantischer Seite beanstandete Errichtung eines Kreuzes auf dem neuen Leichenhofe zu Oberberbach in der Anlage remittiren, beehren wir uns zugleich, der jenseitigen verehrlichen Stelle nachfolgende Bemerkungen über die in Frage gezogene Sache vorzulegen. Während der pfälzischen und französischen Zeiten waren die Streitigkeiten über die Leichenhöfe und die Aufstellung der Kreuze auf Gottesäckern im Rheinkreise durchaus unbekannt. Die drei christlichen Confessionen hatten seit der großen Theilung der Kirchen und Kirchhöfe d. 1707 jede ihre besonderen Gottesäcker, und es stand jeder derselben völlig frei, diese Leichenplätze, nach dem Ritus ihrer Religion, zur Aufnahme der Verstorbenen herzurichten und einzuweihen. Auch das französische Gouvernement ging von demselben Grundsatze der Theilung und der völligen Freiheit der Einweihung der neuen Leichenplätze aus, als es sich durch medicinisch-polizeiliche Gründe bewogen fand, die alten Kirchhöfe in Städten und in Dörfern zu supprimiren und deren neue an geeigneten Plätzen anlegen zu lassen. Der Art. 16 des Decrets d. 23.

Prair. XII. unterwarf die Begräbnißplätze aus sehr weisen Ursachen der Polizei und der Oberaufsicht der Gemeinden; aber der Art. 15 desselben Decrets sprach jeder Confession eines Ortes einen eigenen Leichenhof, oder einen eigenen besonderen Theil an dem gemeinschaftlich angelegten in der Art zu, daß dessen Flächenraum nach der Bewohnerzahl jeder Confession verhältnißmäßig sollte abgemessen, und durch Mauern, Zäune, Gräben oder Gänge in so viele Theile getheilt werden, als es Confessionen im Orte gäbe. Dadurch war zugleich das Interesse des Staates und jenes der besondern Confessionen gleichmäßig bewahrt, und es blieb letztern völlig überlassen, den sie betreffenden Antheil nach der Vorschrift ihres Glaubensbekenntnisses zu adaptiren und zu benutzen. Von einer Streitigkeit über diesen Gegenstand konnte damals um so weniger auch nur die Rede seyn, als selbst jede Veranlassung zu irgend einer Differenz zwischen den Confessionen durch die deutlichsten gesetzlichen Bestimmungen schon zum Voraus gehoben war. Diese alt hergebrachte und gesetzlich bestimmte Theilung der Leichenhöfe wurde erst nach Ertheilung der bayerischen Staatsverfassung angestritten, und von da an begannen häufige und erbitterte Streitigkeiten über die Begräbnißplätze. Zwar hatte der Art. 100 des Religionsedicts bestimmt, daß, wenn ein Religionstheil keinen eigenen Kirchhof besitze, der im Orte befindliche als ein gemeinschaftlicher Begräbnißplatz für sämmtliche Einwohner des Ortes zu betrachten sey; aber dadurch war die Bestimmung des Art. 15 des Decrets d. 23. Prair. XII., nach welchem der einzige Leichenacker einer Gemeinde, obgleich als gemeinschaftlicher Begräbnißplatz, durch Mauern, Zäune, Gräben 2c. für jede Confession abgetheilt werden sollte, keineswegs aufgehoben, indem die Erklärung des im Orte befindlichen ein-

zigen Kirchhofes zum gemeinschaftlichen Begräbnißplatze für sämmtliche Bewohner noch keineswegs die reihenweise und unausgeschiedene Beerdigung dieser Bewohner einschloß, sondern immer noch die Abtheilung des Decrets d. 23. Prair. XII. nach Confessionen zuließ. Ungeachtet der unbestreitbaren Gültigkeit dieses Decrets fingen die Protestanten an, auf gemeinschaftlichen unausgeschiedenen Begräbnißplätzen zu bestehen; die Katholiken jedoch verweigerten sie, gestützt auf die gesetzlichen Normen, und die königliche Regierung entschied auch in einzelnen Fällen ganz im Sinne der hergebrachten Gesetzgebung, und befahl die confessionelle Trennung im Sinne des angeführten Art. 15 des Decrets vom Jahre XII. Die Protestanten ließen sich jedoch hierdurch nicht abschrecken, sie bestanden an andern Orten auf ungetheilte Gemeinschaft, und da die Katholiken auf der gesetzlichen Abscheidung beharrten, so glaubten wir, zur Bewahrung der Rechte unserer Diöcesanen, die obwaltenden Streitigkeiten an Se. k. Majestät zur allergnädigsten Berücksichtigung bringen zu müssen, und auf unsere Eingabe d. 7. Jänner 1826 erfolgte die allerhöchste Entscheidung d. 13. Juli desselben Jahrs, nach welcher in allen jenen Fällen, wo auf Kosten des Gemeindevermögens oder durch Umlagen neue Kirchhöfe angelegt oder die alten erweitert werden, eine Abtheilung weder von der einen, noch von der andern Partie gefordert werden kann. — Obgleich nun diese Entscheidung sowohl von dem Decrete d. 23. Prair. XII. als dem Art. 100 des Religionsedicts abzuweichen schien, so beruhigten die Katholiken sich dabei dennoch um so bereitwilliger, als zugleich als Hauptmotiv derselben die Erklärung abgegeben war, daß „die Einsegnung solcher gemeinsamen Kirchhöfe nach katholischem Ritus nicht beanstandet werde.“ Seitdem wurden auch mehrere gemeinsame Leichenplätze

ebenfalls nach katholischem Ritus unter Aufrichtung eines Kreuzes eingeweiht. Die Katholiken forderten die Einweihung, und die Protestanten fanden keinen Anstand, die eben so billige, als durch die angeführte Entscheidung rechtlich zugesprochene Forderung, ohne die geringste Widerrede, zu gestatten.

„Die Protestanten zu Oberberbach sind daher mit ihrem Pfarrer Mahla die Ersten, denen es einfällt, gegen den Wunsch ihrer katholischen Mitbürger zu protestiren; eine Protestation, die, außer ihrer gesetzlichen Unzulässigkeit, um so gehaltloser und engherziger erscheint, wenn die besondern Umstände dieser Sache in genauere Erwägung gezogen werden.“

„In dem Dorfe Oberberbach wurde ein neuer Leichenhof hergerichtet. Die Katholiken forderten dessen Abscheidung nach dem Art. 15 des Decrets d. 23. Prair. XII.; allein die Protestanten bestanden auf einer ungetrennten reihenweisen Beerdigung aus dem Grunde, wie sie in ihrer Protestation d. 29. Februar l. J. selbst vorgeben, weil man von katholischer Seite zwei Drittheile des Flächenraumes gefordert habe, und dieses ihre protestantischen Rechte gekränkt hätte. — Obgleich man nun nicht absieht, wie die genannte Forderung der Katholiken eine Kränkung des protestantischen Rechtes abgeben konnte, indem, wenn man in Erwägung zieht, daß Oberberbach 515 katholische und 219 protestantische Einwohner zählt, die Letzteren nicht einmal den ihnen zugestandenen Drittheil hätten ansprechen können, während Erstere mehr als zwei Drittheile zu reclamiren berechtigt waren, so ließen sich dennoch die Katholiken die Gemeinschaft unter der sich von selbst verstehenden Bedingung gefallen, daß der neue gemeinsame Todtenacker nach kathol. Ritus eingeweiht werde. Der kathol. Pfarrer Vogel stellte sohin, nachdem er die Einweihungserlaubniß

nach den Kirchensatzungen bei dem Ordinariate eingeholt hatte, an das königl. Landcommissariat den Antrag, daß zur Einweihung des neuen Kirchhofes in Oberberbach nach kathol. Ritus ein steinernes oder wenigstens ein hölzernes Kreuz durch Beiträge beider Confessionen, oder auch nur durch Umlage der kathol. Bewohner, errichtet werde. Das Bürgermeisteramt Limbach und der Ortsvorstand zu Oberberbach erklärten sich auch auf die deßfallsige Anfrage des königl. Landcommissariats vollkommen einverstanden und erboten sich, das hölzerne Kreuz auf Gemeindekosten zu errichten; allein der protestantische Pfarrer Mahla glaubte, aus eben so weit hergeholten als gehaltlosen Gründen, gegen die Errichtung eines solchen Kreuzes protestiren zu müssen, und das königl. Landcommissariat trat dieser Protestation bei, von Gründen geleitet, die eben so gehaltlos sind, wie jene des protestantischen Pfarrers. Der Pfarrer Mahla protestirte neuerdings, zu einer weiteren Erklärung aufgefordert, gegen die Errichtung eines solchen Kreuzes, und auch das protestantische Presbyterium zu Limbach, welches jedoch nur zwei Mitglieder unter den Bewohnern zu Oberberbach in sich zählt, verwahrte sich gegen das Kreuz. Das protestantische Dekanat Homburg fand sogar keinen Anstand zu erklären, daß in jener Gegend das Kreuz nicht als Symbol des Christenthums überhaupt, sondern lediglich als das der römisch-katholischen Kirche gelte, daß es daselbst verhaßt und ein Ärgerniß für Protestanten sey, und daß sie daher durch Aufrichtung eines Kreuzes als durch etwas geärgert würden, wogegen sie Abscheu haben. — Zuletzt protestirten auch noch die 16 protestantischen Bürger zu Oberberbach, wie sie angaben, unaufgefordert, aber, wie sich leicht erklären läßt, hiezu bearbeitet, gegen das Kreuz, weil dessen Errichtung sie in ihren Rechten eben so beeinträchtige, als die Theilung

des neuen Kirchhofes und die Zuweisung eines Drittheils desselben sie gekränkt hätte.

Da nun schon die jenseitige verehrliche Stelle sowohl, als auch das königl. protestantische Consistorium in nachbarlicher Billigkeit das Unhaltbare und Seichte der in den verschiedenen Protestationen vorgebrachten Gründe anerkannt haben, so wollen wir auch die engherzige Unterlage derselben nicht näher berühren. Wir wollen es auf sich beruhen lassen, in wie ferne erstens die Errichtung eines Kreuzes lediglich als Symbol der katholischen Kirche gelte, und deßfalls, sowohl jetzt als in Zukunft, als ein Beweis des alleinigen Eigenthumsrechts für die Katholiken angesehen werden würde, wenn der fortwährende Mitgebrauch des Leichenhofs von Seiten der Protestanten das Gegentheil factisch darthut; durch welche einfache Bemerkung die allzugroße Besorgniß des Pfarrers Mahla, eben so wie dessen gar zu weit hergeholte Citation des Leipziger Interims und des Reunionskrieges völlig niedergeschlagen wird. Wir wollen zweitens dessen weitere Bemerkung: daß der allenfallsige Grund des Pfarrers Vogel zur Errichtung eines Kreuzes, weil dieser sonst die bei Begräbnissen üblichen Ceremonien nicht vornehmen könnte, unrichtig sey, indem auf mehreren Leichenhöfen kein Kreuz bestehe, lediglich seiner Unkenntniß des kathol. Kultus zuschreiben, indem er die Beerdigung einzelner Leichen mit der Einweihung eines Kirchhofes verwechselt, und ihm unbekannt ist, daß, wenn ein Leichenhof kein Kreuz besitzt, derselbe entweder nie eingeweiht wurde, oder das ursprüngliche Kreuz durch die Länge der Zeit niederfiel, und durch ein neues ersetzt werden muß. Wir wollen drittens die unlogische Folgerung des Presbyteriums, daß die Kirchhöfe unter der Aufsicht der Polizei stehen, die Polizei aber keinen Unterschied der Confessionen kenne, noch kennen solle, und daß daher kein Kreuz auf dem

Oberberbacher Kirchhofe gesetzt werden dürfe, nicht weiter berichtigen; — wie wir viertens das Ärgerniß, das die Protestanten jener Gegend, nach der Behauptung des protestantischen Dekanats, an dem Kreuze nehmen sollen, so wie den Haß und den Abscheu, welchen sie gegen dasselbe tragen, mehr bedauern als bestreiten. — Wir wollen hier lediglich die positive Seite der vorliegenden Sache festhalten, und sie nach den bestehenden Gesetzen ihrem wahren Gesichtspunkte und ihrer eben so einfachen als sicheren Entscheidung zuführen.

Die uralten Kirchensatzungen, das den kathol. Gesammtritus ordnende Pontificale und sämmtliche Ritualien verlangen bei der Einweihung eines Leichenhofes als unerläßliche Bedingung die Errichtung eines Kreuzes aus Stein oder Holz. Dieses Kreuz bildet den Mittelpunkt aller Einweihungsceremonien, und wenn auch diese Ceremonien die Errichtung eines solchen Kreuzes nicht als unerläßlichen Grundbestandtheil der Einweihung vorschrieben, wie sie es doch thun, so liegt es in der Natur der Sache, daß ein christlicher Kirchhof auch durch das Kreuz, dieses allen Christen aller Confessionen gleich ehrwürdige Symbol, dieses Zeichen des Stifters der christlichen Religion, zu dem sich alle bekennen wollen, bezeichnet sey. Durch die Errichtung eines Kreuzes wird ein Leichenacker als christliche Ruhestätte und Gottesacker charakterisirt. Das Kreuz ist der Mittelpunkt eines christlichen Begräbnißplatzes, und zu den Füßen des Kreuzes, dieses Allen gleich ehrwürdigen Zeichens der Erlösung, schlafen die Christen und erwarten den Tag der Auferstehung. Wir glauben diesen eben so menschlichen, als rein christlichen Gesichtspunkt nur andeuten zu dürfen, um die allzuweit getriebene Scheue gegen das Kreuz auf gemeinsamen christlichen Leichenhöfen in ihrer ganzen Grundlosigkeit schon von vorn herein hinreichend nachzuweisen.

„Von diesem rein christlichen Gesichtspunkte ging auch das allerhöchste Rescript den 13. Juli 1826 aus, als es bestimmte, daß die Einweihung der gemeinschaftlichen Leichenhöfe nach katholischem Ritus nicht beanstandet werde," und bestimmte dadurch nichts anderes, als was in der Natur der Sache liegt und was in der Staatsverfassung garantirt ist. Es ist natürlich, daß, wenn die Katholiken Theil an einem gemeinschäftlichen Leichenhofe nehmen, es ihnen auch zusteht, diesen Begräbnißplatz nach der Vorschrift ihrer Kirche einzuweihen, und das unveräußerliche natürliche Recht hiezu hat ihnen auch die Staatsverfassung feierlich bewahrt, indem der Art. 38 lit. g. ihnen die Befugniß zugesteht, „die Einweihung der Kirchhöfe nach der Formel und der anerkannten Verfassung ihrer Kirche anzuordnen." Natürliche und positive Gesetze verbürgen die Freiheit des Gewissens und die Ausübung der kirchlichen Vorschriften, und wenn daher die Katholiken darauf bestehen, daß die Kirchhöfe, zu denen ihnen ein gemeinsames Recht zugetheilt ist, nach katholischem Ritus unter Errichtung eines Kreuzes auf denselben eingeweiht werden, so fordern sie Nichts, als was ihnen rechtlich gebührt, ihnen verfassungsmäßig verbürgt ist, und was ihnen daher unter keinem Vorwande verweigert werder darf. Die Katholiken zu Oberberbach fordern demnach, wenn sie darauf bestehen, daß der neue Leichenhof eingeweiht, und ein Kreuz auf demselben errichtet werde — wozu sie die Kosten allerdings allein zu tragen verbunden sind — lediglich ihr gutes natürliches und verfassungsmäßiges Recht, das ihnen keine Protestation von irgend einer Seite her verkümmern kann, und es ist daher nur einer completten Unkenntniß dieses Rechtsstandes zuzuschreiben, wenn das protestantische Decanat die Äußerung abgiebt, die Katholiken zu Oberberbach sollten,

wenn ihnen an der Errichtung eines Kreuzes so viel gelegen sey, die Einstimmung ihrer protestantischen Mitbürger durch gute freundliche Worte zu erhalten suchen — eine Äußerung, die überdieß noch in zweifacher Beziehung höchst auffallend erscheint, wenn man weiß, daß die Katholiken zu Oberderbach über zwei Drittheile der Gesammtbewohner ausmachen, und wenn man in Erwägung zieht, welche Wirkung sich gute freundliche Worte zum Voraus bei Leuten versprechen dürften, welche nicht einmal durch die offenbarsten und natürlichsten Rechtsgründe bewogen werden können, ihrem Hasse und ihrem Abscheue zu entsagen.

„Bei einer solchen Lage der Dinge läßt sich die Quelle der Erbitterung und Reibung, so wie deren Ursache und Imputation leicht beurtheilen. Auch läßt sich daraus ermessen, in wie ferne die Eingabe des Pfarrers Vogel über diesen Gegenstand, als er beim Landcommissariate die Errichtung eines Kreuzes auf dem neuen Kirchhofe beantragte, allzuwenig vorsichtig war. Seine Vindication eines Kreuzes und der Einweihung des Kirchhofes geschah auf den Grund des allerhöchsten Rescripts d. 13. Juli 1826 und des Art. 38 lit. g. des Religionsedicts, und bezweckte nichts, als was die Katholiken rechtlich fordern durften, und nach den Vorschriften ihrer Kirche fordern mußten. Es kann deßwegen die Erbitterung und Reibung eines irregeleiteten Drittheils der Oberderbacher Gemeinde auch nicht den geringsten Grund abgeben, daß die zwei andern Drittheile von ihrem guten constitutionellen Rechte abgehen, noch auch den Oberbehörden zur ausreichenden Ursache werden, diese verfassungsmäßige Rechtsgewährung zu verweigern oder zu verschieben. Mit der angerathenen Verschiebung wäre auch ohnedieß nichts gewonnen, da mit Gewißheit vorausgesagt werden kann, daß die Oberderbacher Protestanten in der Folge noch

weit weniger als jetzt zur Errichtung eines Kreuzes einstimmen werden, da sie, und nicht mit Unrecht, künftighin den einzigen haltbaren Grund ihrer Weigerung gerade darin finden werden, daß man bei der Anlage und primitiven Benutzung des Leichenhofes die Errichtung eines Kreuzes nicht gestattet habe, und also in der Zukunft noch viel weniger sie zu fordern berechtigt sey, und sie noch viel weniger zu gestatten sich bewogen fühle. Wir würden zwar gerne die Hand bieten, mit aufrichtiger Bereitwilligkeit eine friedliche Übereinkunft zu befördern, und die Einweihung des Kirchhofes auf eine unbestimmte Zeit, unter Vorbehalt der Rechte der Katholiken, zu verschieben, wenn es durchaus kein anderes Mittel gäbe, die Sache zu Ende zu bringen, und wenn wir anderntheils der Hoffnung Raum geben könnten, späterhin ein christlich-nachbarlicheres Verhältniß unter den Streitenden herbeigeführt zu sehen. Allein hiezu ist nicht die geringste Aussicht, indem es sich zuversichtlich voraussehen läßt, die Oberberbacher Protestanten, welche jetzt einen so großen Haß und Abscheu gegen das Kreuz bekennen, werden demselben nie einen Platz auf dem neuen Leichenhofe gestatten, und eben so wenig die übrige Aufpflanzung kleinerer Kreuze auf den einzelnen Gräbern zugeben. Überdieß ist die ungesetzliche Protestation, welcher man durch die Vorgabe schwieriger Zeiten das ihr fehlende Gewicht geben möchte, kein Grund, die constitutionelle Ausübung eines Rechts zu Gunsten befangener und grundloser Anmaßung zu retardiren. Es könnte den Protestanten einfallen, sich auch noch an andern katholischen, gesetzlich erlaubten Cultusübungen, als Bittgängen, Frohnleichnahmsprocession rc., zu ärgern, und ihrer Protestation dagegen das Gewicht „schwieriger Zeiten" unterzulegen; allein wir sind nicht der Meinung, daß dieses Verfahren berechtigen würde, gesetzliche Befugnisse zu suspendiren oder zu unterdrücken.

„Die Katholiken zu Oberberbach sind demnach befugt, durchaus und unverweigerlich darauf zu bestehen, daß der neue Kirchhof nach katholischem Ritus eingeweiht, und hiezu die Errichtung eines steinernen oder hölzernen Kreuzes auf ihre Kosten auf demselben gestattet werde.“

„Sollten jedoch die Oberberbacher Protestanten, unerachtet einer wiederholten und gründlichen Belehrung, hartnäckig auf der Weigerung eines solchen Kreuzes beharren, so giebt es einen andern Weg, diese gehäßige Streitigkeiten zu Ende zu bringen. Derselbe ist durch die bestehende Gesetzgebung vorgezeichnet. Der Art. 15 des Decrets d. 23. Prair. XII. schreibt die Theilung des einzigen Leichenackers eines Orts nach den verschiedenen Confessionen vor, und bestimmt die Art dieser Theilung durch verhältnißmäßige Abmessung nach der Bewohnerzahl jeder Confession. Der Art. 100 des Religionsedicts hat diese Theilung keineswegs aufgehoben, und das allerhöchste Rescript d. 18. Juli 1826 gestattet sie gleichfalls in dem Falle, daß die aus einer solchen Abtheilung sich ergebenden größern Kosten von der sie veranlassenden Religionspartei allein übernommen werden, und weist zugleich die Kreisregierungen in diesem Falle an, die Abtheilung zur Beruhigung der katholischen Glaubensgenossen ohne Anstand zu gestatten, und die Antheile für jede Confession festzusetzen. Man theile demnach den neuen Kirchhof zu Oberberbach nach den Bestimmungen des Art. 15 des Decrets vom Jahre XII. in die beiden Confessionen, und überlasse es den Katholiken, den sie betreffenden Antheil, nach Inhalt desselben Artikels, durch einen Zaun, Graben oder ganz abzuscheiden, auf diesem Antheil ein Kreuz zu errichten, und die aus einer derartigen Ausscheidung resultirenden Kosten allein zu tragen. Man theile den Protestanten ein Drittheil des Flächenraums zu, obschon sie kein vollständiges Drittheil der Bevölkerung ausma-

chen, und überweise den Katholiken die andern beiden Drittheile, so werden alle Interessen ausgeglichen, die Gemüther beruhigt, die Klagen und Streitigkeiten mit der Quelle zugleich gehoben, und die Reibungen für immer beseitigt. Dadurch wird zugleich der Sonderbarkeit, daß die Protestanten sich hartnäckig unter die Katholiken drängten, und doch zugleich eben so hartnäckig diesen ihren katholischen Nachbarn die Errichtung eines Kreuzes verweigern, gebührend und gründlich begegnet. Keine Confession verliert hierdurch das geringste verfassungsmäßige Recht, keine wird im Mindesten gekränkt, und beide gewinnen an nachbarlichem Sinne und christlicher Eintracht.

„Wir finden uns daher dringend bewogen, sowohl für den vorliegenden Fall, als auch für alle künftig eintretenden Fälle, in denen neue gemeinschaftliche Leichenhöfe angelegt werden wollen, als Resultat vorstehender Erörterung an die jenseitige verehrliche Stelle in ergebenstem Ansinnen die Alternative zu stellen, daß entweder den Katholiken es durchaus ungehindert bleibe, den gemeinsamen Begräbnißplatz unter Errichtung eines steinernen oder hölzernen Kreuzes nach katholischem Ritus einzuweihen, oder wenn die Protestanten dieses durchaus nicht zugeben, daß sodann der Leichenhof nach der Bewohnerzahl der Confessionen abgetheilt und ausgeschieden werde. Wir stützen uns hiebei auf die mehrfach angeführten Gesetzbestimmungen, und müssen es als eine offenbare Verhöhnung der Katholiken bezeichnen, wenn man von protestantischer Seite dieselben zwingen wollte, an einem gemeinschaftlichen Begräbnißplatze Theil zu nehmen, ohne ihnen dabei zu gestatten, die Ruhestätte ihrer Todten einzuweihen und mit dem christlichen Symbole ihres Religionsstifters zu bezeichnen. Wir hegen das Vertrauen, daß sowohl die jenseitige verehrliche Stelle die Rechte der Katholiken gegen ungesetzliche Protestatio-

nen werde zu schützen wissen, als wir zugleich uns der gegründeten Zuversicht überlassen, das königl. protest. Consistorium werde unsere gesetzte Alternative nach dem Stande der Dinge eben so billig als gerecht finden. Die Katholiken fordern nur Billiges und Gerechtes ohne die geringste Beeinträchtigung ihrer protestantischen Mitbrüder, und sie würden im Falle einer fortwährenden Verweigerung sich genöthigt sehen, ihre gegründete Reclamation, zur Abweisung dieses förmlichen Gewissenszwanges, an die allerhöchste Stelle zu bringen, wo sie die gerechteste Würdigung ihrer Beschwerde und die verfassungsmäßige Berücksichtigung ihrer unveräußerlichen Rechte zu finden zum Voraus mit der festesten Zuversicht erhoffen dürfen ꝛc.»

Ist es nicht, vom religiösen Standpunkte abgesehen, beklagenswerth, daß die Regierungen mit solchen seltsamen Angelegenheiten behelligt sind, und noch beklagenswerther, daß sie durch die unglückliche Einmischung in alle religiösen Angelegenheiten der Staatsbürger und durch die unselige Tendenz, Alles in einen Brei zusammenzumengen, solche Behelligungen sich selber zuziehen, und zu Zwist und Uneinigkeiten, ja Haß und Erbitterung unter dem Volke Veranlassung werden!

XVIII.

Literatur.

Deutsches Brevier. Ein Erbauungsbuch für Geistliche und jeden guten Christen, eingerichtet nach den canonischen Tagzeiten der römisch-katholischen Kirche von H. Kühn, Pfarrer zu Arenberg bei Thal Ehrenbreitstein. — Mit Genehmigung des hochwürdigen bischöflichen Generalvikariats zu Trier. Koblenz, 1832. Verlag von Rudolph Friedrich Hergt.

Beim Anblick des Titels dieses deutschen Breviers drängt sich dem Leser der Gedanke auf: Soll das lateinische Brevier förmlich abgeschafft und demselben ein deutsches substituirt werden? — und — ist etwa dieses hier angezeigte deutsche Brevier ein in diesem Sinne entworfenes Gebet- und Erbauungsbuch?? — Die beigesetzten Worte: „für Geistliche" — lassen dieses zwar vermuthen; aber wenn man die Vorrede dazu lies't, dann findet man diese Tendenz nicht mit einer Sylbe angedeutet; vielmehr geht aus dem Ganzen hervor, daß die Einrichtung des lateinischen Breviers dem Hrn. Verf. so wohl gefiel, daß er sein Gebet- und Erbauungsbuch darnach einrichtete und benannte.

Er beurtheilt das lateinische Brevier auch gar nicht, was er doch hätte thun müssen, wenn er dasselbe hätte wollen abgeändert, oder gegen ein anderes Erbauungsbuch vertauscht haben. Vielmehr erklärt er sich offen für dasselbe, indem er in der Vorrede §. 16 mehrere in Concilien gemachte kirchlichen Vorschriften über das Breviergebet anführt; §. 17 von der Verbindlichkeit des Kle-

rus zum Breviergebete redet; und §. 18 einige Einwendungen gegen das Breviergebet abweist.

Er nennt sein Brevier aber: „Erbauungsbuch für Geistliche," weil seine vorzüglichste Absicht bei Abfassung desselben war: (LIII) den studirenden Jünglingen, welche sich dem geistlichen Stande zu widmen gedenken, ein Gebetbuch in die Hand zu liefern, durch dessen Gebrauch sie frühzeitig mit der Einrichtung des Breviers und den in demselben enthaltenen Gebeten (vorzüglich Psalmen und Hymnen) bekannt werden könnten. Es soll also gleichfalls der Jugend eine Vorbereitung zum eingeführten Brevier seyn.

Bei der Eintheilung der Gebetstunden, befolgte der Verf. nicht den Plan in Dereserś deutschem Breviere, woselbst für jeden Tag eine vormittägige und eine nachmittägige Andacht ist; sondern er behielt die hergebrachte Eintheilung der Betstunden in Metten, Laudes Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Complet bei; mit aus der Ursache, damit diese Eintheilung stets an den Eifer der ersten Christen erinnern sollte, die jede drei Stunden bei Tag und Nacht einmal zu beten pflegten; wodurch die Eintheilung für die Nacht in Vesper, Complet, Metten und Laudes — für den Tag in die Prim, Terz, Sext und Non entstanden, damit diese Erinnerung unsere Gebetschen beschämen und uns zum öfteren Beten ermuntern möchte. —

Den Inhalt dieses deutschen Breviers machen aus: die Psalmen Davids, die Hymnen und Orationen des römischen Breviers — und eine Betrachtung oder geistliche Lesung bei den Metten. —

Die Psalmen hat der Verf. so eingetheilt, daß in jedem Monate der ganze Psalter gebetet werde. Dadurch unterscheidet sich diese Einrichtung mit dem Psalmenabbeten wesentlich von der Einrichtung in Deresers

Brevier in Betreff der Psalmen. In diesem nämlich kommen in geringem Unterschiede an jedem Wochentage die nämlichen Psalmen vor. Nebst dem hat Dereser besondere Psalmen gewählt für die vor- und nachmittägige Andacht in den Weihnachten, der Osterzeit, und für das Andenken an die Abgestorbenen. Ohngeachtet dieser Einrichtung kommen in Deresers deutschem Breviere viele Psalmen das ganze Jahr hindurch nicht vor. Z. B. der Psalm 118 kömmt gar nicht vor; eben so kommen gar nicht vor die Psalmen: 3, 4, 7, 9 bis 13, 16, 19, 20, 27, 30, 32, 34, 40, 42 bis 47, 51 bis 60, 62, 65, 69, 71, 80 bis 82, 84 bis 86, 88, 97, 100, 101, 104, 105, 107, 108, 116 bis 126 u. s. w.

Herr Kühn hat es eigends darauf angelegt, daß in seinem deutschen Breviere alle Psalmen in jedem Monate einmal, der ganze Psalter also das Jahr hindurch zwölfmal vorkommen.

Um dieses zu erreichen, bestimmte er zur Mette, Laudes und Prim auf jeden Tag des Monats einen andern Psalmen. — Dieses macht zusammen 90 Psalmen. Dazu zur Vesper und Complet auf jeden Tag des Monats einen andern Psalmen — macht 150 Psalmen. Da er aber zur Terz am Sonntage den Psalm 1, und den Psalm 118 für jeden Tag des Jahres zur Terz, Sext und Non bestimmt hat, so deckte er diesen Ausfall durch Theilung der Psalmen 77 und 103 in zwei Theile.

Rez. fand indessen, daß der Verf. ohngeachtet dieses Psalmes, dennoch die Psalmen 29, 56 und 125 gar nicht aufgenommen habe; dagegen aber die Psalmen 19, 49 und 122 im Monate zweimal vorkommen — der Psalm 19 am 20. zur Metten, und am 5. zur Vesper; — der Psalm 49 am 23. Tag des Monats zur Metten, und am 17. zur Complet; der Psalm 122 aber am 20. zur Vesper und am 25. zur Complet.

Bei der Ausscheidung der Psalmen für die verschiedenen Gebetstunden hatte der Verf. nach S. LVII sich vorgesetzt: zur Metten diejenigen Psalmen auszuwählen, welche von den Eigenschaften Gottes und des Messias handeln; zu den Laudes solche, welche auf das Lob Gottes hinzielen — zur Prim, Terz, Sext und Non diejenigen, welche das Glück beschreiben, das für die Frommen aus der Beobachtung der göttlichen Gebote entspringt; zur Vesper diejenigen, welche den Geist des Vertrauens auf Gottes Macht, Gerechtigkeit und Güte wecken und nähren; zur Complet endlich diejenigen, welche den Bußgeist über Sünde und Sündhaftigkeit aussprechen.

Da bei einer solchen Scheidung der Psalmen nach Inhalt, während sie doch alle sollen aufgenommen werden, nicht genau verfahren werden kann, so ist das Gefühl des Verf., daß hierin mancher Mißgriff möchte begangen worden seyn, ganz in der Sache gegründet; dennoch glaubt der Verf., daß dieses kein Fehler seyn dürfte, indem es beim Beten nicht ankomme auf eine kritische Ausscheidung der Psalmen, sondern auf das: „Anwehen des Geistes Gottes der da wehe wo er wolle.“ (LXII)

Die Psalmen und Hymnen hat der Verf. nicht selbst ins Deutsche übersetzt, sondern die Übersetzung der Hymnen von Joh. Christ. Zabuesnig, Augsb. 1830 benutzt, und die Übersetzung der Psalmen von Dereser in der Fortsetzung des Brentano'schen Bibelwerks. — Rez. hat über diese Übersetzungen, die hinlänglich bekannt sind, nichts Besonderes zu erinnern:

Aber er fand dennoch, daß Herr Kühn, obschon er die Übersetzung der Psalmen treu gab, wie Dereser dieselbe gerechtfertigt hat, in einigen wenigen Psalmen, ein und das andere Wort verändert habe, um sie mit der lateinischen Übersetzung in der Vulgata mehr in Einklang zu bringen. Rez. macht aufmerksam auf Ps. 4, 5 wo die Vul-

gata hat: Irascimini et nolite peccare: quae dicitis in cordibus vestris, in cubilibus vestris compungimini

Dereser aber: Lebt und versündigt euch nicht,
Denkt seinem Wort auf eurem Lager nach, und schweigt.

Kühn hat so: Zürnt, und versündigt euch nicht,
Was ihr in eurem Herzen (Böses) denkt,
Bereu't auf euerm Lager das!

Ps. 8, 6 hat die Vulgata: Minuisti eum (hominem) paulo minus ab angelis.

Dereser übers.: „Denn nur um weniges hast du ihn unter Gott gestellt."

Kühn übers.: „Denn nur um Weniges hast du ihn Engeln nachgesetzt."

Ps. 38, 2 hat die Vulgata: Posui ori meo custodiam, cum consisteret peccator adversum me.

Dereser übers.: „Ich will mit einem Zaum verwahren meinen Mund,
So lange vor mir steht der Bösewicht."

Kühn: Ich will mit einem Zaum verwahren meinen rc. Mund.

V. 12 hat die Vulgata: veruntamen conturbatur omnis homo.

Dereser übers.: „Fürwahr ein Dunst ist jeder Mensch!"

Kühn: „Fürwahr ein Dunst ist jeder Mensch!
(Und quälet sich umsonst.)

V. 14 hat die Vulgata: Remitte mihi, ut refrigerer priusquam abeam etc.

Dereser übers.: „Sieh ab von mir, auf daß ich mich erhole rc."

Kühn aber: „Steh' ab von mir, auf daß ich mich erhole rc."

Von Ps. 94 hat Kühn die Übersetzung aus Deresers Brevier genommen, wahrscheinlich weil die Übersetzung dieses Psalms mehr nach der Vulgata ist, als die Übersetzung dieses nämlichen Psalms in dem Brentano-Dere-

ser'schen Bibelwerk. — Im Vers 6 weicht jedoch Kühn in Etwas ab von Dereser's Übersetzung dieses Psalm's in dem deutschen Brevier von Dereser; denn diesen Vers giebt Dereser so: „Kommt laßt uns anzubeten niederfallen,
Und vor Jehova unserm Schöpfer knien.»
Kühn aber so: „Kommt! laßt uns anzubeten niederfallen,
Hinknien vor Jehova unserm Schöpfer.»

Ob diese Freiheit, die Herr Kühn an einigen wenigen Stellen sich erlaubt hat, ihm zum Tadel oder Lob gereiche, mag der Leser beurtheilen, aber auch zugleich bedenken, daß Herr Kühn die studirende Jugend, welche sich dem geistlichen Stande widmen will, zum Voraus mit der Einrichtung des lateinischen Breviers, und mit dem Inhalte der Psalmen, die in lateinischer Sprache gebetet werden sollen, bekannt machen will.

Die Gebetsweise hat Herr Kühn in seinem deutschen Breviere so geordnet:

a) die Metten fangen an, wie im römischen Breviere mit Aperi domine os meum etc. und dem Psalm 94, als Anfang zur Mette auf jeden Tag des Jahrs. Nach diesem Anfange folgt ein Psalm, auf jeden Tag des Monats ein anderer, der aber der Regel nach nur erst über einen Monat am nämlichen Tage wieder vorkommt. Darauf folgt einer der Hymnen, wie sie im römischen Breviere enthalten und vertheilt sind auf die Wochentage, so daß an jedem Wochentage ein anderer Hymnus vorkommt. Nach diesem Hymnus soll eine Betrachtung gehalten oder eine geistliche Lesung vorgenommen werden. Von Seite 401 — 556 hat der Verf. mehrere Betrachtungen zu diesem Behufe geliefert, will aber doch so wenig, daß man beim Gebrauche seines Breviers sich daran binde, daß er vielmehr in der Vorrede Seite LIX sagt, dazu schickten sich noch besser die Lectionen aus Dereser's deutschem Breviere; dazu könnte noch gebraucht werden: der geistliche Monat

von Sailer, das Buch der Nachfolgung Christi, und die Bücher des heil. Franz von Sales von der Liebe. — Nach dieser Betrachtung oder geistlichen Lesung werden die Metten geschlossen mit dem Lobgesang: Herr Gott dich loben wir.

b) Zu den Laudes, der Anfang wie im römischen Breviere, ein Psalm, für jeden Tag des Monats ein anderer; ein Lobgesang wie im römischen Breviere, auf jeden Wochentag ein anderer, dann das Capitel und darnach der Hymnus, auf jeden Wochentag wie im römischen Breviere, der Lobgesang des Zacharias und das Gebet aus dem römischen Breviere auf den Sonn- oder Festtag.

c) Zur Prim, Anfang wie im römischen Breviere der Hymnus: jam lucis orto sidere für jeden Tag, darnach ein Psalm, für jeden Tag des Monats ein anderer. — (Dazu an den Sonntagen das athanasianische Glaubensbekenntniß). Darnach das Capitel Is. 33, 2: Domine miserere nostri etc. mit dem responsorium, wie im römischen Breviere. Darauf ein Gebet, dem Inhalte nach eines mit den Orationen in der Prim, darnach folgt ein Vater unser umschrieben.

d) Zur Terz, am Sonntage der Hymnus: nunc sancte nobis spiritus etc. Der Ps. 1, das Cap. 1 — 4., wie im römischen Breviere, darnach die Oration.

e) Zur Sext und Non, an den Sonntagen der Hymnus wie im römischen Breviere, ein Theil des Ps. 118, Capitel und die Oration. Für die übrigen Wochentage, Montag, Dienstag bis Samstag die Hymnen, Capitel und Orationen zur Prim, Terz, Sext und Non, die nämlichen wie am Sonntage, aber als Psalm ist für jeden Wochentag zu jeder Gebetsstunde ein anderer Theil des Psalms 118 bestimmt, so daß in jeder Woche der Psalm einmal abgebetet werde.

f) Zum Vesperanfang, wie im römischen Breviere,

ein Psalm, auf jeden Tag des Monats ein anderer; darnach das Capitel II. Cor. 4. wie im römischen Breviere. Darauf folgt ein Hymnus, auf jeden Wochentag ein anderer, der nämliche der im römischen Breviere enthalten ist; dann folgt der Lobgesang der seligsten Jungfrau (Magnificat) und darnach die Oration.

g) Zur Complet, Anfang wie im römischen Breviere, darnach ein Psalm, auf jeden Tag des Monats ein anderer, darauf der Hymnus Te lucis ante terminum etc. Das Capitel aus Jerem. 14, wie im römischen Breviere; der prophetische Lobgesang des alten Simeon (nunc dimittis). Darnach inhaltlich die Orationen, wie im trierischen Breviere, zum Schluß der Complet.

Auf die abwechselnden Zeiten und verschiedenen Feste ist bei Einrichtung dieses deutschen Breviers nur so viel Rücksicht genommen, daß man zur Betrachtung oder Lection zur Mette sich einen entsprechenden Stoff aussuchen kann, und daß dieses Brevier die Orationen aus dem römischen Missale auf alle Festtage und Zeiten wie z. B. Advent, Fasten u. s. w., und auch die Hymnen — diese letzte von Seite 325 — 371 liefert. — Beim Gebrauche dieses Breviers sollen also die Hymnen zur Metten, Laudes und Vesper und die Oration sich immer mit der kirchlichen Zeit, z. B. Advent u. s. w., und der Feier des Tages, befassen.

Angehängt sind diesem Breviere: Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Communiongebete, von 557 — 626.

Wenn es auch so zweckmäßig erscheint, daß die Meß-, Beicht- und Communiongebete angehängt sind, daß es ein Mangel wäre, wenn sie nicht eingereiht worden, so war es doch weniger nothwendig, besonders Morgen- und Abendgebete anzuhängen; indem die Prim und die Complet für Morgen- und Abendgebete gelten können.

Rez. überläßt dem Leser das Urtheil über den Werth

dieses Erbauungsbuches, indem er die Eintheilung und Einrichtung so zergliedert hat, daß der Leser dieser Rez. seine Ansicht darüber selbst fassen kann. Er für seine Person nennt es einen glücklichen Gedanken, dem gemeinen Manne, für welchen dieses Brevier auch bestimmt ist, ein Gebetbuch in die Hand zu liefern, welches zusammengesetzt ist aus den kraftvollen Psalmengesängen, den kernhaften kirchlichen Hymnen, und den im Brevier und Missal üblichen Gebeten der Kirche. Ein solches Gebetbuch trägt den Stempel der Katholicität nicht nur an der Stirne, sondern auch in allen seinen Theilen. Und wo werden Gesänge oder Gebete gefunden, welche den Psalmen, den kirchlichen Hymnen und Orationen an die Seite gesetzt zu werden verdienten?

Da der Verf. sein Erbauungsbuch mitunter auch für Geistliche geschrieben hat, so hätte er noch ein Register der Psalmen und Hymnen beifügen sollen, damit derjenige, welcher keine gute Übersetzung davon hat, und dennoch eine solche in diesem Buche nachsehen wollte, dieselben bequem aufsuchen könnte. Nur damit würde Rez. durchaus nicht übereinstimmen können, wenn Geistliche sich erlauben wollten, diese deutsche Brevier ihrem lateinischen zu substituiren. Was die Kirche angeordnet hat, darf der Geistliche nicht willkürlich ändern. Eben so wird von dem Geistlichen erfordert, daß er so viele Kenntniß der heil. Schrift und der lateinischen Sprache besitze, um nicht über Unverständlichkeit des ihm in die Hand gegebenen Breviers klagen zu können. Papier und Druck sind schön, und machen der Verlagshandlung Ehre.

Dr. Joh. Bapt. Hirscher, Professor der Theologie zu Tübingen, Katechetik, oder der Beruf des Seelsorgers die ihm anvertraute Jugend im Christenthum zu unterrichten und zu erziehen, nach seinem ganzen Umfange dargestellt. (Zugleich

ein Beitrag zur Theorie eines christkatholischen Katechismus.) Tübingen, bei Heinrich Laupp, 1831. XVIII und 660 S.

Ref. führt hier nicht einen Mann vor, der dem Publikum erst bekannt gemacht werden müßte; vielmehr darf er schon zum voraus auf eine große und vortheilhafte Bekanntschaft rechnen, und er freut sich gleich anfangs die Versicherung geben zu können, daß die Erwartungen, die man vom Verf. haben konnte, durch diese neue Schrift nicht getäuscht worden sind. Herr Hirscher ist einer jener Theologen, die das Christenthum vorzüglich von seiner praktischen Seite auffassen, hier aber mit einer Umsicht und Tiefe verfahren, die man selten findet. Ob es dem Ref. gelungen ist, mit diesen wenigen Worten die Eigenthümlichkeit des Hrn. Hirscher richtig und wahr zu bezeichnen, darf er selbst nicht entscheiden, aber das muß er als seine Überzeugung aussprechen, daß er eine andere Ansicht über ihn noch nie hat gewinnen können. Dazu kommt dem Verf. eine Kenntniß des menschlichen Lebens in seiner Höhe und Tiefe zu Statten, eine Erfahrung, wie wir es nennen möchten, die eben so selten ist, und deren Besitz sich vielleicht nur Wenige erworben haben. Zu einer solchen Kenntniß gelangt man nur durch eine besondere Gabe der Beobachtung und durch eigene äußere und innere Erfahrungen. In jeder Weise aber kommen solche Kenntnisse und Erfahrungen dem Lehrer der Moral und Pastoral sehr zu Nutzen, der die christliche Lehre unmittelbar in das christliche Leben umsetzen, d. h. lehren soll, wie und unter welchen Umständen und Bedingungen das christliche Leben zur Erscheinung komme und damit das Reich Gottes sich nahe in Gnade und Wahrheit. Da nun Hrn. Hirscher das Erstere so sehr zu Gebote stand, mußte das Andere um so eher gelingen.

Über seine praktische Tendenz sagt er selbst in der Vorrede: „Ich bestrebte mich selbst praktisch zu schrei-

ben. Ich, für meinen Theil, habe oft aus gründlichen aber sehr abstrakt gehaltenen Büchern wenig gelernt. Wollte ich mir ihren Inhalt deutlich und für das Leben brauchbar machen, so mußte ich das Schwere erst selbst thun, d. h. das Abstracte, welches ich gelesen, in das Concrete umsetzen.» Und ferner: „die Behandlung der wissenschaftlichen Theologie ist im Ganzen der praktischen noch keineswegs so zuträglich, als sie es wohl seyn könnte und sollte. Es wäre mir daher lieb, wenn manche meiner vom praktischen Standpunkte ausgegangenen Ansichten die Beachtung auch des wissenschaftlichen Theologen verdiente. Ich wünsche dieses selbst im Interesse der Wissenschaft: denn ich bin zu glauben versucht, die Auffassung der Theologie sey um so wissenschaftlicher, je lebenstüchtiger sie ist, und umgekehrt.»

Es ist wahr, man hatte, besonders zur Blüthenzeit der kantischen Philosophie, Ursache, sich über die Unfruchtbarkeit mancher Abstractionen zu beklagen. Auch die Philosophie des Tages hat sich im reinen abstracten Denken allzusehr verloren. Es ist aber andererseits auch wahr, und das kantische Zeitalter hat es besonders wiederum erwiesen, daß man durch das blose Moralisiren zu Nichts komme, daß man das wahre Christenthum dadurch verliere, in demselben Grade als das Moralisiren weiter geht und oberflächlicher wird. Daraus muß hervorgehen, daß das Rechte in der Mitte liegt, und daß der nothwendig einseitig wird, der diese rechte Mitte verliert. — Der wissenschaftliche Theolog will nichts erforschen als die Wahrheit des Christenthums, und in der That, ein höheres Ziel kann er nicht erstreben wollen. Der aber versteht die Wahrheit nicht, der glaubt die Wahrheit bestehe in leeren Abstractionen; und der versteht die wissenschaftliche Theologie nicht, der glaubt sie beschäftige sich mit blosen Abstractionen aus der christ-

lichen Offenbarung. Die christliche Wahrheit, mit der die wissenschaftliche Theologie sich beschäftigt, ist etwas Höheres, Concreteres und Lebendigeres. Zunächst ist die Wahrheit des Christenthums jene Wahrheit, die zu ihrem Urheber den Geist der Wahrheit im absoluten Sinne hat. Diese Wahrheit ist vom Leben nicht entfernt, sondern ist das Leben selbst, aber das Leben in seiner ewigen Wahrheit. Wer daher die Wahrheit ergreift und auffaßt, der hat auch das Leben ergriffen und begriffen. Von dieser Seite aus die Sache angesehen, fällt das praktische Christenthum mit dem theoretischen zusammen, und die Theilung in zwei Disciplinen geschah ja bekanntlich nur deßwegen, um gründlicher in der Doctrin verfahren zu können. Aber Dogmatik und Moral gehören deßwegen immer zusammen, und es ist immerhin ein großer Fehler, wenn man beide auch wesentlich auseinander hält. Doch ist, wie Ref. überzeugt ist, der Fehler größer, wenn die Moral von der Dogmatik abläßt, als wenn die Dogmatik das Leben aus den Augen verliert. Die Quäcker sind auch Moralisten, aber sie sind keine Christen, und zum Quäckerthum kommt immerhin nothwendig der, nur mehr oder weniger, der aufhört das Dogma als seine einzige und unerschütterliche Grundlage anzusehen. Es kann Männer geben die tiefe Einsicht in das christliche Leben haben, sie haben zuerst ein tiefes Gemüth und ein lebendiges warmes Gefühl, das sie mit Sätzen nähren, die sie sich aus dem Evangelium genommen, d. h. abstrahirt haben. Mit jenem Gefühle verbinden sie eine feine Gabe der Beobachtung. Glauben sie aber damit schon auszureichen und das Dogma gleichgültig behandeln zu dürfen, so irren sie gewiß sehr, sie haben das Christenthum nur theilweise, nicht in seiner ganzen Wahrheit; und nicht die speculativen Theologen, sondern sie selbst, die Moralisten, werden jetzt die Männer der einseitigen

Abstractionen. Hingegen wird der wissenschaftliche Theolog die christliche Wahrheit nicht nur an sich und in ihrer blosen Unmittelbarkeit, sondern auch in ihrer Vermittlung, in ihrer Concretheit, in ihren Lebensentscheidungen zu begreifen suchen, und daher eine viel reichere Erkenntniß erzeugen, als der befangene Moralist zu sammeln im Stande ist. Da ein solcher Moralist das große, reiche und herrliche Leben des Christenthums und seiner Erscheinung, der Kirche nicht zu begreifen vermag, wird er auch stets eine gewisse Renitenz gegen das Dogma und gegen die Kirche nicht verbergen können. Der speculative Theolog aber, der die Wahrheit als Leben und das Leben als Wahrheit, und das eine in dem andern erkennt und begreift, wird einen ganz andern Standpunkt einnehmen, von dem aus er sich nie, weder in die Einseitigkeit der theoretischen noch der praktischen Abstraction verliert, sondern überall nur die Wahrheit in ihrer ganzen lebendigen Fülle zur Seite hat. Dieser wissenschaftliche Theolog ist es nun auch, an den Hr. Hirscher nicht umsonst sich gewendet haben wird, mit der Aufforderung seine vom praktischen Standpunkte ausgegangenen Ansichten zu beachten. Auf diese Stufe aber sich emporzuschwingen, auf welcher man von den genannten einseitigen Abstractionen sich bewahrt, dazu kommt man nicht durch ein Ungefähr; langes, anhaltendes Studium wird dazu erfordert; und nur durch dieses erwirbt man sich den wahrhaft theologischen Charakter. Wenn Ref. sich bei dieser Betrachtung vielleicht länger aufgehalten hat, als es nöthig war, so möge ihn sein Vorsatz entschuldigen, hier etwas zur Sprache zu bringen, was nicht genug eingeschärft werden kann, die Aufforderung nämlich, vor einseitigen theoretischen Abstractionen sich eben so sehr zu bewahren, als vor einseitigen praktischen, zu welchen letztern oft nur die Unfähigkeit führt, im Dogmatischen durchzu-

kommen; und so wird nach und nach der Grundsatz stabil: wozu so große Bemühung um die Dogmatik, wenn ich mit einer gesunden Moral ausreiche? — Ein Grundsatz, der zuerst die Wahrheit zerstört, dann aber auch, und nur um so glücklicher das, was auf die Wahrheit gebaut ist, was freilich diejenigen, die jenem Grundsatz sich ergeben, aus Ungrundsätzlichkeit nicht einsehen.

Nach diesen Bemerkungen kehren wir wieder zu unserm Verf. zurück. Eine treffliche Bemerkung macht er noch in der Vorrede über das Verhältniß des Geistlichen zur gegenwärtigen Zeit und Generation. „Das Ansehen des geistlichen Standes ist gesunken. Wir erscheinen bereits unsern Öconomen etwas kostspielig. Mit tüchtigen Schullehrern, dünkt sie, ließe sich auskommen. Es ist daher nicht überflüssig, unserer Zeit das Bild eines Standes und Berufes vorzuhalten, von welchem unfehlbar alle diejenigen gar keine Ahnung haben, die ihn verachten. Es wird sich täglich augenfälliger beweisen, daß, wenn Recht, Humanität und Gesittung nicht von innen herausgebaut, d. h. ein christlich-religiöser Glauben der Völker gegründet worden, alle äußern oder physischen Gewalten ihren Zerfall und den Einsturz der bestehenden Ordnung nicht zu hindern vermögen. Im Christenthume liegt das Heil der Welt. Die Lehrer und Erzieher im Christenthume sind die Vermittler dieses Heiles. Aber dieses Lehr- und Erziehungsgeschäft ist ein schweres. Indem ich den Umfang und die Forderungen desselben darzustellen gesucht habe, wünsche ich zugleich eine Apologie des geistlichen Standes geschrieben, und in vielen meiner Brüder das Selbstgefühl ihres hohen und weltbeglückenden Berufs aufs Neue angeregt zu haben.“ — Ref. hätte vieles vorzubringen, was diese Worte des verehrten Verf. nur bestätigen würde, er spart es aber für eine andere Gelegenheit auf.

In der Einleitung von S. 1 bis 14 spricht sich der Verf. aus über die Feststellung der Aufgabe, die der Seelsorger als Katechet zu lösen hat, über die Wichtigkeit dieser Aufgabe und die Schwierigkeiten ihrer Lösung; über die Anleitung zur Lösung derselben, die Katechetik, den Begriff dieser Wissenschaft, die Mittel zum Zwecke, den höchsten Grundsatz des Katecheten, ferner über den Gang und die Eintheilung der Katechetik und endlich über die Litteratur derselben. Im Seelsorger erkennt der Verf. den Diener der Kirche zur Verwirklichung ihrer Zwecke. Unter andern Zwecken hat aber die Kirche auch den, durch Aufnahme gläubig gewordener Erwachsener nach Außen sich zu erweitern, und durch Bildung der in ihrer Mitte gebornen Kinder sich aus sich selbst fortzupflanzen. Die Aufgabe des Seelsorgers ist also insbesondere die Heranbildung der Jugend zur christlichen Volljährigkeit, und seine Pflicht kann somit vornehmlich als die ausgesprochen werden: die durch die Taufe bereits der Gemeinde einverleibten Christenkinder zu volljährigen Gliedern derselben heranzubilden; oder auch: diesen Kindern alles das wirklich zuzuwenden, in dessen rechtlichem Besitze sie durch die Taufe bereits sind.

Aber worin liegt die christliche Volljährigkeit? Und wohin soll demnach die christliche Jugend durch ihre Seelsorger geführt werden? „Es ist der Christenglaube, in Liebe thätig; oder die Christenliebe und das Christenleben aus ungeheucheltem Glauben. — Wir können es auch so nennen: die Gemeinschaft Gottes und Jesu Christi im heiligen Geiste, oder die Gemeinschaft des göttlichen Reiches — wurzelnd in ungeheucheltem Glauben, lebendig in gottähnlicher Liebe, und sichtbar in der Gemeinde der Heiligen und ihren Werken. — Und bezeichnen wir es etwas ausführlicher, so ist es: die deutliche, volle und gündliche Erkenntniß, die herzlich-kräftige und gläubig-

sieghafte Anerkenntniß Gottes, seines Willens und seiner Rathschlüsse — sonach unserer Bestimmung und der für sie empfangenen Kräfte und ihrer Wirkungssphäre, zugleich unserer angestammten und im Laufe der Zeiten ausgewickelten Sündhaftigkeit mit dem damit zusammenhängenden Elende, endlich der für uns und zu unserer Entsündigung und Heiligung (,) Erlösung und Tröstung in Christus gegebenen Anstalten, und ihrer ewigen durch den heiligen Geist und seine Kirche vermittelten Vollführung — diese Erkenntniß und gläubige Anerkenntniß übergegangen in die entsprechenden Gefühle (,) Gesinnungen und Hoffnungen, namentlich die der Christenwürde und Christendemuth, der Christenliebe und des Christenfriedens — ausgedrückt in allem Thun und Lassen, Reden und Handeln, Leiden und Freuden, zur Offenbarung und Verherrlichung Gottes und Jesu Christi in seinem Reiche. — Zu dieser Erkenntniß also, zu diesem Glauben, Lieben, Wirken und Hoffen die anvertraute Jugend heranzubilden, ist die der Kirche und ihren Seelsorgern von Christus zugeschiedene Aufgabe.»

Schon aus der Fassung der Aufgabe geht hervor, wie tief der Verf. seinen Gegenstand aufgreift und welchen Umfang er ihm giebt. Zwar ist dieß letztere schon oftmals auch bei andern der Fall gewesen; aber nur in sofern, als gewisse Dinge hergebrachter Weise nur einmal in der Katechetik bisher behandelt worden sind, die man dann nun jetzt, durch die Erfahrung auf sie gekommen, nach einander in einer gewissen Ordnung aufführt; aber was sehr oft vermißt wurde, war das verbindende und organisirende Princip, sowohl im Ganzen als im Besondern, das Allem seine rechte Stelle anweist, Eines im Andern erkennen und erklären läßt. Wenn nun dadurch der Verf. sich Verdienst erworben, so ist ein anderes nicht weniger hervorzuheben, das nämlich, daß er das Einzelne nicht

als solches, sondern immer im Hinblicke auf das Ganze behandelt, in den verschiedenen Perioden der Bildung des Zöglings der Kirche nicht aber jetzt den einen, dann den andern Gegenstand ausschließlich vornimmt, sondern Alles in seinem Zusammenflusse aufnimmt, und so den zu Erziehenden stets in den Mittelpunkt hineinstellt, auf den hin von der Peripherie aus alle Erziehungsmittel gleichmäßig einströmen zur harmonischen Belehrung und Belebung des Geistes und Herzens zugleich. Ref. hält es für schwierig, diese Aufgabe zu lösen, und ist dem Verf. für die gegebenen Winke und Weisungen besonders dankbar. Rührend spricht der Verf. fernerhin über die Jugend und ihre Empfänglichkeit für die Aufnahme des Göttlichen, aber auch von der Sünde, in die der Priester verfällt, der seine Pflicht hierin vergißt. Was soll die spätere Pastoration? — Diese fußt ja auf dem Grunde, den man in der Schule gelegt; worauf fußet sie aber, wenn man hier solchen Grund zu legen versäumt hat? — Was mag der beste Prediger, der ein fauler, gewissenloser Katechet war, ausrichten? — Dagegen bleibt das Göttliche, welches der Mensch früher achten, lieben und leben lernte, spät noch, nachdem er sich vielleicht längst dem Bösen zugewendet, ein unvertilgbarer Prediger im Herzen, der von innen an den ehemaligen Zustand, an die einstigen Gelübde rc. fort und fort erinnert, und so lange bittend, mahnend, dienend, zuspricht, bis man zu Gott und der Tugend zurückkehrt.

Um aber diese schwierige Aufgabe zu lösen, welche Mittel sind dazu gegeben? — Antwort: das Wort und dessen Vollzug. Das Wort der Wahrheit ist ihm (dem Seelsorger) anvertraut, daß er es den Zöglingen Glauben Liebe und Leben fördernd, verkünde; Cult und Disciplin sind ihm anvertraut, daß er das verkündete Wort innerlich nähren, äußerlich üben lasse, und nährend und übend Sinn und Wandel derselben heilige.

Aber der Seelsorger muß hiebei sich nach der Natur der Kräfte richten, in deren christlicher Bildung, Richtung und Thätigkeit die Großjährigkeit liegt, zu der man die Kinder erziehen soll. Die Anleitung, die der Verf. giebt, soll mithin den Seelsorger unterrichten, wie er, unter Grundlegung der Kräfte der menschlichen Seele und ihrer Gesetze, mittelst des Wortes und dessen Übung, die durch die Taufe bereits der Gemeinde zugeschriebenen Christenkinder zu volljährigen Gliedern derselben heranbilden, d. i. zu einem Glauben, der in Liebe thätig ist, führen möge. Diese Anleitung ist die Katechetik. Höchster Grundsatz des Katecheten ist: Lehre und führe deine Jugend so, daß sie in wachsender Bildung mit dem Abfluß ihrer Jahre nach Erkenntniß, Sinn und Wandel die Reife der kirchlich Erwachsenen erlangt haben.

Aus dem bisher Angeführten wird sich von selbst ergeben haben, welchen Gang der Verf. einschlagen, und welche Eintheilung der Katechetik er vornehmen werde. Sowohl das Wort als dessen Vollzug faßt er ins Auge. Er wird also weder einseitig bei dem Worte, der Lehre des Christenthums, noch bei dessen Vollzug, so weit sie in die Hände des Seelsorgers durch Cult und Disciplin gegeben ist, stehen bleiben, sondern das Eine wie das Andere aufnehmen; aber so, daß beide Gesichtspunkte verbunden werden, wobei der eine die Hauptabtheilung, der andere die Unterabtheilungen an die Hand giebt. „Ich habe, sagt der Verf., die Haupteintheilung nach den *Mitteln* gemacht, deren zweckmäßige Anwendung gelehrt werden soll; und zerfälle sonach meine ganze Anleitung in zwei Bücher, deren erstes von der katechetischen Mittheilung des Wortes, das zweite von dem katechetischen Vollzuge desselben (mittelst der Übungen des innern und der Disciplin des äußern religiös-sittlichen

Lebens) handeln wird. In den weitern Abtheilungen soll die Rücksicht auf den katechetischen Zweck oder die zu bildenden Kräfte vorherrschen. — Der Katechet ist Lehrer und Erzieher. Im ersten Buche schlägt das Element des Unterrichts, im zweiten das der Erziehung vor."

Der Verf. hat somit das Gebiet der Katechetik um vieles erweitert, die ganze Lehre von der Erziehung durch Cult und Disciplin ist hinzugekommen, da man früher unter einer Katechetik nur die Wissenschaft der Regeln für Katechesationen verstand, und nichts weiter. Daß diese Bereicherung nur mit Dank angenommen werden müsse, ist von selbst klar, und der Verf. sagt nicht zu viel, wenn er bemerkt, er sey dem Geiste der alten Kirche durch die Aufnahme des ganzen zweiten Buches näher gekommen.

Das erste Buch, das die Mittheilung des göttlichen Wortes enthält, zerfällt in vier Theile. Der erste Theil handelt von der Auswahl des katechetischen Stoffes; der zweite von der Anordnung desselben; der dritte von der Bearbeitung der Darstellung des katechetischen Stoffs, und zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die erste die Anforderungen an alle zweckdienliche katechetische Darstellung überhaupt, und die zweite die Darstellung insbesondere, zur Erzielung des christlichen Glaubens, die dritte wiederum die Darstellung insbesondere, aber zur Erzielung einer dem christlichen Glauben entsprechenden Verfassung und Thätigkeit des Willens und Gemüthes, enthält; der vierte Theil endlich handelt vom katechetischen Vortrag. Das zweite Buch, dessen Inhalt die durch den Katecheten vermittelte Vollziehung des Wortes ist, zerfällt in zwei Theile. Der erste handelt von dem fortwährenden Umwandeln des Wortes der Wahrheit in das innere religiös-sittliche Leben der Katechumenen, vermittelt durch den Katecheten; der zweite von dem fortwährenden Umsetzen der Lehre in das äußere

religiös-sittliche Leben des Katechumenen, Cultur der christlichen Sitte.

In Alles, was die Bücher mit ihren Theilen, diese Theile mit ihren Abtheilungen, Hauptstücken und Abschnitten, welche bei den letzten Klassen nicht besonders von uns genannt worden sind, enthalten, einzugehen, würde der Raum, der unserer Anzeige gegönnt ist, nicht zulassen. Es ist daher die Absicht des Ref., im einzelnen auf die Behandlung des Verf. aufmerksam zu machen, und am Ende ein allgemeines Urtheil auszusprechen.

Die Grundsätze, die der Verf. für die Auswahl des Stoffes aufstellte, verdienen als solche alles Lob. Was ihn bei der Aufstellung leitete, war die Rücksicht auf das Praktische, und in der That, wenn das besondere Hinweisen zum Praktischen irgendwo an seinem Orte ist, so ist es eben hier, in der Katechetik, nämlich wo mit der Speculation nicht viel ausgerichtet wird. Die christliche Lehre will unmittelbar christliches Leben werden; daher ist für den, der zu diesem Leben erzogen werden soll, es hinreichend, die einfache Lehre des Christenthums, so wie sie sich geoffenbart hat, aufzunehmen, ohne alle weitere speculative Begründung, die nur denen zugewiesen wird, die es vorzugsweise mit der Feststellung des Lehrbegriffs zu thun haben. Einfalt in tiefer Bedeutung ist der Charakter der Lehre Jesu; warum soll sie in dieser Eigenschaft nicht auch den Kleinen beigebracht werden. Wie sie aber in dieser Weise und ohne alles Nebenartige und nur Herbeigeschleppte beigebracht werden könne, das hat der Verf. mit der Aufstellung der Gründe lehren wollen, wobei er es sich angelegen seyn ließ, kritische Blicke auf manche vorhandene und ihm nicht zusagende Katechismen ꝛc. zu werfen. Mit Hinsicht auf so manches Unpraktische sagt er S. 22, 23. „Indem wir sonach, was die Menschen in ihrer blosen Verständigkeit und kecker

Dichtelei ersonnen, und dem Worte Gottes beigemischt, oder was sie ohne Rücksicht auf den katechetischen Zweck — blos in blinder Anhänglichkeit an die Weise der theologischen Schulen aufgenommen haben, wieder ausgestossen wünschen; dringen wir nun desto eifriger darauf, daß die großen Wahrheiten, Thatsachen und Institutionen der christlichen und katholisch-christlichen Heilsordnung der Jugend vorgetragen werden: alles folglich, was eine tüchtige Erkenntniß Gottes und seiner Eigenschaften, seines Willens und seiner Rathschlüsse mit der Welt, unserer Natur und Bestimmung, unseres moralischen Verderbnisses und Unvermögens; was eine tüchtige Erkenntniß der Oeconomie unserer Erlösung und Neuschaffung, unserer Läuterung und Vollendung, so wie ein wahres und inniges Ergreifen derselben; was endlich die Erkenntniß und frohe Erfassung unserer Zukunft und unsterblichen Hoffnung bedingt; wovon mithin unsere Entsündigung und Heiligung, unser Christenwandel und Trost, unser Hoffen und Kämpfen, unser Ausharren und Weltbesiegen innerlich und wesentlich abhängt.“ Besonders hat Ref. das angesprochen, was unter dem dritten Grundsatze von S. 29—52 vorgebracht wird. Der Grundsatz selbst heißt: „Von jeder in den Kreis der christlichen Heilsordnung gehörenden Lehre gebe der Katechet die betreffenden Momente nicht mangelhaft und dürftig, sondern vollständig und so an, daß die Lehre in ihrer ganzen praktischen Fülle und Kraft dastehe.“ Wie aber der Verf. irgend eine gegebene Lehre selbst behandele, wie er die besondere Momente in ihr ausscheide und nebeneinander stelle, davon hat er uns

in seinem Buche selbst mehrere Proben gegeben. Ich wähle, um den Lesern die Behandlung des Verf. zu veranschaulichen, das, was er über Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes des Vaters vorbringt. „Wer diese Wahrheit tüchtig gefaßt hat und lebendig glaubt, was bedeutet sie in seinem religiös-sittlichen Leben? Welches sind die Momente, in denen die Fülle und Kraft derselben liegt? — Jesus, der eingeborne Sohn des Vaters. Also, spricht die denkende und gläubige Seele, also haben wir den Vater gesehen, und wir kennen ihn von nun an. Nicht aus dürren Lehrsätzen kennen wir ihn; nicht rathend blos und meinend. O Tag der Wahrheit! wir kennen ihn mit der höchst möglichen Klarheit und Gewißheit — wir haben ihn gesehen. — Also ist er die heilige Majestät. — Der Eine, dem auch der Eingeborne gehorsamt und zwar bis zum Tode des Kreuzes, dessen einiger Wille also lebt und regiert durch alle gute Geister von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wer beugt sich ihm nicht in tiefer Ehrfurcht? — Also ist er die unendliche Liebe: so hat er die Welt geliebt, daß er seines Eingebornen nicht schonte, sondern ihn — den Einzigen — sandte und in den Tod gab, damit wir, die wir seine Feinde waren, nicht verloren gingen, sondern glaubend das Leben hätten. Was sollte er uns nun, der uns seinen Sohn gegeben, nicht schenken wollen? — Und seufzen wir unter tausendfacher Noth hienieden, ach! so ist es nicht, weil er es uns nicht anders geben wollte, sondern weil wir's anders nicht tragen können. Also, fährt die denkende und gläubige Seele, die diese Lehre nach ihrer großen Bedeutung erfaßt hat, fort: also ist auch der Sohn unendliche Liebe. Er erniedrigte sich selbst, und nahm an die Gestalt des Knechtes, und ging in den bittersten Tod um unser willen, die wir ihn nicht kannten noch zuvor liebten.

Alles ist erst durch ihn gemacht worden; und sieh! nach Jahrtausenden ist Er noch derselbe. Folglich wie der Vater, also der Sohn; so wie der Sohn, so die Himmlischen Alle (??); wie heute, so in Ewigkeit. Nun, welchen Weg denkst du zu gehen, auf welchem zu gelangen zu Gott und den Seinigen? — Christus Jesus der Sohn Gottes: also der Geliebteste, von Anbeginn im Schooße des Vaters, welchen Auftrag empfängt Er von diesem? Welchen Beweis Seiner unendlichen Liebe giebt der Vater dem Sohne? Er schenkt Ihm ein sündiges Geschlecht, dasselbe — hiedurch durch Erniedrigung, Schmach und Tod zu erlösen und ewig zu beseligen. Dieß also die Auszeichnung des Sohnes: dieß also ein Auftrag, wie ihn ein Vater giebt dem geliebtesten Kinde. Und du, meine Seele! denkest dir, im Reiche Gottes gebe es für die Auserwählten nur Anweisungen auf Glanz und Genuß! O, merke doch, Viele sind dadurch ausgezeichnet hinnieden, daß sie Verfolgung leiden um Gotteswillen. — Christus Jesus der Sohn Gottes: beugen sich ihm nicht alle Kniee derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind? — Dennoch kömmt Er in Knechtsgestalt zu uns, kömmt nicht sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und den Seinigen die Füße zu waschen. Wer also ist der Größte im Reiche Gottes? — Und wer der Größte ist, woran erkennt man seine überragende Hohheit? — Wie ganz und gar vernichtend doch die unermeßlichen Wahnbegriffe von Größe ist deine irdische Erscheinung, Sohn Gottes! Aber wer fasset Dich, wer versteht Dich! — Christus Jesus, Sohn Gottes; in Knechtsgestalt! Ja, in der Gestalt nicht nur eines Knechtes, sondern eines Zerschlagenen, Aufgehängten und Verabscheuten. Aber, war Er darum weniger, was Er war? Und wenn ein Ungerechter, ein Bedrücker, ein Vernachlässiger

seines Amtes, ein geiler Sünder, ein hochmüthiger Thor in Gold und Seide sich kleidet, von allen Leuten demüthig gegrüßt wird, erheuchelte Lobsprüche empfängt, und seinen Namen für die Nachwelt in Erz eingegraben liest; zwar neigen sich fast alle Menschen vor ihm, aber ist ers drum nicht, was er ist? — Christus Jesus, Gottes Sohn. Also der Eingeborne des Vaters in diese Welt gekommen, solcher Bruder also den Menschen geworden! Die menschliche Natur somach fähig, solchen Geist in sich aufzunehmen, solchen Geist an sich zu offenbaren. Mithin auch fähig einer unaussprechlichen künftigen Erhöhung. Solchen Werthes und Belanges also überhaupt dieses irdische Daseyn. Wie ganz eigenthümlich erhebend und mit unaussprechlichen Ahnungen erfüllend dieß Alles! — Jesus Christus, Gottes Sohn; sieh also einen von Gott gekommenen über jede Einrede erhabenen Lehrer der Wahrheit; sieh ein über jede Makel erhabenes vom Vater beglaubigtes Vorbild der Gottgefälligkeit! Und ist dir solches in diesem Getriebe der Meinungen, in diesem Andrange der Leidenschaften, in diesem Strome schlechter Beispiele ein Kleines? Ruhe suchest du für deinen fragenden Geist, einen neuen Leitstern für den schwankenden Kahn deines Lebens. — Jesus Christus, Gottes Sohn; die christliche Kirche hat also keinen geringeren Stifter, ihre Heilsanstalten und Gnadenmitteln keinen geringern Vollstrecker und Bürgen, als den Eingebornen des ewigen Vaters. Wie getrost daher unser Anschließen an seine heil. Kirche! wie ehrwürdig die von ihm gesendeten Apostel und Lehrer! wie heilskräftig seine heil. Sacramente! &c. — Jesus Christus, Gottes Sohn; wie menschlich nahe also dein Gott! Sieh, der dich in all' deinem Thun und Streben, und Bangen und Leiden kennt — dein Zeuge, dein Herr und einstiger Richter,

hat das alles auch erfahren und weiß Mitleid zu haben. Der dein Mittler ist beim Vater, sieh! in welchem Verhältnisse er steht zu diesem, und in welchem zu dir — als der Geliebte des Vaters, als der Vielgeprüfte auf Erden. Kann dir also Ausdauer und Muth, kann dir Trost, kann dir Zuversicht in deinen Bitten mangeln? — Jesus Christus, Gottes Sohn; Er wird also auch vollführen, was er verheißen. Er hat also nichts zugesagt, blos etwa in der Überzeugung, daß es geschehen werde. Er selbst wird es erfüllen. Er ist also namentlich — der mächtige Beistand der Seinen bis ans Ende. Er hat Gewalt zu erwecken die, so in den Gräbern sind. Er wird die Sache der Wahrheit und Tugend durchführen. Nichts wird sein Evangelium auf Erden überwältigen; nichts ihm die Seinigen aus der Hand nehmen. Muth also! Fürchte die nicht, die gegen ihn sich zusammenrotten. Bekenne ihn mit Mund und That vor den Menschen. Stirb ihm; in seiner Hand erwachest du. — Jesus Christus, Gottes Sohn; sprich also nicht in deinem Herzen: wäre ich oben im Himmel, und wäre ich erschaffen als Cherub, so würde ich wohl Gott dienen. Sieh, damit dich nicht dünke, du habest ein schlimmeres Loos empfangen, begiebt Er sich der Sache Seiner Herrlichkeit, wird Mensch, und gewinnt sich (im Zustande der Menschheit) die Gottheit, so zu sagen, aufs Neue (??). Denn durch Leiden ging Er in seine Herrlichkeit ein, und in Folge seiner Erniedrigung gab ihm der Vater einen Namen über alle Namen. Drum wisse: wer eben nicht will, und sein Pfund nicht braucht, braucht es auch als Cherub nicht; wer dagegen will, erschwingt sich auch durchs Erdenleben, ja gerade durch es, hinauf bis zum Stehen vor Gott. — Jesus Christus, Gottes Sohn; so theuer sind wir also erkauft; solches Leibes Glieder also; so undankbar folglich und unrettbar, wenn

wir, was uns in solcher Weise dargeboten ward, nicht wollen, nicht beherzigen, nicht nützen. Ja, nie wird dich wieder etwas rühren, wenn dieses nicht; nie wieder eine Heilanstalt Gottes dich gewinnen, wenn die nicht. Oder denke mir doch eine andere aus, von welcher du sagen kannst: Die ist besser und wird mich heilen! — Jesus, Sohn Gottes; Millionenmal Millionen also unter Ihm, dem Haupte — Eines Leibes Glieder, regiert, geläutert und geheiligt bis zum Abschlusse der Zeiten, gelegt dann auf ewig zu den Füßen des Vaters, und wohnend bei dem Sohne in der Herrlichkeit, die Er hatte, ehe die Welt war. Ihm, also wie dem Vater, Ehre itzt und in Ewigkeit!» —

Ref. glaubt, jeder Leser werde sich nun von der Vortrefflichkeit der Behandlung überzeugt haben, die dem Verf. in der genannten Beziehung eigen ist. Und so hat das vorliegende Buch nicht nur Werth dadurch, daß es diese Behandlung zeigt, sondern sie auch wirklich vornimmt. Durch diese Behandlung wird das Christenthum viel lebendiger und in einem viel bessern Zusammenhange der Jugend eingeflößt, als es sonst wohl zu geschehen pflegt. Wir sehen in dem vorgeführten Beispiel: Jesus Christus, Gottes Sohn, wie eine Lehre des Christenthums die andere aufhellt, sie begründet, und dem Gemüthe näher bringt. So wird schon der Zögling in den Stand gesetzt, wunderbar tiefe Blicke in die Eine große Oeconomie des Heils und der Gnade zu werfen, und daraus stets neue Gedanken, Anschauungen, Gefühle, Empfindungen, und sofort auch Vorsätze und heilige Gelübde aus sich in jedem Augenblick zu erzeugen und zu entwickeln; so ist ihm Christus überall und in Allem göttliche Kraft und göttliche Weisheit, er findet ihn überall, und sich stets in ihm. Diese Seite des Buches nun hält Ref. für eine der vortrefflichsten, und Hr. Hirscher hat

sich in dieser Hinsicht viel Verdienst erworben, und nichts wünscht Ref. mehr, als es möge dem Verf. recht bald gefallen, entweder die Hauptlehren des Christenthums, wie sie für Kinder sind, in ihren Momenten behandelt, dem Publikum mitzutheilen, oder, was noch besser ist, einen Katechismus für die verschiedenen Klassen zu schreiben. Höher und kräftiger als so kann doch die Achtung, die Ref. gegen den Verf. hat, nicht ausgesprochen werden.

Zu dem, was dem Katecheten besonders noch großen Vortheil gewähren wird, gehört die Zusammenstellung dessen was als Stoff des Unterrichtes in den verschiedenen Klassen von Seelsorgern genommen werden soll. Auch hier ist ein tiefer und zugleich klarer Zusammenhang der Lehren unter sich zu finden, der in der Folge immer sich erweitert und herrlicher aufschließt. Der Verf. hat es überhaupt verstanden, das Christenthum in seiner Tiefe und Einfalt so darzustellen, daß es das jugendliche Gemüth mit unendlicher nie versiegender Freude erfüllen muß. Und dieß ist eine große Kunst! — —

Ausgezeichnet ist auch das zu nennen, was über die Erzielung einer dem christlichen Glauben entsprechender Verfassung und Thätigkeit des Willens und Gewissens S. 346—448 vorkommt, und kann den Lehrern der Religion nicht genug empfohlen werden. Einigung des Willens mit der Wahrheit, Heiligung des Gemüths durch und für die Wahrheit, geht dahin nicht all unser Streben? — Und kann der Katechet etwas Höheres und Besseres erzielen, als eben diese Harmonie des Lebens und seiner Zöglinge? —

Eben so ist nur alles Lobens werth, was Hr. Hirscher in seinem ganzen zweiten Buche über die Vollziehung des Wortes durch Cult und Disciplin vorbringt, den Beitrag den er hier als etwas Neues giebt. Daraus erhellet nicht nur, daß der Geistliche Er-

zieher der Gemeinde ist in jedem Sinne des Worts, vom Kinde an bis zum sterbenden Greise, sondern auch wie er dieses seyn soll und auf die beste Art seyn kann. Manches wird freilich ein oder der andere Seelsorger nach Umständen abändern, aber der Geist mit dem alles, und auch die Modificationen, die vorgenommen werden, geschehen sollen, dieser Geist wird hier erschlossen.

Den Schluß bilden die Anforderungen, die an den Katechet gemacht werden, die Gaben, Eigenschaften und Fertigkeiten desselben, und endlich einige rührende Mahnungsworte an die Geistlichen.

Schon aus dem bisher gesagten wird sich für jeden unschwer ergeben haben, welches Endurtheil Ref. abgeben werde. Wenn auch an der Sprache des Verf. manches zu tadeln seyn möchte, sowohl in einzelnen Worten als an Sätzen, die oft schwerfällig und dadurch dunkel sind, wenn er sich auch vielmal den Gefühlen zu sehr überläßt, und seine Frömmigkeit so weit sie im Ausdrucke vor uns hintritt, übergehen zu wollen scheint in eine Art Pietismus, wenn auch zu wünschen wäre, er möchte gegen das Theoretische, dieses recht aufgefaßt, keine so sichtliche Abneigung haben; so hat er doch in dem Vorliegenden für die kirchliche Wissenschaft, die praktische nämlich, und für das Leben das darnach zu bilden ist, in jeder Hinsicht viel gethan, und kein Seelsorger sollte gefunden werden, in dessen Händen seine Schrift nicht getroffen wird. *)

---

*) So sehr wir auch das viele Treffliche in diesem Buche anerkennen, und deßwegen den Seelsorgern dessen Lesen und Meditiren sehr anempfehlen, müssen wir doch bemerken, daß einiges unsere Zustimmung nicht erhalten kann. Nebst manchen Ausdrücken müssen wir mißbilligen, daß der Hr. Verfasser so sehr die Einführung der deutschen Messe zu erzielen sucht. Die Gegengründe anzuführen wird uns um so mehr erlassen werden, als dieß schon oft geschehen ist. Dann können wir auch den Vorschlag nicht gut heißen, daß den Pfarrern gestattet

Lexicon des Kirchenrechts und der römisch-katholischen Liturgie; in Beziehung auf ersteres mit steter Rücksicht auf die neuesten Concordate, päpstlichen Umschreibsbullen, und die besondern Verhältnisse der katholischen Kirche in den verschiedenen deutschen Staaten. Von Dr. Andreas Müller, Domvikar zu Würzburg. In fünf Bänden. Vierter Band M—S. gr. 8. S. 660. 1831.

Fünfter Band. T — Z. S. 582. Das allgemeine Register zählt noch S. 31. 1832. Würzburg, in der Etlinger'schen Verlagshandlung. Preis der fünf Bände 13 fl. 30 kr. jedoch unmittelbar oder von einer nahe gelegenen Buchhandlung wird abgegeben um 10 fl. 48 kr. baare Bezahlung.

Nach dem ersten Plane sollte das Werk in 4 Bänden bestehen, beim dritten Bande aber zeigte es sich, daß die zwei letzten zu groß werden würden, sie mußten daher in drei Bänden vertheilt werden, und so entstanden fünf Bände. Der Gewinn wurde um so größer, je gehaltvoller das Werk geworden ist. An den drei ersten Bänden ist der Werth des Werkes schon genug bekannt geworden, dasselbe bei dem vierten und fünften Bande noch einmal zu loben, wäre unnöthige Arbeit; da nicht mehr gefragt wird was das Lexicon enthält, welchen Werth es habe, sondern ob es fertig sey, um das ganze Werk sich anschaffen zu können.

Da das Werk nicht in systematischer, sondern, als Lexicon, in alphabetischer Ordnung verfertigt ist, so würde es ohnehin zu weitläufig seyn von jedem Artikel auch nur den Wortinhalt anzuzeigen. Nur von der Umschreibungs-

---

werde die Firmung zu ertheilen. Die Ausspendung dieses Sakraments gehört in den Bereich des bischöflichen Amtes, und alles was bei dieser Handlung durch den Pfarrer geschehen könnte, kann füglich bei der ersten heil. Communion oder bei andern Anlässen vorgenommen werden. D. R.

bulle, die nun auch in den protestantischen Nordländern den Umfang der katholischen Lande mittheilt, wollen wir bemerken, daß die im fünften Bande von S. 53 — 199 sich erstreckt, und mit den verschiedenen Concordaten im ersten Bande S. 327 — 415 noch zu vergleichen ist, und daß der Wiener Congreß, welcher hier rein mitgetheilt ist, einen Umfang von S. 365 — 485 im fünften Bande enthält. Auch das Zehntwesen, welches im verflossenen Jahr von verschiedenen Landtägen nicht zum Segen weder der Zehntpflichtigen noch der Zehntrechtigen abgesetzt werden soll, nimmt im letzten Bande den bedeutenden Raum von S. 487 — 555 ein.

Von S. 557 — 582 sind noch Ergänzungen nachgetragen, wovon die meisten zum ersten, einige zum zweiten, wenige zum dritten und vierten Bande gehören.

Da nach gedrucktem letzten Bande für die katholischen Pfarrer in Bayern eine Verfügung, die gemischten Ehen betreffend, bekannt geworden ist, so verdient dieselbe noch mitgetheilt zu werden, wie sie den 18. Februar 1832 vom Würzburgischen Ordinariate bekannt gemacht worden ist, nämlich „daß bei allen einzugehenden gemischten Ehen die Curati verbunden seyen, die drei gesetzlich vorgeschriebenen Proklamationen vorzunehmen, und daß keine Dispensation von dreien Ausrufungen bei gemischten Ehen statt habe, und daß diese Proklamationen mit den Worten: „„Zur ehelichen Verbindung haben sich versprochen der N. N. die N. N.““ vorzunehmen seyen. In diesem Falle daß nach der vollzogenen dreimaligen Ausrufung kein Umstand sich geoffenbart hat, der nach den kirchlichen und Civilgesetzen die einzugehende Ehe behindert, so haben die Curatgeistlichen den ausgerufenen Brautleuten den Ledigschein unverweigerlich auszustellen nach der Vorschrift, die im Intelligenzblatte für den Untermainkreis pro 1828 d. d. 15. October Nro. 118 verkündigt worden, indem den

vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen zufolge nur Ledigscheine, nicht aber Dimissorialien erfordert werden."

Wie, wenn es ein kirchliches Ehehinderniß ist, in die Ehe treten zu wollen, ohne daß alle Kinder katholisch erzogen werden sollen? Wenn dieses Hinderniß schon uralt ist und aus dem Wesen der katholischen Kirche hervorgeht? Was ist bei einem Impedimentum zwar nicht dirimens aber doch impediens zu beobachten?

Der zu Hall in effigie an Pranger gestellte alte und altgläubige katholische Landpfarrer, Verfasser des Briefwechsels „über die katholische Kirche im 19ten Jahrhundert ꝛc." bearbeitet vom geheimen geistlichen Rath, Herrn Kopp, dermalen Domdechant zu Eichstätt. Ecce homo! Eine tragische Geschichte zur Belehrung und Warnung mit äußerst wichtigen Belegen. Dinkelsbühl, 1832. Druck und Verlag von F. Walther. 175 Seiten. in 8.

Die Schrift ist unterschrieben: „Im Paradiese Schwerlenbach den 30. Januar 1832. Georg Scheiblein. Der Kampf ist zwar gegen den Hrn. Domdechant Kopp; der wahre Katholik wird diese Schrift aber nicht unbeachtet lassen, auch wenn er, wie Seite 83, ich und andere Freunde, dem Tadel des Eifers nicht entgehet. Wer ein schwacher Katholik ist, der lese diese Schrift, um sich ermuntern zu lassen. Wer auch nur um der Anekdoten und Geschichten liest, dem empfehle ich diese Schrift; denn sie umfaßt 666 Anekdoten und Geschichten. Wer mit Jeremias gern lamentirt, der hat hier ungemein viel Stoff, lamentiren zu hören. Scheiblein ist schon lange bekannt wegen seiner eigenen Schreibart. Wer ihn vormals darum gesucht hat, der findet ihn nun abermals, und noch kraftvoller als sonst. Wer beim Lesen auf Druckfehler stößt, werde nicht unwillig, denn Scheib-

lein ist nicht Schuld daran, da der Weg von Schmerlenbach bei Aschaffenburg nach Dinkelbühl ziemlich weit ist, um dort die Schriften vor dem Drucke zu corrigiren und zu revidiren. L. Wolf.

Lexicon manuale hebraico — latinum et chaldæo — biblicum, quod in usum et favorem studio linguæ sanctæ incumbentium concinavit Joh. Ev. *Stadler*, ss. Theologiæ Doctor (und nun Subregens im königl. Klerikalseminar zu München.) Monachii in libraria scholarum regia 1831. Seite 208. X. Constat in albis 54 kr.

Der Hr. Verf. hat durch dieses Werk einem wahren Bedürfnisse abgeholfen, denn bis jetzt fanden sich zwar mehrere hebr. Lexica vor und unter diesen ausgezeichnete, allein der Höhe des Preises wegen, konnte der weniger bemittelte Studirende sich keineswegs dieselben anschaffen. Das vorliegende Werk enthält nicht nur alle im alten Testamente vorkommende hebräische und chaldäische Worte, und ist nicht nur mit den besten und neuesten hebräischen Lettern gedruckt, sondern auch der Preis ist so niedrig gestellt, daß selbst der Unbemittelte sich dasselbe anschaffen kann.

Möchten daher recht viele dieses Werkes sich bedienen! denn nicht Gewinnsucht, sondern Förderung des hebräischen Sprachstudiums bewog den Hrn. Verf. zur Abfassung.

Anrede bei der Feier des vierzigsten Regierungsjahres Sr. Majestät des Kaisers Franz I., welche Seine Hochfürstliche Gnaden, der Hochwürdigste Hochgeborene Herr Herr Augustin, Erzbischof von Salzburg rc. am 1. März 1832 in der Domkirche zu Salzburg gehalten haben. Mit Sei-

ner gnädigsten Erlaubniß herausgegeben. Salzburg, 1832. Im Verlage der Mayr'schen Buchhandlung.

Diese kurze aber inhaltvolle Anrede ist ein Muster, wie Ereignisse der Art in der Kirche Gottes gefeiert werden sollen. Der hochwürdigste Herr Erzbischof weis't in allem, was während der vierzigjährigen Regierungszeit des allgeliebten und hochverdienten Kaisers traurig und niederschlagend, wie erfreulich und aufrichtend sich ereignet hat auf den „Schöpfer und Erhalter der Welt, den Herrn über Tod und Leben, den Leiter aller Schicksale" hin. Zu diesem allerhöchsten Herrn und Vater sollen auch alle Bitten und Gebete als Fürbitte und Danksagung gerichtet werden, damit Gott seinen Gesalbten und Stellvertreter im Irdischen, wie der wahre Christ seinen Regenten anerkennt, in seinem allmächtigen Schutze zum Wohl der Völker erhalte.

Geistliche Reden für das Landvolk auf alle Sonn- und Festtage des Jahres nebst zwei Anhängen von allgemeinen Gelegenheits-Predigten und besondern Kanzelvorträgen. Verfasset von Anton Wanstedel, weil. Pfarrer zu Waldulm im bischöflich Straßburgischen Oberamte Kappel Rodeck. Zuerst erschienen im Jahr 1796 in Augsburg. Erster Band, die Sonntage vom Advent bis Pfingsten (zählt 23 Bogen). Zweiter Band, von Pfingsten bis Advent. (20 Bogen). Sechste neu bearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Verlag der Franz Ferstl'schen Buchhandlung in Grätz. Johann Lorenz Greiner. 1832.

Die Ferstl'sche Buchhandlung in Grätz hat es unternommen eine Bibliothek christkatholischer Kanzelberedsamkeit aus dem achtzehnten Jahrhunderte herauszugeben. Diese Predigten, welche Sonn- und Feiertags-, Fasten- und Gelegenheitspredigten enthalten, sollen zugleich, in Bezug auf gegenwärtigen Sprachgebrauch, mit besonde-

rer Rücksichtnahme auf Inhalt und Darstellung neu bearbeitet und verbessert werden. Dieses Unternehmen hat sich zugleich der Gutheißung des hochwürdigsten fürstbischöflichen Seckauer Ordinariats zu Grätz zu erfreuen. Der Anfang ist mit Wansiedels Predigten gemacht, wovon der erste und zweite Band, die Sonntage des ganzen Jahres umfassend, vor uns liegt. Die Predigten des verewigten Wansiedel sind allgemein bekannt und wegen ihres fromm katholischen Sinnes und ihrer Faßlichkeit durchgehends beliebt. Rez. hat demnach blos noch die Bemerkung beizufügen, daß diese neue Ausgabe wirklich neu bearbeitet ist und dadurch sich besonders empfiehlt, dann noch, daß die angefangene Bibliothek christkatholischer Kanzelberedsamkeit, wie sie beginnt, Anerkennung und Aufnahme verdient.

Liturgie der christ-katholischen Religion von Fr. Xaver Schmid, Subregens des bischöfl. Clerikal-Seminars in Passau. Erster Band, die Einleitung in die Liturgik, die Liturgik der Sakramente im Allgemeinen, und die der Taufe, der Firmung und des allerheiligsten Altarsakraments im Besondern enthaltend. Passau, Druck und Verlag von Ambrosius Ambrosi. 1831. gr. 8. S. VIII. 667.

Das vorliegende Werk, von dem der erste Band hier angezeigt werden soll, wird einem schon längst gefühlten und ausgesprochenen Bedürfnisse in der katholischen Literatur abhelfen. Dieser erste Band enthält eine Einleitung zum ganzen Werke, in welcher in verschiedenen §§. das nothwendigste über die ins äußere Leben durch den Cultus tretende Religion, über die Art und Weise, wie diese Hervortretung der innern Religion ins äußere Leben erwirkt wird, oder mit andern Worten, welchen Werth die Liturgie und Liturgik habe, und wie diese im Verlaufe der Zeiten sich gestaltet und umgestaltet, daraus

stellt wird. Nach der Einleitung geht der Herr Verfasser auf die Liturgik der Sacramente über, die er zuerst im Allgemeinen, dann in Beziehung auf das Sacrament der Taufe, der Firmung und des Altars insbesondere behandelt. Gewiß ein reichhaltiger Stoff, dessen Behandlung allerdings den ersten starken Band in Anspruch nehmen konnte. Nicht minder reichhaltig ist aber, was noch übrig bleibt, und der Inhalt der zwei folgenden Bände, deren baldiges Erscheinen wir sehr wünschen, ausmachen soll. Denn nach der Ausführlichkeit die wir im ersten Bande durchaus billigend und lobend anerkennen, zu urtheilen, dürfen wir erwarten, daß nichts, was zur katholischen Liturgie gehört, werde übergangen werden. Alles, auch sogar eine geringfügig scheinende Segnung gehört zur äußern Offenbarung des innern kirchlichen und religiösen Lebens, und darf somit in einer vollständigen Liturgik nicht vermißt werden. Zu solchen dem gesammtkirchlichen Leben angehörenden Ceremonien, Segnungen, Gebeten u. s. w. zählen wir jedoch nur jene, die in der ganzen Kirche eingeführt sind, oder in den besondern Diöcesanagenden vorkommen, und dadurch eine Art öffentlicher Sanktion erhalten haben. Es wäre deßhalb zu wünschen, daß der Hr. Verf. soviel möglich die verschiedenen Diöcesanagenden bei Bearbeitung einzelner Kirchengebräuche und Erklärung so mannichfacher Benediktionen, zur Hand nehme, und somit in seine Liturgik die einzelnen Details und darin wieder den einen alles durchdringenden Geist der Heiligung und des Segnens sichtlich darstellte.

Um indeß wieder auf den ersten Band zurückzukommen, müssen wir bemerken, daß bei den drei darin behandelten Sakramenten zuerst die dogmatische Grundlage angegeben mit der im Sakramente den Menschen zu spendenden Gnade, dann die Materie und Form. Um die Ausspendungsweise anschaulich zu machen, ist der Verf. dem

Entwicklungsgange, wie er im Verlaufe der Zeiten sich darstellt, gefolgt. Er führt den Leser von der apostolischen Zeit aus durch die Jahrhunderte bis auf unsere Tage herab fort und zeigt ihm, wie das eine Wesentliche bei jedem Sakramente immer festgehalten, wie sogar die Ausspendungsweise in ihren Hauptzügen vom Anbeginn bestanden und in der Ausbildung der kirchlichen Verhältnisse im Außerwesentlichen nur, was nothwendig war, sich geändert hat. Alle seine Behauptungen sind belegt mit Beweisen aus den kirchlichen Schriftstellern, aus den Vätern und aus den ältesten Liturgien. Was die Bedeutung der Ceremonien betrifft, so ist diese wo nur immer möglich aus der Sache selbst entnommen, oder aus Büchern entlehnt, deren Verf. durch ihre Gelehrsamkeit, Heiligkeit und kirchliche Stellung alle Verehrung verdienen. Dabei ist das mystische Element, wie es in einer göttlichen Religion nicht anders seyn kann, mit richtigem Gefühle gewürdigt. Überhaupt spricht sich im Ganzen ein so kindlich kirchlicher Sinn aus, der erhöht durch eine umfassende Gelehrsamkeit, den Leser höchst wohlthätig selbst ergreifen wird.

Ref., der sich dießmal begnügen will, blos in allgemeinern Umrissen den Inhalt und Werth der Liturgik der christ-katholischen Religion, wie Herr Subregens Schmid sie zu liefern im ersten Bande den Anfang gemacht hat, kund zu geben, wünscht daß Jedermann, der den katholischen Cultus kennen will oder soll, besonders aber die Seelsorger dieses vortreffliche Werk sich anschaffen. Dadurch werden letztere in den Stand gesetzt, die Reformationen, welche neuerungssüchtige Geistliche in der Kirche nach eigenen Einfällen vornehmen möchten, zu würdigen, und ihren Gemeinden den wahren Sinn der katholischen Liturgie aufzuschließen.

Adrian Gretsch, Benediktiners des Stiftes U. L. F. zum Schotten in Wien, daselbst Priors, der Gottesgelehrtheit Doctors, Sonntagspredigten. I., II., III., IV. Theil. Neue Auflage. Mainz, 1831. In der Simon Müller'schen Buchhandlung. Wien, in Commission bei Franz Tendler.

Die Predigten des seligen Gretsch sind in schönem Formate und gutem Drucke in der Simon Müller'schen Buchhandlung in Mainz neu aufgelegt worden. Dadurch ist sicherlich vielen in der Seelsorge arbeitenden Priestern ein angenehmer Dienst erwiesen, indem sie diese Ausgabe leicht sich verschaffen können. Ref. findet es für unnöthig weiter über den Geist und die Fassung dieser Predigten sich zu verbreiten, da hierüber bei Anzeige der Feiertagspredigten desselben Verf. schon das Weitere auseinandergesetzt worden ist. Wir besitzen allerdings eine grosse Menge Predigten, deren Vortrefflichkeit oder Geringfügigkeit sehr relativ erscheint, da die Bedürfnisse und die Bildung des Predigers und der Gemeinden sehr verschieden sind; doch kann mit Recht gesagt werden, daß die Predigten von Gretsch einem Prediger für eine Gemeinde, die in der Bildung nur etwas gefördert ist, hinreichende Veranlassung geben, um Geist und Herz seiner Zuhörer im Christenthum immer mehr zu vervollkommnen.

---

900 Aufgaben aus der deutschen Sprache und Rechtschreiblehre zur Selbstbeschäftigung der Schüler in Volksschulen. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Würzburg, in der Etlinger'schen Buch- und Kunsthandlung. 1830. S. 320. Preis 48 kr.

Was von dem ersten Herausgeber dem vormaligen Elementarlehrer A. Walter zu Bamberg, im Jahre 1823, mit 250 Aufgaben begonnen, hat sich bald auf 425 vermehrt, im Jahre 1828 bis auf 600 erhöht, und nun mit Hülfe des Elementarlehrers F. K. Offinger zu Bamberg

den Gipfel von 900 erstiegen. Diese Übungen fangen vom Leichten an, werden aber nach und nach schwerer, und führen zu einer großen Gewandheit in der deutschen Sprache, zur Fertigkeit, Sätze schnell umzuändern, ihnen eine andere Stellung zu geben, womit zugleich der Verstand einen großen Gewinn macht. Wenn nur nicht bei der zu großen Bildung, das, was vorzüglich Noth thut, im Hintergrunde sich verbergen muß; was freilich zu oft geschieht, da man auf Kosten des Herzens, der Religion, der Erziehung zur Tugend, den Verstand ausbildet und bis zur höchsten Spitze hinauftreibt, wo es ihm schwindlich wird, und er, da er an der Religion keinen Stützpunkt hat, in die tiefe Kluft des Überwitzes hinunterstürzt. Brauche man daher immer diese 900 Aufgaben, und übe damit den deutschen Schüler in seiner Muttersprache, bilde seinen Verstand; aber übe man dabei das Wichtigste noch mehr; erziehe man eine christliche Jugend wie sie früherhin gewesen ist, und welche viele Früchte der Tugend gebracht hat. Nur dadurch werden wir wieder bessern Zeiten entgegensehen können.

Frommer Glaube, tapfere Treue. Eine Sammlung geschichtlicher Bilder für das Volk. Und sie sprachen: wir wollen also sterben in unserer Unschuld — — — denn es ist besser, daß wir im Kampfe umkommen, als daß wir solchen Jammer an unserm Volke und an unsern Heiligthümern sehen. Maccab. Buch 1 Cap. II und III, Vers 37 und 39. Nach dem Französischen. Frankfurt a. M. bei Siegmund Schmerber 1832. kl. 8 S. XXIV, 352.

Die Vorrede dieses Buches verdient vorerst und mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen zu werden, denn sie bereitetet den Leser, was eigentlich jede Vorrede sollte, recht vor, in den Geist des Buches tiefer einzugehen. Zuerst benimmt sie ihm das Vorurtheil, als sollten wir Deutschen

4. Gerade darin wird Hermes widersprochen, daß man einen wahrhaften Gott erkennen, und glauben könne, ehe man auf die Autorität Gottes das Christenthum glaube. Der Glaube ist durchaus nicht vermittelt.
5. Der fünfte Vorwurf ist, daß Hermes einen rein philosophischen Weg zum Christenthum zeigen will. Es giebt nur einen Weg des Christenthums zu uns.
6. Der sechste Fehler wäre, wenn Hermes nach Biunde's Behauptung die Gnade auch zu jenem philosophischen Glauben als zu einer Pflichterfüllung für nothwendig erklärte, denn alsdann würde das System eine Inconsequenz enthalten, welche das Dilemma zuließe: entweder ist der philosophische Glaube genug um zur Annahme des Christenthums zu gelangen, und dann ist die Lehre des Christenthumes von der Nothwendigkeit der Gnade zum philosophischen Glauben falsch, oder die Lehre von der Nothwendigkeit der Gnade zum philosophischen Glauben ist wahr, und dann ist die philosophische Einleitung falsch, weil sie ohne Gnade zum Christenthum führt.

Überhaupt möchten wir Herrn Biunde bitten nicht so rasch anzunehmen, die Gegner des hermesischen Systemes hätten dasselbe nicht verstanden, oder könnten durch so ganz gewöhnliche Bemerkungen, und überall vorfindliche Belehrungen abgewiesen werden. Denn sie haben sich erst dem System des Glaubens über den Glauben zugewandt, nachdem sie die Eitelkeit aller Vernunftsysteme eingesehen hatten. Daher ihr Standpunkt keineswegs als ein niedriger anzunehmen ist, und ihre Behauptungen nicht als Paradoxen zu verachten, sondern als durch tiefes Forschen veranlaßte Resultate wo möglich gründlich und ernstlich zu widerlegen sind.

Düsseldorf, im August 1832.

A. v. Sieger.

Doctor der Theologie und Kaplan der Maxpfarre.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 183
Nro VII.

Curiosa.

Es ist ein Bischof ganz neuer Art aufgetaucht. Sein Hirtenbrief, der in französischer Sprache geschrieben und alsbald ins Deutsche übersetzt worden, führt den Titel: „Die ursprüngliche Kirche Christi.“ Dieser neue Bischof ist Johann Baptist L'Hote und nennt sich Bischof von Nanzig, Primas-Coadjutor Lothringens. Die Biographie dieses vorgeblichen Bischofs, wie einiges aus dessen Hirtenbrief ist entnommen aus folgendem Schriftchen: „Antwortschreiben auf den sogenannten Hirtenbrief des Bürgers L'Hote von M. C. L. H. einem Katholiken. Straßburg, gedruckt bei Ludw. Franz Le Roux, 1832. Als Motto ist nach Luther's Uebersetzung Sprichw. Sal. XXVI. 3. ausgewählt: Dem Roß eine Geißel, und dem Esel einen Zaum, und dem Narren eine Ruthe auf den Rücken.“

„Dieser Johann Baptist L'Hote, so lautet die Biographie, würde geboren zu Saint-Stail, in dem Departement der Vogesen; Hr. Maurice, ein würdiger Priester und Pfarrer von Saint-Jean-du-Mont bei Senones, gab ihm die Anfangsgründe in der lateinischen Sprache, mußte ihn aber gewiß nicht, weil der junge Mensch zu fromm und tugendhaft war, fortjagen und seinem Schicksale überlassen. Später kam der Ex-Student, Gott weiß wie, nach Paris. Es heißt er sey in einem Seminar gewesen, ob er da auch fortgejagt worden, wissen wir nicht, glauben es aber, und dürfen es vernünftiger Weise glauben. Von dem Schicksale hin- und hergetrieben, wie ein verfaultes Brett auf dem Wasser, machte er Bekanntschaft mit dem berüchtigten Chatel;

diese zwei Gesellen konnten sich aber nicht mit einander vertragen. L'Hote schloß sich an einen gewissen Arzt Fabre-Palaprat an, der sich Bischof und Fürsten der Apostel nennt; dieser oder ein gewisser Raimond, von dem nämlichen Schlag, weihte ihn so gut er konnte, und sandte ihn als Bischof nach Nanzig. Der Harlekin kam vor einigen Wochen wirklich in diese Stadt und ließ einen Hirtenbrief drucken. Allein die Behörden zu Nanzig befahlen ihm, auf der Stelle die Stadt zu verlassen und seinen Bischofsstuhl am rothen Meere oder in China aufzuschlagen. Der Irrländer kam vor Kurzem in seinen Geburtsort Saint-Stail, wo er das Bischofskreuz trug, und einer Predigt des dortigen Pfarrers beiwohnte. Allein während der Predigt hat er sich so ungebührlich betragen, daß die ganze Gemeinde, welche von den Vorfällen nichts wußte, darüber empört wurde, und sogar die Weiber mit geballten Fäusten über ihn herfielen, seine gnädigen Haare verzausten, ihn nach Noten durchprügelten, und ihm so die heilige Weihe handgreiflich applicirten. Hätte der Pfarrer nicht alles mögliche angewendet, um die Gemüther zu beruhigen, und die schlagenden Hände zum Waffenstillstand zu bewegen, so lägen dermalen Seine neugebackenen bischöflichen Gnaden wahrscheinlich als Krüppel in einem Lothringer Hospitale."

Dieser Johann Baptist L'Hote nennt sich Bischof durch die Gnade des heiligen Geistes, durch den Willen der Gläubigen und durch den Beschluß der obersten Kirchenbehörden. Man kann hier billig fragen: welcher heilige Geist hat dich gesandt? Wir kennen nur einen heiligen Geist, und dieser hat schon einen Bischof nach Nanzig geschickt in der Person des Herrn Forbin-Janson. Herr L'Hote ist Bischof durch den Willen des Volks. Das arme Volk muß heutiges Tags allerlei wollen, von dem es nichts weiß. Dieser neue Bischof nun findet in der alten katholischen Kirche viel tadelswürdiges, und wird, wenn sein Vorhaben gelingt, wohl die ursprüngliche Kirche Christi wieder herstellen. Von dem Verderbniß der Kirche nur einiges. Seite 3 sagt er, daß die Priester der Königsthrone, des Reichthums der Völker sich bemächtigten,

und die Altäre mit Menschenblut bespritzt haben. Seite 4 behauptet er: „die katholische Kirche habe die Ehe und das Fleischessen als etwas sündliches verboten, lehre lächerliche und kindische Mährchen, und lasse die Religion in einem äußerlichen Ceremoniel, in körperlichen Uebungen bestehen.“ Seite 5 behauptet er: „Die Katholiken verstossen ganze Völker in ihr Hölle.“ Hierüber ist folgende Bemerkung gemacht: „Es ist nicht abzusehen, ob Hr. L'Hote erzürnt sey, weil die Katholiken ganze Völker in die Hölle oder weil sie dieselben in ihre Hölle und in keine andere verstoßen. Im ersten Falle möge er sich ein und für allemal gesagt seyn lassen, daß wir keinen Menschen in die Hölle verstoßen, selbst den Teufel nicht, weil er schon darin ist, und ohne uns hineingekommen ist. Dieses Geschäft überlassen wir, nach wie vor, Gott dem Herrn, der da Richter ist der Lebendigen und der Todten. Ist aber Hr. L'Hote böse, weil wir die armen Völker in unsere Hölle spediren, und nicht etwa in die seinige, so giebt er, wie es scheint hierdurch zu verstehen, daß er mit der katholischen Hölle nichts zu schaffen habe, und die Völker von derselben abtrünnig machen wolle, um sie für seine Hölle zu gewinnen. Auf diese Weise hätte er sich denn eine eigene Hölle vorbehalten. Es hat halt jeder seine Schwachheiten und seine Lieblingsdinge.“

Diesen sogenannten Hirtenbrief, der der Curiosen noch viele enthält, hat der protestantische Buchdrucker der Mairie zu Straßburg, Hr. Dannbach, ins Deutsche übersetzt, in Straßburg und in der Nähe und Ferne in zahlreichen Exemplaren zu verbreiten gesucht. Dadurch sollte, wie unverkennbar aus dem Ganzen hervorgeht, den Protestanten ein Triumph und den Katholiken ein Schimpf bereitet werden. Selbst sonst achtbare Tagesblätter ließen sich berücken und sprachen von dem fraglichen Hirtenbrief in einer Weise, daß viele Leser auf den Verdacht gerathen mußten der kathol. Bischof habe denselben erlassen. Es kann die Warnung nicht oft genug wiederholt werden, daß in Tagen schamloser Lüge und niederträchtigen Betruges die Katholiken recht oft an das Sprichwort erinnert werden müssen: „Trau, schau, wem.“

Wer Lust hat die Länder des Erdbodens schnell zu durchwandern, und überall besonders die Finsternisse und Unheile des blindgläubigen Papismus kennen zu lernen, den verweisen wir an den „Almanach der Geschichte des Zeitgeistes von Wilhelm Schulz.“ 1. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. Ebenso kann in diesem Buche, das übrigens nicht gerade ein Muster tiefer Beobachtungsgabe, treffenden Witzes und edler Freisinnigkeit ist, unter vielem nur an folgender Aeußerung erkannt werden, was protestantische Gewissensfreiheit ist. Seite 7 heißt es: „Namentlich ließ das würdige und kraftvolle Benehmen des Königs von Preußen bei Gelegenheit der Religionsveränderung des Herzogs von Anhalt-Cöthen, das protestantische Deutschland die Bestimmung Preußens zum Horte der evangelischen Glaubensfreiheit von neuem erkennen. —“ Wir stockfinstere Katholiken sind und bleiben des Dafürhaltens, daß jeder seinem Gewissen folgen und seiner Ueberzeugung leben solle. Vielleicht aber, weil wie der Verfasser bei den Protestanten nur Aufklärung, Wissenschaft, Sittlichkeit, Wohlstand, bei den Katholiken aber als solchen beinahe überall nur Finsterniß, Beschränktheit, sittlichen Stumpfsinn und Bettelei findet, soll der hochweise Protestantismus dem Papismus allen möglichen Abtrag thun. —

Was Wunder, wenn in Schlesien nach öffentlichen Nachrichten die Zahl der Katholiken immer abnimmt, die der Protestanten aber zunimmt! Nebst dem so wohlwollenden Mitwirken der dortigen Regierung und der negativen Beförderung mancher katholischen Geistlichen, wird auch die Vortrefflichkeit des protestantischen Glaubens im Gegensatze zu der sinnlichen und kraftlosen katholischen Religion in süßlichen Novellen eingewickelt, den Lesern zum Verschlucken überreicht. Man sehe Germanos Novelle von Posgaru. Breslau, Verlag von Joseph Max und Comp. 1830. Bei einigen werden diese neue Art Pillen immerhin wirken.

Aus dem Bisthume Würzburg. Der hochwürdige Herr Pfarrer Lorenz Wolf von Kleinrinderfeld, hat sich nun

allmählich von seiner gefahrvollen Krankheit wieder erholt, und wird hoffentlich bald in seine völlige frühere Thätigkeit eintreten können. Er ist, wie Sie wissen bei dem Mittagsmahle, wobei Niemand als sein Bruder zugegen war, von einer Uebelkeit befallen worden, die bald als Vorbote einer Hirnentzündung erkannt wurde. Dem Leidenden wurde mehreremale auf Verordnung des herbeigeholten Arztes zur Ader gelassen, und nach und nach Blutigel und Zugpflaster angewendet, um die Hirnentzündung zu schwächen. Der Kranke fühlte sich jedoch Anfangs noch so kräftig, daß er nach dem zweiten Tage seinem Beichtvater sagte, er gehe Morgen in die Kirche, und noch am dritten Tag aus dem Bette stieg, um an dem Tische die heilige Communion zu empfangen. Böswillige Menschen, die dem wackern stets bereiten Kämfer für die katholische Sache längst gram sind, haben das Gerücht verbreitet, der Pfarrer Wolf sey unter Schmähungen gegen die Geistlichkeit eines Nachbarlandes vom Schlage getroffen worden. Gott verzeihe den Schuldigen diese gehässige Schmähung, und gebe ihnen die Gnade, daß sie untadelhafter Absichten und Handlungen sich bewußt, ebenso auch von Andern nur Gutes denken.

An die Redaction des Katholiken. *)

Im Maiheft des „Katholiken" finden sich zwei Aufsätze gegen das philosophisch-theologische System des verstorbenen Prof. Hermes, der eine unter den Abhandlungen, der andere unter

*) In dem dießjährigen Maihefte des Katholiken erschien ein Aufsatz, „die Grundsätze des Hermesianismus und dessen Verhältniß zur katholischen Lehre enthaltend," der in dem darauf folgenden Junihefte beendigt wurde. Derselbe hat die vorstehende Erwiederung verursacht, bei deren Mittheilung die Redaction sich veranlaßt findet Folgendes zu bemerken:

Unter den neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der katholischen Theologie nimmt das System des Dr. Hermes einen wichtigen und bedeutenden Platz ein, und wenn ihm schon sein Verhältniß zur Lehre der Kirche die Aufmerksamkeit Aller für dergleichen sich In-

den Rezensionen, namentlich als Rezension eines „Werkchens" eines Studenten in Münster. Gegen letztern Aufsatz finden wir es nicht nöthig, auch nur ein Wort zu sagen, indem jeder Leser des Katholiken beim Lesen dieser Rezension über diese, und wenn er darnach über das Werkchen urtheilt, auch über dieses so geurtheilt haben wird, daß er von da aus nicht ungünstig auf das System des Hermes schließen kann.

Der erstere, in jeder Rücksicht gehaltvollere Aufsatz (und offenbar aus einem Kopfe geflossen, in dem doch nicht gerade Alles chaotisch durcheinander liegt), und der die Seiten 150 bis 182 füllt, muß aber einen Zusatz erhalten, damit die Leser dadurch nicht verführt werden, in einer so sehr wichtigen Angelegenheit des katholischen Deutschlandes auf den Grund eines so außerordentlich entstellenden Referates über das hermes'sche System den Stab zu brechen.

Alles, was der Verf. dieses Aufsatzes vorbringt, dreht sich um den Satz, daß in Sachen, des (christlichen) Glaubens nicht

---

teressirenden zuzog, so muß dieselbe dadurch noch bedeutend gesteigert werden, daß in neuester Zeit von mehreren Seiten her Angriffe gegen dasselbe gemacht wurden, denen theilweise schon lebhafte Vertheidigungen von dessen Anhängern entgegengesetzt sind. Wenn die gegenseitigen Erörterungen und Auseinandersetzungen wichtig und interessant zu werden versprechen, da in ihnen nothwendig die Hauptrichtungen der neuern Philosophie und deren Verhältniß zur kirchlichen Lehre berührt, erläutert und geprüft werden müssen, so scheint es um so nothwendiger, daß die Erörterungen über das Resultat dieser Lehre so weit durchgeführt werden, daß Jedem daran Antheil nehmenden die Fixirung seines Urtheils darüber möglich gemacht und erleichtert werde. Um nun, so viel an ihr ist, zur Erreichung dieses Zweckes beizutragen, erbietet sich die Redaction des Katholiken die von Herrn Dr. Binnde in der nachstehenden Erwiederung berührte Abhandlung, eine weitere Darstellung der Hermes'schen Lehre enthaltend, durch den Druck mittheilen zu wollen, wie sie andrerseits auch jede von entgegengesetzten Ansichten ausgehende Erörterungen über denselben Gegenstand, sobald ihr solche zukommen, aufzunehmen sich beeilen wird. D. R.

die Vernunft des Menschen, sondern göttliche Autorität, die Lehre Christi, wie sie nach dem Lehramte der Kirche in Schrift und Tradition enthalten ist, Grundlage sey; daß aber Hermes dieses läugne.

Hermes ist so weit entfernt, dieß zu läugnen, daß er vielmehr der Hauptsache nach überall dieselben Argumente für jenen Satz gebraucht, welche auch beim Verfasser vorkommen; er ist ein eben so erklärter Feind aller Systeme, welche die christlichen Dogmen aus der Vernunft beweisen, als der Verfasser auch, und zwar wieder aus demselben Grunde wie dieser und jeder vernünftige Mensch. Nur darin weicht Hermes vom Verf. ab, daß er andere Argumente gebraucht, um die Nothwendigkeit der Annahme des Christenthums im Autoritätsglauben oder durch ihn zu zeigen, als Hermes gebraucht hatte; denn auch bei Hermes beruhet die Annahme des Christenthums oder der Glaube an dasselbe auf der Autorität Christi und den von Christus uns gelieferten Beweisen für die Göttlichkeit seiner Lehre, so wie auch die hermes'sche Philosophie mit Glauben anfängt und fortarbeitet; anfängt, sage ich; denn daß sie mit Wissen anfange und ein Wissen auch nur suche, ist das Urtheil der vollen Blindheit; sie baut ihre philosophischen Lehren auf einen Glauben, freilich nicht an das Uebersinnliche, sondern an das Sinnliche zunächst, und führt diesen Glauben fort bis zu einem Glauben an das Uebersinnliche, so weit es natürlich erkennbar ist; — ihre Theologie und Dogmatik baut sie auf den Glauben an die Lehre Christi und nicht an ihre eigene Vernunft, obgleich diese das leitende, und wenn man so will, das empfangende Vermögen ist, um die göttliche Autorität Christi zu erfassen.

Hermes hält es in seinem ganzen Systeme für eine ganz unzulässige, aber auch für eine ganz unmögliche Sache, die Dogmen des Christenthums mit bloßer Vernunft zu erreichen und zu construiren oder zu deduciren, wie dieß unlängst wieder so Vielen eingefallen ist, z. B. Franz Baader in dem berüchtigten Artikel über die Dreieinigkeit in Sengler's Kirchenzeitung, Hermes

zeigt überall, wie dadurch auch die christliche Lehre um ihre ganze Haltung kommen würde.

Sollte dieß dem Verfasser jenes Aufsatzes noch nicht einleuchten, so lese er nur noch einmal die philosophische Einleitung von Hermes mit einem solchen Gedanken durch, und dann die positive; hoffentlich wird er dann bald einsehen, daß er in seinem Aufsatze sich eine Menge der entsetzlichsten Verdrehungen des Hermesianismus schuldig gemacht hat, und dann, daß es seine Pflicht sey diesen Makel wieder auszulöschen.

Daß der Verfasser dem Hermes in dem ganzen Aufsatze ein Streben untergelegt habe, wovon Hermes stets der entschiedenste Gegner gewesen ist, das würde ich hier weiter beweisen, wenn wir nicht annehmen dürften, der Verfasser werde dieß, was Hermes so deutlich sagt, nunmehr selbst finden können; doch verweisen wir ihn noch deßhalb namentlich auf S. 67 u. S. 75. S. 76 (die Parenthese), S. 108, S. 144 der ersten Ausgabe, um sich darnach zu orientiren.

Hermes lehrt auch ausdrücklich, daß das ganze Christenthum als solches, besonders in so weit es unbegreifliche Lehren enthalte — solche, die die Vernunft nicht einmal als gegebene durchdringen, viel weniger also selbst finden kann, — nur auf Autorität Gottes geglaubt, d. h. als wahr angenommen werden könne, freilich wieder erst nachdem man einen wahrhaften Gott erkannt hat oder glaubt. Siehe die philosophische Einleitung §. 78 und 79, §. 81 — 82. Er zeigt rein philosophisch nur den Weg, um zur Anerkennung des Christenthums als einer göttlichen Lehr- und Heilsanstalt zu gelangen, einer Anerkennung, wozu er keine physische Nöthigung, sondern Pflichterfüllung und Tugendübung, also nur den guten Willen als Beweggrund ansetzt, und wobei er mit keiner Sylbe je geläugnet hat, daß zu diesem Akt der freien (obgleich sittlich abgenöthigten) Annahme, zu dem Glauben eben sowohl die Gnade aus der Höhe wirke als zu aller Tugendübung; ja sogar lehrt Hermes in der Lehre von der Gnade ausdrücklich die Nothwendigkeit der Gnade zu aller Pflichterfüllung, also auch zu jenem Glauben,

der Pflichterfüllung ist; nur, daß man dieses noch nicht in der Einleitung zur Theologie und noch nicht auf philosophischem Gebiete, sondern erst innerhalb der Theologie erkennen kann.

Sollte der Verf. es wünschen, so bin ich gerne bereit ihm in der bessern Auffassung des Hermesianismus durch briefliche Mittheilungen hülfreiche Hand zu bieten, auch auf Verlangen in dieser Zeitschrift eine kurze Abhandlung darüber vorzulegen.

Trier, im Juni 1832.

Dr. Biunde,
Prof. d. Philos. am Priesterseminar zu Trier.

Bisthum Trier. Die bei uns angeregten kirchlichen Unruhen sind noch nicht gestillt. Die Rechthaberei und der Dünkel, wodurch von jeher die Neuerungssucht sich charakterisirt hat, scheinen auch hier der Belehrung und Zurechtweisung die befangenen Gemüther unzugänglich zu machen. Es haben, wie im „Katholiken" schon mehrmals berichtet worden, von mehreren Orten sich Stimmen gegen die beabsichtigten antikirchlichen Reformen erhoben. Diese verschiedenen Schriftchen haben sich theils über alle, theils über einzelne Reformationspunkte zurechtweisend, tadelnd, warnend, belehrend verbreitet. Die Neuerungssüchtigen wollten indeß solche brüderliche Zurechtweisung sich nicht gefallen lassen, deßhalb haben auch sie die Presse benutzt, um ihre Absichten und Anträge zu rechtfertigen. Hätten sie dieses in ruhiger Besonnenheit und mit Gründen gethan; so würden wenigstens ihre Absichten, wenn auch nicht probehaltig, doch rein sich bewähren. Allein sie haben mancher Verdrehung und Entstellung, auch hie und da der offenbaren Lüge und Verläumdung sich schuldig gemacht, und dabei nicht ganz verheimlichen können, daß im Hintergrunde ihrer kirchlichen Verbesserungen ganz andere Zwecke liegen, als die Beförderungen der Religiosität und des kirchlichen Sinnes. Hierüber giebt ein in Düsseldorf bei Joh. Heinr. Christ. Schreiner in diesem Jahr erschienenes Schriftchen „Lichtblick in die geheimen Gesellschaften katholischer Geistlichen in der Diözese Trier" vielfache Aufschlüsse. Ein passendes Motto ist die Stelle aus

dem ersten Brief des heiligen Clemens von Rom an die Korinther, welche also lautet: „Eure Spaltung hat Viele verwirrt, Viele zur Muthlosigkeit gebracht, Viele wankend, uns Alle traurig gemacht, und noch dauert euer Aufstand fort." Möge Gott geben, daß die Verblendeten einsehen, auf welche Abwege sie gerathen sind, damit sie zu ihrem und anderer Heil nicht länger fortfahren Besorgniß und Verwirrung zu verbreiten.

Dieser Wunsch drängt sich um so mehr aus einem beklommenen Gemüthe hervor, da ich kurz nach Empfang des obigen Schriftchens eine Broschüre erhielt, also betitet: „Aufruf an die Deutschen zur Bildung eines Nationalvereins zur Beförderung der ächt-kirchlichen Aufklärung und einer gründlichen kirchlichen Reformation. Zweibrücken, 1832. Druck und Verlag von G. Ritter." Wie die ersten Umtriebe gegen die kirchliche Ordnung, nach dem durch die Julius-Revolution hervorgebrachten politischen Schwindel, aus dem Finstern sich hervorwagten, so reiht sich die gewünschte kirchliche Reformation an die schon gewaltthätig hervorbrechende politische Revolution. Beide haben in Zweibrücken ihren Sitz aufgeschlagen, von wo aus sie über das übrige Deutschland ihre Wirksamkeit im Geheimen und Oeffentlichen auszudehnen suchen. Wie die politischen Revolutionäre nur immer Freiheit und Volksbeglückung zum Aushängeschild gebrauchen; so sprechen die kirchlichen Revolutionäre uns von Licht und Aufklärung, von Bekämpfung des Aberglaubens, von Schutz gegen Andrang und Angriff des Obscurantismus, von allbeseitigender Liebe und von Vereinigung der verschiedenen christlichen Confessionen. Man möchte beinahe glauben, wenn man die genannte Broschüre liest, die politischen Revolutionsmänner hätten es für gut befunden, um die Verwirrung zu vollenden, ihr Unwesen auch auf das kirchliche Gebiet zu verpflanzen. Man darf nur die Worte Staats-, Kirche- und Völkerbeglückung und Seelenrettung verwechseln, und dazu im kirchl. Bereiche über die Finsterlinge, Pfaffen und Jesuiten, wie im politischen über die Aristokraten, die Beamten und Regierungen schimpfen, so hat man ein und dasselbe Machwerk. Da

ferner ein politischer Verein zu politischen Zwecken gestiftet worden, so ist auch ein kirchlicher zu kirchlichen Zwecken in demselben Sinne beantragt, und wie man angiebt, den Hauptgrundzügen nach schon gebildet. Der provisorische Ausschuß soll schon bestehen und die Correspondenz mit demselben durch Briefe unter der Adresse „an Herrn Buchhändler Ritter in Zweibrücken, unter der weitern Aufschrift: an den provisorischen Ausschuß des deutschen Reformations-Vereins, schon eingeleitet seyn. Den Theilnehmern und Correspondenten ist die tiefste und gewissenhafteste Verschwiegenheit zugesichert. Somit wäre provisorisch alles geordnet bis gemeinschaftlich ein Directorium gewählt wird, welches Unter-Directorien in den Diözesen und in den Decanaten zu organisiren hätte. Diese Freunde des Lichtes, welche alle die nicht mit ihnen übereinstimmen als Finsterlinge, und was es sonst noch Schlimmes giebt, verschreien, und von sich rühmen, daß sie offen handeln und die Wahrheit von den Dächern herab verkündigen, haben sich noch einstweilen hinter die Druckkasten und Preßbengel verkrochen. Wenn wirklich ein solcher Verein schon besteht und nicht das Machwerk irgend eines politischen Kannengießers ist, wozu wir alle Vermuthung haben; so wäre es hohe Zeit, daß nicht nur die Bischöfe, sondern jeder Geistliche und jeder Laie, denen ihre heilige Religion theuer ist, auf die Hut sich stellen, damit nicht die Menschheit in ihren heiligsten Interessen gefährdet werde. Diese ernste Warnung würde jedoch durch den Katholiken zu wenigen Ohren gelangen, wenn es in der Gewalt der Vereinsdirectoren bestünde, über dessen Verbreitung zu verfügen. Die unparteiischen Herrn meinen, der „Katholik“, der Religionsfreund und die katholische Kirchenzeitung von Aschaffenburg und ähnliche Produkte, sollten von durch sie geleiteten Lesegesellschaften entfernt gehalten werden. Ich weiß daß sie auch, namentlich im Bisthume Trier in manchen Lesezirkeln schon seit längerer Zeit diesen Zweck erreicht haben. Die katholisch gesinnten Geistlichen haben sich durch die neuerungsüchtigen Schreier in manchen Decanaten beherrschen lassen, und so haben die Zeitschriften, die den Heirathslusti-

gen und Deutschthümlern nicht gefielen, keine Aufnahme gefunden. Wären manche Männer, die von Gott und Rechtswegen Aufsicht führen sollen, nicht in behaglicher Ruhe und beklagenswerther Verblendung befangen gewesen, die verderbliche Neuerungssucht hätte nicht so unbemerkt sich einschleichen und durch einzelne Wenige, die wissen was sie wollen, mancher Anderer, die als Schwachköpfe den Tonangebern beistimmen, sich bemächtigen können. Von der Kasse will ich nicht reden, welche der Verein zur Erreichung seiner Zwecke bilden will; denn dadurch dürfte es sich herausstellen, wo die Truhe der so viel besprochenen und nirgends aufgefundenen Congregation vorhanden sey.

Frankreich. Bei dem Ausbruch der Cholera hat die Geistlichkeit dieses Landes bewiesen, daß sie ungeachtet der Schmähungen und Verfolgungen, welche sie seit langer Zeit, und besonders seit der sogenannten glorreichen Juli-Revolution hat erdulden müssen, ihren frühern Seeleneifer noch immer treu bewahrt hat. Als der furchtbare Todesengel zuerst in Paris, und zwar eben an dem Orte, wo die Verwüstungen des gotteschänderischen Gräuels verübt worden, seinen rächenden Arm ausgestreckt und die Strafgerichte des Herrn hat fühlbar werden lassen, ist der so schmählich verfolgte Erzbischof beherzt aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorgetreten, und jeden seiner Schritte in Mitte seiner Verfolger haben Trostworte und Wohlthaten bezeichnet. Sogleich besuchte er das große Stadtspital, nahete jedem Bette und sprach den Kranken, die seine Hirtenstimme zu vernehmen im Stande waren, Beruhigung und Muth ein. Zu seiner großen Freude vernahm er, daß beinahe alle Kranke den Beistand der Religion empfangen hatten. Bei diesem Besuche hat er, außer den 10,000 Fr., welche er schon den Hülfskassen auf seinen fälligen Gehalt angewiesen, noch eine milde Gabe von 1000 Fr. zurückgelassen, um den Genesenden neue Kleider anzuschaffen. Damit noch nicht zufrieden, bot der würdige Oberhirt seine Wohnung zu Conflans zu einem Genesungshause an, wozu dieses Gebäude wegen seiner hohen Lage sich auch besonders eig-

nete. Die Regierung hat indeß die gemachten Bedingungen, welche darin bestanden, daß die Verpflegung für die Armen unentgeldlich sey und den Hospitalschwestern überlassen werden soll, nicht annehmen wollen. Dieß hat jedoch nicht verhindert, daß der Erzbischof im Einverständnisse mit dem Maire von Charenton-le-Pont das Genesungshaus mit allem Nöthigen versehen, herrichtete, und den Krankendienst von den Töchtern des heiligen Vincenz von Paul besorgen ließ. Ein solches Beispiel der thätigsten Nächstenliebe mußte bald die freudigste Nachahmung unter der übrigen Geistlichkeit erwecken. Ja, man sollte glauben, diese hätten ihrem Oberhirten nur die Ehre lassen wollen, ihnen voranzuschreiten, um sogleich muthig nachzufolgen. Der Superior von St. Sulpice hat dieses große Seminarium zum Krankenhaus angeboten und die Zöglinge haben sogleich den Wunsch ausgesprochen, Krankenpfleger zu werden. Der Pfarrer von Montmartre hat sich bereit erklärt, seine Wohnung zur Aufnahme der Cholerakranken herzugeben. Die Lazaristen haben den Herrn Erzbischof ersucht ihre Hülfe, wo dieselbe nur immer nützlich seyn könne, in Anspruch zu nehmen. Selbst die Priester, welche keine bestimmte Anstellung in der Seelsorge haben, waren bereit ihren leidenden Brüdern in Christo, in den Spitälern oder Privathäusern, liebevollen Beistand zu leisten. Dagegen auch hat die blinde Verfolgungswuth, obwohl nicht gänzlich, dennoch bei den nicht ganz verwilderten Gemüthern, einer ruhigern Besinnung unter Anerkennung der werkthätigen Liebe der Geistlichen und der verdienten Verehrung dieses so lange und absichtlich gelästerten Standes, Raum gegeben.

In andern Städten Frankreichs hat die Geistlichkeit eine gleiche Thätigkeit in den Werken christlicher Liebe entfaltet. Zu Bordeaux ist der Herr Erzbischof mit den Stadtpfarrern sogleich zu Mitgliedern der Wohlthätigkeitscommissionen erwählt worden. Zu Nantes hat der Bischof das ihm gehörige und zu geistlichen Uebungen bestimmte Haus zur Aufnahme der Cholerakranken angeboten und sich und seine ganze Geistlichkeit zu jeglicher Hülfleistung bereit erklärt. Zu Rennes ist in den Subscriptions-

testanten eine Menge Predigtamts-Candidaten auf Anstellung warten. Die einzige Wohlthat, die den katholischen Geistlichen, die bei uns das Indigenat erhalten haben, zu Theil geworden, besteht darin, daß sie von ihrem dürftigen Einkommen in gewissen Raten das Glück, Bayern anzugehören, bezahlen dürfen. Sollte nicht wohl auch die katholische Geistlichkeit einige Berücksichtigung verdienen?

Aus dem Badischen. Die oberhirtlichen Herzensergießungen unsers hochwürdigsten Hrn. Erzbischofs, welche als Hirtenbrief, in Folge des Abfalls des Professors der Kirchengeschichte an der theologischen Facultät zu Freiburg, Herrn v. Reichlin-Meldegg und des von diesem herausgegebenen Sendschreibens, an die Geistlichkeit unsers Erzbisthums sich ausgesprochen haben, sind ein heilender Balsam für alle verwundeten kathol. Herzen. Besonders belehrend sind die von dem hochwürdigen Chorherrn Geiger gegen Reichlins Sendschreiben verfaßten Bemerkungen, die mit dem Hirtenbrief versandt worden sind. Das Unwesen, welches Herr v. Reichlin-Meldegg schon seit Jahren ungescheut getrieben, der Hohn womit er in Collegien, wie in Druckschriften die kathol. Kirche herabgewürdigt hat, der Anblick, daß ein öffentlicher kathol. Lehrer, der längst schon aufgehört hat, der kathol. Kirche anzugehören, fortfahren durfte, in die künftigen Priester eben dieser Kirche Zweifel, Widerwillen, Empörungen gegen die kathol. Lehre und Disciplin zu verbreiten, war ein Ereigniß wie die Annalen der Kirchengeschichte keines aufzuweisen haben. Die besser Unterrichteten wußten zwar, daß unser hochwürdigster Herr Erzbischof alle ihm zustehende Mittel aufbot, um wo möglich den Verirrten wieder zu richtiger Erkenntniß zurückzuführen; allein nur wenige wußten welche Mühe es kostete, den Unverbesserlichen von seiner Stelle zu entfernen, und wie nur die unerschütterlichste Standhaftigkeit es vermocht, erhaben über alle Rücksichten, Versprechungen und andere Hindernisse, den der Kirche längst Entfremdeten auch von einem ihrer Lehrämter zu entfernen. Möge dieser Vorgang eine Warnung seyn, daß in keinem Lande die kathol. Kirche Lehrer sich aufdringen lasse, denn noch lange wird das Unkraut das ausgesäet worden ist, wuchern. Möchten aber auch alle Katholiken hören, was der hochwürdigste Oberhirt unter anderm seinen Pflegempfohlenen zuruft: „Lasset uns standhaft festhalten in treuer Anhänglichkeit an unserer heiligen Kirche und an ihrem sichtbaren Oberhaupte; an ihrem Glauben und an ihren Gesetzen. Lasset uns vertrauen auf die Hülfe dessen, der seiner Kirche einen steten Beistand, den heiligen Geist verheißen hat, den Geist der Wahrheit, der bei ihr bleibe immerdar!

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1832.
Nro VIII.

Curiosa.

Die Blume der Freiheit steht in Frankreich in ihrer schönsten Blüthe. Um dieses zu beweisen, will ich nur eine einzige Thatsache anführen, und zwar aus einer Sphäre hergenommen, wo man sich um dergleichen Belege sonst nicht umthun würde. Vielleicht werde ich als schlagenden Beweis anführen, daß jeden Morgen und jeden Mittag und jeden Abend, d. h. so oft liberale mit unter auch legitimistische Zeitungen zu Paris aus der Officin hervortreten, sie geraden Wegs in die Tuilerien und in die Hotels der Minister ziehen, und sie da diese Herren mit und ohne Regenschirm in Empfang nehmen, um dieselben mit dem ganzen Hofe durch alle Gassen im Kothe zu schleifen, zur größten Belustigung von ganz Europa. Um dieses thun zu können, muß man freilich eine große Freiheit sich herausnehmen, und um es zu ertragen, eine heldenmüthige Geduld ausüben; allein davon ist eigentlich die Rede nicht. Das ist Frechheit und nicht Freiheit. Man muß gegen Jedermann höflich seyn, selbst gegen Louis Philipp und seine Diener und Verwandten. — Ich beweise meine französische Freiheit aus den letzthin stattgehabten und nicht stattgehabten Fronleichnamsprozessionen, wo die Freiheit wirklich die schönste Rolle gespielt. Da hat Jeder gethan was er wollte, und Jeder wollte nur das, was er konnte. So hat ein Präfect die öffentliche Prozession verboten, während ein Anderer sie erlaubt oder gar den Bischof darum gebeten hat, — und wohlgemerkt — für das Verbot wie für das Gebot oder die Erlaubniß wurden dieselben Ursachen angeführt,

dergestalt daß in Avignon der Charte gemäß war, was in Toulouse nicht anders als gegen die Charte seyn konnte. Als der Herr Reformationspräfect Udalrich Zwingli am Züricher See mit einem Gespenste zur Nachtzeit über die Abendmahlsargumente disputirte, wußte er nicht ob das Gespenst weiß oder schwarz gewesen. Da sind die Revolutionspräfecte in Frankreich weit glücklicher, denn sie sehen in der hellleuchtenden Julisonne ihre Gespenster zugleich weiß und schwarz, das nämliche zugleich erlaubt und unerlaubt aus denselben Ursachen, — in welcher Casuistik selbst Lainez und Sanchez und der jesuitische Distinctions-Lafayette Escobar nicht so weit gekommen sind. Vielleicht wird man erwiedern: „Jeder Präfect hat seine Ansicht." Darauf antworte ich: Es wäre besser, es hätte Jeder die nöthige Einsicht, um zu erkennen, daß es nur eine Charte giebt für alle Städte, wie für alle Präfecte, für die beiden Extremitäten wie für die richtige Mitte, für Pontius wie für Pilatus. Zur Vervollständigung des Bildes ist übrigens zu bemerken, daß sogar der eine und derselbe Präfect von Marseille die Prozession außer der Kirche erlaubt wegen Befürchtung eines Aufstandes und sie wieder verboten, eben auch wegen Befürchtung eines Aufstandes. Da es nun einen Auflauf abgesetzt hätte, wenn er sie würde verboten, und einen wenn er sie würde erlaubt haben, so hat er, um der Alternative zu entgehen, sich als best conditionirten Juste-Milieu-Präfecten erwiesen, und die Prozession verboten und erlaubt.

Ein anderer Freiheitsbeweis ergiebt sich daraus, daß der eine Präfect der Prozession beigewohnt, um bei dem Volke nicht anzustoßen, während ein anderer nicht beigewohnt, ebenfalls um nicht anzustoßen, — beide um von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen. — Dort haben sich die Gerichtshöfe eingefunden, hier fanden sie den Gang zu obscur in den glänzenden Hallen des Julihimmels. Auf dem Lande überall hat die Nationalgarde das Hochwürdige Gut begleitet, weil sie wollte; in den Städten hat sie es nicht gethan, weil sie nicht wollte. Wo das Ministerium im Süden und Westen eine öffentliche Fronleichnamsprozession erblickt, hat es freundlich geschmunzelt, sich niedergekniet und andächtig an die

Brust geklopft, „sey uns armen Sündern gnädig,“ um dem Volke weiß zu machen, es liebe diese Ceremonien: wo es aber im Norden und Osten am Fronleichnamstage keine sah, hat es wiederum geschmollt, und den Nichtprozessionisten gleichsam zu verstehen gegeben, es sey alles wohlgethan, was das Volk thue oder unterlasse. Es lebe die Mehrzahl! vae victis!

Indessen ist die Sache so ganz nicht ohne schwere Casus abgelaufen. Es bleibt immerhin eine halsbrecherische Arbeit für einen Präfect oder Unterpräfect, wenn man Mühe und Arbeit von oben herab nur nach den respectiven Folgen beurtheilt, und auf die unvorhergesehenen Fälle und Incidenzien nach der Hand gar keine Rücksicht nimmt. Hat sich der Fall begeben, daß ein solcher Beamter bei Peter und Paul, bei dem Bürgermeister- und Präfecturschneider, bei dem Adjuncten und seinem Barbiere Umfrage gethan, wie Land und Leute für oder wider die Fronleichnamsprozessionen gestimmt seyen; und hat er zuletzt in Summa Summarum aus der verdrießlichen Rechnung herausgebracht, es könne ohne Gefährde der religiöse Umzug nicht unterlassen werden; so läßt er sich angelegen seyn, der Geistlichkeit seine Ansicht und Bemerkung, meist indirect, beizubringen, wie mit der Julimorgenröthe auch der Morgenstern der Freiheit des Cultus aufgegangen sey, und wie es sich wunderschön ausnehmen würde, wenn die kirchlichen Standarten mit den dreifarbigen Fahnen im heiligen Bunde durch die Straßen flatterten. Die Prozession geht wirklich aus in bester Ordnung, man ersucht nicht einmal den Stadtcommandanten ein Bataillon von der Linie zu schicken, so sehr ist man seiner Sache gewiß. Allein zufällig sind einige Musterreiter am Vorabend mit Spitzen, Seidenwaaren und Flugschriften angekommen, die so viel Gesindel zusammen gefunden, daß sie des andern Tags, im Falle die Prozession auszöge, ein Spectakelstück schönster Sorte ausführen konnten, was dann auch geschieht, weil Niemand da ist um die Ordnung zu handhaben. Es setzt blutige Köpfe ab, und des Abends wird dem ministeriellen Deputirten in Folge dessen eine Katzenmusik gebracht, weßhalb die ganze Besatzung unter das Gewehr treten

muß. Des andern Morgens ist noch alles sehr bewegt, da fängt der Telegraph an seine Flügel zu schwingen, und dem Ministerium zu berichten: „Prozession gehalten, Pariser Musterreiter Scandale gemacht, Blut geflossen, Kesselmusik, Garnison unter den Waffen, öffentliche Ruhe gefährdet.“ Durch dieselbe Gelegenheit kommt gleich Antwort; dem kurzsichtigen Präfect wird tüchtig die Leber geschleimt, daß er die Prozession nicht gehindert, und die Stadt ist auf drei Tage und einen halben in Belagerungszustand erklärt. — Mittlerweile rückt der zweite Fronleichnamssonntag herbei, wo nach altherkömmlicher Sitte wiederum Prozession gehalten werden soll. Durch Schaden wird man klug und durch Erfahrung umsichtig. Der Straßengottesdienst wird ausdrücklich der Geistlichkeit wegen allenfallsiger abermaliger Ruhestörung untersagt. Der Clerus wendet nichts dagegen ein, aber die Bürgerschaft, die sehr fleißig die neue Charte liest und meditirt, ist über dieses Verbot empört. Um jeglichem Mißfallen vorzubeugen, requirirt die Civilbehörde eine Abtheilung Linientruppen, die dann auch vor der Kirche Posto faßt. Beim ersten Glockenschlage zum Gottesdienste, erscheint die sämmtliche Nationalgarde bewaffnet wie durch einen Zauberschlag; diese sämmtliche Einwohnerschaft dringen auf das Ausführen der Prozession. Es geschieht, und der Bataillonscommandant von der Linie, der seine Kräfte wohl und leicht abgemessen, räumt das Feld ein, nach dem Princip der Kriegstaktik, daß zwölf Mann stärker seyen als einer. Da ist wieder Feuer im Dach, indem die Linie durch die Civilbehörde empfindlich compromittirt worden. Der Telegraph geht abermals an seine Berufsarbeit, bringt aber von Paris die traurige Nachricht mit, daß der Präfect sehr unrecht gehabt habe, die Prozession zu verbieten, und durch denselben Boten erfährt er auch gleich den Namen seines Nachfolgers. — Dieses partielle Bild drückt im Kleinen aus, was im Großen geschieht.

In Draguignan wohnte der ganze Generalstab und fast die ganze Besatzung der Fronleichnamsprozession bei; in Fougeres alle Behörden und die sämmtliche Nationalgarde. In Toulouse geschah das Gegentheil; aber die Choleraprozession wurde gehalten,

weil der Hr. Präfect einen großen Respect vor diesem orientalischen Gast hegt. Da zum Glücke die Unterlassung wie die Abhaltung der zwei Umgänge ohne Schwertschlag abgelaufen, so wird der hohe Beamte wahrscheinlich das Ehrenkreuz empfangen als billige Anerkennung und Belohnung des glücklichen Zufalles.

Mit meinem kurzen Geistesgesichte sehe ich wenigstens ein, daß dieses alles ein sonderbarer Zustand ist, und daß man das rechte Exemplar der Freiheit in Frankreich noch nicht aufgefunden habe. Minister nach jedem Kaliber, Präfecte wie sie immer seyn mögen, das souveräne Volk, vorab die Hrn. Bürgermeister, alles baut sich in Frankreich sein eigenes Freiheitskirchlein, und dem Style eines jeden sieht man es an, daß kein einziger Baumeister den guten Geschmack befriedigt. In diesem babylonischen Gewirre fällt das Auge auf keinen tröstlichen Gegenstand, als wenn es etwa die Geistlichkeit betrachtet, die sich unter diesen allgemeinen Irrungen und Verwirrungen mit musterhafter Klugheit benimmt, und in dem edlen Gefühle ihres hohen Berufes nichts anders verlangt, als die Seelen vom Untergange zu retten, und überall mit thätiger Hand am Ruder steht, wo Gutes zu wirken ist, und die leidende Menschheit ihre Theilnahme in Anspruch nimmt.

Aufforderung
an alle Zionswächter im heiligen römischen Reiche.

Es sind bereits zwölf Vollmonde an unsern Augen vorübergegangen, seit dem wir in dieser Zeitschrift einen Aufruf an alle deutschen Plänkler, Waldhornisten, Jesuitenriecher und sämmtliche Mitglieder der Toleranzinnung haben ergehen lassen, mit der inständigen Bitte, die Hrn. Ferien-Reisenden zu bewachen, um ihren geheimen Synoden auf die Spur zu kommen. Schon vor zwei Jahren hat der Hesperus aufmerksam gemacht auf ein solches Conventikel, das in einem Zucker- und Kattungewölbe zu Frankfurt am Main gehalten worden, und dem 57 Jesuiten, 3 Kapuziner, 7 Fanziskaner, 1 französischer Bischof, 2 Portugiesen von der Camarilla im Namen Don Miguels, 5 Doctoren der

Medicin, 16 Juristen, 3 spanische Grandes, der jesuitisch-gesinnte Reis-Effendi von Constantinopel, 5 Minister verschiedener Höfe, 1 päpstlicher Nuntius, 1 russischer Graf, 1 preußischen Landrichter und ein kryptokatholischer Superintendent aus Ungarn, nebst zwölf Damen du sacré Coeur als Köchinnen beigewohnt. Bis auf den heutigen Tag sind die Verhandlungen und Beschlüsse dieses Concils nicht bekannt geworden, was eigentlich sehr zu bedauern ist, indem dieselben ein schönes Seitenstück zu der von Dr. Wald in Königsberg neu aufgewärmten Confessio fidei und der Monita secreta der Gesellschaft Jesu abgegeben hätten. Ist es aus deutscher Sorglosigkeit oder aus bösem Willen oder gar aus verbrecherischem Einverständniß der Wächter in Israel geschehen, daß uns diese wichtigen Dokumente entgangen sind, so ist es immerhin eine wirklich große Calamität, weil man dadurch auf die Spur mancher andern Versuche ultramontanischer Herrschaft gekommen wäre. Das römische Ungeziefer setzt sich überall an, der Papst hat allenthalben seine Vorposten und Emissäre, deren Frechheit mit nichts anderm verglichen werden kann als mit der Keckheit eines loyolitischen Jüngers; denn ein Ei gleicht einem Eie. Seitdem das Licht der Freiheit in Italien aufgegangen, steht unser gutes Deutschland besonders in großer Gefahr, von der Siebenhügelstadt verschlungen zu werden. Die Hyder beißt nach allen Seiten hin, und was sie mit ihren giftigen Zungen nicht erreicht, das zerschmettert sie mit ihren Bannstrahlen. Hat sie doch erst vor einigen Wochen eine Excommunicationsbulle geschleudert, die wahrhaft schaudererregend ist, besonders wenn man die unbedeutenden Ursachen erwägt, die ihr zum Vorwande gedient. Bekanntlich hat sich der Wiederhall der Pariser glorreichen Tage sogleich in Italien verspüren lassen, und herrlich würde daselbst der Freiheitsbaum erblüht seyn, ohne die beweineswerthe Dazwischenkunft gewisser weißer Soldaten, die ich nicht mit Namen nennen will, weil diese Leute sich noch nicht auf unsere hohe Bildungsstufe geschwungen, und kein Spaßerl verstehen, und gleich mit grünen und dürren Argumenten drein schlagen. Einige italienische Helden, würdig der altrömischen Heere aus der guten Zeit, haben

troß der Einsprache der Einwohner die päpstlichen Beamten abgesetzt und sie mit Recht mißhandelt, weil man mit diesem Gesindel nicht glimpflich umgehen darf. Die unerschrockenen Freiheitsmänner, die einer gegen tausend gestanden, haben zwar beim Herannahen der obgedachten Kriegsknechte sich verborgen, nicht aus Furcht, sondern aus Großmuth, indem es sie jammerte, diese fremden, blindgehorchenden Leute zu erschießen. Allein anstatt ihnen Dank zu wissen, hat man die Hauptanführer aufgefangen, und o unerhörter Gräuel in den menschlichen Annalen — sie über sechs Wochen in Arrest gethan, und Gott weiß wie unbehaglich es einem freien Menschen seyn muß in einem italienischen Kerker bei der großen Sonnenhitze. Zwar hat sie der Papst wieder entlassen, jedoch denselben die Hände gebunden, indem er sie das Versprechen ablegen ließ, sich fortan ruhig zu verhalten, welches nach Krug, Wachler, Wald und andern deutsch-liberalen Escobars nicht bindend seyn konnte, weil ein Eid zum Bösen oder zur Unterlassung des Guten null und nichtig ist. Im Gefühle ihrer gerechten Sache haben diese Helden der Bewegung troß der Donnerkeile des Vaticans auf's Neue angefangen, das Volk durch erlaubte Lügen aufgewiegelt, die päpstlichen Soldaten niedergehauen, wenn sie nicht auf die Gesundheit der dreifarbigen Kokarde und dem Papste und einer gewissen deutschen Occupationsarmee das Pereat trinken wollten; mit einem Worte, sie haben nöthigen Falls auch über die Klinge springen lassen, wo sie diese Bluttaufe zum Heil der italienischen Menschheit als förderlich erachteten. Darob wurde der Vatican ergrimmt, und erließ credite posteri! am 21. Juni im zweiten Jahre der europäischen Freiheit eine Excommunicationsbulle wider alle Aufruhrstifter und wider alle und jeden der einen römischen Carabiniere meuchelmörderisch oder auf offener Straße ums Leben gebracht oder bringe; als wenn es ein so großes Verbrechen wäre, einen päpstlichen Soldaten, einen capitolinischen Schildknappen, einen papalinischen Feind der Aufklärung zu morden! Wer nicht mit uns sammelt, der ist dadurch allein schon lebendig todt, also ist dieses nicht einmal ein eigentlicher Mord nach der Definition des Conversationslexikons oder

des volkthümlichen Wörterbuches von Theodor Heinsius. Volenti non fit injuria. Freiheit ist Leben, wer ankämpft gegen das Leben ist des Todes; nach einem aprioristischen Tode ist also ein aposterioristischer Mord, ein Unding, das heißt, nicht gedenkbar, also im Grunde kein Verbrechen da.

Was ist aber Excommunication? Es ist Ausschließung aus der Kirche. Nun aber ist nach dem papistischen Katechismus die Kirche allgemein, das heißt überall. Der Gegensatz von überall ist aber nirgends; wer also von der Kirche ausgewiesen ist, darf nirgends seyn, der Excommunicirte ist also ohne weiters vogelfrei erklärt, wie der gute Kain, der in einer Ueberraschung dem Abel eine objectiv unbedeutende Ohrfeige gegeben, die für diesen subjectiv tödtlich geworden. Sehr zeitgemäß treten demnach die französisch-jakobinischen Blätter mit Kraft und Würde gegen diese mittelalterliche Excommunicationsbulle auf, und bezüchtigen dieselbe als ein unmenschliches Machwerk. Denn kann es wohl etwas unmenschlicheres geben als den Revolutionsmännern und Klubbisten die doch so fromm sind und so gerne andächtiglich beten, die Kirchen mehrere Monate zu verschließen und ihnen nicht zu erlauben alle acht Tage ihre heilige Beichte zu verrichten? Diese armen Leute schweben also in beständiger Furcht. Wie weit humaner gehen die Julifranzosen mit den Vendeern um! Läßt sich allenfalls einer mit einer verrosteten Flinte bewaffnet ertappen, oder wird ihm nachgewiesen, daß er einer gewissen Herzogin, die überall und nirgends ist, wissentlich und freiwillig ein Glas Wasser gereicht, so werden nicht mit großem Aufwande die Excommunicationscanonen aufgeführt und der arme Tropf wird nicht Monate lang vor die Oeffnung gestellt, um lange Todesängste zu bestehen, sondern in aller Eile tritt ein Kriegsgericht zusammen, es wird schnell geurtheilt, einige Flinten stehen flugs in Bereitschaft, es wird der Hahn gespannt, gezielt und geschossen. Das ist eine Affäre von einigen Stunden, die für den Schuldigen sehr schnell vorüber gehen, und ihm die letzten Augenblicke versüßen durch das Andenken an die baldige Vereinigung mit dem heiligen Ludwig.

Bei dieser Darstellung bin ich absichtlich etwas verweilt, um das römische Ungethüm durch Sätze und Gegensätze in seiner ganzen Scheußlichkeit darzustellen. Deutsche Kinder, seyd also auf eurer Hut. Richtet in den bevorstehenden Herbstferien ein scharfes Auge auf alle Reisenden, besichtiget genau die Pässe, damit kein Jesuit über die Grenze komme, schleicht nur ein Einziger in das Quarree unserer evangelischen Kirchen ein, dann droht schon Gefahr und große Gefahr. Gebt acht auf alle Schritte der Verdächtigen, besonders auf zahlreichere Zusammenkünfte, denn dort werden die Höllenplane geschmiedet, wie sie Deutschland unter ihre Klauen bringen mögen. Dießmal werden wir gewiß die Atzel im Neste fangen und der Akten der bevorstehenden Synoden habhaft werden, wenn nachstehender Sanitätsvorschlag in Ausführung gebracht wird:

1. Sämmtliche Universitäts- und Lycealprofessoren &c., die nicht lehren, daß jede Revolution cum grano salis erlaubt sey, sind verdächtig, und männiglich zur nähern Aufsicht anbefohlen.

2. Alle katholischen Aerzte, die am Sonntage in die Messe gehen und nicht jeden Freitag einen ganzen Schöppsbraten verzehren, sind kurzröckige Jesuiten.

3. Ein Student, der vor dem Mittagessen sich bekreuzt und bei der ersten Aufforderung dem Papste zu fluchen, sich weigert, reiset in das Jesuitencollegium nach Brigg. Die evangelischen Pastoren sind beauftragt diese Landstreicher zu beaufsichtigen.

4. Die Protestanten jeden Alters und beiden Geschlechtes, die sentimental und romantisch sind, poetisiren, schön malen und reitzend Violine oder Clavier spielen, haben gefährliche Tendenzen und dürfen nicht mit Jesuitischgesinnten in Berührung gebracht werden.

5. Jeder katholische Geistliche, der in einem evangelischen Laden schwarzes Tuch kauft, von Luthers Tischreden und den Aarauer Andachtstunden verächtlich spricht oder gar ein Brevier bei sich trägt, ist ein Proselytenmacher und über die Grenze zu spediren.

6. Wo sich ein großes Diner ereignet, soll die Polizei da-

von in Kenntniß gesetzt werden, wäre auch nur ein einziger Verdächtiger bei Tafel; in dubiis pars tutior est eligenda.

7. Sämmtliche Fräuleins und Frauen aller Confessionen, die Frömmelei und Bigotterie verrathen, welches an ihren scheuen Blicken leicht abzunehmen ist, sind unter die Specialaufsicht der Badener, Würtemberger und Trierer Anticälibatärs gestellt, dieweil diese Herren in dem besagten Kapitel bewandert zu seyn scheinen, oder doch wenigstens sich darin zu orientiren, brennende Wünsche verrathen. Erfolg wird das Bemühen krönen.

* * *

Nordamerika. Herr Flaget, Bischof von Bardstown in den Vereinigten Staaten, hatte aus Frankreich einige Kirchengemälde zum Geschenke erhalten. Allein die amerikanische Mauth verlangte von ihm so hohen Eingangszoll, daß der Oberhirt denselben nicht erschwingen konnte und einen Erlaß begehrte. Es wurde deßfalls dem Congreß eine Bill vorgelegt, die in der Kammer der Abgeordneten und im Senate erörtert ward. In der untern Kammer behauptete Hr. Hogan, die Bill sey constitutionswidrig, habe nur ein Privatinteresse und könnte zu Mißbräuchen führen. Hr. Wickliffe erwiederte ihm mit dem Lobe des Hrn. Flaget, den er seinen Committenten und Freund nannte. „Er ist ein Mann, sagte er, welcher seit 70 Jahren den Werken der Barmherzigkeit obliegt, er war Lehrer im Collegium von Georgestown und dermalen steht er an der Spitze der katholischen Kirche zu Bardstown, wo er sich als Bischof und Menschenfreund erweiset. Dieses Land verdankt ihm große Dienste, er hat ein Collegium gebaut, das sehr blühend ist und in welchem unbemittelte Jünglinge aufgenommen werden. Er hat eine Kathedrale aufgeführt und für seine Kirche und seine Erziehungsanstalt verschiedene Gegenstände erhalten, als Kirchengeräth und Gemälde, von denen einige von dem Herzoge von Orleans, jetzigem Könige der Franzosen, herrühren. Konnte Hr. Flaget sie verweigern? Es sind dieß keine Waaren, die in den Handel kommen sollen. Oder werden wir die Bill verwerfen, weil Hr. Flaget katholisch ist?“

Hier lobte Hr. Wickliffe die Katholiken, namentlich ihr weises und tolerantes Betragen und ihre Anhänglichkeit an die Institutionen des Landes. Hr. Verplank sprach ebenfalls in diesem Sinne. — Hierauf bemerkte Hr. Hogan, die angeführten Gründe leuchten ihm ein, und er nehme seinen Vorschlag zurück. Die Bill wurde in den beiden Kammern angenommen. Es wäre gut, wenn viele katholische Landstände in Europa eine Reise nach Nordamerika machten, und dort von den protestantischen Deputirten und Senatoren einen Toleranzcurs in Bezug auf ihre eigene Kirche sich geben ließen. Unsere protestantischen Abgeordneten könnten sich ihnen allenfalls auch als Reisegefährten anschließen.

— Hr. Fenwick, Bischof von Ohio in den vereinigten Staaten, hatte sich an den Staatssecretär gewendet, um von der Regierung eine Unterstützung zu erhalten zur Errichtung von drei Schulen für die Indianer, nämlich zu Arbre-Croche, Green-Bay und St. Josephsfluß. Der Staatssecretär bestimmte zu diesem Zwecke sogleich 1000 Dollars jährlich (gegen 3000 fl.). Zugleich wurde ihm die Versicherung gegeben, daß in der Folge die Unterstützung noch reichlicher ausfallen dürfte. Der Herr Bischof wird ersucht von Zeit zu Zeit über den Zustand seiner Schulen Berichte einzusenden.

Niedercanada. Nach einer unlängst gemachten Zählung befinden sich in Niedercanada: 403,472 Katholiken, 24,620 Anglikaner, 15,069 Schotten, 7811 von der schottischen Kirche getrennte Presbyterianer, 7019 Methodisten; 2461 Baptisten, 107 Juden, 5577 verschiedene andere Sectirer. Es kommen also im Ganzen auf 403,472 Katholiken nur 62,664 Unkatholische. — In Obercanada machen die in endlose Secten getheilten Protestanten die Mehrzahl aus.

Paris. Der Präfect der Mayenne hat im Verlaufe des letzten Juni den Bischof von Le Mans eingeladen, in allen Kirchen seines Sprengels ein Te Deum anzuordnen, zur Feier der

Beendigung des Krieges im westlichen Frankreich. Ein Te Deum bemerkt der Ami de la Religion, mitten unter den Haussuchungen, Einkerkerungen und Todesurtheilen! Ein Te Deum unter dem allgemeinen Schrecken und Wehklagen des Landes! Ein Te Deum in dem Belagerungszustande! Da das Departement noch im Belagerungszustande ist, so müssen wohl die Unruhen noch nicht gestillt seyn. Selbst in dem Augenblick, wo der Präfect seinen Einladungsbrief schrieb, bestanden noch zwei Kriegsgerichte in seinem Departemente (zu Chateau-Gontier und Laval) und erließen Todesurtheile tapfer darauf los. Der Augenblick war also zu einem Te Deum trefflich gewählt; auch hat sich der Bischof von Le Mans zu dieser Verhöhnung der Religion und des gesunden Menschenverstandes nicht verstehen wollen. Es heißt der Präfect sey durch diese Weigerung sehr beleidigt worden. Da ist aber zu bedauern, daß er nicht eingesehen, wie unschicklich es sey einen Freudengesang anzustimmen, wenn das Blut fließt, die Kerker angefüllt sind, und das ganze Land unter der eisernen Hand der Kriegsknechte schmachtet.

— Zu Bergerac im südlichen Frankreich haben die Prozessionen einige Mißhelligkeiten zwischen den Behörden und dem Volke veranlaßt. Die Bewohner von Bergerac wollen Processionen und die Behörden wollen keine. In diesem Falle sollten die Julibeamten erkennen, daß sie ihrem Souveräne, dem Volke Respekt schuldig seyen; allein sie haben es gegen ihren Souveränitätsgrundsatz nicht gethan, so zwar, daß der Präfect und Unterpräfect bereits in der Bittwoche die Bittgänge verboten, das Volk dagegen sie in bester Ordnung gehalten. Am Fronleichnamstage erschien wieder ein Verbot von der Behörde, mit der Versicherung, es würden dadurch Unordnungen entstehen. Daß aber die Behörde im Grunde nicht diese Ueberzeugung, sondern ein böses Gewissen hatte, beweiset der Umstand, daß sie Truppen nach Bergerac begehrt, um die Ruhe bei der Nichthaltung der Procession zu handhaben. Da sie jedoch sah, daß sie Truppen weder die Gemüther noch die Hände bezwingen würden, hat die Verwaltung die Procession erlaubt, und

es ist alles — ohne Schwertschlag — ruhig abgelaufen. Es lebe also die Religionsfreiheit.

Rom. Am 26. Mai hat Herr Georg Spenser, Sohn des Lord Spenser die Priesterweihe durch den Kardinal Zurla, Protecter des englischen Collegiums, erhalten. Das Fest des heil. Gregor des Großen, der durch den heil. Mönch Augustin England zum christlichen Glauben bekehrt hat, war zu dieser heiligen Handlung auserkoren. Den Tag darauf brachte Herr Spenser, als am Feste des ehrwürdigen Beda, zum erstenmal das heil. Meßopfer dar. Am Tag seiner Weihe wurde er auch dem heil. Vater in einer Privataudienz vorgestellt. Dieser neue Priester des Herrn, der vor einigen Jahren, aller äußern Hindernisse ungeachtet, seiner Ueberzeugung folgte, und die anglikanische Kirche verlassend, zum Glauben seiner Väter zurückkehrte, ist am 30. Mai von Rom abgereist, um seinem priesterlichen Amte künftighin in seinem Vaterlande obzuliegen.

Regensburg. Am Sonntage den 1. Juli, begab sich der König in den Dom, um dort Messe zu hören. Es waren schon wieder viele Menschen darin versammelt. Der ehrwürdige Weihbischof Wittmann, an der Spitze des Domkapitels, empfing Se. Maj. den König am großen Portale, und führte Ihn zum Hochaltar. Im Gehen fragte der König: „Wo ist Sailer's Grab?“ Während der Hr. Weihbischof Ihn nun in das rechte Seitenschiff zu der Grabesstätte führte, sagte der König laut, so daß die Umstehenden es hörten: Sie, Hr. Weihbischof, sind Sailer's Freund gewesen, Sie sollen sein Nachfolger seyn, hier in der Kirche ernenne ich Sie dazu. Auf die ausweichende Antwort des demüthigen Mannes sagte der König: „Ja, Sie müssen sein Nachfolger werden, Ich weiß keinen Würdigeren.“ Inzwischen war man zum Grabe gekommen, wo der König seine hohe Achtung für den Entschlummerten und seine Trauer über dessen Verlust in rührenden Worten aussprach, und dann zum Hrn. Regierungspräsidenten gewendet, den ehrwürdigen Wittmann als den

neuen Bischof von Regensburg bezeichnete. Auch äußerte der König sein Vorhaben, Sailer's Grab durch ein würdiges, dem Baustyle des Doms entsprechendes Denkmal zu schmücken. Darauf wohnte der König vor dem Hochaltar der heiligen Messe in erbauender Sammlung und Andacht bei, und nahm dann am Portale von dem Ihn zurückgeleitenden Hrn. Weihbischof mit den herzlichen Worten Abschied: „Ich wünsche, daß Sie noch viele Jahre zum Besten der Kirche leben und wirken!" Es ist nicht zu sagen, welche Freude dieser Vorgang in der ganzen Stadt erregte. Katholiken und Protestanten sind darin einstimmig, daß kein Würdigerer auf den bischöflichen Stuhl hätte erhoben werden können, als der so allgemein verehrte, um die Stadt und Diözese so hochverdiente Weihbischof Wittmann. Und gewiß hat Sailer's Geist jenseits diesen schönen Morgen mitgefeiert, wo ihm auf seinem Grabe von dem gewissenhaften König Derjenige zum Nachfolger gegeben ward, den er so sehr gewünscht, und von dem er in seiner vorletzten Krankheit, (im Sommer v. J.), als er durch feierlichen Empfang der heil. Sterbsakramente sich zum Tode bereitet und zugleich das Bisthum dem Weihbischof mit rührenden Worten empfohlen hatte, zu seinen Angehörigen sagte: „Jetzt kann ich ruhig sterben, nachdem ich die Sorge für mein Bisthum in die Hände Wittmann's niedergelegt habe." Möge nun der ehrwürdige Mann in seiner Demuth sich dieser Würde und Bürde nicht entziehen!

N. K.

Ungarn. (Aus einem Briefe.) Während im Westen eine Menge Widersacher gegen die katholische Kirche sich erheben, findet sie im Osten neue Verehrer. Bekanntlich sind im Königreiche Ungarn und wieder vorzüglich in den Gespannschaften Temes, Torontal und Krasso, die zusammen auch das Banat heißen, einige hunderttausend Raizen und Walachen, die sich zur griechisch nicht unirten Kirche bekennen. Von diesen sind im Laufe dieses Jahres im Orte Gezvin Temesscher Gespannschaft einige siebenzig Seelen, neulich aber am 2. Juni im Orte Kizdia, ebenfalls Temesscher Gespannschaft 163, worunter sehr viele Familienväter,

feierlich zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten. Gelingt es der rastlosen Thätigkeit des königl. Kammeralactuars Michael Thomitsch, dessen Verdienst um die Rückkehr seiner bisherigen Glaubensgenossen unverkennbar ist, das Heer der Hindernisse zu besiegen, welches ihm von Seiten der griechischen Clerisey, theils offen, theils geheim entgegengestellt wird, so dürfte bald die Vereinigung von vielen Tausenden mit der katholischen Kirche erfolgen. Es gewährt ohne Zweifel dem wahren Katholiken Trost, wenn er in dieser sturmbewegten Zeit sieht, wie Gottes Jünger aus Steinen Söhne Abrahams zu erwecken wissen; es gewährt ihm Trost zu sehen, wie unter dem Zepter unsers frommen und allverehrten Königs und Kaisers die katholische Kirche immer mehr sich ausbreitet und im Stillen die herrlichsten Früchte bringt.

Aus der Schweiz. (Aus einem Briefe.) Durch das Cirkularschreiben an sämmtliche Dekanate des Bisthums Regensburg, im Aprilhefte des Katholiken l. J., bin ich wieder auf den berüchtigten Michael Moset aufmerksam gemacht worden, der, wie ich weiß, schon seit langer Zeit sein schändliches Unwesen treibt. Wahrscheinlich ist er nicht einmal Priester, obgleich er mit den besten Schriften und Zeugnissen versehen ist, und besonders Atteste des hochwürdigsten Bischofs von Baltimore vorzeigt, die aber von dem Betrüger, der das Sigill des Bisthums Baltimore bei sich trägt, und oft sogar Briefe damit siegelt, nachgemacht sind. Man hat mich sogar versichert, er sey früher apostasirt und unter einem andern Namen protestantischer Pfarrer am Rhein gewesen. Schon im Jahre 1816 hat er unter dem falschen Namen eines Guardians, Pater Eduard von den armen Kapuzinern in der Schweiz Unterstützung zu erhalten gewußt. Im Jahre 1828 kam er nach Basel, wo er schon früher wegen schlechter Aufführung durch den damaligen Pfarrer Hrn. Cuttat der Polizei angegeben worden. Später fand er eine Unterkunft als Vikar in Istein im Amte Lörrach des Großherzogthums Baden. Von da aus wußte er unter verschiedenen Namen aus den Klöstern in der Schweiz Unterstützungsgelder als Meßstipendien sich zu verschaffen. So-

gar nach Spanien richtete er seine Briefe, die aber in andere Hände fielen, und somit wirkungslos blieben. Viele solcher Briefe liegen bei dem hochwürdigsten erzbischöflichen Ordinariate in Freiburg und bei dem Amte Lörrach vor. Es scheint beinahe, der Betrüger stehe unter der Protection eines geheimen Klubbs, dessen Spion er abgiebt. Möchten alle Geistlichen ein strenges Auge auf diesen Betrüger haben, damit durch ihn das Heilige nicht länger geschändet werde.

Lille in Flandern. Der Maire dieser Stadt ließ sich dieses Jahr aus unbekannten Ursachen den Gedanken beigehen, die öffentliche Fronleichnamsprocession zu verbieten. Ein Pfarrer schrieb hierauf einen Brief folgenden Inhaltes:

„Herr Maire, mit Schmerzen habe ich die mir gemachte Mittheilung hinsichtlich der Fronleichnamsprocession gelesen. Die Kirchengesetze schreiben diese öffentliche Feierlichkeit vor; das Grundgesetz des Staates verbietet sie nicht. Die Gläubigen von Lille fragen mit Recht, warum sie allein im ganzen Norddepartement sich der Freiheit und des allen Culten garantirten Schutzes beraubt sehen müssen. Haben die Gläubigen und die Geistlichen von Lille durch irgend ein tadelnswerthes Betragen diese Strenge verdient? Niemand wird meines Erachtens dieses behaupten. Sind sie den Dogmen und Gebräuchen ihres Glaubens weniger zugethan als die Bewohner anderer Städte? Ich möchte eher das Gegentheil behaupten. Erst vor einigen Wochen hat die Regierung die Gebete der Kirche verlangt für die Aufhörung der Seuche, welche noch mehrere Theile des Königreiches verheeret. Die Gebete haben in Lille einen Erfolg gehabt, den die menschliche Klugheit und die christliche Frömmigkeit beinahe als wunderbar ansehen. Was mich anbelangt, so bin ich versichert, daß in meiner Pfarrei kein störender Auftritt zu befürchten war. Als Priester bedaure ich den Beschluß der Municipalbehörde, als Bürger erkenne ich keinem Menschen das Recht zu, 60,000 Katholiken den Gebrauch einer Gerechtsame, welche ihnen das Grundgesetz zusichert, zu untersagen. Daher geschieht es nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt all unsrer Rechte für die Zukunft, daß ich für dieses Jahr meinen Schmerz in meine Seele, und unsere heil. Ceremonien in den Tempel verschließe."

Beilage zum Katholiken.

Jahrgang 1832.

Nro IX.

Curiosum.

Freiburg, Ende Juli 1832. Unsre vielgeliebte Vaterstadt Freiburg verdankt, nach der Meinung alter Autoren, ihren Ursprung und Namen der altgermanischen Göttin Freya — der Göttin der Liebe und Hochzeiten — und diese sinnreiche philologisch geschichtliche Ableitung hat sich in unsern Tagen, zu unsrer freudigsten Ueberraschung, auf das Glänzendste bewährt. Als ein eifriger Abonnent unsers wackern „Freisinnigen,“ verstehen Sie mich; Sie haben gewiß schon aus seiner Nr. 134 vom 14. Juli die welt- und kirchenhistorische Vigil und Vorfeier zu dem allgemeinen großen Hochzeitfeste, das ein Theil unsrer katholischen Geistlichen demnächst zu halten gedenkt, kennen gelernt, und ich bin ihrer lebendigsten Theilnahme an diesem, in den Annalen der Kirchengeschichte einzigen, Ereignisse zum voraus gewiß. In der That, es war ein großes, herzerhebendes Fest, wie unsere Vaterstadt in der guten alten Schwabenzeit, und ganz Deutschland, ja selbst Europa, seit den altgermanischen Festen der Stifterin Freiburgs kein zweites sahen. Es war ein rührender Polterabend mit einem noch rührendern Ständchen, und einem gerührtesten Lebehoch, dargebracht von den tiefgerührten Freunden, Vettern und Schwägern der geistlichen Bräutigame in spe. Zwar hat unser freimüthiger „Freisinnige“ nach seiner gewöhnlichen Weise die rednerische, oder die plaudernde Seite dieser Freiburger Vigilien der Freya dem froh überraschten Publikum vorgeführt; allein er hat dabei doch manches Erfreuliche und Rührende nicht berührt, um nicht durch allzu reichlich besetzte Tafel den Magen seiner Abonnenten zu überladen und das

durch die Cholera ins Land zu ziehen, während der Koller schon enklerisch zu werden droht. In dieser diätetischen Ansicht hat er blos die Adresse aufgenommen, welche die neue Schaar der 90 Liebenden im schwarzen Rocke „an Einen unserer Mitbürger, einen hochverehrten Professor" zur dankbarlichsten Anerkennung „seiner ausgezeichnet großen Verdienste um die Abschaffung des Cölibates" durch ihren Vorfechter „den Stadtpfarrer und Präsidenten der nun aufgelösten Kammer zu Sigmaringen, Herrn Sprießler" einreichte, und mit dieser hat er zugleich auch das sehr bewegliche Coda auf- und vorgespielt, welches ein Badischer Dekan zu jener schmelzenden Pastorale hinzugedichtet. Als erläuternde Beigabe hat er das Numerische des Festes angefügt — die Schaar der 90 — außer dem Auditor des Bataillons, dem Rechtsanwalt Wörth — in „6 Professoren und 48 Pfarrer, geistliche Räthe, Dekane und Schulcommissäre" klassificirt, und dadurch errathen lassen, daß die andern 36 nicht qualificirten Subscribenten zu den diis minorum gentium der Kapläne, Vikare, Cooperatoren, Administratoren und Beneficiaten oder gar zu dem geistlichen Crethi und Plethi der Clericalseminaristen gehören mögen; und zuletzt hat er des mit der Adresse übergebenen, „reichen und geschmackvollen Ehrenpokals," welchen die Subscribenten „das Sinnbild des heitersten Wohlseyns nennen," nur im Vorbeigehen gedacht. — Das ist aber auch Alles, was der Freisinnige über dieses glänzende Fest auf den literärischen Markt bringt; und da ich zum Voraus weiß, daß dieses Wenige mehr geeignet ist, Ihre Wißbegierde zu reitzen, als zu befriedigen, so will ich versuchen, dem Plaudernden, Musikalischen und Numerischen des Rapports auch noch den eigentlich interessanten, das heißt den plastischen Theil des Polterabends nachzutragen.

Mit dem Inhalte der Adresse will ich mich nicht weiter befassen; ich verweise Sie hierüber an die Nummer 134 des Freisinnigen.

Nur im Allgemeinen darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß dieselbe etwas steif und holpricht redigirt sey; allein das ist eben ein Vorzug, denn der schleppende Styl derselben be-

weiß, daß die Unterzeichner keine junge, verliebte, weiberlustige, in der Redaction eines sentimentalen Billet-Doux's erfahrene, phantastische Jünglinge mehr seyen, sondern bereits mit der „zum Mannesalter der Bildung" herangereiften Zeit" gleichfalls als Zeitmänner schon im Mannesalter stehen. Jedoch lassen verschiedene Aeußerungen mit Grund vermuthen, daß sie die kritischen vierzig noch nicht passirt haben, und es läßt sich hoffen, daß wenn diese neuen Ehestandscandidaten „dem nahegelegten Winke des weisen Schöpfers" folgen, und in „eins der bildendsten, veredelndsten Verhältnisse" eintreten, sie auch in kurzer Zeit recht wackere Hauspapas abgeben. Daß dieses bildendste, veredelndste Verhältniß für Kirche und Staat bessere und reichlichere Früchte tragen wird, als „der vom Priester geforderte lebenslängliche Cölibat," ist leicht begreiflich; und der Badische Dekan, der das Coda componirt hat, hat eine tiefe Wahrheit gesagt, wenn er meint: „Hören wir die Stimme ehrwürdiger Väter, welche uns Jahrhunderte vorangingen! Damals siegte die Finsterniß über das Licht, die Zeichen der Zeit verkünden aber, daß jetzt das Licht über die Finsterniß siegen werde." — Natürlich, — wo solche geistreiche Dekane mitkämpfen, und auf die Stimme der ehrwürdigen Väter aus einer Zeit zu hören ermahnen, in welcher die Finsterniß über das Licht siegte — jene Väter hatten ja keine Weiber — da kann der Sieg des Lichts über die Finsterniß nicht mehr zweifelhaft seyn. Die Früchte des Sieges werden dann auch erstaunlich ausfallen; denn wo solche Träger mit der Hochzeitfackel vorangehen und Jo Hymenæe singen, da kann Kirche und Staat nur lauter Kinder des Lichtes erhoffen. Herr Dekan, „Ehre, dem Ehre gebührt!" Sie sind ein wackerer Ehestandscandidat, und wie ihre Worte beweisen, gewiß noch keine vierzig Jahre alt; da läßt sich noch vieles „durch gemeinschaftliches Zusammenwirken mit Besonnenheit und Kraft für Religion, priesterliche Wirksamkeit, Sittlichkeit und Gemeinwohl" ins Leben führen. Wir bewundern mit Recht den „bessern Geist, der in Ihnen gleichsam verborgen lebte, und sich nun zum Wohle der Kirche und zum Heile der Gläubigen so

glänzend offenbart." Zwar sehen wir noch nicht ab, wie es zum Heile der Gläubigen gereiche, wenn — Sie heirathen; allein wir hoffen, daß Sie uns darüber belehren, wenn Sie die Flitterwochen und die vierzig einmal glücklich passirt haben. — Bis dahin glauben wir einem Ehrenmanne, wie Sie, aufs Wort, und kehren zu dem plastischen Theile des Festes zurück. —

Diesen plastischen Theil der polterabendlichen Vorfeier bildet nämlich der mit der Adresse dem Herrn Professor Amann überreichte Ehrenpokal — und er ist in der That das Interessanteste an der lustigen Geschichte. Dieser Ehrenbecher bietet ein so prachtvolles Schau-, Meister- und Kunststück der Modelir- und Ciselirkunst dar, wie es nur immer einem Benvenuto Cellini Ehre machen würde. Die getriebene Arbeit des berühmten homerischen Schildes mit den unzähligen Gebilden aller Art, und das eherne Meer im Tempel zu Jerusalem mit den zwölf Rinderköpfen waren Pfuscherarbeit gegen das Wunderwerk, so da gesehen wird an dem Ehrenpokale des Professor Amann. Seit dem berühmten Becher bei Jeremias am XXV, 15. 16. 27., von dem es heißt: „nimm diesen Becher Wein voll Zorns, und schenke ihnen daraus, auf daß sie trinken, taumeln, toll werden, sich betrinken, speien und niederfallen und nicht aufstehen," und seit dem noch famoseren goldnen Becher voll Greuel und Unsauberkeit in der Apokalypse, hat die Welt nichts Sinnreicheres und Künstlicheres gesehen bis zum heutigen Tag. Die reiche prachtvolle Arbeit ist der Triumph unsrer goldschmiedischen Höhe, und die zarten, sinnigen, bedeutungsreichen Symbole und Embleme sind mit einem so gemüthlichen Geiste und so geistvollem Gemüthe erdacht, ausgeführt und zusammengestellt, wie das nur in unsern aufgeklärten romantisch-poetischen Tagen möglich war. Da ich voraussehe, daß nach tausend Jahren die Archäologen einen grimmigen Federkrieg über diesen Becher und seine Gebilde führen werden, und der „Freisinnige" hierüber ein unbegreifliches Stillschweigen beobachtet; so will ich, in wie weit es meiner schwachen Feder gelingt, versuchen, Ihnen und der Nachwelt das Wunderwerk des Nähern zu beschreiben.

Ab Jove Principium. — post libera vina! — Vor Allem muß ich des vollendeten Deckels gedenken, der den schönen Becher und seinen geistvollen Inhalt schließt, obgleich ich mit ihm, als dem Besten, zuletzt enden sollte; allein gerade er giebt erst dem Ganzen Werth, Aufschluß und Bedeutung, und er verdient es daher, daß er zuerst unser staunendes Auge fesle. Auf der sanft gerundeten Kuppe, deren brillantirte Bänder zwischen den mattgehaltenen Feldern wie Silberschnüre sich herabsenken, als wollten sie die Erde an den Himmel knüpfen, steht mit gespanntem Bogen und eingelegtem Pfeile Gott Amor, „der lächelnde Knabe.“ Der liebe Spitzbube und die tausendfältigen Schabernacke, die er seit Anno Eins in allen Welttheilen getrieben, sind Jedermänniglich allzu sattsam bekannt, als daß ich des Breiteren darüber excurriren sollte. Sein schelmisches Auge blickt schalkhaft wie in die weite Ferne, als sähe es eine Legion schnackiger Streiche die er zu treiben gedenkt, schon zum voraus reussiren; sein Köpfchen ist seitwärts geneigt, als horche sein Ohr dem schon in Abdera so berühmten Gesange, der auch jetzt in unserm Freiburg in Gregorianischem Choral abgesungen wird: „Großer Gott Amor, du Beherrscher des Olymps und der Erde!“ Dabei lächelt er auf so eigene Weise, daß man den hohen Triumph wohl heraus lesen kann, der sich in den sanften Grübchen der Wangen zu verstecken sucht, aber in den scharfen Winkeln des schnippig aufgeworfenen Mundes desto sichtbarer hervortritt. Das satyrische Lächeln scheint zu sagen: „Jahrhunderte lang habt ihr euch gegen meine Macht gewehrt, ihr einsamen, störrigen Schwarzröcke! Allein Dank dem Professor Amann und seinen Helfern, endlich ist die Zeit gekommen, wo auch ihr den stolzen Nacken unter das Joch beugt und geduldig einhertrabt an der Deichsel des Ehewagens. Wohl bekomm' euch das Ziehen, ihr Herrn! Zieh', Schimmel, zieh'!“ — Der vorwärts gestreckte linke Fuß des Gottes steht in leichtem Spotte auf einem halbaufgeschlagenen römischen Brevier, auf dessen verschossenem Blatte man in verwitterten nur zum Theile noch zu entziffernden Buchstaben liest: „Fest . . . S . . ct. Gr. gor. apæ. VII.,“ und der Rechte ruht zurückgebogen und

trotzig auf einem Meßbuche, aus dem ein vielfach zerrissener Pergamentfetzen mit der gothischen Mönchsschrift: „Commun. Virgin." vergelbt und veraltet hervorguckt. Unter den Füßen des Gottes senken sich zwischen den brillantirten Gewölbebändern die vier Felder der Kuppel in leichtem Schwunge herab, und symbolisiren den geistlichen astronomischen Ehehimmel in bedeutungsvoll abwechselnden Sternbildern, als da sind: zerbrochene Hildebrandische Ketten, zerrissene Stolen, kunstreich drappirte Windeln und milchstraßförmige Wickelschnüre. Im nördlichen Felde strahlt in ewig ungetrübtem Glanze der Pantoffel als Polarstern, hoch über dem Arctur des vom priesterlichen Papa gezogenen Kinderwägelchens; der Laufstuhl des Erstgebornen glänzt mit dem Großvaterstuhl als Doppelstuhl der Kassiopeja, Fritzchens Schaukelgaul flimmert als verlahmter Pegasus, der Fallhut glimmt als feurige Krone, die knöchelnde Ehehälfte lächelt als ewig strahlende Jungfrau, die theuern Locken nach dem letzten Modejournal schimmern als Haar der Berenice, im Süden funkelt das flammende Hauskreuz als südliches Kreuz, und im Osten leuchtet die Breipfanne als Ebbe und Fluth beherrschender Vollmond in die Meditationsnächte der Priesterehe. Zwischen diesen und andern sinnvollen Sternbildern sieht man unzählige Schnuller ausgesäet, die, gleich irrenden Kometen, mit brennendem, fernhin strahlenden Schweif und feurigen Kern, den Ehehimmel des Geistlichen schmücken, und in ihrem verhängnißvollen Erscheinen und Verschwinden die großen Ereignisse des Krieges, des Waffenstillstandes und des Friedens im Pfarrhause vorherverkünden und nacherzählen. — — Ex ungue leonem. — Am Henkel erkennt man den Topf, sagt Sancho Pansa, und es ist schon aus dieser unvollkommenen Skizze erkennbar, wie herrlich der Ehrenbecher seyn müsse, der einen solchen Deckel führt. —

Beim großen Goldschmied Hephaistos, so ists! Der Becher, „das Sinnbild des heitersten Wohlseyns," ist seines Deckels vollkommen würdig — unter einem solchen Himmel kann nur eine würdige Erde sich lagern. — Der Cölibatspokal ist gleichfalls in vier Felder abgetheilt und bietet vier verschiedene, eben so geistreich

erdachte, als mit unendlichem Geschicke ausgeführte, Scenen aus dem Leben der subscribirenden Bräutigame. — Das erste Feld stellt eine sentimentale Doppelscene dar, die, wie eine jüdische Synagoge, durch ein Gitter geschieden ist. Rechts erblickt man die geistlichen Cölibatäre in verschiedenen Stellungen und Situationen, alle sehr betrübt und melancholisch, denn die Hildebrandischen Ketten drücken hart und schwer, und halten fest, obgleich grimmig daran gezerrt wird, und werden schwerer, je unwilliger sie getragen werden. Ueber die verschiedenen Gruppen der 90 Leidträger breitet die Sehnsucht die in Abendroth getauchten Flügel und die Langeweile gießt Mohnkörner auf sie herab, daß sie gähnen und entschlummern und träumen mit offenen Augen von der Minne und von der Minne wonniglich bittrem Wohl und schwermüthiglich süßem Weh. Im Hintergrund flötet die Nachtigall den schmelzenden Brautgesang und lockt einen gepreßten Seufzer aus der beklommenen Brust der Träumenden. Da naht, wie ein Vampyr, das gespenstige Cölibat und legt sich auf die vollen bangen Herzen in schwerem Alp, und sie stammeln abwehrend: „bildendstes Verhältniß — Mannesalter der Zeit!“

Im Vorgrunde steht ein Troubadour im Chorhemde und singt zur Guitarre, der Vertrauten seiner Leiden, nach der Melodie: Einsam bin ich u. s. w., hinaus in die stille sympathetische Nacht:

„Einsam trag' ich meinen Jammer
Und die Sehnsuchtsthräne fließt,
Bis die Bad'sche Ständekammer
Die Brautkammer mir erschließt.

Ach ich härme mich zu Tode,
Wie der Baum werd' ich entlaubt,
Wenn nicht baldigst die Synode
Das Heirathen mir erlaubt.“

Zur Linken sieht man eine Menge zarter sinniger Jungfrauen, deren feine, obgleich nicht mehr ganz jugendliche, Züge gleichfalls eine tiefe Melancholie verrathen. Bei den Meisten ist das feuchte Auge sinniglich zu Boden gesenkt in hoffnungslosem Leid, und viele blicken sehnsüchtig nach dem Mann im Monde, der da oben

so still und kalt seine Bahn wandelt, als hätte auch er das lebenslängliche Cölibat versprochen. Dort sitzt die Eine, den blonden Lockenkopf in die zarte weiche Hand gelegt, und träumt schwermüthig von den Rosen, die im Frühling abgeblüht. Hier ist eine Andere noch um Mitternacht im stillen jungfräulichen Kämmerlein geschäftig, heimlich glühendes Blei zu gießen in die Wasserkufe, um aus der plötzlich verkühlten Form den Mann kennen zu lernen, den ihr das Geschick bestimmt. Weiter zurück wirft eine Dritte die niedlichen Schuhe rückwärts über den Kopf in der verhängnißvollen Sylvesternacht, um die dunklen Mächte zu fragen, ob die hinausdeutende Schuhzehe bald sie aus dem väterlichen Hause führen oder die fatale, gegen die Thüre gewendete, Ferse sie verurtheilen werde, noch ein langes Jahr umsonst des Freiers zu harren. Im Hintergrunde blättern mehrere im Traumbuche, um die Eigenschaften des Gesponsen zu addiren, die der Morgenschlummer in verschwimmenden Umrissen so flüchtig nur angedeutet. Dem Zuschauer gegenüber auf der Vorbühne sitzt ein liebliches schwarzbraunes Schwabenmädchen am Fortepiano und haucht mit schmelzendem Tremulant seine Sehnsucht in die goldnen Saiten:

„Heil'ger Schutzpatron, du, Sanct-Amann,
Kriege ich noch einen Mann,
Krieg' ich einen, oder keinen?" —

Und hoch über den schmachtenden Jungfrauen schwebt, wie auf Wolken getragen, die aus den Sehnsuchtsthränen der bekümmerten Mägdlein emporstiegen, mit weit ausgebreiteten Beinen und Armen der hochverehrte Schutzpatron, wirft mit beiden Händen einen Hagel von duftenden zerfließenden Liebesbriefen herab, und ruft tröstend: „Geduld, Kinderchen, Geduld! Ich bringe euch noch alle unter die Haube! Ich habe 90 geistliche Ehestandscandidaten auf der Liste — eine neue Zahlenlotterie — ich hoffe, Ihr sollt mit euerm Schutzpatron zufrieden seyn!"

Das zweite Feld des Ehrenpokals bietet ein anderes, von dem vorigen ganz verschiedenes Doppelbild, voll Leben und Freude. Es zeigt den großen Hochzeittag der glücklichen Neunzig, deren Polterabend wir feierten. Die Scene der einen Halbseite ist in

unserer Vaterstadt — in der schönen Aula unsers Klerikalseminars. In seiner Tiefe an den großen, hochgewölbten, hellen Bogenfenstern erhebt sich ein antiker Altar, auf dessen passend verzierter Marmorplatte man den hochverehrten Herrn Schutzpatron erblickt, der es endlich bei der Ständekammer und der Synode glücklich durchgesetzt hat, daß die neunzig Küchlein, die er unter seinen Flügeln versammelte, diesen Tag erleben. Links, wenn man die breite lustige Treppe herauf kömmt, und durch die hohen Flügelthüren tritt, stehen im Halbkreise die Ehemänner *in spe*, und rechts, ihnen gegenüber, die lange gesuchten und endlich gefundenen Gesponsinnen. Alle Gesichter strahlen im Widerschein unsäglicher Wonne. Die Mitte der Aula nimmt ein Chor schmucker Brautjungfern ein, an deren Spitze man den Herrn Dekan Sprießler in der doppelten Eigenschaft als Bräutigam und Choragen der Brautjungfern erblickt. Letztere bilden einen Halbkreis und tragen sinnig geflochtene Kränze von Rosen, Vergißmeinnicht, Tantalicum, Jelängerjelieber und Gänseblümchen, die sie zu den Füßen des Schutzpatrons niederlegen. Der Chorag hebt den Arm empor und schlägt als Kapellmeister den Takt zu dem bekannten freudigen Chorus der Brautmädchen:

„Wir bringen dir den Jungfernkranz
Von Veilchenblauer Seide, u. s. w.

— — — —

Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Herr Sprießler hält's ersprießlich noch,
Daß Sprossen ihm entsprießen,
Er schmiegt den Hals ins Ehejoch,
Mags auch den Pabst verdrießen.
Schöner, grüner Jungfernkranz u. s. w.“

Die andere Halbseite des Feldes versetzt uns in unsere berühmte alterthümliche Kathedrale. Unser prächtiger silberner Altar, das Geschenk unserer ehemaligen Herren von Oesterreich, der sonst nur an den hohen Kirchenfesten die Augen der Gläubigen ergötzt, ist heute aufgeschlagen, denn vor ihm stehen die Neunzig zur

großen Kopulation. Verwundert blicken die alten Bilder und Statuen von den Pilastern und aus den Seitenkapellen herab auf die seltsame Gruppe, denn so etwas haben sie all ihr Lebtag noch nicht gesehen. Selbst die Bilder in den gemalten Fensterscheiben und die alten in Stein gehauenen Ritter und Edeldamen an den Grabmalen in den Kapellen hinter dem Chore scheinen neugierig die Köpfe zu drehen, und das unverhoffte Schauspiel anzustaunen. Das alte gothische Münster mit seinen Bündelpfeilern, seinen Spitzbogenfenstern, seinen Kreuzgewölben, seinen durchbrochenen Steinzierrathen und Sacramentshäuschen kommt sich selber curios und unaufgeklärt vor, und die steinernen Ausladefratzen blicken noch fratzenhafter hernieder; denn sie schämen sich aus jener finstern Zeit zu stammen, wo die Geistlichen noch keine Weiber hatten. — Droben aber von dem herrlichen, durchsichtigen, hochaufstrebenden Thurme hallen die Brautglocken jubelnd herab, der große Segen wird gesprochen, der neunzigfältige Bund ist geschlossen, und unser wackrer Organist greift mit allen zehn Fingern und mit beiden Füßen in die majestätische Orgel, läßt erst eine große, rauschende, brillante Hochzeitfanfare losbrausen, und dollmetscht zuletzt die bräutlichen Hochgefühle in der mit Honig geschriebenen Rossinischen Cavatine: „Di tanti palpiti — accenti contenti, sospiri — deliri." —

Das dritte Feld des Ehrenbechers läßt uns einen Blick in die Wohnstube des Pfarrhauses werfen. Jahre sind seit jener seligen Stunde im Freiburger Münster gekommen, und Jahre sind gegangen. Wie vieles haben Seine Hochwürden und dero theuere Ehegenossin seitdem erlebt und erstrebt; wie vieles ist an ihnen vorüber und über sie hingegangen! Ach wie anders ist jetzt vieles — Alles! —

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Riß der schöne Wahn entzwei" —
Bald verglüht das rasche Feuer,
Es umfaßt den schmucken Freier
Todes Ehestands-Einerlei.

Täglich stets dieselbe Leyer —

Ach! das Brautstandsgold ward Blei,
Blütenkränze wurden Heu
Und mit jedem neuen Schreier
Kommen in das Pfarrhaus neu
Sorgen, Schulden, Zank und — Brei.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! —

Da sitzt er, der ehemals so fröhliche, zärtliche geistliche Freier als stillebender Papa in seinem Studierzimmer, das auch zugleich die Kinderstube bildet. Die Dorf- und Hauspapissa, von welcher der Dichter singt:

Sie lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und knöchelt den Gatten,

waltet in Küche, Stall oder Garten, und hat unterdessen dem Eheknechte die Sorge der Kinder befohlen. Er gehorcht stumm und ergeben, denn ihm ist schon seit Jahren nur noch auf der Kanzel erlaubt ohne Widerspruch und Unterbrechung zu reden. Im Hintergrunde des Studierzimmers purzeln ein paar Sprößlinge aus seiner nur allzugesegneten Ehe auf dem Boden herum, und zerzausen in kindlichem Spiele und mit Geschrei sich streitend die wenigen Bücher aus Papa's Bibliothek. Ein kleines Lockenköpfchen macht aus dem zerrissenen Priestermäntelchen, einen Schleier, und ein Anderes zerrt das Clerikalkrägelchen zu einer Schürze für seine Puppe. Das jüngste Kind seiner Laune quieckt aus der Wiege, deren alte Verzierungen in Schnitzwerk die ehemaligen Bretter eines zerschlagenen Beichtstuhls erkennen lassen, und wird nur auf Augenblicke durch den Schnuller beschwichtigt, den ihm ein größerer Steckenpferdreiter vorübergaloppirend zusteckt. Der geistliche Papa sitzt am Studiertische und schaukelt ein anderes Kind auf dem linken Kniee, während sein rechter Fuß die Wiege mit abgemessenem, oft stockendem Takte in Bewegung erhält. Papa laborirt eben an seiner Sonntagspredigt, und es geht, ungeachtet der häufigen Unterbrechungen, welche der Knieereiter im Flügelkleide durch öfteres Zutappen der kleinen Händchen und durch Zerknittern des Papiers verursacht, ganz passabel, bis Geruch und Gefühl eine unerläßliche Pause gebieten. Zum

Troste geht es hier glücklicher vorüber, als bei weiland Doctor Luther; denn was diesem Vor- und Urbilde der beweibten Priester — wie er in einem seiner Briefe an einen Freund selber erzählt — in den Aermel fuhr, das streift hier blos adspergirend an Knie und Beinkleidern herab, und bald ist der *status integer* bei Vater und Kind wieder hergestellt. — Es wäre Schade, wenn die zarten, hohen und begeisterten Gedanken, welche durch den Geruch vertrieben, davon flogen oder sich gar nicht herbei getrauten, für die Sonntagspredigt verloren gingen; allein es ist noch Hoffnung, daß sie später, wenn die kleine Welt ihr Nachmittagschläfchen hält, vielleicht sich wieder einstellen und am Sonntage das ganze Dorf salbungsvollst belehren und erbauen.

Das vierte Feld endlich ist zwar arm an Scenerie, aber reich an tiefem Sinn und hoher Bedeutung. Wir sind auf dem Kirchhofe, der uns zugleich die Aussicht auf den Eingang des Pfarrhauses gewährt. Dort gehen eben die Kinder unter Thränen heraus, weil man vor einiger Zeit den Vater herausgetragen; die alte Mutter folgt schluchzend, denn es ist nicht gelungen, den ältesten Sohn dem Vater adjungiren zu lassen; er haudert vorerst als ambulanter Vicarius von Kanzel zu Kanzel im Lande herum, und nach zehn oder fünfzehn Jahren vielleicht ist er so glücklich, die Seinigen von dem armen Ertrage seiner Anfangspfarre zu unterstützen. Bis dahin sind Mutter und Geschwister mit einer kargen Pension vor dem Bettel, aber nicht vor dem Verhungern bewahrt. Gethan hat der arme verheirathete Pfarrer wenig, aber geduldet viel — er hat für seine Gemeinde nur wenig gelebt, denn er war schon lange dem eigenen Hause todt. Die hinterlassene Wittwe, und die unerzogenen Kinder sind die einzige Armenstiftung, die er der Welt vermacht. Als thätiger Kämpfer hat er nicht vorgeleuchtet, aber vorangegangen ist er als Kreuzträger. Sein Gedächtniß verschwindet im Dorfe mit seiner Leiche, die drunten im Kirchhofgrunde ruht. Seinen Hügel deckt ein ärmlicher Stein, auf welchem die Kirche, deren Diener er hatte seyn wollen, die noch ärmlichere Inschrift gräbt:

Er ward geboren — zeugete — und starb. —

Diese sinnreichen Bilder und Scenen aus dem Leben eines verheiratheten Priesters trägt der „prachtvolle Ehrenbecher," welchen die Neunzig dem Herrn Professor Amann überreicht haben. Ich habe sie mit schwacher Feder zu beschreiben versucht, weil der „Freisinnige" sie übergeht, und weil der katholische Clerus Deutschlands offenbar dabei interessirt ist, und gewiß in gespannter Erwartung der weitern Entwicklung der großen Ereignisse im Breisgau entgegensieht. Ihm und Ihnen diene daher zur vorläufigen Nachricht, daß die Scenerie des zweiten Feldes baldigst dahier in Freiburg werde in natura aufgeführt werden, denn ich mache schon das erste Aufgebot; Sie sind zum voraus zur großen geistlichen Hochzeit eingeladen und engagirt, mit der künftigen Frau Sprießler und der badischen Frau Decanin ein Ehrentänzchen zu thun — Sie dürfen's nicht abschlagen, es gilt das Wohl der Kirche. Wir wollen dabei recht munter und vergnügt seyn. Wir wollen aus „dem Sinnbilde des heitersten Wohlseyns," dem Ehrenbecher unsers Amann, aus dem, wie aus einem Zauberbecher, unzählige pausbäckige Buben und Mädchen heraufsteigen, feurigen Affenthaler und glühenden Markgräfler trinken, und die Finsterlinge, und heirathsscheuen Cölibatäre mit saurem Seewein mortificiren. Kommen Sie nur. — Daß mit diesem neunzigfachen Hochzeitfeste eine neue Aera der katholischen Kirche beginnt, begreift sich, und daß „Religion, Sittlichkeit, priesterliche Wirksamkeit und Gemeinwohl" unendlich gewinnen, ist nicht zu bezweifeln. Wie freue ich mich, daß der große Gedanke bei uns ausging — er wird die Schwabenstückchen vergessen machen. —

Segen dem Lande, dessen Geistlichkeit auf Freiersfüßen geht! Des Pfarrers Weib wird seyn ein fruchtbarer Weinstock um sein Haus herum, seine Kinder werden stehen wie die Oelzweige um seinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Priester, welcher sich ein Weib beilegt.

P. S. Fast hätte ich vergessen zu melden, daß im nächsten Monat neunzigmal neunzig mannbare Mädchen dem hochverehrten Schutzpatron eine Ehrentasse mit einer gestickten Adresse zu überreichen gedenken. — Auch geht die Sage, Hr. Professor Amann

werde nächstens ein nagelneues jus canonicum, auf noch zu entdeckenden Grundsätze gebaut, in usum seiner Zuhörer herausgeben.

Aus dem Würtembergischen. Nun wissen wir, wie der Anticölibats-Verein entstanden ist, denn der Herr Prof. Dursch in Ehingen hat es für gut befunden in dem diesjährigen Julihefte der allgem. Kirchenzeit., darüber Bericht zu erstatten. Dazu hat ihn die Angabe seines Namens im Kirchenhistorischen Bemerker des Religions- und Kirchenfreundes vom Juli 1831 veranlaßt. Vorerst will er nicht im Auslande, wo er vor mehreren Jahren, um sich in den orientalischen Sprachen zu vervollkommnen, eine Reise gemacht hat, auf den Gedanken einen Anticölibats-Verein zu stiften, gebracht worden seyn; sondern erst in seinem Vaterlande soll dieser sublime Entschluß in ihm aufgekeimt und zur Reife gelangt seyn, damit so auf gesetzlichem Wege die Aufhebung des Priestercölibats bewirkt werde: In Paris zwar, wo Herr Dursch die Gesellschaft der Geistlichen, wie er bemerkt, mit Ausnahme einiger wenigen, nicht suchte, hat er erst recht eingesehen, wie nachtheilig der Cölibat nicht nur auf die Priester, sondern auch auf die Verbreitung und Begründung der christlichen Religion wirke." Wahrscheinlich soll durch die Priesterehe der von dem Herrn Professor beklagte „Fanatismus, die einseitige Bildung und strenge Absonderung von allen übrigen Ständen, die der Grund sind, daß die Geistlichen auch bei den gebildeten Franzosen in keinem großen Ansehen stehen, gehoben werden. Das Priesterweib würde wahrscheinlich den gefälligen Gemahl zu milderem Sinne, zu vielseitigerer Bildung und zu freundlicherer Geselligkeit hinanziehen. Der gefällige Gemahl könnte es dann nicht ausschlagen die erheiternden Tanzbelustigungen, die zeitkürzenden Theater und die gesprächigen Kaffeegesellschaften zu besuchen. In der That, das wäre ein vortreffliches Mittel zur Verbreitung und Begründung der christlichen Religion. Dazu könnte sich dann noch die Tabackspfeife gesellen, die durch den versöhnenden Dampf und anziehenden Wohlgeruch gewißlich bewirkte, daß „kein Geistlicher

mehr bedauert oder gering geachtet würde." Bedauernswürdiges Frankreich! Hättest du den deutschen Professor Dursch zu Rathe gezogen, er würde deine „so finstern fanatischen und blos am äußern hängenden Priester," durch eine treue Ehehälfte in Geistliche umschaffen, wodurch „die menschenfreundliche Religion Jesu gewiß wieder freundlich und lieblich erscheinen und mit Freude und Begierde aufgenommen werden würde." In dem glücklichen Deutschland, wo die katholische Kirche, wie wir an dem Herrn Professor und seinen Gleichgesinnten sehen, so herrlich sich entfaltet, ist zwar wenig „Fanatismus, noch einseitige Bildung und strenge Absonderung von den übrigen Ständen," doch hat die Kirche ihre höchste Blüthenzeit noch nicht erreicht. Nach mehrjährigem Nachdenken hat der eifrige Reformations-Planmacher sich immer mehr überzeugt," daß das Cölibatgesetz das Grundübel unserer Kirche ist, und daß um ihr wieder aufzuhelfen und ein neues kirchliches Leben zu erzeugen, es vor allem Noth sey auf die Aufhebung des Priestercölibats hinzuwirken." Endlich wird, was die St. Simonisten als einen Hauptpunkt ihrer Lehre verkündeten, den Frauen der rechte Standpunkt in der Gesellschaft angewiesen. Es soll nichts mehr und nichts weniger, als die gewünschte Aufhülfe und Erzeugung des neuen kirchlichen Lebens von ihnen ausgehen. Der heil. Paulus hat zwar gesagt: die Frauen sollen in der Kirche schweigen; allein sie können in der neuen Ordnung der Dinge, wenn nicht in höchst eigener Person, doch durch ihre Männer kräftigst sprechen und wirken. Vielleicht hat jedoch Herr Dursch sogar die Entdeckung gemacht, daß der paulinischen Anordnung entgegen in unserer so hoch aufgeklärten Zeit die Männer in der Kirche schweigen und die Weiber reden sollen. Hat er doch auch die Entdeckung gemacht, „daß die Idee des Cölibats eine orientalisch-heidnische Idee sey." Hat vielleicht der gelehrte Herr durch sein Studium der orientalischen Sprachen gefunden, daß alles, was in der heil. Schrift von dem jungfräulichen Stande gesagt wird, eigentlich nur dem ehelichen Stande gelte. Dieß sollte man beinahe glauben, wenn er daraus, daß ein Vertheidiger des Cölibats sagt, die Ehe sey ein Joch und

mit Beschwernissen und Lasten verbunden, und die Geistlichen sollten jetzt besonders Gott danken, daß sie dieses nicht tragen, den Schluß zieht, dieser Vertheidiger predige wohl Sinnlichkeit anderer Art. Fordert denn nicht das Amt und die Stellung des katholischen Geistlichen, daß er frei und unabhängig und ungetheilt ganz seinem heiligen Berufe lebe und nicht suchen müsse, wie er dem Weibe und in vielfacher Rücksicht auch der Welt gefallen könne?

Uebrigens ist sehr zu bedauern, daß ein Mann mit solchen Ansichten vom kirchlichen Leben Lehrer und Erzieher der künftigen Geistlichen ist. Wie eine oberhirtliche Behörde Zöglinge des geistlichen Standes aus solchen Händen annehmen möge, ist kaum zu begreifen; aber leicht zu begreifen ist es, wie der Krebsschaden immer tiefer einfressen, und zuletzt die Heilung aufgegeben werden müsse. Man erziehe die Geistlichen wie es ihr Beruf erfordert, und das unwürdige Gelüsten und Schreien nach Aufhebung des Cölibatgebots wird von selbst aufhören. Aus dieser Art Bildung läßt sich auch erklären, wie es unter der sonst im Allgemeinen sehr achtungswürdigen Geistlichkeit im Königreiche Wirtemberg einzelne so auffallende Aergernisse geben könne. Ich mache nur aufmerksam auf die willkürliche Unterlassung gebotener kirchlicher Feierlichkeiten, wie die Bittage sind, wovon in öffentlichen Blättern gesprochen worden; dann mache ich noch aufmerksam auf den Unfug, den der Pfarrer W. in M. getrieben, da er zum Aerger seiner ganzen Gemeinde mit klingenden Spornen an den Füßen das hochheilige Meßopfer zu verrichten sich erfrechte. Solche Herrn scheinen ein neues Ritterthum einführen zu wollen, dessen Wappen füglich ein im Alterthum und jetzt noch im Oriente übliches mysteriöses Zeichen seyn könnte. Wann wird endlich der Unfug im Heiligthume aufhören, oder fürchten wir noch nicht die Strafgerichte des Herrn, die Europa so sehr bedrohen?

Vom Neckar. Das widerwärtige Anticölibat-Geschrei und Gewimmer umsaust immer noch meine Ohren. Die meisten sogenannten liberalen Blätter füllen von Zeit zu Zeit ihre Spalten mit dem Gejammer bejammernswerther katholischer Geistlichen oder

noch bejammernswertherer falscher Wortführer dieser Feiglinge aus. Und wenn irgendwo bei Menschen, die nie der katholischen Kirche angehört haben oder längst schon von ihr entfremdet sind, die Aufhebung des Cölibats einen Anklang zu finden scheint, dann ist des Jubels kein Ende mehr. Zu den wahrscheinlich noch sehr traurig endenden Spektakelstücken, die allenthalben aufgeführt werden, muß auch leider die katholische Kirche in manchen ihrer ehrwürdigen Einrichtungen, besonders aber durch ihren Priestercölibat sich mit ins barocke Spiel ziehen lassen. Ich will nichts reden von den schon oft vorgebrachten Gründen für den Cölibat, die in der Erhabenheit des katholischen Priesterthums liegen, und in der geschichtlichen Entwickelung der Kirche so schön hervorgetreten sind. Ich will blos mittheilen, was mir in der Neckarzeitung vom 16. April 1832 in die Hand fiel. Es wird da eine Seite berührt, welche ebenfalls Beachtung verdient. Die ganze etwas lange Stelle, welche über den Beifall, den sonst gar nicht freisinnige Politiker dem Bestreben nach Aufhebung des Cölibats schenken, sich ausspricht, lautet wie folgt:

„Sollte wirklich der religiöse Protestantismus dieser Herrn daran Schuld seyn? wäre im Hintergrunde unserer aufgeklärten Zeit, die nicht nur an den Kämpfen der feindlichen Confessionen selbst großentheils alles Interesse verloren hat, in der That noch ein Rest von Bigotterie zurückgeblieben? Oder sind unsere Diplomaten auf einmal sentimental geworden, daß sie sich am Anblick eines patriarchalischen Lebens der katholischen Geistlichen weiden wollen? Sind sie zur Idee von individuellen, unveräußerlichen Menschenrechten zurückgekehrt? Da stünden ja die Herrn mit sich selber in mehr als Einem bedeutenden Contrast. Die Gegner der Preßfreiheit wollen Heirathsfreiheit geben? Warum nicht? gewänne doch der Staat eine Zahl junger Unterthanen mehr, die, ihrem Stande nach, der vornehmern Klasse gehörend, die Zahl der Antichambrirenden und der demüthigen Dienstbitter vermehren dürften? Doch nein! das sind die Motive nicht, warum diplomatische Köpfe illiberaler Ansicht, das Cölibat befördern; eben so

wenig, als sie der Ueberschuß von ehelustigen Töchterchen dazu verleitete. Der Grund liegt ganz innerhalb ihrer Sphäre.

„Die katholische Kirche hat eine strenge, feste, in sich abgeschlossene Orthodoxie, einen geordneten, gleichförmigen Cultus und eine systematische Hierarchie. So gestaltet steht sie, ihrem sichtbaren Oberhaupte nebst den Concilien untergeordnet, als ein, zwar vielfach erschüttertes, aber doch zusammenhängendes, zähes Ganzes da, als eine Macht, die neben der Staatsgewalt besteht, die der Staatsgewalt trotzen kann, schon oft mit Vortheil ihr widerstrebt hat, und mit der dieselbe unterhandeln muß. Der oberste Grundsatz dagegen aller liberaler oder illiberaler Politiker ist: „Keinen Staat im Staat:“ „Der Staat allein sey Alles!“

„Diesen Grundsatz zu realisiren, giebt es kein sichereres Mittel, als die einzelnen Theile von ihrem Mittelpunkte, einige Glieder von ihrem Leibe abzutrennen, nach der Regel: divide et impera! Die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen macht sie eigentlich zu Streitern der Kirche, zu immer wachen und gerüsteten Kämpfern des heiligen Stuhls, zu Bräutigamen der Kirche; ihre Beweibung würde sie zu unzertrennlichen Mitgliedern des Staates machen. Daher nimmt man ihre Leidenschaften gegen ihre Disciplinarnorm und Regel in Anspruch; man schmeichelt ihnen, nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Zweckes willen, den man mit ihnen vor hat, man zeigt ihnen alle Schönheiten des Lebens, alles Reizende der häuslichen Verhältnisse, um ihnen den Harnisch von der Brust, den Helm vom Kopfe zu reißen, um mit ihnen die Mutter, die Kirche zu entwaffnen.

„Ferne sey es, dem Cölibat, als solchem, als individuellem Zweck, zu Förderung des heiligen Lebens das Wort reden zu wollen! An diesen Popanz glaubt der größte Theil des Volkes sogar nicht mehr. *) Aber es giebt Umstände, sogar fortdauernde, wo das Allgemeine die Aufopferung des Einzelnen verlangt. Warum nimmt man zu dieser Wahrheit sonst immer seine Zuflucht, und nur hier nicht? Warum will man in der Welt alles auf gekünstelten und

*) Daß wir mit diesen Behauptungen nicht einverstanden sind, versteht sich von selbst. D. R.

historischen Verhältnissen beruhen lassen, und nur die Kirche von dem canonischen auf das Naturrecht zurückführen? Nur damit man sie unter ein anderes Joch zurückführen möge!

„Darum also kost man mit den Söhnen des heiligen Petrus, um sie nach den Fleischtöpfen Aegypti lüstern zu machen. Sind sie einmal geködert, so wird man sie auch zum Strohsammeln und Ziegelbrennen brauchen, wie dieß figürlich mit dem protestantischen Klerus geschieht, über den wir das nächste Mal sprechen."

A. d. Schwarzwald. Die allgemeine deutsche Zeitung in Stuttgard, welche die katholische Geistlichkeit einer schändlichen geheimen Versunkenheit, und ihre Bischöfe einer niederträchtigen Nachsicht zu beschuldigen sich schon erlaubt hat, tritt nun im August mit einem Reformationsplan für die katholische Geistlichkeit Deutschlands auf, und will besonders alle Heirathslustigen zum Wohl der Kirche und zum Heile der Völker an einem Tage mit treuen Ehehälften begaben. Es sind zwar zwölf Punkte, die jedoch mehr oder weniger auf den einen Punkt des lästigen Cölibats sich reduciren lassen; denn all die übrigen sind mehr oder weniger Antecedentia oder Consequentia. Ein Rath wäre den katholischen Malcontenten und ihren protestantischen Helfershelfern zu geben, nämlich daß Erstere aus der ihnen der Verbesserung so bedürftig scheinenden katholischen Kirche, die doch in ihre Verbesserungsplane nicht eingehen wird, austreten, und die Letzteren die freund-nachbarliche Sorge für das Auskommen des künftigen Hausstandes ihrer theueren Mitbrüder übernehmen möchten.

Rheinpreußen. Was die einsichtigern Katholiken aus dem geistlichen und weltlichen Stande bisher mit bekümmertem Herzen über die Gesetzgebung unsers Landes in Betreff der gemischten Ehen, der Erziehung und des Unterrichts der darin gebornen Kinder, unter einander geäußert haben, ist nun unwiderleglich documentirt. In dem allgemeinen Religions- und Kirchenfreund und Kirchencorrespondenten vom Juni l. J. sind merkwürdige Aktenstücke, die gemischten Ehen in Deutsch-

land, besonders in Preußen betreffend [1]) und einige Anmerkungen mitgetheilt, welche es außer allem Zweifel setzen, daß der Protestantismus in aller Weise befördert wird, die katholische Kirche aber allen möglichen Abtrag erleiden soll. Die Gesetze und Kabinetsordre verglichen mit dem Verhältniß der Katholiken und Protestanten und dem Verfahren der Regierung bei Anstellung ihrer Beamten, hat zwar jeden nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter zur Ueberzeugung bringen müssen, daß dadurch, daß die Kinder aus gemischten Ehen alle in der Religion des Vaters erzogen werden müssen, und selbst vor der Ehe eingegangene Verträge keine Gültigkeit haben, allmählig die höheren Stände in den Protestantismus hinüber gezogen werden, und die Katholiken, wo möglich, blos in den untern Klassen der Gesellschaft sich erhalten können. Das Manuscript, welches über die Gesetzesrevision zur Benutzung bei den Berathungen in Berlin 1831 abgedruckt worden, spricht aber unumwunden den Zweck der Gesetze aus, der dahin geht: „damit nicht in jeder gemischten Ehe eine protestantische Familie unfehlbar verloren gehe und der Katholicismus immer mehr Platz greife." Die preußische Regierung hat sich also zum Anwalt des Protestantismus selbst in ihrer Gesetzgebung aufgestellt. Von den übrigen Beschuldigungen und Schmähungen der Katholiken, die der Motivent sich erlaubt hat, will ich weiter nichts reden; nur kann ich nicht übergehen, daß die Proclamationen von den Bischöfen auch für den Fall, daß die katholische Erziehung der Kinder nicht ausbedungen ist, nicht nur erlaubt, sondern sogar vorgeschrieben worden; und daß in einem Schreiben des königlich rheinischen Consistoriums an die königliche Regierung in Coblenz gesagt ist, daß des Königs Majestät in keinerlei Weise länger dulden werde, daß die Absolution in der Beicht ferner denjenigen werde verweigert werden, welche in

[1]) Wer genauere Kenntniß gewinnen und eine Vergleichung über alle gesetzlichen Bestimmungen anzustellen wünscht, den verweisen wir auf die genannte Zeitschrift, da es genügen mag, daß dort die vollständigen Aktenstücke mit ganz vortrefflichen Anmerkungen begleitet, abgedrückt sind. D. R.

gemischter Ehe sich blos durch den protestantischen Prediger haben trauen lassen. Ich hoffe, daß unsere Bischöfe, wenn nicht alle Zeichen der Zeit unbeachtet an ihnen vorüber gehen, einmal die protestantische Intoleranz erkennen, und vor dem sonst so gerechten Könige nicht vergeblich Beschwerden gegen die Beengung der katholischen Gewissensfreiheit führen und die gesetzliche Gleichheit und Freiheit zwischen den Katholiken und Protestanten erwirken werden.

München, im Juli 1832. Wenn wahre und aufrichtige Freunde des Katholicismus und der Kirche von manchem, was sich in neuerer und neuester Zeit auf dem Gebiete derselben zugetragen, unangenehm berührt werden, so muß es eine desto erfreulichere Erscheinung für sie seyn, wenn sie sehen, wie dasjenige, was ihnen heilige und höchste Wahrheit ist, auch von Männern anerkannt wird, welche bisher der Gemeinschaft dieser Kirche ferne standen. Eine solche freudige Erscheinung ist der vor kurzem erfolgte Uebertritt zweier Protestanten in die katholische Kirche, des Herrn Dr. Herbst aus Altenburg und des Herrn Hugues aus Hamburg. Und dieser Uebertritt ist um so erfreulicher, weil beide Männer sind, welche die Confession, der sie bisher angehörten, nur nach gründlicher und gelehrter Untersuchung und nach freier und unabhängiger Prüfung dessen, was sie ihnen bot, verlassen haben. Herr Dr. Herbst gleich ausgezeichnet als Theolog wie Philosoph, hat sich der wissenschaftlichen Welt schon auf höchst vortheilhafte Weise bekannt gemacht. Seine „Bibliothek christlicher Denker" (erster Band Haman und Jakobi enthaltend, Leipzig bei Wagner, zweiter Band, Lavater, Anspach bei Dollfuß) ist ein eben so schätzbares als gründliches und tief christliches Werk, welches im hohen Grade verdient, von allen denjenigen gekannt und geschätzt zu werden, für die die Berührungen und gegenseitigen Beziehungen des Christenthums und der Philosophie ein wichtiges und interessantes Studium sind. Es ist ein in der That eben so merkwürdiges als erfreuliches Zeichen der Zeit, daß von mehr als einer Seite her die katholische Wahrheit bei Männern Eingang findet, die durch ein gründliches und genaues Studium den Prote-

stantismus in allen seinen Beziehungen gründlicher und genauer kannten, und das Verhältniß des Katholicismus zu ihm richtiger und tiefer durchschauten, als viele ihrer frühern Confessionsverwandten, die mit dem Vorurtheil und der hergebrachten Meinung über den Katholicismus, ohne selbstständige Prüfung sich begnügen und auf ihn schmähen und ihn verwerfen, ohne ihn zu kennen. Wie wir hören, sollen beide, Hr. Dr. Herbst sowohl wie Herr Hugues, entschlossen seyn, sich dem Priesterstande zu widmen. Indem wir ihnen als neuen Glaubensgenossen freudig die Hand bieten, wünschen wir ihnen zugleich auch dazu den vollkräftigsten Beistand der Gnade, welche sich so stärkend und ermuthigend an ihnen schon geoffenbart und bewährt hat.

London. Fräulein Emily Fellorys, Tochter des Dr. Fellorys, eines anglikanischen Geistlichen, hat vor Kurzem in einer katholischen Kapelle dieser Hauptstadt das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt und die erste heil. Communion empfangen. Obgleich 22 Jahre alt, hat sie dennoch die Erlaubniß ihres Vaters eingeholt, der sich diesem Schritte nicht im mindesten widersetzte, sondern vielmehr bemerkte, daß, weil seine Tochter ihr Heil in der katholischen Kirche sicherer zu wirken die Ueberzeugung habe, er ihrem Wunsche von ganzem Herzen beitrete. Er that noch mehr und wohnte nicht nur der Abschwörungsfeierlichkeit bei, sondern machte auch dem Priester, der seine Tochter in der katholischen Glaubenslehre unterrichtet hat, ein prachtvolles römisches Meßbuch zum Geschenke.

Baden. Im Sophronizon, 18 Jahrg. 6. Heft, ist ein Brief von Martin Luther an Herzog Johann, wegen des Abtes zu Fulda, abgedruckt, aus welchem wir eine Stelle, die einen neuen Beleg für den wahren Beruf dieses Mannes zum Kirchenreformator enthalten möchte, ausheben, und unsern Lesern mittheilen zu müssen glauben. „Wenn aber, so sagt Luther am Schlusse „seines Briefes, der Abt sich beschwert, daß er nicht zur Ehe grei„fen kann, wollt ich lieber rathen, daß er eine heimliche Ehefrau

„nehme." — Vorher giebt er dem Abte schon den Rath, aus dem Kloster und aus dem öffentlichen Verbande mit der katholischen Kirche zu treten; unter diesem Deckmantel aber glaubte er mehr für die neue Lehre wirken zu können. Wahrlich ganz vortreffliche und des hochgefeierten Reformators und sogenannten gottgesandten Mannes, vollkommen würdige Grundsätze! Was würden die gelehrten Protestanten thun, wenn sie in dem Worte des obscursten Jesuiten solche Lehren und Rathschläge fänden?

(Rel. Fr.)

Aus dem Bisthume Würzburg. Das constitutionelle Volksblatt ist unermüdlich in Verfolgung jeder Inconstitutionalität. Vor allem ist es in einer Juli-Nummer, wahrscheinlich von der glühend heißen Juli-Sonne angebrannt, über die Intoleranz der katholischen Geistlichen bei gemischten Ehen hergefallen. Diese Illiberalen wollen, obwohl die Constitution, die Ständeversammlung und sogar Herr Dr. Eisemann in Sachen gemischter Ehen gesprochen haben, dennoch auch das katholische Gewissen sprechen lassen, und was ärger als arg ist, es soll sogar eine Hauptmannstocher, die in eine gemischte Ehe eintreten und alle Kinder protestantisch werden lassen wollte, im Beichtstuhl nicht einmal absolvirt worden seyn. Es wäre beinahe an der Zeit, daß das constitutionelle Volksblatt eine eigene Schaarwache organisirte, sie an jedem Beichtstuhle aufstellte um sogleich allen denen wegen irgend eines Gebrauches menschlicher Freithätigkeit in Gefahr schwebenden die Absolution nicht zu erhalten, kräftigen Beistand zu leisten. Ob bei solcher Anordnung die Beichtväter nicht über beeinträchtigte Freiheit zu klagen hätten, verdient wohl keine Berücksichtigung, da unsere bekannten Liberalen für sich lieber alles in Anspruch nehmen, und den Servilen nicht sehr viel zukommen lassen möchten.

Aus dem Bisthume Trier. Seit einiger Zeit sind wieder mehrere Schriften von den Weiber- und Reformationslustigen Geistlichen in unserm Bisthume geschrieben und in Zwei-

drücken gedruckt worden. Eine dieser Schriften nimmt den Julius Sempronius Grachus traurigen Andenkens in Schutz, und ihr Verfasser nennt sich Julius Tutor; die andere ist gegen die kathol. Bürgerschaft von Trier gerichtet, welche sie „die Fahnenjunker in Trier“ nennt; ihr Verfasser legt sich den Namen Julius Classikus bei. Diese beiden Pamphlets sind nicht ohne Beantwortung geblieben; indem auf das erstere eine Broschüre, betitelt: „Worte der Wahrheit,“ auf das andere: „der Deckel vom Topf, oder offene Erwiderung auf die rc. rc., in Düsseldorf gedruckt, als Wiederlegung erschienen sind. Diese beiden Broschüren stehen für die katholische Sache und machen auf das unwürdige Treiben der Gegner in aller Weise aufmerksam. Indeß bedaure ich, daß in der letztgenannten Broschüre etwas von dem Tone des Pamphlets aufgenommen worden, dessen Verfasser kräftig zurecht gewiesen wird. Es ist allerdings wahr, daß das unwürdige Treiben und die niederen Absichten der Neuerungssüchtigen, die immer mehr an den Tag treten, den gerechtesten Unwillen erregen, und man kaum anders von ihnen verstanden wird, als wenn man in ihrer Sprache ihnen antwortet; indeß muß dieß doch der katholischen Sache wegen, die so erhaben und heilig ist, immer vermieden werden. Besonders nothwendig war es aber, daß die antikatholische Tendenz recht hervorgehoben wurde; und ich hoffe daß dadurch größern Uebeln, die sich im geheimen bereiten, endlich von denen vorgebeugt wird, die gesetzt sind, die Kirche Gottes zu regieren.

Speyer. Am 28. August, am Feste des heil. Augustin, hat unser hochw. Hr. Bischof siebenzehn Alumnen unsers Clerikal-Seminars die Priesterweihe ertheilt. Durch diese neugeweihten Priester, denen in einigen Wochen noch ein anderer Alumnus, der jetzt das erforderliche Alter noch nicht hat, wird zugezählt werden können, wird dem bisher so drückenden Priestermangel in unserm Bisthume abgeholfen. Wenn die bisherigen Capläne, die nun durch die neugeweihten Priester abgelöst werden können, auf Pfarrstellen befördert werden, erhalten mit wenigen Ausnahmen alle Pfarreien die so schmerzlich seit längerer Zeit entbehrten eigenen Seelsorger.

Der

Katholik;

eine

religiöse Zeitschrift

zur

Belehrung und Warnung.

Herausgegeben
von Dr. Weis,
Domkapitular und Bischöfl. Geistlichem Rathe zu Speyer.

Christianus mihi nomen,
Catholicus cognomen.
S. Pacianus.

Sechs und Vierzigster Band.

Zwölfter Jahrgang. — X.-XII. Heft.

Speyer,
gedruckt bei Joh. Friedr. Kranzbühler senior.
1832.

Tenenda est nobis christiana Religio, et ejus Ecclesiæ communicatio quæ Catholica est, et Catholica, nominatur, non solum a suis, verum etiam ab omnibus inimicis.

S. Aug. *de vera Relig. Cap. VII.*

Inhalt des sechs und vierzigsten Bandes.

I.

Gedanken über die Standeswahl.

Keinem, der innigen Antheil nimmt an dem Wohle oder Wehe seines Geschlechts, können die Tageserscheinungen, grossentheils tragischer Art, wie sie sich in den Wirren der Nationen oder in der moralischen Versunkenheit der Einzelnen offenbaren, gleichgültige Sache seyn. Allem liegt eine Ursache zum Grunde, dieß Gesetz gilt für die physischen Weltphänomene nicht weniger, als für die ethischen und rationellen Umwälzungen. Wenn je, so thut es gegenwärtig am meisten Noth, sich über die Lage der Dinge aufzuklären, nicht sich durch hohle Redensarten über die großartigen Fortschritte der Zeit einschlummern zu lassen, oder durch weinerliche Declamationen die kostbare Zeit und sich selbst zu verzehren. Es läßt sich durchaus nicht mehr in Abrede stellen, daß das allmähliche Erlöschen des religiösen Sinnes, das heimliche Übel, der schreckliche Magenkrebs am Körper unserer Zeit sey. So manche europäische Institution ist an selbem schon gestorben, die meisten Staaten kränkeln an dem unseligen Siechthum. Gleichgültigkeit für die höhern geistigen Forderniße wie sie sich mehr oder weniger in jeder Menschenbrust anmelden, dumpfes Hinbrüten über die Materie oder bei gediegenen Geistern, eine völlige extravagante abweichende Richtung von der Wahrheit zur täuschenden Nebensonne, dem Irrthume, kurz ein europäischer Bankerott an Christussinn ist der faule Punkt des Zeitalters. Dieser kontagiöse Krankheitsstoff verbreitet sein inficirendes Gift nicht blos in eine irreligiöse Gesetzgebung, in das Treiben einer zügellosen Ochlokratie, sondern selbst in die gemein-bürgerliche Handlungsweise — in die feinsten Nüancen des Familien-

lebens, und der Individuen. Unheilschwanger in letzterer Beziehung und schauerlich verwüstend, in Bezug auf den Organismus der ganzen menschlichen Gesellschaft, prägt sich dieser irreligiöse Geist in dem Leichtsinne aus, mit dem man einen Lebenslauf sich wählt. Ungemessenes, eigentlich ekelhaftes Streben nach Sinnlichkeit und Commodität, fieberhaftes Ringen nach Auszeichnung, nothwendig verbunden mit einer Überschätzung eigener Persönlichkeit, sind so oft die unreinen Motive bei der Standeswahl. Eine eben so einflußreiche als traurige Rolle spielt dabei die sogenannte öffentliche Meinung, dieser idealistische Götze, dem Unzählige das Knie gebeugt. Gewisse Stände werden kastenartig gewissen Menschenklassen angeeignet, und ein Tölpel oder ein exaltirter Kopf ist der, welcher sich erkühnt diesen künstlich gezogenen Cordon zu überspringen. Nothwendige Folge dieses linkischen Benehmens ist: Übervölkerung einzelner Stände mit sichtbarem Nachtheil der andern, Unzufriedenheit — diese gerechte Rache einer verletzten höhern Natur, Abgang von Capacitäten, gekünstelte Bedürfnisse und alles dieß, was nach und nach nothwendig den sittlichen materiellen Wohlstand der Völker untergräbt, und als ein schauervolles Miserere in den bürgerlichen Eingeweiden wüthet. Diesem leichtsinnigen Benehmen in Bezug des wichtigsten Lebensaktes auf bestmögliche Weise entgegen zu arbeiten, soll nicht blos der warme Wunsch, sondern das thatkräftige Bestreben eines Jeden, insbesondere aber der Geistlichen seyn, denen als den vorzüglichsten moralischen Bildnern der Menschheit Christen- und menschenwürdige Standeswahlen ganz vorzüglich am Herzen liegen müssen. Gott ist ein Gott der Ordnung, alles schuf er in Maaß und Gewicht. Jedem Wesen ist der ihm eigene Standpunkt auf der Stufenleiter der Schöpfung angewiesen. Hier, und nur in dieser Stellung allein, vervollkommnet das Geschöpf sich

selbst, und wirkt vermöge des kosmischen Verbandes wohlthätig auf die nächste und fernere Umgebung. Die Sphären kreisen nach uns unbekannten Gesetzen, die Thiere folgen ihrem Instinkte, der Mensch aber als freies sich selbst bestimmendes Wesen wählt sich seine Stellung, wenn gleich diese Freiheit nicht selten durch moralische Nothwendigkeit beengt wird. Dem Menschen, in seiner ursprünglichen Reinheit gedacht, würde es leicht gewesen seyn durch richtige unbefangene Intelligenz, die vom Schöpfer ihm angewiesene Lebens-Situation aufzufinden; allein bei der Herabstimmung unsers Erkenntnißvermögens, der Verderbtheit unserer Neigungen, die ihre präponderirende Kraft nur zu oft auf die Entschließungen des Willens ausüben, bedarf es einer höheren Hülfe, um nicht der mehr als wahrscheinlichen Gefahr sich auszusetzen, Fehlgriffe in einem Geschäfte zu thun, das nicht weniger das bürgerliche als das ethisch-christliche Wohl des Deliberanten bedingt. „Der Mensch in seinem verkehrten Wesen, sagt Fenelon, hat nur Augen um Schatten zu sehen, und das Wahre erscheint ihm als Trugbild.“ Diese optische Täuschung von sich ferne zu halten, ist der Christ an das Gebet gewiesen, dadurch wird ihm höhere Erleuchtung von dem Vater der Lichter. Darum begann man in frühern Zeiten das Geschäft der Standeswahl mit religiösen Übungen, einmal weil diese schon ihrer Natur nach ganz geeignet sind, den Menschen aus dem chaotischen Treiben der Zeitlichkeit, und dem seinen Geistesblick immerfort trübenden Dunstkreis der Leidenschaften auf eine lichtvollere Höhe emporzuheben, von wo aus der Sterbliche mit einem Blicke auf die Ewigkeit, auch sein temporäres Daseyn zu verstehen lernt, und dann, weil wohl kein Orthodoxer es läugnen darf, daß das Gebet im universellsten Sinne genommen die huldvollen Erbarmungen des Ewigen auf uns herabziehe. Die Grundbasis der Standeswahl muß reli-

giös seyn. Vor allem muß also jene immer vorlautere Tagesansicht entfernt werden, wo man das Leben nur nach seiner materiellen Stellung würdigt, und im Gegensatze muß die Idee des Christenthums in Anregung gebracht werden, daß unser zeitliches Daseyn als Prüfungs- und Läuterungsperiode unser überirdisches Leben bedinge, und daß nur dann eine freudige Perspective in die Ewigkeit sich uns öffne, wenn wir als Sterbliche jenen Stand uns wählen, der vom subjectiven Gesichtspunkte aus die meisten Mittel zur Förderung unserer religiös-ethischen Entwicklung darbietet, welche Ein- und Umsicht aber ganz besonders durch das Gebet aus reinem Herzen erfleht werde. In reine Herzen ergießt sich die Gnade des heiligen Geistes; darum drang die christliche Vorzeit auf die Reinigung des Gewissens durch eine sogenannte Generalbeichte. Wenn nicht wichtige pastoralische Gründe das Gegentheil räthlich machen, so wäre es gewiß ein mehr als blos frommer Wunsch, wenn der Standeswahl eine Lebensbeichte vorausgeschickt würde, am besten, wenn der nämliche Priester zugleich der Mentor bei diesem heicklichten Geschäfte wäre. Kein Deliberant, dem es Ernst ist, diesen wichtigen Schritt mit Umsicht zu thun, würde seinem Beichtiger es versagen, die aus dem Bußgerichte gewonnene Kenntniß seiner individuellen Neigungen, Leidenschaften, seine gute und schwache Seite zu benutzen, um so von Realem auszugehen, anstatt von Fictionen menschlicher Vortrefflichkeit irregeleitet, seinen Anvertrauten in eine Bahn hineinzuschleudern, die in ihren Rotationen den Aufgenommenen entweder wieder hinauswirft, oder geistig verkrüppelt. — Eben so fest, ja noch mehr, muß jener, der eine Standeswahl zu leiten hat, von religiösen Gesinnungen geleitet, und durchwärmt seyn. Welch eine armselige Caricatur müßte es seyn, wenn ein Mann völlig leer vom Geiste der Frömmigkeit, kaum mehr als ein Ko-

kettirendes Äfflein des Zeitgeistes das wichtigste, das heiligste, das folgenreichste im Menschenleben, die Standeswahl lenken wollte. Difficile est satyram non scribere. Einer höhern Salbung bedarf der, welcher sich diesem Geschäfte unterzieht. Als ein Mann der edelst ausgeprägten Pietät darf für ihn die Welt und die verschiedenartigen Stände in selber, nur den Werth haben, welchen sie auf der Wage des Heiligthums behaupten; ihm muß die Gabe innewohnen den profanen Sinn, welchen nicht selten der Candidat mit sich bringt, seines Schnitzelwerkes zu entkleiden, ihn selbst zu einer höhern Lebensansicht zu potenciren; mit Liebe und thätig bewiesener Begeisterung muß er in jedem Individuum das ganze Menschengeschlecht umfassen, und von der lebendigen Überzeugung durchdrungen seyn, daß kein Stand so niedrig, der nicht in die Ringe der andern zu greifen vermöchte, kein Subject so geringfügig — völlige geistige oder physische Abnormitäten etwa ausgenommen, das nicht als Wohl oder Wehe auf die nächste Umgebung, und vermittelst dieser, auf immer weitere Umkreisungen zu wirken im Stande wäre. Welch eine Verantwortung, wenn Leute völlig versumpft im Mundanismus, die Leitung eines Geschäftes sich anmaßen, übernehmen oder wenigst mitwirken, wo es sich doch um nichts weniger als um das einzig Nothwendige handelt.

Nach dieser religiösen Propädeutik hat der Deliberant sein erstes Augenmerk auf seine Anlagen, Neigungen prüfend zu richten; überdem soll er seine häuslichen Verhältnisse nicht übergehen und auch insbesondere die Bedürfnisse der Zeit berücksichtigen, um mit Gewissenhaftigkeit bestimmen zu können, in wie weit seinem durch Neigung, Bedürfniß oder einen andern tüchtigen Grund festgesetzten Lebensberufe die moralische und intellectuelle Individualität sowohl, als auch seine physischen Kräfte entsprechen.

Bei der bedeutenden Anzahl von Schriften über die Standeswahl, in denen dieses Examen logisch und psychologisch begründet durchgeführt erscheint, wäre es überflüssig noch ins Breitere einzugehen. Die größte Gefahr bei dieser Selbstwürdigung droht dem Deliberanten von Seite der Eitelkeit, in einer Überschätzung eigener Persönlichkeit. Wie wohlthätig müßte auch hier der Besitz christlicher Demuth wirken, die, ohne den Menschen wegzuwerfen, ihn belehrt über Schwäche und Dürftigkeit, und anstatt einer bizarren Zusammenstoppelung erlogener Vorzüge — meistens ein Produkt aus der Werkstätte des Egoismus — dem nüchtern gewordenen Blicke Wirklichkeit vor's Auge brächte! — Glücklich der Jüngling, dem bei diesem dornigten Geschäfte ein Mann an der Seite steht, der Liebe und Wahrheitssinn genug besitzt die Laterna magica mit all ihren Gaukeleien von ihm wegzurücken, und mit freundlichem Ernste ihn auf seine Unstatthaftigkeit, Schwäche und geistige Inferiorität aufmerksam zu machen; aber noch glücklicher der junge Mann, der Bescheidenheit in dem Grade hat, seines Führers Bemerkungen zu beachten, von der luftigen Höhe eingebildeter Vornehmlichkeit auf das Festland der Wirklichkeit sich herabzulassen. Aus solchen, und nur aus diesen wird was solides, Leute von Schrot und Korn, Realien und keine Verbalien. Unsere Jugend hält sich meistens viel zu frühe für Meister-fähig; ein Regiment zu führen glaubt sich der größere Theil Kraft und Talent genug zueignen zu können. Der Sohn, kaum der väterlichen Ruthe entwachsen, denkt schon als Familienhaupt patriarchalische Rechte auszuüben; mit gewaltiger Animosität wirft sich der Jüngling in die Fächer der Politik und, enthusiasmirt vom Paroxismus der Volksgunst, träumt er von politischen Schöpfungen, die Meinung vom Besitze eines gewissen politisch-geistigen Taktes, und die Überfütterung mit Phrasen aus der neusten theologischen

Schule, Eigenschaften, denen die Pranktitel eines „landesfürstlichen Pfarrers“ oder eines „Hoftheologen“ entsprechen, locken den jungen Mann ins Territorium des Geistlichen; vergessend jene eminenten Postulate, die die Kirche an die Weihecandidäten stellt, hält er sich für tauglich andere zu leiten, und steckt noch selber im Sumpfe. Dieser vom lieben Ich bestochenen Beurtheilung verdanken wir eine Unsumme häuslicher Calamitäten, so wie jene politischen und kirchlichen Energumenen und Paralytiker, für deren Heilung wir uns nur mit einer zweiten Ankunft des Messias vertrösten müssen. Eine eben so genaue Berücksichtigung verdient der Beweggrund, der uns zu einem Lebensberufe bestimmt. Ist das Auge licht, so ist es auch der ganze Körper. Die Absicht, welche uns in der Standeswahl als Motiv dient, ist so unendlich wichtig, daß das Gedeihen und der Segen in unserm Wirkungskreise meistens allein von selber bedingt wird. Es ist ein von der nüchtersten christlichen Askesis ausgesprochener Grundsatz, daß der Herr seine Segnungen nicht so fast an das, „was man thut,“ als an die Absicht, „warum man etwas thut“ knüpfe; nicht Irrthumslosigkeit ist unserm Verstande verheißen, wohl aber wird guter Wille vom Herzen gefordert. Diese Reinheit der Absicht ist die gefährliche Klippe, an der der Lebenskahn so mancher schon gescheitert, die ergiebige Quelle des meisten Unheiles unter der Sonne. Ist von Reinheit der Absicht die Rede, so verlangt man nicht jenen höchsten Purismus, der ausschließlich auf idealer Gottesliebe basirt, wohl an einzelnen Heroen der Menschheit sich offenbaret, aber nie die Aufgabe aller werden kann; nur davon ist die Rede, das nebst einer mäßigen Berücksichtigung irdischer Motive, doch Gott und unsere Bestimmung immer im Vordergrunde stehen müssen. Aber nicht selten sind vorhergesetzte Meinungen, beigebrachte Ansichten aus dem Elternhause ver-

schobene oder einseitige Urtheile in der Umgebung aufgegriffen, dieß was unsere Urtheilskraft und unsern Willen schon vorhin bearbeitet hat, und dadurch zu Irrwische sich gebildet, welche so manche Deliberanten auf Abwege verlocken. Es ist daher Pflicht desjenigen, welcher der Leitung eines solchen sich unterzieht, mit kluger Umsicht den Beweggründen, warum man gerade diesen Stand zu wählen gedenkt, nachzuforschen, und mit besonnener Festigkeit das Gemüth des Wahlcandidaten für höhere und edlere Ansichten und Motive zu gewinnen, für solche, wie sie vor dem Richterstuhle der durch die Religion aufgeklärten Vernunft bestehen können. Wohl wird die Sache gerade nicht so leicht lassen, allein auch hier wird religiöser Sinn von einer, und väterlich-gesinnte Liebe von der andern Seite das meiste ausgleichen. Allerdings verdient dieß, was man Neigung nennt, gehörige Beachtung, um so mehr bei Individuen gutartiger Natur und unverdorbenen Herzens; nun soll auch da die Festigkeit und Solidität derselben geprüft werden, indem man das beschwerliche und abschreckende des ersehnten Standes ins gehörige Licht stellt. Einen mächtigen Einfluß auf das Deliberationsgeschäft hat nicht selten die sogenannte öffentliche Meinung. Dieser Götze, ein zweiter Saturnus, verschlingt nicht selten seine eigenen Kinder. Argumentum pessimi turba est. Seneca. Gegenwärtig ist die öffentliche Meinung meistens die unsaubere Ausgeburt der Irreligiosität und Sittenlosigkeit, und von unserer Zeit gilt, was Chamfort sagt: Es giebt Zeitalter, wo die öffentliche Meinung die schlechteste aller Meinungen ist.« Nie gesättigtes Jagen nach Vergnügen, ein krampfartiges Ringen nach Celebrität und irdischer Größe, ein völliges Verkennen christlicher Innigkeit, das Vergessen sein höheres Ich zu bilden und zu veredlen, und die Gewohnheit,

Menschenwohl nach keinem andern Maßstabe als dem des Mundanismus zu bestimmen, dieses miteinander bildet jene Principien, von denen geleitet die öffentliche Meinung die verschiedenen Stände taxirt. Wichtig muß es für jeden seyn, der sich nicht von der rabbulistischen Sophistik der Tonangeber völlig ins Bodenlose will verlocken lassen, eine richtige Ansicht von der Tagesmeinung zu gewinnen. Insbesondere gehe das Bemühen des die Standeswahl leitenden dahin, seinen Candidaten gegen dieß unheilbringende, bald spuckend, bald offen auftretende Gespenst zu warnen, seinen Charakter durch göttlichen Glauben und würdevolle Geistesfreiheit über die Zeit und ihre Thorheiten zu erheben, sein Gemüth zu stählen, daß er unbewegt von den wechselnden Wogen der Meinungen in Gott und in Wahrheit seinen Haltpunkt fasse; kurz er soll ihn zu einem wahrhaft positiven Menschen machen, der sich nicht niederlärmen läßt von den Automaten mit der Weisheit van gestern, die unter dem Trugbilde des Liberalismus alles in die eine Sklaverei des öffentlichen Tones hineinzwängen. Ohne vieles Suchen werden die Wirren, die alles zerrütten, die convulsivischen Zuckungen, an denen Europa endlich erliegen muß, die Ruinen der Menschheit, die uns überall begegnen, hinreichende Gründe darbieten, zurückzuweisen den gefährlichen Jungfernkuß des anködernden Zeitgeistes; denn während dem zermalmenden Küße wühlen die tückisch-verborgenen Messer in unsern Eingeweiden. O die Vorurtheile der Zeit, wie vielen gereichten sie zum Untergange! Aber gegen keinen Stand sind diese krasser, die Verachtung zurückstoßender, die Anfeindung boshafter, als gegen den Clerikalstand. Mit oder ohne Schuld steht ein großer Theil an ihm nichts als Despotenknechte, Finstermacher, als verzehrende Maschinen.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Schiller.

Gehörige Rücksicht soll bei dem Deliberationsgeschäfte auf das Bedürfniß der einzelnen Stände genommen werden. Es kann hier nicht blos vom materiellen Bedarf die Rede seyn, sondern vom moralischen Deficit, das nicht selten bei einer großen Summe von Individuen bestehen kann. Allerdings wirkt jeder einzelne Stand auf die bürgerliche Gesellschaft wohlthuend ein; jeder trägt in höherem oder geringerem Grade zur Wohlfahrt der Menschheit bei, doch Niemand als etwa der brutalste Sansculott wird es anfechten, daß es gewisse Stände giebt, die mehr als die übrigen die Gesammtmasse influenciren. Nothwendig tritt bei diesen der moralische Abgang am leichtesten ein, da allgemein die Auszeichnung in umgekehrtem Verhältnisse zur Menge steht. Hier zu helfen ergeht die Forderung an jeden, der sich ohne Eigendünkel das Zeugniß geben kann, die erforderlichen Eigenschaften, wenn nicht im eminenten, doch in hinreichendem Grade zu besitzen. Der Priester, der Heilkünstler, und der Staatsdiener als Vertreter des Rechts und der Ordnung sind es, die unmittelbar in das geistige wie physische Leben der Menschheit eingreifen; die Standeswahl jener Jünglinge, die sich einem von diesen Berufen zu widmen gedenken, ist also im strengsten Sinne eine Vitalfrage des ganzen Geschlechts. Aus den Umständen der Zeit und des Orts muß zunächst das Bedürfniß in Rücksicht dieser Stände ausgemittelt werden. Eine traurige Erfahrung offenbart uns bei einer nicht geringen Anzahl schlechter Priester eine noch bedeutend größere Anzahl irreligiöser Ärzte, und gottvergessener Beamter. Und doch sind es gerade die beiden letzten Stände, die vermöge ihrer individuellen Stellung zur Gesammtheit, wie zu den Einzelnen durch imponirende Kraft, durch festes christliches Benehmen, durch kräftiges Beispiel nicht selten weit mehr für Christi Reich wirken könnten, als der Priesterstand selbst, beson-

dens darum, da es ihnen gegönnt ist, mit Menschen in nahe und nächste Berührung zu kommen, denen die Nähe eines Geistlichen als inficirendes Luftmiasma gilt. Wünschenswerth wäre es daher bei diesem Verhältnisse der Dinge, wenn edle hoffnungsvolle Jünglinge, die sich Festigkeit in Christengesinnung nebst den übrigen erforderlichen Eigenschaften zutrauen können, gerade dem einen oder dem andern dieser beiden höchst wichtigen Stände sich widmen würden, theils aus eigener Kraftfülle für das wahrhaft Gute zu wirken, theils um den Verwüstungen, die leider so oft im Reiche der Religion und Moral von ihren Collegen darin angerichtet werden, entgegen zu wirken.

Die genaueste Prüfung sollte aber immer mit den Candidaten des Priesterthums vorgenommen werden. Schon an und für sich ist der Clerikalstand ein solcher, der zum Theile einem überirdischen Reiche eingebürgert ist, darum auf Opfer bereit seyn muß, die dem irdischen Sinne durchaus nicht behagen, und weil bei dem perennirenden Zustande des einmal angetretenen Berufes durchaus kein Rücktritt gestattet werden kann. Wohl mag der mißvergnügte Cleriker seiner geistlichen Functionen enthoben werden können, aber nie wird er seines Charakters und der mit selbem nach katholischen Principien eng verknüpften Obliegenheiten entbunden. Die Gefahr unwürdige Glieder in die geistliche Körperschaft aufzunehmen, ist aber um so größer, da nicht selten die Überfüllung anderer Stände, die Untauglichkeit oder die höchst erschwerten Aussichten für einen andern Beruf, vielleicht auch manchmal ein gewisser Hang nach scheinbarer Bequemlichkeit die unreinen Beweggründe für diese Wahl zu seyn pflegen. Selbst bei gutmüthigen und talentvollen Jünglingen ist es oft äußerst schwierig mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, ob sie als Geistliche Beruf haben oder nicht, da bei den erstern in der Folge nicht selten eine gewisse Weichlichkeit und hinbrü-

tende Gefälligkeit, bei letztern aber Anmaßung und stolze Rechthaberei und unzeitige Reformirsucht zu befürchten steht. Mögen daher die Vorsteher der Clerikalseminarien eine ganz vorzügliche Achtsamkeit diesem wichtigsten geistlichen Geschäftszweige widmen, schon einmal bei der Aufnahme ins Priesterhaus, insbesondere aber bei den bevorstehenden Weihen. Genaue Beobachtung des Candidaten im Verlaufe seines Aufenthaltes im Seminarium, Rücksprache mit dem Pfarrer, in dessen Bezirke der Seminarist seine Ferien macht, bescheidene Prüfungen seines Gehorsams, seiner Demuth u. s. w. werden das Endresultat über Würdigkeit oder Unwürdigkeit ungemein erleichtern. Höchst löblich sind die Geistesübungen, die den Generalweihen vorausgeschickt zu werden pflegen, nur sollen sie immer von Männern geleitet werden, die wenigstens *einiges* vom Geiste des heil. Vincenz von Paulo besitzen. Da soll der Candidat nochmal mit Anflehen des höhern Beistandes den nicht mehr zu ändernden Entschluß reiflich überlegen, mit unmaßgeblicher Strenge sein Herz und seine Talente, seine Neigung in Beziehung auf sein Vorhaben prüfen: quid valeant humeri, quid ferre recusent. Nur auf diese, und auf keine andere Weise wird der katholische Klerus sich regeneriren, die traurigen Scandale einiger, die den Namen des Priesterthumes schänden, können so ausgetilgt, und ein lebenskräftiger, für Gottes Reich begeisterter, alles schöne, wahre und gute im glühenden Busen umfassender Klerus sich gestalten. Von einer solchen Nachgeburt dürften dann nicht mehr Tertullians Worte gelten:

Novi pastores — in pace leones, in prœlio cervi.

Eine nicht geringere Aufmerksamkeit verdienen die Ehestandscandidaten. Die Ehe, der Mikrokosmus der Staatsgesellschaft, ist die Basis, auf der allein segenbringend das Glück der Einzelnen wie der Nationen begrün-

det werden kann. Tief eingreifend in alle menschlichen Verhältnisse macht sie Forderungen an ihre Competenten, denen vielleicht nicht die Hälfte von denen die sich verehelichen, genügend zu entsprechen im Stande sind. Noch höher stellt sie das Christenthum. Sie führt, sagt Clemens von Alex., zur Verbindung mit dem, der da ist die Liebe, das Wort Gottes, Gott selbst: eorum autem, qui philosophantur, (Philosophen, Liebhaber der Weisheit, nennt dieser Kirchenvater immer die Christen) matrimonium ducit ad eum, qui est in verbo (Deo) consensum. Heirathslustige giebt es der Menge, aber wenige kennen die Wichtigkeit ihres Berufes, nur wenige überlegen die Pflichten, die mit demselben verbunden sind. Möchte im öffentlichen, noch mehr aber im Privatunterrichte auf die Heiligkeit der Ehe hingedeutet, und selbe von jenem Standpunkte aus gezeigt werden, auf den sie die Religion Jesu erhöht hat. Die Darstellung, daß ihre Verbindung Symbol der Verbindung Jesu mit der Kirche sey, ihre wechselseitige Liebe Nachbild der ewigen Liebe sey, daß darum die Ehe sogar des Charakters eines Sacramentes gewürdigt worden, dieß allein ist im Stande, die oft nur zu sehr materielle Gesinnung der Ehecandidaten zu vergeistigen. „Fürwahr! dieß ist eine der erhabensten und wohlthätigsten Lehren des Christenthums, und demselben allein eigen, daß es jenen Stand, wodurch die Menschheit fortgepflanzt wird, unter besondere heiligende Einflüsse des Himmels setzt, und die Eheleute zu heiligen Organen machet, durch welche Gott seine wunderbare Schöpferkraft äußert.“ Friedr. Brenner: Freie Darstell. d. Theolog. 3 B. S. 572.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus soll der Ehecandidat behandelt und geleitet werden, dieß soll bei Eheprüfungen besonders herausgehoben werden. Sehr oft entscheiden die häuslichen Umstände, die Erbfolge, nicht

selten die arge Noth den Eheberuf. Auch da soll der leichtsinnigen Jugend das ganze Pflichtenmaß dargelegt, und die auflodernde Lebensfreude durch eine Reflexion auf die künftige Rechtschaffenheit abgekühlt werden. „Hart ist der Orden des Ehestandes daher ist Geduld die Haupttugend desselben,“ sagt ein vor wenigen Jahren erschienenes Büchlein „Kaleidoskop der Ehestandsfarben.“ Zug 1824. Mache man auf diese Kardinal-Tugend, die bei gegenwärtigen Zeitläufen bei Königen und Völkern, im religiösen wie im bürgerlichen Leben bald das Principat im Territorium der Ethik behaupten wird, besonders die Ehecandidaten aufmerksam; dadurch kann den Zerwürfnissen zwischen den Gatten, der Scheelsucht und Eifersucht, und wie sie alle heißen die Vipern, die am Herzblute der Verehelichten saugen, vorgebeugt, und die Erziehung der jungen Generationen, die eine so übergroße Langmuth fordert, am besten eingeleitet werden. Um die Augen des Liebe-Gottes pinselt man mit allem Fug eine dicht anliegende Binde. Ohne der persönlichen Neigung gerade Gewalt anzuthun, würde doch nicht selten die bescheidene Mahnung, die freundschaftliche Belehrung, der ernste Zuspruch im Stande seyn, den Gegenstand der Liebe von einer mehr reellen als idealen Seite zu würdigen, und das Urtheil, das von Fleisch und Blute eingegeben, oder durch das täuschende Prisma lockenden Farbenspieles vorgegaukelt, auf gesündere Ansichten zurückzuführen. Nichts soll denen, die sich zu verehelichen denken, so sehr ans Herz gelegt werden, als heilige Gottesfurcht und Nüchternheit in Beurtheilung irdischer Dinge. — Es kömmt alles darauf an die erste Lebensbahn fest zu begründen, des Menschen Schicksal ruht auf diesem Grunde. Die wohlthätigen, wahrhaft heilbringenden Folgen einer Standeswahl, wo man mit Gott begonnen, sein Gewissen, und wo dieß zu wenig vernehm-

lich spricht, die Klugheit edler Menschen zu Rathe zieht, sind unaussprechlich. Aber auch nirgends folgt die Strafe dem Leichtsinne so auf der Ferse nach, als bei der Standeswahl; denn hier frevelt der Mensch nicht blos mit einer oder der andern seiner Eigenschaften, sondern sein ganzes Ich setzt er aufs Spiel, und meistens unwiederrufflich.

Facilis descensus averni sed revocare gradum ?!

Jeder, dem sein Beruf oder die Liebe es zur Pflicht gemacht hat mit Menschen, die in ihrem Stande mißvergnügt leben, in nähere Berührung zu kommen, wird sich von all dem Elende überzeugt haben, das meistens solche Unglückliche mit Furienwuth von Abgrund zu Abgrund fortpeitscht, und als ein langsamer Mord Seele und Körper nach und nach tödtet. Schon in der Familienerziehung soll auf religiöse Bildung als das einzige Schutzmittel gegen diese Calamitäten hingearbeitet werden, und jede phantastische oder nur auf Genuß und Emporringen berechnete Dressirkunst durchaus aus der Pädagogik ausgemerzt werden. Vorzüglich aber sollen die Seelsorger öfters auf die Wichtigkeit der Standeswahl aufmerksam machen, insbesondere aber es durchaus nicht verschmähen, sey es aus Bequemlichkeit, oder um dem Vorwurfe häuslicher Intriguen zu entgehen, die Leitung der Standeswahl als eines ihrer wichtigsten Amtsgeschäfte anzusehen. Für Jünglinge, die nicht selten der Gelehrtenkitzel, oder der dürftige Ruhm schriftstellerischer Berühmtheit auf eine ganz falsche Bahn verlockt, stehe hier zum Schlusse eine Stelle aus des gediegenen Raumers „Briefen aus Paris 1830:" Es kommt bei der Erwählung eines Berufes hauptsächlich auf zwei Dinge an: erstens nicht sowohl danach zu fragen, welcher Beruf der angenehmste, einträglichste, ruhmvollste sey, sondern zu welchem Gott Anlagen und Kräfte gegeben hat. Zweitens, die Wahl nicht auf das

Außerordentliche, Ungewöhnliche zu richten, was so Wenige erreichen, sondern sich an das Gewöhnliche anzuschließen, wofür viele Arbeiter berufen, und mehr als für jenes erwählt sind. In Künsten und Wissenschaften hat das Mittelmäßige wenig Werth; ein kleiner Wirkungskreis, den man völlig ausfüllt, ist besser, als ein großer, dem man nicht gewachsen ist. Es gab barbarische Zeiten, wo die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft nichts galt; jetzt sind wir am entgegengesetzten Ende angelangt und überschätzen diese falsche Poesie im Vergleich mit der gesunden Prosa des Lebens. Glaube mir, eine gute Relation ist der Welt mehr nütze als ein schlechtes Sonett, und ein ordentlicher Regierungsrath mehr, als ein Redacteur, der alle Tage seine Nothdurft in einem Tageblatte verrichtet, und nach vollbrachtem Geschäfte das Blatt auch sogleich verbraucht.»

II.

Auch ein Wort über die Hermes'sche Philosophie.

Die Frage nach Wahrheit und Wirklichkeit ist beinahe so alt, als die Welt selbst, und noch bis zur heutigen Stunde katzbalgt sich das gelehrte Publikum, das letzte Wort zu haben. Man sollte glauben, wir wären durch die Bemühungen der Jahrhunderte weiter, als wir wirklich auch zu seyn scheinen; denn besehen wir das Ding von vornen und von hinten, so gewahren wir, daß wir in der Philosophie freilich unzählige Schritte weiter voran-gerückt sind, d. h. daß die Leute schon gewaltig viel gedacht und herausgedacht haben; beginnen wir aber nun endlich zu fragen, ob wir denn jetzt einmal am Ziele sind, so müssen wir wohl die Achsel zucken und uns leider gestehen, daß wir es kaum selbst wissen. Die eine Theorie verdrängt die andere, das eine System muß dem andern Platz machen, und wer verbürgt uns, daß wir mit dem neuesten Erzeugniß, bei dem wir freilich gerne festhalten und Ruhe finden möchten, nicht dasselbe Schicksal erleben werden, und mit ihm zugleich unsere anscheinend unerschütterliche Überzeugung zu Grabe tragen müssen? Es hat mit dieser Sache ein eigenes Bewandtniß. Zu leicht vermischt der auch sonst ernstlich nach Wahrheit strebende Mann die Motive einer unbezweifelbaren Erkenntniß mit der Autorität des Meisters, der ihm dieses oder jenes System vorgedacht hat, und so entsteht jene falsche Sicherheit, die mit argwöhnischer Engherzigkeit die Worte des Lehrers nachspricht und ihre Kräfte erschöpft, nicht das

bereits festgewurzelte Räsonnement zu prüfen, und zu dem Ende zuvor zu bezweifeln, sondern vielmehr ohne den mindesten Verdacht eines möglichen Mißgriffes dasselbe zu interpretiren, zu dehnen und in die Breite zu ziehen, um auch alle eignen hinzugedachten Meinungen in diesem Systeme begründet zu finden, so wie dasselbe in der Deduction von Folgerungen ohne Zahl anwendbar und fruchtbar zu machen. Hat man diese böse Fremdwisserei auf diese Weise nun eine Weile, noch bedenklicher, wenn öffentlich, getrieben, dann erlaubt es mehrstens die leidige Eigenliebe schon nicht mehr, zur Steuer der Wahrheit seinen eigenen erkannten Irrthum unverholen zu gestehen, und so entstehen oft jene verzweifelten Zeloten, die mit ihren Ausfällen nicht so sehr eine nothwendige Überzeugung, als vielmehr einen gewissen Respect erzielen, und wenns nicht gelingt, entsetzlich grimmig werden.

Bei so bewandten Umständen mag wohl mancher Biedermann sich das Hirn reiben und ohne viele Mühe auf den Gedanken kommen, der ihn vielleicht für sein individuelles Bedürfniß befriedigen kann. Wozu das ewige Räsonniren über diesen Gegenstand? Haben wir die Wahrheit bis dahin nicht erfaßt, so ist das wohl der sicherste Beweis, daß es mit ihr so leicht nicht abgethan ist; und ist die Welt ohne diese vollendete Weisheit so lange in ihrem Geleise geblieben, so ist dieß ebenfalls ein Beweis, daß man ihrer nicht sehr bedarf. Mag jeder nach Pflicht und Gewissen handeln, mag er insbesondere als Christ seinem jedesmaligen Berufe nachleben, und weder rechts noch links von der rechten Bahn abweichen; dann haben wir den Stein der Weisen gefunden und die hyperphysische Klugheit braucht uns so sehr nicht mehr zu kümmern. — Dabei mag ein solches Phlegma dann vielleicht den ganzen philosophischen Plunder mitleidig ansehen und sich glücklich schätzen, daß er in seiner Unbefangenheit nicht

in den Strudel mit fortgerissen wird. Wahr ist's, man bleibt bei solchen Ansichten bei dem jämmerlichen Spektakel ungedroschen; aber das ist dann doch im Grunde ein erbärmlicher Trost, der gewiß oft genug im Stiche lassen und dem Wahrheit liebenden Manne ewig nicht genügen wird, und man muß bei derartiger Polemik nicht vergessen die Unterscheidung zu machen, in welcher gar oft die Sache selbst weit weniger in Betracht kommt, als man sich um eine gelehrte Miene bemüht, aus lauter Anmaßung und Rechthaberei poltert, tobet und lärmt, als ob wegen dieses unbehaglichen Widerspruchs die Welt in Flammen stünde. Im Grunde aber ist nicht diese wechselseitige Ausgleichung scientifischer Meinungen, sondern eben jener unziemliche Heroismus, der das Mitleid der Vernünftigeren im Herzen verdient, und gewiß ist, daß dieser verdammte Spuck in den Köpfen der Klopffechter unverkennbar bei allem Forschen nach Wahrheit gerade der verderblichste Feind eines wohlthätigen Gelingens ist. Die Frage über Wahrheit und Wirklichkeit ist indeß der heiligsten Pflicht des Menschen überantwortet, und wenn sie gleich schon unzählige Irrthümer ins Leben gerufen hat, so dürfen wir überzeugt seyn, daß auch der Irrthum, wenn er entdeckt ist, die Wahrheit fördert. Nur muß aller Eigensinn, so wie persönlicher Haß, aus der Sache bleiben. Darum müssen wir auch gegenwärtig, sollten wir im Verfolge einer Partei zu nahe treten, im Voraus die Erklärung machen, daß nur Gründe in Betracht genommen werden können, Gründe die aus einem wahrheitliebenden Herzen kommen und wirklich so gemeint sind, wie sie ausgesprochen werden. Blinde, egoistische Zeloten sind nirgends respectabel, und können wohl dem Pöbel irgend einen Applaus abgewinnen, Kenner aber werden eben an dieser Qualität allein schon die Bewandniß der Sache absehen und aus diesem Grunde immer wieder von Neuem

den Kopf schütteln müssen, ob die Leute denn doch nicht endlich mal klug werden um ihrer eignen Ruhe willen?

Mit dem Werthe der Wahrheit und deren Besitz hat es wegen ihres entschiedenen Einflusses auf alles Menschliche seine Richtigkeit und es bedarf hier keiner weiteren Apologie, als der einzigen Bemerkung, daß sie der einzige wahre Mittelpunkt des Lebens ist, und dieses in seinen vielfachen Verzweigungen einzig und allein in seinen wahren Beziehungen zu einem göttlichen Organismus zusammenläuft.

Alle Tendenz der Philosophie, wenn sie anders dadurch, daß sie sich ihrer selbst nicht einmal recht bewußt geworden ist, selbst nicht als Afterphilosophie beurkundete, ging auf diese Einigung des differenzialen Seyns, welche nicht anders statt finden kann, als in einer wechselseitigen harmonischen Ausgleichung und Regulirung aller menschlichen Kräfte zu dem Zwecke ihrer natürlichen oder wesenrechtlichen Wirksamkeit. Die Sicherheit aller menschlichen Kraftäußerungen beruhet am Ende auf der Entschiedenheit und Sicherheit über Wahrheit und Wirklichkeit, denn in diesen beiden Bezeichnungen liegen alle Beziehungen und Verhältnisse des Lebens, welche erfaßt seyn müssen, wenn anders der Mensch nicht auf die Gefahr fortwährender Mißgriffe in Erreichung des von der Weisheit und Güte des Schöpfers vorgesteckten Zieles dahin leben will; und so lange er in seiner Überzeugung nicht aller Täuschung, selbst alles Zweifels, überhoben ist, muß er ewig ein Spiel der fluthenden Wogen des Lebens bleiben. Haben sich nun gleich in diesem Bestreben einer wahren reellen Begründung und Sicherung der menschlichen Beziehungen und Verhältnisse, die Jahrhunderte ermüdet und freilich ihre tiefen und gehaltvollen Resultate, aber keine entschiedene Gewißheit über dieses hohe Interesse des menschlichen Daseyns auf die neuere Zeit hinübergebracht, so

hat ihre Weisheit unsern Philosophen doch mächtig vorangeholfen und dieselben auf Resultate geführt, die ohne dieß wohl nicht erreicht worden wären.

Seit Cartesius gewann die Philosophie einen mächtigeren Aufschwung, und diese wohlthätige Anregung erreichte in dem Königsberger Philosophen eine Höhe, von der sie nicht wieder herabzusteigen gesonnen zu seyn schien. Aber so wie der jedesmalige Zeitgeist gleichsam in seinen unwiderstehlichen Strömungen Alles mit sich dahin zieht, und in dieser Strömung fortwährend sich selbst modifizirt, so wars insbesondere auch mit der geistigen Anregung des Kantischen Zeitalters, und im vorzüglicheren Grade noch, weil diese Philosophie recht eigentlich dazu geeignet war, den Geist in sich selbst hineinzutreiben. Kant selbst war ein zu tiefer Denker, als daß es nicht lange gedauert haben sollte, bis man seine einseitige Syllogistik entdeckte und überstieg, oder eigentlich diesen Schritt nur wagte. Kant's Genie und sein das ganze Zeitalter überfliegender Geist mußte unter den Zeitgenossen seine Rechte behaupten, bevor die schwindelnden Nebel verflüchtigt wurden und der helle Glanz eines ungefärbten Lichtes wieder durchschimmern konnte.

Der Criticismus lösete die verbindenden Fugen des Subjectiven und Objectiven, und schuf dafür einen Verstandesdogmatismus, der als reine Subjectivität sich den Weg in das objective Seyn auf ewig verschloß. Darum konnte die Skepsis aus seinem Systeme nicht verbannt werden, wiewohl die Hume'sche Philosophie es eigentlich war, welche seiner Denkweise jene entschiedene Richtung gab.

Hermes wollte und konnte als Katholik die Kant'sche Theorie nicht in Anwendung kommen lassen, weil dieselbe den eigentlichen, unbedingten Werth alles positiven Offenbarungsglaubens mit der Wurzel aufhob, und statt dessen die verklärten Zeiten eines vollendeten Vernunftglaubens

prophezeihete. Hermes mußte das Verfahren einer kritischen Prüfung der menschlichen Kräfte und ihrer Wirksamkeit höchst richtig finden; nur glaubte er in dem Kant'schen Organismus zu einem andern, dem Offenbarungsglauben mehr zusagenden, Resultat gelangen zu können. Darum ließ er auch die Grundansicht dieser Philosophie bestehen, oder damit wir nicht zu viel sagen, er blieb in derselben befangen, und seine Philosophie selbst blieb auch darum ein Spiel mit dem Subjectiven, welches nimmermehr die Grundlage einer reellen christkatholischen Metaphysik werden konnte.

Die Hermes'sche Philosophie hat in dieser Weise jetzt schon beinahe zehn Jahre ihre Geltung behaupten wollen, und sich in der That durch scharfe und gründlich durchdachte systematische Haltung einen hohen Rang erworben, namentlich, und wohl mehr einschließlich, in den nord- und ostdeutschen Regionen; doch auch da nur mehrstens unter den Theologen, die seine und seiner Nachbeter Schüler waren. Wahr ist's, daß dieses System, wie noch kein anderes vor ihm, mit der Frage über Theologie und Christenthum in Berührung getreten ist, und wir erblicken hierin eines der größten Verdienste des Autors, daß er den Theologen zuerst am deutlichsten zur Verständigung gebracht hat, wie nahe die Philosophie mit der Theologie, und insbesondere mit dem Christenthum in Berührung stehe. Darum hegen wir alle Achtung vor dem großen Manne, der durch diese Charakteristik einzig schon so mächtig wirkte, daß sich eine neue regere Thätigkeit unter der Menge seiner Zuhörer verbreitete, der Trieb nach Wissenschaftlichkeit in einem vorzüglichen Grade angeregt, durch scharfsinnige Argumentationen genährt und wenigstens mit einer aufrichtigen Wahrheitsliebe zu dem in der sogenannten „philosophischen Einleitung in die christkatholische Theologie" vorliegendem Resultate fortge-

führt wurde. Doch was in den Bemühungen Kant's und dieses seines Widersachers einen gewaltigen Unterschied setzt und ersteren in seiner Denkweise unendlich mehr hebt, ist, daß während Kant die reine Subjectivität des Wissens eigentlich demonstrirt und behauptet, Hermes gegen dieselbe protestirt, das Objective wirklich erreichen will, und dennoch im Subjectiven stecken bleibt, so sehr er's auch zu vermeiden strebt. Wir können also im Voraus schon wissen, daß es ihm in dieser Weise nicht gelingen konnte, die objectiven Wahrheiten des katholischen Christenthums gegen die alles Positive in demselben zernichtende Theorie des Kant'schen Dogmatismus wieder in Kraft zu setzen.

Die Hauptaufgabe, die Hermes sich zum würdigen Ziele gesetzt hatte, ist: den Maßstab für Wahrheit und Wirklichkeit zu constituiren. Dazu war erforderlich, daß irgend eine Realität aufgefunden würde, welche sich durch sich selbst als An- und Fürsich-seyn, somit als wirkliche unbedingte Realität ankündigt. Daß dieser Maßstab als in dem Menschen selbst vorhanden, oder doch in dessen Gewalt oder Besitz entdeckt werden mußte, ist von selbst klar, wenn man nur bedenkt, daß er gleichsam als Lineal angelegt und gebraucht werden muß, um darnach alles Übrige zu rubriciren, das Wahre durch seine jedesmalige Identität mit demselben zu erproben, das Falsche aber durch seine Nichtübereinstimmung mit demselben erkennbar zu machen.

Aber die Hermes'sche Skepsis, womit hier, wie in jeder echten Philosophie, begonnen wird, dehnt sich auch auf den Offenbarungsglauben aus, den großen und so gefährlichen Mißgriff nicht ahnend, daß die vorläufige Suspension desselben durch keinen reinen Vernunftsatz, also durch keine Philosophie wieder gehoben werden kann, weil derselbe als Thatsache, als göttliche Mittheilung, keine solche Subordination leidet, ja in derselben als

göttlicher Glaube wesentlich aufhört, und statt dessen die Bedeutung des Kant'schen Vernunftglaubens gewinnet. Die Realien des Glaubens sind etwas Vorhandenes, in welches die Denkkraft nur hineingewendet werden kann, um innerhalb dieser Schranken, d. h. gleichsam nur unter der Aufsicht des Glaubens wirksam zu seyn, indem sie über das Vorliegende, Gegebene nachdenkt, dasselbe analysirt, determinirt und so zum vollständigeren Bewußtseyn erhebt, keineswegs aber den Glauben erst demonstrirt, d. h. aus ihrer Kraft gebiert. Da muß der Glaube nothwendig ein gleiches Schicksal, wie in der Kant'schen Philosophie, erfahren und menschliches Produkt werden. [1] Der Vorwurf, daß dieses Verfahren einen verderblichen Ruin nach sich ziehen muß, kann freilich nun nicht in der Weise gemeint seyn, daß Hermes den Rationalismus tendirte; sondern wir alle sind von dessen Rechtgläubigkeit und Wahrheitsliebe im katholischen Sinne zu gut überzeugt, als daß wir eine solche Behauptung nicht für Verläumdung ansehen sollten, aber in der Hermes'schen Methode liegt dieser Irrthum dessen ungeachtet wirklich vor. Fahren wir fort.

Nach dem Obigen war die eigentliche Aufgabe, die sich zunächst aufdringen mußte: das Wahrheitsvermögen in dem Menschen selbst zu prüfen, seine Grenzen und seinen innern Gehalt genau zu bestimmen; denn in der Kant'schen Theorie wurde die Erkennbarkeit der Vernunftwahrheiten sehr schmal zugeschnitten, und dadurch insbesondere die Erkenntnißprincipien des Christenthums als unbeweisbar solche, somit als blos problematische Bürgschaften des christlichen Glaubens, bezeichnet. Damit war aber aller christlichen und christkatholischen Theologie der

---

[1]) Siehe meine Bemerkungen über diesen Gegenstand. Februarheft 1832 Seite 148.



Boden weggerissen und dieses Resultat also für den Zweck einer Begründung des positiven Christenthums zu verzweifelt, als daß es der für seinen Glauben innig durchdrungene Mann nicht tief empfunden haben sollte, welchen Unmuth denn auch jeder wahre Katholik wohl mit Recht mit ihm theilen wird.

Dieses Ziel wird nun in der philosophischen Einleitung mit einer Kraft des Geistes und einer beharrlichen Stätigkeit durchgeführt, welche wohl ein genügenderes Resultat verdient hätte. Die Hauptfrage ist fürerst: Welches ist das innere Verhältniß der Erkenntnißprincipien der christlichen und christkatholischen Theologie zu dem gesammten Wahrheitsvermögen des Menschen, und ist es an sich möglich, diese Erkenntnißprincipien mit Gewißheit als untrügliche Quellen der Wahrheit zu finden? Hierdurch wird nun eine ausführlichere Angabe der Erkenntnißprincipien selbst herbeigeführt, nachdem zuvor die Begriffe von christlicher und christkatholischer Theologie aufgestellt sind.

Daß es in dem Menschen eine Entschiedenheit über Wahrheit und Wirklichkeit gebe, die sich also auch über die fraglichen Erkenntnißprincipien hinaus erstrecket, läugnet die kritische Philosophie nun auch nicht; aber das giebt sie nicht zu, daß wir jemals über diesen Zustand in beruhigender Sicherheit seyn können, und nicht allein daß diese Sicherheit in Zweifel gezogen wird, sondern in der Kant'schen Kritik wird wirklich der Beweis geliefert, daß dieselbe für menschliche Kräfte nicht erreichbar sey. In dieser Beziehung ergiebt sich nun also die Frage: ob es eine Entschiedenheit über Wahrheit gebe, die sicher ist? Dieser Beweis muß aus der Natur der Sache selbst geführt werden. Zu dem Ende wird die Entstehungsart der eingeräumten Entschiedenheit vorgewiesen und dann jedesmal am Ende jeder einzelnen Untersuchung die Anwend-

barkeit auf den Beweis des Christenthums mit berührt, was uns freilich die Sache nur überflüssigerweise in die Breite zu ziehen scheint, wenn doch einmal die Unhaltbarkeit des Beweises aufgewiesen ist. Was nach der Auflösung dieser Frage noch zu thun übrig bleibt ist nur eine besondere Anwendung des nun gefundenen, als geltendes Wahrheitsprincip nachgewiesenen Resultats. Freilich wird der mühsam und mehrstens überflüssig gedehnte Weg einzig zu dem Ende eingeschlagen, aber wenn einmal diese Grundlage gelegt ist, kann höchstens nur Außerwesentliches an der Ausführung einer christlichen Metaphysik und an der reellen Begründung des Christenthums selbst noch getadelt werden. Die Hauptsache ist gerettet.

Die Procedur der Hermes'schen Consequenz selbst ist nun folgende, wobei wir bemerken, daß wir hier öfter mit Hermes eigenen Worten reden, was der Kundige leicht unterscheiden wird, und für Fremdlinge dieser Philosophie können diese Bemerkungen ja nicht berechnet seyn.

Wahrheit ist die Übereinstimmung der Erkenntniß mit dem Erkannten, Wahrheit und Falschheit finden sich sonach im Urtheile vor, und darum kann diese Definition auch so gestellt werden: Wahrheit ist Übereinstimmung des Urtheils mit dem in der Wirklichkeit vorhandenen Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat, und somit ist also unsere Entschiedenheit über Wahrheit eine Entschiedenheit über die Wahrheit unserer Urtheile. — Wenn nun ein Urtheil da statt findet, wo wir dem Gegenstande irgend ein Merkmal zu- oder absprechen, so müssen wir in Beziehung auf diese Definition gleich anfangs schon bemerken, daß dieselbe den wahren Begriff allerdings wohl in sich enthalten könnte, wenn sie sich auf die wirkliche Objectivität des Urtheils bezöge, wir werden aber in der Folge belehrt, daß bei dieser Erklärungsweise auf die reine subjective Apperception hingedeutet und damit das

eigentlich Objectiver gar nicht berühret wird. Das Resultat fällt am Ende als ein subjectiv bedingtes aus, und kann in dieser Eigenschaft zu keiner unbedingten Objectivität gelangen, weil letztere dann immer noch in einer Modification erscheint, wenigstens dieser Schein nicht entfernt werden kann. Wir werden später darauf zurückkommen müssen, wenn wir die Anwendung sehen, die davon gemacht wird. Wir können uns auch vorläufig damit zufrieden stellen, indem Hermes selbst für erst nichts weiter daraus folgert, als daß wir uns in dieser Rücksicht gar oft im Zustande der Entschiedenheit über die Wahrheit unserer Urtheile befinden. Welche Sicherheit dieser Entschiedenheit können wir nun haben, fragt Hermes weiter, und in welchen Wegen entstehet sie?

Der Wege giebt es nur zwei: entweder wird uns die Entschiedenheit angethan, oder wir nehmen sie selbst an. Also ein Fürwahrhalten oder Fürwahrannehmen. Wir denken durchs Urtheil, halten aber für wahr, daß die gedachte Beziehung zwischen Subject und Prädicat in der Wirklichkeit unter ihnen da seye. Sie gilt uns als wirklich. Da ist überhaupt wahr, daß es uns angethan wird, denn Niemand kann sich durch Wollen zum Fürwahrhalten bestimmen. Es ist dem Menschen also nicht unmittelbar frei, sondern es könnte dieß vielleicht nur noch mittelbar seyn. Daher giebt es ein Fürwahrhalten: 1. aus unmittelbarer Nothwendigkeit, d. h. durch die blosse Vorstellung des Subjects und Prädicats und der im Urtheile gedachten Beziehung beider auf einander; oder 2. aus Erkenntniß oder aus unmittelbarer Nothwendigkeit, d. h. vermittelst einer Erkenntniß über die Wirklichkeit dieser Beziehung. — Letztere theilt sich in Fürwahrhalten: a) aus Einsicht, und b) aus Einbildung. Erstere wieder aus unmittelbarer und mittelbarer Einsicht. In dieser Deduction wird nun von Unten angefangen, und man sieht

daraus gleich anfangs schon, daß es am Ende auf das Fürwahrhalten aus unmittelbarer Nothwendigkeit abgesehen ist.

Mit dem Fürwahrhalten aus Einbildung, als beruhend auf Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Vorstellungen, folglich weil uns da eine Vorstellung als Anschauung eingebildet werden soll, ohne es wirklich zu seyn, ist es nun leicht ausgemacht, daß sie keine untrügliche Quelle der Wahrheit abgeben könne. Darum stellt sich jetzt die zunächstfolgende Frage dar: ist das Fürwahrhalten aus Einsicht sicher? — Die Kant'sche Philosophie hat dieß nicht direct geläugnet, sondern nur einen unumstößlichen Beweis dafür gefordert; hat dagegen zu beweisen gesucht, daß man für wahr annehme, was nicht bewiesen sey. Doch aber hat man diese Behauptung so verstanden, als wenn Kant und dessen Schule jeden Beweis und somit jedes Fürwahrhalten aus mittelbarer Einsicht ganz und gar als unmöglich verworfen hätte. Wenn jene Philosophen nun gleich nach dem anerkannt richtigen Satze: eine jede Erkenntniß ist nur dann zuverlässig, wenn sie Unmöglichkeit des Gegentheils einschließt, in ihrer sinnlichen Reflectionsweise zu einem genügenden Resultate nicht gelangen konnten, d. h. wenn sie gleich im sinnlichen Idealismus befangen, auf diesem Wege keine metaphysische Gewißheit jemals zu erreichen hoffen konnten, weil sie sich selbst den Weg dahin abschnitten, und sich dafür mit leeren subjectiven, also selbstgeschaffenen Formen behalfen, um nicht die Idee aller Metaphysik selbst zu zerstören, so folgt daraus noch nicht, daß diese Gewißheit in keinem andern Wege mehr erreichbar sey. Kant mußte in diesem Wege nothwendig darauf getrieben werden, dem Sinnlichen verwandte Formen in einer absoluten Gestalt zu constituiren, wodurch jede künftige Metaphysik, wenn sie wirklich geschaffen worden wäre, nothwendig eine Fiction

hätte werden müssen. Daher das fortwährende Bedürfniß, die mathematischen Erkenntnisse so zu steigern, daß sie den metaphysischen gleich zu achten wären.

Hermes hatte das Unrichtige dieses Verfahrens unaufhörlich vor Augen, ließ sich aber am Ende von dieser Philosophie insofern beschleichen, daß er den Weg der subjectiv-sinnlichen Reflection nicht überhaupt als unzureichend verwarf, sondern gleichsam auf derselben Straße einen Nebenweg einschlug, den er freilich eklatant genug das Fürwahrhalten aus unmittelbarer Nothwendigkeit nannte. Er blieb nichts desto weniger an der blosen Erscheinung hangen, wie sie rein subjectiv ist und in dieser Subjectivität gleichsam verewigt wird, ohne daß sie diesen Anschein haben sollte, und Hermes ertappte sich auf diesem falschen Wege vor lauter Eifer nicht. Darum war sein Resultat am Ende auch nichts anders, als eine subjective Begründung der Erscheinung, keineswegs jener absolute Maßstab, in und nach dem alles Einzelne seinen Einigungspunkt findet und finden muß; denn um letztern als solchen auf diesem Wege zu finden, müßte eine Kenntniß des Objectiven an sich vorausgehen, weil sonst nicht entschieden werden könnte, ob das Subjective in seiner erfahrbaren Wirksamkeit in der rechten Weise wirkte und in derselben wirklich das Object erreichte.

Weil nun nach der Kant'schen Theorie bewiesen wird, daß wir für wahr annehmen, wozu wir nicht nach Gründen befugt sind, und also auch für die Lehren der christlichen Theologie, und insbesondere derjenigen, welche nur durch eine übernatürliche göttliche Offenbarung erreichbar seyn sollen, diese nothwendige Sicherheit fehle; so übernimmt Hermes jetzt eine neue Prüfung der Erkenntnisse aus unmittelbarer Einsicht, ob diese nämlich vollständig erreicht werden könne; denn ob das Fürwahrhalten aus Einsicht da, wo es vollständig ist, sicher sey, kann

unsers Erachtens vernünftiger Weise Niemand bezweifeln, wenn nur bedacht wird, daß die Vollständigkeit der Einsicht unter dieser Bedingung steht; es fragt sich nur, ob sie vollständig erreicht werden könne.

Hermes fährt fort: ist es möglich, die christlichen Lehren mit einer unbedingt objectiv nothwendigen Erkenntniß zu erkennen, und auf dieselbe Weise gleich mit zu erkennen, daß die darüber erworbene Erkenntniß eine solche sey? Und darum: In welcher menschlichen Erkenntnißart können unbedingt objectiv nothwendige Erkenntnisse erworben werden und mit ihnen eine gleiche Erkenntniß von ihrem Daseyn und ihrer Beschaffenheit? Alle unsere Erkenntnisse, die metaphysischen — wenn wir hier anders schon davon reden dürfen — nicht ausgenommen, sind nur solche in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung auf sinnliche Anschauung; darum ist hier zuerst die Frage, ob wir durch die sinnliche Anschauung eine Erkenntniß erwerben können, die unbedingt objectiv nothwendig ist, und ob wir mit derselben Nothwendigkeit erkennen können, daß wir sie erworben haben? Das Resultat ist hier, daß wir in diesem Wege niemals ausmachen können, ob wir durch die Vermittlung des äußern Sinnes dem Objecte an sich wirklich beikommen, oder nicht vielmehr nur eine durch diese Vermittlung modificirte Vorstellung erworben haben Eben so verhält es sich dann mit der innern Anschauung. Wie wird sich dieses denn aber nun mit dem Fürwahrhalten aus unmittelbarer Nothwendigkeit reimen, weil es sich da mit der Sache nicht im mindesten anders verhält?

Nur beiläufig, wie es scheint, wird jetzt der Identitätsbeweis berührt, nicht im Ernste versucht; denn sonst hätten wir in Wahrheit mehr erwarten dürfen. Die Wichtigkeit dieses Beweises wird aus Folgendem besser einleuchten.

Weil wir nach dem Obigen auf dem Wege der Ein-

ficht bis dahin noch nirgends von einer wahren objectiven Erkenntniß ausgehen können, so kann eine erwünschte Lösung der obigen Frage einzig in dem Falle noch möglich gedacht werden, wenn gezeigt werden könnte, daß die menschliche Anschauungsweise die nothwendige Form des Objectiven sey, daß somit sie selbst zur ersten erkennbaren Wahrheit gemacht, oder als wirkliches Fürsichseyn, als wirklich erkannte Realität zum Grunde gelegt wurde. Dieses wäre dann erreicht, wenn irgend ein Subjectives, also unmittelbar Wahrnehmbares, mit irgend einem Objectiven als identisch nachgewiesen ist; denn die sicherste Bürgschaft, daß die Erkenntniß mit dem Erkannten übereinstimmt, ist doch wohl die, wo die Identität beider in einem und demselben Bewußtseyn vorliegt. Denn wenn das Ich (Subject) gleich dem Ich (Objecte) ist, dann ist A = A. Haben wir diese Identität gleich aufgefunden, dann haben wir in diesem Subject-Objecte den Maßstab für alles übrige Objective, oder was dasselbe ist, wir haben die erste Wirklichkeit in dem Ich-Objecte und ein wahres Erkenntnißprincip in dem Ich-Subjecte. In dem Momente erscheint erst das Ich als An- und Fürsichseyn und nicht früher. Es ist zugleich auf keine andere Weise gedenkbar, wo das gefundene angeblich wirkliche Seyn nicht ein unbedingtes, sondern immer noch ein Soseyn wäre. Der Cartesische Satz: Ich denke, also bin ich, hatte anfangs den Schein eines realen Seyns für sich, weil diese Identität anscheinend darin vorlag. Aber sehen wir ihn nur genauer an, so kann er nichts weiter bedeuten, als: Ich denke, also bin ich — ein Denkender, und hat nur in dieser Form seine Nothwendigkeit.

Hermes wurde, wie es scheint, von selbst auf diesen Identitäts-Beweis geführt, und wir müssen uns daher wundern, wie er seinen Scharfsinn nicht eben hier mit mehr Glück angewandt hat, wogegen er sich durch eine

selbstgemachte, in dem Schelling'schen Systeme leicht beseitigte Schwierigkeit verleiten läßt, abzubrechen, und dafür jene unselige Denkweise, die ihn auf die fixe Idee eines Fürwahrhaltens aus unmittelbarer Nothwendigkeit führt, mit einem gewissen wonnigen Vorgefühle zu verfolgen. Wir können nicht glauben, daß Hermes die Ausführung dieses Satzes in der Schelling'schen Philosophie nicht gewahr worden sey, oder falls auch gegen diese in der bis jetzt vorhandenen Form noch Zweifel obwalten, er wenigstens in derselben nicht mehr Beruhigung gefunden habe, als in seiner eigenen nachmaligen Deduction der ersten Wirklichkeit. Der Grund hiervon möchte leichtlich der seyn, daß er für den Beweis aus unmittelbarer Nothwendigkeit bereits zu sehr eingenommen war, und sich nicht irre machen lassend zuvor gerne alle anscheinenden Einwürfe niederschlagen wollte; denn wir können uns nicht überreden, den Bestrebungen dieses redlichen Forschers nach Wahrheit, der überall mit Überzeugung sprach, eine andere Tendenz unterzulegen.

Nachdem nun durch die Bemerkung, daß die Vorstellung der Identität des Subjects und Objects in Widerspruch stehe mit unserer unbedingt subjectiv nothwendigen Anschauung ihrer Diversität, auf die Einsicht einer unbedingten objectiven Nothwendigkeit der Anschauung verzichtet ist, wiewohl es dagegen kaum der Bemerkung bedarf, daß die fragliche Identität, insofern dadurch das erste wirkliche, wahre Object gewonnen werden soll, um daraus die richtige, durch das Object bestimmte Wirksamkeit des Subjects zu erfahren, mit jener Diversität in ganz verschiedener Sphäre liegt: nachdem, sage ich, Hermes auf diesem Wege nicht allein verzweifelt, sondern in der That den Beweis für diese seine Behauptung, so gut es gehen wollte, kurz angegeben hat, ist dem großen Meere der Skepsis Thür und Thor geöffnet, da hier alle

Möglichkeit der Einsicht niedergeschlagen und dem Jünglinge, zumal dem unbefangenen und weniger umsichtigen, alle Hoffnung benommen ist, sich jemals aus dieser peinlichen Lage wieder zu erheben, und vorzüglich auch aus dem Grunde, weil es ihm unendlich leichter werden möchte, sich überreden zu lassen, daß der Weg der Einsicht nirgends zum Ziele führen könne und daß es also mit der hier vorliegenden Wiederlegung so seine Richtigkeit habe, als daß er in dem Nachfolgenden das angebliche Principium der Wahrheit als genügend zu unterschreiben sich gedrungen fühlen wird, und ich selbst muß gestehen, daß ich Hermes bis zu diesem Punkte des Zweifels mit Vergnügen gefolgt bin, fernerhin aber nur mit einer gewissen Beängstigung gleichsam von Weitem nachging, als müsse ich einen Schritt befürchten, der mich in eine Tiefe versenkte. Mag dieß damals freilich ein noch erst verworrenes Gefühl und wenig begründet gewesen seyn, aber die spätere Zeit lehrte mich in der That, daß meine Ahnung nicht ungegründet war. Wenn nun bei Vielen eben dieser Zustand obwaltete, wie mich mehrere versicherten, und bei ihnen stereotyp geworden ist und vielleicht bleiben wird bis in spätere Jahre, was ist dann mit diesem unseligen Spiele gewonnen? Und hat die Hermes'sche Philosophie auch selbst mehrere in Sicherheit eingewiegt, als zu dieser zweifelnden Verwirrung gebracht, wie vieles ist dann doch für die Sache der Wahrheit dabei verloren?

Wir kommen jetzt zu dem Hauptthema der philosophischen Einleitung: ob das Fürwahrhalten aus unmittelbarer Nothwendigkeit sicher und anwendbar sey auf den Beweis des Christenthums. Vorläufig wird nun weiter gefragt: welche dann die höchste Stufe unserer Erkenntniß sey, und wie weit man noch auf dem Grunde der Einsicht mit Sicherheit für wahr halten könne? Hier findet sich

dann, wie von selbst, die bedingt — und zwar am allerwenigsten bedingt — objectiv nothwendige Erkenntniß. Aber mit diesem Übergange ist zugleich die Aufgabe aller Philosophie verfehlt, und wir können die hierauf folgende Untersuchung nicht anders ansehen, als einen Vorschlag zur Güte, der aber dem Philosophen, welcher seine Frage nach Wahrheit und Wirklichkeit im absoluten Sinne in dieser ihrer fixen Bedeutung nicht relaxiren kann, sondern dieselbe entweder vollständig beantworten, oder darauf verzichten muß, nicht genügen wird. Fragen wir nach dem eigentlichen Objectiven, so ist dadurch von selbst schon jede subjective Bedingung zurückgewiesen, sonst wäre es ja noch nicht das unbedingte Object; und wollen wir eine einzige Bedingung, eine einzige Modification zulassen, warum denn nicht auch tausend andere, um die Construction des menschlichen Wahrnehmungsvermögens zu vollenden, und so herauszubringen, daß wir nicht anders können? Wenn wir nicht anders können, ist es darum gewiß, daß es überhaupt nicht anders ist und seyn kann? Das ist ja eben die Frage, ob wir die wahre Vorstellung erreichen, nicht ob die Gesetze des menschlichen Organismus eine solche Objectivität bewirken oder aufnehmen müssen, sondern immer bleibt die unerläßliche Forderung, ob damit die eigentliche Objectivität an sich erreicht sey. Die Entstehung unserer Entschiedenheit über Wahrheit und Wirklichkeit soll nachgewiesen und zwar als nothwendig nachgewiesen werden; aber das ist nicht genug für den Zweck einer objectiven Gewißheit, sondern es muß dann noch gezeigt werden, daß eine solche Entstehung nothwendig ist, und so nothwendig ist durch das Object an sich, nicht durch die Gesetze unserer Natur. Wenn auch zwischen dem menschlichen Erkenntnißvermögen und dem Seyn der Objecte eine absolut vollkommene Harmonie statt finden soll, wie soll denn diese ohne jenen

Identitätsbeweis nachgewiesen werden, da wir das Object nicht, und — um in diesem Bilde fortzureden — dessen wesentliche Schwingungen vorher nicht kennen, um beurtheilen zu können, welche Töne des Subjectiven jenen accordiren? Oder sollen wir diese Harmonie in der menschlichen Erkenntniß selbst, und allein in dieser, entdecken, welche dann aber nur jene untrennbare Confusion beiderseitiger Einflüsse wäre? Wir geben gerne zu, daß unsere Sinne, so lange sie solche bleiben, und so lange von der andern Seite das Object an sich auf dieselbe Weise emanirt, und in dieser Emanation dem Subjectiven entgegenströmt, in der ihnen möglichen Wahrheit anschauen, und auf diese Weise für die menschliche Handlungs- und überhaupt ganze Wirkungsweise eine wahre Norm begründen, weil sich in allem Menschlichen eine consequente Conformität finden muß, um Mensch bleiben zu können; aber sobald wir an eine mögliche Modification durch das Subjective zu denken anfangen, und in diesem Gedanken nicht gleich anfangs schon einen Widerspruch finden, hört auch jene Sicherheit über die vorhandene Entschiedenheit auf, und muß demnach auf einem reelleren Grunde von dem Objecte selbst her basirt werden, wenn wir nicht verzweifelnd enden wollen.

Hier sehen wir nun auch zugleich jenen einseitigen Begriff von Wahrheit durchschimmern, und können nicht mehr im Zweifel bleiben, wohin jene Erklärungsweise führen sollte und, wie es scheint, nicht ohne Berechnung so hingestellt war. Die Wahrheit besteht nach derselben, wie oben bemerkt worden ist, in der Übereinstimmung des Urtheils mit dem in der Wirklichkeit vorhandenen — d. h. hier erkannten — Verhältnisse zwischen Subject und Prädikat. Diese Erklärung wird nun gegenwärtig so applicirt, daß, da das Urtheil sich auf eine sinnliche Wahrnehmung bezieht und also Subject und Prädikat unter sich

wir sie erscheinen, eine solche Beziehung haben, daß, sage ich, die äußere Verknüpfung der Theilvorstellungen zu dem Gesammteffecte nach der subjectiven Anschauung wirklich so statt finde. Aber wer verbürgt denn nun, daß dieses wahrgenommene Verhältniß auch objectiv zwischen der Erscheinung und dem Erscheinenden Statt habe? Und das eben ist wornach gefragt werden soll.

Doch wir hätten hier leicht zu weit gehen und Hermes einen Irrthum unterlegen können, der in ihm wirklich nicht liegt. Diese Art und Weise zu einer Realität zu gelangen, ist bei ihm nun auch wirklich in der auffallenden Weise nicht. Wenn das Objective nicht unbedingt erreichbar ist, es wenigstens unter einer Bedingung zu erreichen — welche nothwendig im Subjecte liegen muß, denn sonst wäre sie objectiv — wäre ein zu auffallender Widerspruch gewesen, der nicht leicht hätte übersehen werden können. Diesem nach war auch die sich zunächst aufdringende Frage nur nach einer zunächst möglichen Erkennbarkeit. Diese zeigte sich dann in einer bedingten, und zwar am allerwenigsten bedingten, objectiven Erkennbarkeit. Also wird die reine Objectivität hiermit gänzlich verabschiedet, nicht in der Absicht um das Fürwahrhalten aus Einsicht überhaupt ganz und total in seiner Blöße darzustellen, sondern eigentlich um die Brücke zu der jetzt folgenden Beweisführung einer Erkenntniß aus unmittelbarer Nothwendigkeit zu bauen. Hier beginnt eigentlich die subjective Einseitigkeit des Verfassers, weil seine Deduction hier, wie auf einmal — wenigstens am grellsten und unbezweifelbarsten — von der Objectivität des Erkennens ab, und in die subjective Sphäre hineingeleitet, nämlich alle Erkennbarkeit unter die Bedingungen der subjectiven Eigenthümlichkeiten gestellt wird. Die Sicherheit dieses bedingten Fürwahrhaltens wird nun auf den Ausspruch des unmittelbaren Bewußtseyns in uns

zurückgeführt und hierin endlich der Hauptknoten bemerklich gemacht, der, wie oben schon angedeutet worden ist, eigentlich aus der Subject-Objectivität hätte gelöset werden sollen. Weil ich nur durch den Ausspruch des unmittelbaren Bewußtseyns über ein vorhandenes Wissen entscheiden kann, und letzteres sich eigentlich nur im Bewußtseyn gestaltet, diese Bürgschaft des unmittelbaren Bewußtseyns aber erst in einem zweiten Bewußtseyn geleistet, und dessen Sicherheit ebenfalls nur in einem dritten, vierten u. s. w. gegeben werden kann: so geht daraus hervor, daß wir damit auf keinem Punkte zu dem erwünschten Ende kommen.

Nach dieser Erörterung muß Hermes natürlich darauf ausgehen, eine Stufe des Bewußtseyns zu erringen, wo eine fernere Ascendenz nicht mehr nothwendig ist, sondern dasselbe durch sich selbst seine Haltbarkeit und Sicherheit vorzeigt, wo also nicht gleichsam an eine höhere Competenz mehr appellirt zu werden braucht. Diese Aufgabe wird nun vorzüglich berücksichtigt, und darauf am Ende als höchste Instanz zurückgewiesen in der jetzt eingeleiteten Untersuchung: ob es ein Fürwahrhalten aus unmittelbarer Nothwendigkeit gebe?

Diese unmittelbare Nothwendigkeit des Fürwahrhaltens liegt nun darin, daß wir blos durch die Vorstellung des Subjects und Prädicats und der im Urtheile gedachten Beziehung beider auf einander, ohne alle Erkenntniß der Wirklichkeit dieser Beziehung, bestimmt werden und in der Reflection auch bei diesem Fürwahrhalten beharren müssen? Diese Nothwendigkeit würde uns dann für die Sicherheit des Fürwahrhaltens bürgen, welche als unbeweisbar oder unmittelbar einzusehen in der früheren Entwicklung zurückgewiesen ist.

Durch eine aus der blosen Vorstellung des Subjects und Prädicats und der im Urtheile gedachten Beziehung

beider auf einander hervorgerufene Röthigung zum Fürwahrhalten würden wir — so wird weiter argumentirt — genöthigt, auch nach eingetretener Reflection noch den Satz vom Grunde in seiner Allgemeinheit, und in allen seinen Anwendungen auf besondere Fälle für wahr zu halten, nicht aber wie man behauptet hat, alle Anwendungen der übrigen Denkgesetze, des Gesetzes der Einerleiheit, des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Mittels. Diese Bemerkung, welche freilich im Fortgange der Entwicklung fürerst nur en passant mitgenommen zu werden scheint, ist von der größten Wichtigkeit, und die Wahrheit dieser Behauptung muß sogar das Endresultat der Untersuchung werden, weil es die Grundlage der aufzuführenden Metaphysik werden soll.

Man ist in neuern Zeiten über die Argumentation jener Sätze so weit ins Klare gekommen, daß man selbe in ihrer eigenthümlichen Nothwendigkeit — in ihrer Nothwendigkeit als Gesetze des Denkens — erkannt hat; nur über den Satz vom Grunde ist man allein noch im Streite geblieben, ob man ihn nämlich als Wahrheitsprincip, d. i. als Gesetz der Wirklichkeit, oder wie es Hermes bezeichnet, als Gesetz des nothwendigen Fürwahrhaltens, gelten lassen müsse? Was Hermes hierüber für seine Behauptung nun vorbringt, müssen wir als problematischer Deduction unsern ungetheilten Beifall geben und gestehen, daß darin die Grundlage der Metaphysik gelegt werden kann; aber die Bedingung, wovon eine wirkliche Sicherheit abhängt, scheint uns dabei nicht genügend realisirt. — Der allgemeine Ausdruck des Satzes vom Grunde ist: Alles was ist, muß einen Grund haben, woher es sey. Die einzelnen Beziehungen, insofern sie unter dieser Allgemeinheit enthalten sind, müssen natürlich mit der Wahrheit dieses Satzes ebenfalls als wahr und wirklich anerkannt werden. Die Hauptaufgabe ist hier, diesen Satz

als Gesetz des wirklichen Seyns, nicht mehr als des blossen nothwendigen Denkens zu finden.

Der Beweis wird geführt, aus dem Bedürfnisse der Vernunft zu begreifen. Sobald der Verstand ein Seyn denkt und für wirklich hält, hat die Vernunft einen Grund hinzuzudenken, d. h. zu begreifen, wie das vom Verstande gedachte Seyn wirklich seyn könne. Zu bemerken ist aber daß die Vernunft nur dann in dieser ihrer Operation den Charakter der Wahrheit offenbart, wenn die Bedingung, unter welcher sie einzig statt findet, Wahrheit hat; wenn also in dem anscheinend nothwendigen Gedanken des Verstandes, daß etwas sey, zuvor schon wirkliche objective Wahrheit liegt. Oder wenn die Vernunft diesen realisirenden Gedanken des Verstandes annimmt, als wirklich zuläßt. Aber letzteres ist nicht allein genug, sondern die Vernunft als Vermögen zu begreifen muß die dargebotene Verstandes-Wahrheit nicht allein annehmen, d. h. sie muß nicht blos thun, als wenn sie wirklich so wäre, sondern sie muß dieselbe auch wirklich für wahr halten, d. i. dieselbe zuvor als objectiv nothwendig einsehen. Mit diesem ihrem Fürwahrhalten hat es dann aber keine Bewandniß, wie mit dem des Verstandes, der in seinem Verfahren nicht über etwas anderes, ihm untergeordnetes richtet, oder über die Richtigkeit eines fremden Verfahrens entscheidet, sondern in seinem Fürwahrhalten sein eigenes Resultat ist, und also für die Zuverlässigkeit des Wahrgenommenen und Verstandenen kein anderes Criterium der Wahrheit, als sich selbst hat, und darum gleichsam Partei und Richter zugleich ist, deßhalb keinen andern Sicherheitsgrund als den des Verstehens des Vorgekommenen und Gedachten in sich aufzuweisen hat. Darum ist der Verstand in dieser Beziehung auf das ihm Vorkommende nur passiv, rein receptiv, ohne durch sich im Stande zu seyn, dem Wahrheits- und Wirkungsgrunde nachzu-

forschen. Wo dieses Bedürfniß sich im Menschen regt, regt es sich in der Vernunft; denn diese nur kann ein Fürwahrhalten prüfen, das der Verstand ihr bietet, weil das Vermögen zu begreifen ein Vermögen der Gründe, also eines Nichtempirischen ist, welches Vermögen, weil in dieser Begründung insofern auf das Fürwahrhalten des Verstandes bezüglich, die Bürgschaft des Verstandes wird. Die Vernunft muß erst beurtheilen und richten, ob der Verstand mit Recht für wahr halte, d. h. sie muß die Gründe seines Fürwahrhaltens aufsuchen, dieselben von allen Scheingründen befreien, und so in diesem Prozeß ihr eigenes nothwendiges Fürwahrhalten gebären; nur dann ist ihr eigenes Fürwahrhalten nothwendig, und dadurch das des Verstandes gesichert. Ohne ein derartiges nothwendiges Fürwahrhalten hat die Vernunft kein Bedürfniß zu begreifen, d. h. dem vom Verstande gedachten Seyn, einen Grund hinzuzudenken, und diesen Grund nicht allein zu denken, sondern auch für wirklich und real zu halten.

Die Vernunft kann diese ihre Entscheidung aber nirgends anders woher nehmen, als aus dem unmittelbaren Bewußtseyn; darum ist hier die letzte und wichtigste Bedingung, die Sicherheit des Ausspruchs des unmittelbaren Bewußtseyns, welche früher schon als entschieden unzuverlässig oder vielmehr als solches unbeweisbar zurückgewiesen ist.

Diese Voraussetzungen sind es nun, welche in der Folge berücksichtigt werden, in der Frage: ob vor aller Reflection schon ein unwiederrufliches Fürwahrhalten in uns gegeben sey? — Wenn wir uns überall und immer im Leben in einer wirklichen Welt zu befinden scheinen, und der gewöhnliche Mensch nicht anders thut und handelt, als wenn er nicht daran zweifelt, wie er auch wirklich nicht thut; so kömmt das zunächst wohl daher, weil

selbst die Zweifelsgründe tiefer liegen, als bis wohin der arglose und ungeübte Verstand vordringt. Diese Entschiedenheit über eine wirkliche Welt wird uns überall gleichsam angethan, wenigstens entsteht sie, ohne daß der Mensch selbst zuvor etwas gethan hat, sie heranzubringen; aber sobald die Philosophie über diese vorhandene Entschiedenheit zu operiren anfängt, ist alle Wirklichkeit suspendirt, denn sie muß dieselbe erst durch ihre eigenen Organe — nicht demonstriren — sondern gleichsam entstehen lassen. Gleich anfänglich war nun auch nicht die Frage, ob wir wirklich diese Entschiedenheit hätten, sondern in welchem Wege dieselbe als solche erfunden werden möchte? Das ist nun eben unter dieser angegebenen Bedingung der Nothwendigkeit des Haltens; nicht aber liegt diese Sicherheit vor in derjenigen Art des Haltens, wo ein solches vorhanden zu seyn scheint, ohne daß wir zu dessen Heranbringung etwas entwickelt haben. So — in der letzten Weise — entstanden finden wir es freilich beim ersten Bewußtseyn des Erkennens schon vor, und zwar als entstanden aus der blosen Vorstellung des Subjects und Prädicats und der im Urtheile gedachten Beziehung beider auf einander, und das heißt nach Hermes nothwendiges Erstehen. Aber eine solche Entstehungsart verbürgt noch nicht allein ihre Nothwendigkeit, wie wir gleich nachher einsehen werden. Fürerst stehe hier noch die Bemerkung, daß wir von einer Nothwendigkeit vor der Reflection gar nicht reden können, sondern nur in der Reflection; denn vor dieser ist noch nichts vorhanden, als der Actus des Verstandes; die Nothwendigkeit hängt von Gründen ab, und da ist der Verstand nicht für sich selbst competent. Der Verstand kann über sich selbst nicht richten, sondern nur verstehen, was er denkt. Die Gründe seines Denkens und Haltens muß die Vernunft aufsuchen und verbürgen. Also ist vor der Reflection, als womit das Begrei-

sen erst beginnt, vom Begreifen, daher von keiner Erkenntniß der Nothwendigkeit die Rede. Wenn wir uns unserer Functionen — des Verstandes, — die wir bis so weit gleichsam automatisch nennen können, bewußt werden, finden wir nur erst ein Fürwahrhalten in uns vor, ob nothwendig oder nicht, das beginnen wir erst zu suchen.

Nothwendig ist im Gegensatze mit jener Hermes'schen Nothwendigkeit nur das, wovon ich die Ursache in dem Grunde so erkannt habe, daß daraus durchaus nur diese Wirkung erfolgen mußte, und jede andere unmöglich war, und objectiv nothwendig, wovon die nothwendige Ursache im Objecte allein liegt. So lange ich bei einer vorliegenden Thatsache noch immer die Möglichkeit zulassen muß, daß ihre Ursache an und für sich auch noch eine andere Wirkung hätte hervorbringen können, so ist dieses Factum nicht unbedingt, sondern nur relativ nothwendig, d. h. nur eine solche durch das Zusammentreffen zufälliger, außerwesentlicher Umstände und Bedingungen, welche anders combinirt auch andere Wirkungen hervorbringen. Nothwendigkeit schließt Unmöglichkeit des Gegentheils in sich, und so lange sie als solche nicht erkannt ist, habe ich keine unbedingte Nothwendigkeit des Haltens, keine objective, sondern nur eine subjective. Ob mir etwas ohne mein Zuthun angethan sey oder nicht, bestimmt diese Nothwendigkeit noch nicht; denn wenn ich irgend einen Effect nicht verhindert habe, oder etwa wegen meiner subjectiven Eigenthümlichkeit nicht habe verhindern können, so folgt daraus nicht, daß er gar nicht anders hätte seyn können.

Was geschieht nun in der Reflection? Diese ist doch wohl nichts anders, als ein Zurücksehen, ein Beurtheilen, ein Begreifen des Verstandesfactums in mir. Dieses Factum, wovon hier die Rede ist, ist nun nichts anders, als jenes Fürwahrhalten. Was also geschehen muß, um es als nothwendig und unwiderruflich zu erkennen, ist, es

zu wissen — im Hermes'schen Sinne — zu denken und zu erkennen, d. h. den Begriff der Nothwendigkeit unter es zu subsummiren. Mit dem Bewußtwerden der Thatsache des Verstandes in mir fängt das Geschäft der Reflection an, und endet erst mit dem vollendeten Begreifen, d. h. mit dem Bewußtwerden einer Thatsache der Vernunft. Diese letztere will ebenfalls eine Ursache, und zwar eine nothwendige; darum sucht die Reflection also die Gründe eines solchen Fürwahrhaltens, wo sie auch immer seyn mögen, auf, und muß selbe so lange abwägen, bis sie ganz in ihrer Reinheit dastehen, d. h. ihren wesentlichen Charakter so offenbaren, daß nur die vorhandene Wirkung — das Fürwahrhalten in dieser Weise — daraus einleuchtet; sonst bleibt der Zustand des Fürwahrhaltens immer noch ein Annehmen, welches mir nicht aufgedrungen wäre, wenn das Maß meiner Kräfte ausgereicht hätte, ihm zu widerstehen. Solches Annehmen, wenn man es auch lieber ein Fürwahrhalten nennen will, findet sich zu oft im menschlichen Leben, wo man alles darauf gewettet hätte, man erkenne Wahrheit, und doch entdeckte eine spätere Zeit den Irrthum. Wenn es sich nun mit dem menschlichen Fürwahrhalten immer so verhielte — und wir können doch diese Unmöglichkeit nicht beweisen — wie sähe es dann mit der angepriesenen Nothwendigkeit aus?

Wo liegen nun die Gründe des angeblich nothwendigen Fürwahrhaltens? In der Harmonie des Ob- und Subjectiven will Hermes sie suchen. Das wäre auch ganz gut; aber beweise einer diese, und kann sie erwiesen werden ohne die Kenntniß des Objectiven selbst dabei zu benutzen? Zur Harmonie gehören zwei effective Ingredienzen, welche das menschliche Erkennen nur im Resultate vor sich hat. Das kann wohl jemand Harmonie nennen, aber er weiß es nur daraus zu schließen, weil er keine Disharmonie erkennet. Letztere könnte es

deßungeachtet denn doch noch wohl seyn, wenn mal das menschliche Vermögen von der richtigen und wahren Harmonie keinen Begriff hätte. Und hat es das? Wer möchte es beweisen? Kurz ich mag das Ding drehen und wenden wie ich will, ich bleibe immer subjectiv, und erreiche nirgends das Object an sich, als einzig im Subject-Objecte, und da wissen wir bereits wie's mit dem Identitätsversuche abgethan wurde.

Also nicht allein, daß ich nicht in Sicherheit seyn kann, daß ich das Object an sich wirklich erreicht habe, eben so wenig als in der Kant'schen Philosophie; sondern es ist der Beweis dieser Sicherheit versucht, und darin nur eine andere Art subjectiver Nothwendigkeit für wirklich objectiv ausgegeben, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß dadurch nicht ex professo, wie in der kritischen Philosophie, dem christlichen Glauben Hohn gesprochen wird. Nur daß die Sache mir erscheint, und so erscheint, muß ich nothwendig halten; daß es mir anders erscheinen könnte, wenn meine subjective Bedingung anders wäre, obschon das Wesentliche des Objectiven unverändert bliebe, muß ich dabei als möglich zugestehen. Also kann die reflectirende Vernunft nicht dahin gebracht werden, oder vielmehr sich nicht dahin bringen — und das war doch die unerläßliche Bedingung ihres Bedürfnisses zu begreifen — daß sie das vom Verstande gedachte und für wirklich gehaltene Seyn selbst auch mit Nothwendigkeit als objectiv seyend und objectiv so seyend halten muß, eben weil kein hinreichender Grund solcher Vernunftnöthigung aufgewiesen ist, sondern die anscheinend solche nur darauf beruhet, daß ich ein Vorhandenseyn in mir antreffe, ohne daß ich dazu mitgewirkt habe, es entstehen zu lassen, welches mir also angethan ist. Höchstens wäre die Nothwendigkeit aufzuweisen, daß ich diese Vorstellung haben muß, so lange ich bleibe wie ich bin; und diese meine

Nothwendigkeit der Vorstellungen ist doch wohl eine ganz andere als die des Fürwirklichhaltens der Objecte dieser Vorstellungen, von denen die Nöthigungsgründe außerhalb des Subjects liegen. Wir geben gerne zu, daß es in der That eine objective Nöthigung sey, aber wir können's nicht beweisen, und darum nicht in Sicherheit seyn. Daß wir uns von der Wirklichkeit nicht loswinden, auch die Wirklichkeit nicht als Schein beweisen können, geben wir zu, nur haben wir von der andern Seite auch keine Erkenntniß, die uns über allen Zweifel erhöbe, die uns lehrte, daß es nicht anders seyn **kann**. Im Gegentheil haben wir unzählige Fälle, wo wir ebenfalls mit der Hermes'schen Nothwendigkeit für wahr halten, und doch entschieden im Irrthume sind. Ich setze den Fall, einer kenne die Natur des Spiegels nicht, und nun würde ihm von einem verborgenen Orte her ein Gegenstand in demselben reflectirt, würde er nicht mit derselben Nothwendigkeit, wie bei allen übrigen Wahrnehmungen für wirklich halten, und dem reflectirten Gegenstande nach Farbe, Form und Ausdehnung wirkliche Realität zusprechen? Oder hat die Welt nicht Jahrhunderte lang mit derselben Hermes'schen unmittelbaren Nothwendigkeit für wahr gehalten, daß die Sonne und das ganze Sternenheer um unser Klümpchen Erde tanze? Und jetzt wissen wir auf gleiche Weise gerade das Gegentheil.

Was hat es nun endlich für ein Bewandtniß mit dem Ausspruche des unmittelbaren Bewußtseyns, worauf noch die Hauptsache ankommt? Nicht anders, als in der früher von Hermes selbst schon einmal niedergeschlagenen Weise. Daß das Bewußtseyn des nothwendigen Haltens schon gleich anfangs damit verbunden gewußt wird, beruhet auf demselben eben genannten unsicheren Grunde. Wenn jenes Halten mit dem Bewußtseyn verbunden ist, so muß doch der Grund dieses Haltens zuvor geprüft

und als genügend, allen Schein ausschließend, also als durchaus in seiner ganzen Allgemeinheit als haltbar erkannt werden. Wenn nun meine Erkenntnißweise einmal nicht die rechte ist für das Objective überhaupt, so wäre sie es ja auch nicht für das Object, das sich in mir als Fürwahrhalten ankündigt. Denselben Zweifel finde ich in dem ersten Bewußtseyn vor, auch in dem zweiten, dritten und wie vielsten andern.

Daraus ist nun auch ersichtlich, wie es aussieht mit dem Satz vom Grunde, worauf die Hermes'sche Metaphysik gebaut ist. Das Halten des realisirenden Verstandes, welches das Begreifen der Vernunft voraussetzen muß, und zu dem Zwecke der Begründung nicht auf guten Glauben annehmen darf, ist, wie gesehen, nicht nothwendig wie es Hermes will, und folglich ist der Satz vom Grunde durch dieses Räsonnement nicht über ein bloses Denkgesetz erhoben. Zudem können wir wegen der unverbürgten Sicherheit des unmittelbaren Bewußtseyns in uns darüber gar nicht nach derjenigen Allgemeinheit und Nothwendigkeit entscheiden, wie es Hermes gethan hat.

Was wir in der bisherigen Auseinandersetzung über die Hermes'sche Philosophie gesagt haben, wenn es auch mitunter apodiktisch ausgesprochen werden mußte, soll keineswegs die Anmaßung mit sich führen, dieselbe gänzlich niederschlagen zu wollen; sondern wir wollten dadurch nur unsern Zweifel aussprechen, wie ihn Viele mit uns theilen, und werden gerne und freudig unterschreiben, wenn sie unwiederruflich entfernt werden können. Dabei haben wir die Überzeugung, daß die Wahrheit dadurch, daß sie besprochen und bestritten wird, nur an Schärfe gewinnt, und den, der sie bezweifelte, um so kräftiger ergreifen wird. Hermes hat gewiß viele beruhigt, und wir rathen, obschon anders denkend, ebenfalls, nur lieber dem Ausspruche des unmittelbaren Bewußtseyns zu ver-

trauen, als sich auf dem unendlichen Meere des Zweifels herumzutreiben, weil wir doch einmal als Menschen leben und handeln müssen. Doch wohl auch dem, der zweifelt, denn er betritt damit die erste Stufe höherer Selbstständigkeit, die er, wenn ers anders redlich meint, erringen wird. Hätte Hermes nicht gezweifelt, so hätte er sich in dieser Weise schwerlich jemals beruhigt, und so vieles Wohl über seine Schüler verbreitet.

Bemerken muß ich noch, daß mir die Schrift über die Hermes'sche Philosophie von Herrn Professor Baltzer noch nicht zu Gesichte gekommen ist. Ich bedaure dieß um so mehr, weil ich viel Treffliches darin zu vermuthen Grund habe. Vielleicht kann zu einer andern Zeit mehr Rücksicht darauf genommen werden. Doch daß ich auch dem Freunde widersprochen habe, weiß ich im Voraus; aber ich weiß auch daß wahre Freundschaft nicht auf Ansichten und Meinungen, sondern auf persönlichem Werthe beruhet; darum wird in mir immer die lebhafte Erinnerung rege, wie wir beide noch vereint, nach Belehrung über das große Interesse der Menschheit uns sehnend, in M . . . zu des großen Meisters Füßen saßen.

V. im April. Dr. F.

III.

Bemerkungen

über einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirche und des Staates, veranlaßt durch Anton Günthers „Süd- und Nordlichter am Horizont speculativer Theologie." *)

Es ist eine in unseren Tagen eigene Erscheinung, daß die Männer, welche sonst in den verflossenen Zeitläufen sich mit der ernsten und strengen Wissenschaft, der sie oblagen, ausschließlich beschäftigt, nun auch die politischen **) und politisch-religiösen Verhältnisse in das Bereich ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen und Forschungen ziehen. Und so muß es auch seyn, denn wenn wir einmal den Geist und sein höheres prototypisches Wesen erfaßt und beleuchtet, dann muß auch das äußere Leben selber und der Leib gleichfalls Gegenstand unserer Forschung werden; denn wer wollte zweifeln daß es nicht auch vom Leben eine Wissenschaft gäbe? So wie die Natur sich entfaltet

*) Süd- und Nordlichter am Horizont speculativer Theologie. Fragment eines evangelischen Briefwechsels. Herausgegeben von Anton Günther. Wien. Mechitaristen Congregationsbuchhandlung. 1832. 8° S. 368.

**) Wir fassen hier „politisch" im weitesten Sinne auf, als den Weltstaat und seine Verhältnisse betreffend, im Gegensatz von der Kirche, und „hierarchisch." Zum Verständniß und Rechtfertigung dieser Note, muß der Ref. bemerken, daß er ein Bayer ist, und sich des Ekels, der Unheimlichkeit und der sogleich damit zu verbindenden näheren Definition sein ganzes Leben hindurch nicht wird entwehren können, denn — er wohnte den Kammersitzungen von 1831 über dieses Wort bei!

und gestaltet, und ihre Wissenschaft als das zu erringende Produkt der neueren Zeit und Epoche angesehen werden muß: also auch gestaltet und entfaltet sich der Geist in der kirchlichen und bürgerlichen Societät an dem Leibe, als seinem organischen Leben; und das Verständniß dieses Theiles des menschlichen Seyns ist, als entsprechend dem von der Zeit geforderten Verständniß der Natur, gleicher Weise die Aufgabe, welche der allgemeine Gang der Entwicklung dem Menschengeschlechte nicht mehr vorzubereiten, sondern gründlich und völlig zu lösen aufgiebt. So wie die Wahrheit nur in ihrer Totalität vollendet, und daher an und in sich stets fertig ist; also kann aber auch nur, wenn in einer der drei Regionen des Lebens das Produkt gewonnen, zu der nächst höheren Stufe und Region (denn eine Region besteht aus mehreren Stufen) gründlich übergeschritten werden. Diese drei Regionen des Seyns und Lebens, entsprechend im Menschen dem Geiste, der Seele und dem Leibe, sind aber in der Wissenschaft der Theologie die drei Reiche der Dogmatik, Moral und des kirchlichen Organismus oder der Hierarchie. So wie wir nun dafür halten, daß der menschliche Geist in der Verständigung über die beiden ersten in seiner jetzigen Periode zum allgemeinen Resultate auf dem Felde der Wissenschaft gekommen sey, und daß, ohne auch noch formale Vollendung erreicht zu haben, doch das universelle Dogma in beiden nun wahrhaft, wenn auch noch nicht allgemein anerkannt, construirt, und von der Wissenschaft constituirt sey, also erkennen wir es für Aufgabe zunächst unserer Zeit über den Organism des Staats- und Kirchenlebens Untersuchungen und Resultate zu Tage zu fördern; was uns auch noch um so nothwendiger scheint, je tiefer das europäische Leben im Bereiche des Sichtbaren und Unsichtbaren an dieser Wurzel erkrankt ist.

Hieher gehört nun ein Theil der vorliegenden Schrift

eines Mannes und Priesters, der zwar in dieser Zeitschrift über seine Leistungen auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft noch nicht gewürdigt erscheint, den wir jedoch in einer ausführlicheren Darstellung unsern Lesern, welche ihn aus seinen Werken selber noch nicht kannten, später vorzuführen gedenken. Für unsern gegenwärtigen Zweck berücksichtigen wir blos den auf die Societät zunächst sich beziehenden Theil derselben.

Wie die ganze Schöpfung, so hat auch im Kleinen jedes Ding und jede Zeit ihre Aufgabe. Die Lebensfrage aber, um die es sich nun handelt, ist mehr wie je das Leben selber; es ist darum zu thun, ob noch fernerhin alle rechte und feste Gestaltung in Verbindung mit Vergangenheit und Gegenwart, und Sorge für die Zukunft gelten; oder ob wir dem anarchisch und anorganisch finstern Principe, dem der ewigen Starrheit und der ewigen Zerrissenheit zugleich, anheimfallen sollen. Ob wir in den drei Bereichen der Societät, in Kirche, Wissenschaft und Staat, vom Bösen, entweder im starren Despotism und Glaubenszwang, oder im flüchtigen Republikanism und frechsten, gottlosen Unglauben, in wirklichen Systemen aber ausgedrückt, ob wir schmachten sollen unter schmählichem, geistertödendem Preßzwange, oder unter einem gewissen gelehrten und ungelehrt frechen Journalism, der sich hier als unfehlbare öffentliche Meinung, dort als absolute mit hohem Monopol versehene Wissenschaft geltend zu machen sucht, oder ob im Guten die wahre, organische, freie Gestaltung von Kirche, Wissenschaft und Staat in diesem Vitalstreite wieder errungen werde. Es handelt sich also, um frei nach unserer Überzeugung zu reden, um Protestantismus und Katholicismus.

Diese Frage fängt wieder an besprochen und behandelt zu werden, und jene Wichtigkeit zu erhalten, die ihr eigentlich gebührt: ob nämlich der Protestantismus oder

Katholicismus in Aufführung der Staaten und deren Fortführung das wahre Princip in sich habe, oder auch nur am geeignetsten für die Societät sey. Nachdem für die Kurzsichtigen so wie für die Streitsüchtigen die historischen Erfahrungen noch nicht genug Beweiskraft gehabt, sieht man doch nun von allen Seiten ein, daß ein Staat nicht durch mechanische Mittel oder Kräfte geführt werden möge, und daß Verfassung und Gesetze, Erziehung und Unterricht, Religion und Cultus auf einen gemeinschaftlichen Entzweck, der nur einer seyn kann, abzielen müssen. Indem wir nun so einmal der gemeinen empirischen Ansicht von Gegenwart und Zukunft enthoben und entwachsen sind, dringt sich diese Frage und ihre Lösung im Gebiete der Intelligenz auf; und wir gewahren allgemein, daß fast Jedermann in seinen wissenschaftlichen Leistungen wie schon oben bemerkt wurde, mehr oder weniger auf das Politische Rücksicht nehmend, und dieses nach seinen religiösen Überzeugungen würdigend und behandelnd, Zeugniß von der Nothwendigkeit und Unumgänglichkeit der Lösung jener Grundfrage, auch selbst durch die verkehrteste Auflösung derselben giebt, eine Grundfrage, die zum Hauptgegenstande unserer Zeit wieder geworden. Ist es, wir wiederholen es nochmals, der Katholicism oder Protestantism, in dem Wahrheit, Heil und Rettung ist? Bis in die Volkskammern selber ist diese Frage in anderer und verdeckter Form schon mehrfach gedrungen und dort behandelt worden; und wagte man es auch noch nicht offen sie dort also auszusprechen, so war es mehr nur das Gefühl des Ungeheuren, das unbewußt und schaudernd vielleicht unsere deutschen Stände befiel ob des Ernstes; und — möchte nicht wahr werden, was der Verfasser im vierten Briefe prophezeit: „daß so wie einst auf „französischem Boden in publica camera decretirt wurde, „es sey ein Gott, und die Vernunft, repräsentirt von einer

„Metze, auf den Altar gestellt wurde, auf deutschem Bo-
„den, in Volkskammern, zu Gunsten des Sittengesetzes,“
„(der praktischen Vernunft) decretirt werden wird: Chri-
„stus sey, als Kind der Liebe, kein Gegenstand der Volks-
„anbetung mehr.“ (Pag. 62.)

Unsere Mißverhältnisse, Übelstand, ja Noth in poli-
tischen und kirchlichen Dingen kann sich Niemand verhelen,
der aufrichtig die Zeit anschaut; wer gründlich heilen
will, der muß an die Wurzel des Übels gehen, d. h. in
jenem Gebiete, von wo aus unsere germanischen Staaten
gebildet und getragen wurden, und in ihrem Princip dieß
auffsuchen. Und da findet er dann leicht, daß die Refor-
mation dieses Princip alterirt, so daß aus Einem Zwei
geworden, und aus Vielen fälschlich wieder Einer; und
daß auch zu jener Einheit, die entzwei gegangen, nicht eher
Hoffnung wieder übrig sey, bis aus Zwei wieder Einer:
wie immer, nur nicht durch äußerliche und gewaltsame
Accomodation, sich herausbildet.

In der weitern Ausbildung des Protestantism, und
namentlich des Kalvinism und Republikanism erscheinen
endlich die eine Zeitlang noch niedergehalten gewesenen
Grundgestalten derselben wieder reiner und freier. Deutsch-
land und Frankreich hat seine St. Simonianer nach na-
tionaler Weise. Und in der That, diese Secte scheint
uns zum Verständnisse nicht blos unserer Zeit, sondern
besonders noch des Protestantism (denn wir können ein-
mal unter Protestantism nichts anderes verstehen als man
in Frankreich darunter fast allgemein begreift: einen zu-
erst an der Kirche, und dann an Christus Ungläubigen,
darum rechnen wir denn auch mit Recht alle jene anti-
christlichen Erscheinungen zum Gefolge des Protestantism)
äußerst wichtig und interessant, ja unentbehrlich zu seyn.

Denn gleich wie die Gnostiker viel mit Schematen
und Genealogien spielten, so auch sehen wir dasselbe bei

den St. Simonianern. Wie früher die Gnostiker, so drohen diese jetzt mit einem alles verschlingenden Princip. Wenn einst die Gnostiker ihre Absicht nicht realisirten, so war neben dem Beistande Gottes, die sittliche und religiöse Kraft der Gläubigen schuld; diese aber ist nun vielfach gewichen, die Secte schmeichelt, viel mehr als die erste dem Stolze, jetzt der Sinnlichkeit; auch steht dieser finstere Geist zunächst den Staaten gegenüber, als dem schwächern Theile, wie der Gnosticism früher, vom Staate selbst begünstigt, der Kirche unmittelbar entgegen stand. Diese Staaten aber, und namentlich Frankreich, in seiner moralischen, um nicht selbst zu sagen physischen inneren Schwäche; wie wird es im Stande seyn, wenn, wie es kommen mag, dieses Gift einmal in größerer Masse bei steigender Verdorbenheit wirkt, ihm zu widerstehen?

Wie aus dem Evangelium secundum Aegyptios die unterstehende Gnome als unseres Heilandes Wort, von Julius Cassianus bei Clem. Alex. Strom. III. angeführt wird, [1] also auch sehen wir unsere neuen Gnostiker (die man, wenn das Wort nicht schon eine andere Bedeutung hätte, Ästheten, zu deutsch: „Tastler," im Gegensatze jener Doketen nennen könnte) auf gleiche Weise die beiden Ge-

[1] „Propterea, ait Cassianus, cum percontaretur Salome, quando cognoscentur ea, de quibus interrogabat, dixit Dominus: *quando pudoris indumentum conculcaveritis, et quando duo facta fuerint unum, et masculum cum femina, neque mas, neque femina.*" Clem. Alex. Strom. L. III. 13, cfr. Grabe Spicil. Patrum. Oxon. 1714. T. I. p. 35 und 264. Eine geheimnißvolle Gnome (Remas), welche allerdings einen wichtigen, tiefen und wahren Sinn hat, der aber nicht für Jedermann verständlich seyn mag, und in einer richtigen Bedeutung aus Luk. 20, 35, 36. Matth. 22, 30 erklärt werden kann. Diesen Sinn aber haben die Gnostiker nicht stets damit verbunden, indem sie den Spruch noch auf die diesseitige Oeconomie anwandten, theils im strengen, theils im laxen Sinne, in welchem letztern er unserer neuen Secte allein eigen zu seyn scheint.

schlechter gleichsetzen, nur mit dem Unterschiede, der auch in beiden Secten durchweg herrscht, daß, was die Gnostiker durch Vernichtung, Verschmelzung und Confundirung der Elemente ins Werk bringen wollten, die Simonisten nun durch Scheidung und Unterscheidung, aber auch Gleichsetzung des Niederen der Natur, (Materie und Natur, beide Begriffe sind ja — begreiflich — identisch, da sie es nach so vielen bessern andern sind) mit dem höheren Geiste bezwecken wollen, welche Gleichsetzung aber ohne Zweifel, wenn die Secte sich, wie zu erwarten steht, noch fortsetzt und ausbildet, in eine Verschlingung des Geistes durch die Materie endlich auflösen wird; so daß auch sie gleich einseitig übergehen in die umgekehrte Alleinslehre ihrer älteren Vorbrüder. Mit Simon Magus begann jenes Mysterium iniquitatis, setzte sich durch die Manichäer, Priscillianisten, Albigenser, adamitische Hussiten, Wiedertäufer und neuen Fanatiker, wie die geheimen Orden und Logen, mehr oder minder traditionell bis zu dem Simon Sanctus (scilicet) fort; ob es auch da schon enden wird, oder ob nicht vielmehr bald nach dem zweiten Simon jener Antichrist kommen wird, wie der erste Simon umgekehrt, bald nach dem ersten wahren Christus kam, das weiß Gott, und wird die Zeit lehren. Auch die Consonanz der Namen scheint uns nicht ohne tiefere Beziehung, denn so wie ein Simon es ist, den der Herr durch Beilegung des neuen Namens zum Kephas, zum Felsen seiner Kirche, ihrem Haupte und Repräsentanten, so wie dem der ganzen erlösten Menschheit macht; wie dieser Simon Petrus, mit den zwei Namen auch die zwei Naturen oder Richtungen des menschlichen Geschlechts in sich vereint, und Simon verrieth, aber Petrus hinging und bitterlich weinte, also sind jene einfachen Simone, welche stets ihren Namen, der von der Erde her ist, behielten, auch blos Repräsentanten der sündlichen, welt-

lichen Richtung des Geschlechtes, und verhalten sich so zum Vater der Lüge als Simone, wie sich die Petrusse bis auf diesen Tag in ihrem Amte zum Sohne des Vaters, und zum Vater der neuen Menschheit verhalten.

Wir erkennen aber den St. Simonism für die höchste fortgesetzte Consequenz des Protestantism, als den Universalprotestantism an. Hiezu wollen wir hier nur kurz andeuten, daß, wie der Protestantism in der constitutiven Organisation, oder im Princip der Gliederung (nicht zunächst dem der reinen Lehre; obgleich die Gliederung selber auch schon zur Lehre — Dogma — aber einer anderen Sphäre derselben, als der des reinen Dogma gehört) sich vom Katholicism trennte und trennt, *) und in Auffassung des damit zusammenhängenden Persönlichkeitsprincipes, welches eben im Individuum analog ist dem Princip der Gliederung in der Societät: also thut sich der St. Simonism als Ausbilder der materialen Verhältnisse des Menschen kund, und führt die Industrie, die vielgerühmte protestantische Tochter stets im Munde. Selbst die durch die äußere festbestimmte Gliederung ent-

*) Die Trennung im reinen Dogma (man nehme an dieser Unterscheidung, die hier nicht gerechtfertigt oder entwickelt werden kann, keinen Anstoß; wird ja stets schon Dogma fidei und morum unterschieden, warum nicht auch dogma hierarchiæ, indem man diesem Zweige das aus beiden andern hiehergehörige zutheilt? Die Analogie wenigstens und Systematicität erfordern es.) ging erst aus der Trennung im Princip der Gliederung hervor; eine Trennung, die hierin um so schroffer, starrer und unversöhnlicher wird, wenn sie gerade in einer Zeit vorgeht, wo die ihr zu Grunde liegende Wahrheit zum fixen Dogma vorschreiten soll; und ohnehin um so feindseliger und klaffender werden muß, als sie ihren Sitz schon außen hat, und nichts desto weniger bis ins Herz des Lebens eingeht, während dem eine Häresie, die im Gebiete des reinen Glaubens (Dogma fidei) sich vollbringt, um so schneller endigt und äußerlich geräuschloser, als ein pneumatischer Prozeß vor einem somatischen.



stehende scheinbare Verwandtschaft mit dem Katholicism, die auch Günther als vom katholischen Boden entnommenes Werk (p. 51) ansieht, ist doch nur äußerlich und scheinbar mit dem katholischen System verwandt. So wie nämlich sich die katholische Hierarchie auf den Geist, in der Traditio Spiritus sancti per ordinem ab Episcopo collatum und die Successio apostolica gründet; also ist die St. simonistische eine nach der Materie und auf diese, vermittelst des spiritus privatus basirte, die Karrikatur der göttlichen Charismaten. Wie aber diese das Gliederungsprincip im Protestantism wesentlich mitbilden helfen, je nachdem der Geist den Menschen befällt, oder nicht, zu sprechen, predigen und wirken, und hier beim rein geistigen Charisma keine äußerliche Gliederung, daher auch kein sichtbares besonderes Priesterthum im Protestantismus statt finden kann; also muß umgekehrt, wenn das Charisma, wie von den St. Simonianern als etwas natürliches Materielles, oder auf die Materie sich beziehendes angesehen wird, die strengste äußere Gliederung, nach den erkennbaren und meßbaren Gaben statt finden. Sonach hat der Protestantism und St. Simonism doch gleiches substantielles Princip, das nur in der Form modificirt ist. Das simonistische Grundschema „göttlich-menschlicher Dreieinigkeit" (p. 52) mit den Priestern der Wissenschaft, den socialen und denen der Industrie, erscheint somit durch eine falsche Umkehrung des Charism und Veräußerlichung desselben formaliter dem katholischen ähnlich, aber auch nur formaliter; (dadurch nämlich, daß es überhaupt noch Gliederung hat, die dem Protestantism ganz fehlt) das Substrat aber desselben ist rein protestantisch in seiner höchsten, nur bei den Wiedertäufern der ersten Zeit sich vorfindenden Consequenz.

Diese Sekte aber ist uns noch in einer andern Beziehung merkwürdig, nämlich als Zeichen der Zeit. Denn so wie mit Eintritt, Blüthezeit und Ablauf des Gnosti-

cism für die Kirche jene Periode kam, wo sich in ihr fest die Lehre vom Geiste, und zum Theil von der Natur (im Verhältniß nämlich zum Geiste) entwickelte und bestimmte; also muß auch mit dem St. Simonism für die Kirche die Zeit gebracht seyn, wo jener Streit, der mit der Reformation offen begann, sie theilweise herbeigeführt und vor ihr schon lange geglimmt und entbrannt, der über das Verhältniß von Kirche und Staat endlich ganz ausgestritten und ausgeglichen werden mag. Ja, es ist ein Zeichen, daß dieser Streit zu seiner Schlichtung unmerkbar weit schon vorgerückt, weil solche Erscheinungen meist gegen das Ende einer Periode in der Entwickelung der Dinge zum Vorscheine kommen; und wir können daher den St. Simonism von höherem Standpunkte aus für eine unreife, taube, aber darum auch grundfalsche, lügenhafte Frucht des neuen Zeugungselementes, und der neubevorstehenden historischen Geburt der europäischen Völker anerkennen.

Der St. Simonism verhält sich also zur eingetretenen Periode der Kirche, wie der Gnosticism zur ersten Periode. Daher wird von ihm auch das Naturelement bearbeitet; daher sagt er, daß das Christenthum von seiner Trilogie „Geist, Liebe und Kraft" *) beide erste, aber nicht letztere ausgebildet, (welche letztere sich nach ihm auf die Natur bezieht) gerade so wie die Gnostiker dieß früher von den Katholiken in Betreff des Geistes behauptet. Die Materie muß in ihr Recht eingesetzt werden, wie von den Gnostikern der Geist. Auch sie reden von einer höheren Stufe der Erkenntniß. Es entstehen also gerade so die St. Simonianer, um zu zeigen und herausprozessiren

*) Diese Trilogie entspricht nach ihrer Werthschätzung, von Seiten der Sekte, gleichfalls jener der Gnostiker von Pneumatikern, Psychikern und Sarkikern oder Somatikern, nur umgekehrt.

zu helfen, was die Natur und ihr Verhältniß zum Christenthum sey, und das ihr entsprechende Princip in der Societät, und die Abspiegelung ihrer (der Natur) Gliederung in selber, wie ehemals die Gnostiker dazu, zu zeigen, was der Geist und sein Verhältniß zum Christenthum und in ihm wäre. Obgleich zwar in beiden Perioden Natur und Geist zugleich zur Sprache kommt, so ist doch in jeder ein besonderes Verhältniß beider, und zwar das gegenseitig umgekehrte; dort Geist, hier Natur prädonderirend, und die Richtung bezeichnend. Der St. Simonismus ist sonach der umgekehrte Gnosticism, und bei einem Vergleiche der neueren Zeit der brüderliche Gegensatz vom Swedenborgianism. Wie also der Gnosticism in einem Versunkenseyn und einer Aufgelöstheit des Menschen in den Geist endete, ohne daß der Geist sich wieder zu finden vermochte, und die sinnlichen Ausschweifungen doch nur das minder häufig befolgte Extrem waren: solchergestalt wird umgekehrt der St. Simonism in einem Verschwommenseyn des Menschen in der sinnlichen Natur, in einer vollen Naturalisirung wie beginnen, so schließen; und wer kann uns bürgen, daß nicht das Ungeeignetste von einer einmal also angesteckten Menschengesellschaft zum Gesetze für sie, und zur Forderung an Andere gemacht werden kann, so wie gewiß diese Sekte jetzt nur scheinbar ruht und unterdrückt ist, und nur auf neue Schwäche oder Aufgelöstheit des weltlichen Regiments harrt, um größer und stärker hervorzutreten.

Es ist, wie wir schon oben angedeutet, die Verwandtschaft der St. Simonisten mit den Wiedertäufern früherer Zeit nicht zu übersehen. Auch sie möchten vielleicht den Schluß der dritten Periode des Protestantism machen; so wie wir denn überhaupt (da die Reformation nach unserer wohl gegründeten Überzeugung, wie jedes Leben, und hier in specie, wie selbst jedes weiter ausgebildete

Afterleben einen dreifach geschlossenen Cyclus zu durchlaufen hat) den ersten, die Reformation, nach dem allgemeinen Gesetze der cycloidischen Entwickelungen, von ihrem Princip bis zur vollen und letzten Consequenz durchführenden Cyclus vom Jahre 1517 bis 1535, bis zur vollen Entwickelung und Auflösung der Wiedertäufer ansehen. Die zweite cyclische Periode in der Entwickelung des Wiedersachsystems beginnen wir mit dem retrograden Akte der augsburger Confession; beide Cyclen durchkreuzen sich so etwa, was seltener bei normalen, bei Parasitenleben aber um so mehr der Fall ist, wie eine solche Anomalie, Störung, Disparität und Verwirrung in den Perioden schon Beweis für zu Grunde liegende materia peccans abgiebt.

So viel über die jetzt in dieser Gestalt nur erst französischen Simonisten; aber auch ihre deutschen Brüder berührt der Herr Verfasser. Denn nachdem er im dritten Briefe das französische mysterium iniquitatis beleuchtete, welches aber noch die übernatürliche Geburt Jesu behaupte, behandelt er im vierten Briefe den deutschen älteren, und wo möglich viel bösartigeren Bruder desselben, den Geist, der sich im „Leben Jesu eines anonymen (doch wohlbekannten, Apocal. XIII. 16, 17) Greises" ausspricht; bösartiger darum, weil er, den Grund einsehend zur Vernichtung des Christenthumes, alles Höhere in Christo als Wahnglaube läugnend, für seinen, des deutschen St. Simons, und des Fremden, Bau, sich nach einem tieferen Fundamente umgesehen. Unter bescheidener Hülle, mit der Keckheit (wie es dieser Wissenschaft wohl geziemt) des Bösen, entdeckt er, wie Philo aus Mißverstand, Platos Logos personificirt, und dann dieser Irrthum auf die Apostel in ihrer Meinung von Jesus übergegangen, und darauf aus fanatischer Gehirnkrankheit so vieler Menschen in einen miasmatisch-contagiösen Weltwahn, als

einen Deus ex machina sich fortgesetzt. — Doch wozu noch mehr von ihm; wozu sollte man über ihn, den weltbekannten, über den im Buche nicht vergessenen Nürnberger deutschen Globe (mit dem Titel „Neue evangelische Kirchenzeitung zum Ausbau der Kirche“); über dieß und das Darmstädter hier berührte Produkte auch nur ein Wort verlieren; ist ihre Stimme nicht in alle Welt ausgegangen? Wer die treffende, kaum auszüglich wiederzugebende Abfertigung lesen will, mag sie im Buche selbst lesen; auch haben wir uns vorgesetzt, hier mehr von den verkehrten Richtungen in der äußeren Kirchenordnung, als denen in der Wissenschaft zu handeln. Doch berühren mußten wir dieses, in so fern als wie in Frankreich Staat und Religion, so in Deutschland mehr Religion und Wissenschaft der Angelpunkt und Gegenstand des Kampfes sind; und weil unsere deutschen St. Simonianer, wie sie in ihrem Bereiche mit den französischen auf gleicher Stufe stehen, also auch ohne Zweifel ähnlichen Weg und Ende nehmen werden. Die neuesten rheinischen Ereignisse könnten hiezu schon Beiträge liefern.

Wahrlich auch über unserm Vaterlande steigen trübere Wolken als je auf. Das Christenthum war von jeher desselben Essenz, aber nun? Um was treibt sich nun der Kampf? Bewußt und unbewußt treibt er sich darum in den Eingeweiden und auf der Oberfläche unserer, wie mehrerer anderer europäischen Nationen, ob das Christenthum Wahrheit oder Lüge sey. „Aber was ist denn jene Phantasie,“ sagt der Verfasser, (indem er zuvor über die Möglichkeit und die Folgen, daß der Gottmensch in der Bewährung nicht bestanden, geredet) „in ihrer Leerheit „gegen die lebendige Anschauung und ihre Schrecken, wenn, „nachdem jenes vollbracht bis an die Enden der Erde „vorgedrungen, Europa's Nationen damit ihr Vollbracht zu feiern beginnen, daß sie Jesus, dem Welt-

„Heilande nicht blos den warmen Gehorsam, der „ohnehin, statt unter dem Vergißmeinnicht am Bache jedes „Einzellebens zu stehen, unter die Passions- und Aloe- „blüthen dieser Erde gehört; sondern selbst den kalten „Gedanken aufkündigen!“ So weit Günther, und wir fügen hinzu, was wird das seyn in unserm deutschen Vaterlande, wenn auch bei uns, nachdem einmal der kalte Gedanke nun allgemeiner Christo aufgekündigt wird, auch jener warme Gehorsam nicht blos gegen die Kirche, denn dieses ist zum Theil schon längst, sondern gegen Gott und Christus selbst erloschen seyn wird, und wir in dasselbe Verhältniß und gleichen Vorgang, kommen der sich in Frankreich verlaufen, indem auch dort die Revolution und alle ihre Schrecken vom kalten Gedanken vorbereitet, verursacht und ausgeführt worden, und auch hier wie dort von ihm zu ihrem ungeheuren, welcher Akt immer tragischen Ende, geführt werden wird?

„So aber pflegt die Vorsehung hienieder schon Ge- „richt zu halten. Hatten die Götter majorum und mino- „rum gentium jeglichen Landes, den Altar des Einen „Gottes in der Brust ihrer Dienstbaren untergraben, so „mußten die Gottes einmal los und ledig gewordenen, „über kurz oder lang auch den Thron, als den Altar „politischen Götzendienstes umstürzen.“ (Pag. 77.)

Allerdings handelt es sich in unsern Tage beim Kampfe der Welt- und Völkermassen und der Geister nicht mehr wie früher, z. B. zur Zeit der Stuarte, wie Pag. 27 der Verfasser seinen Briefschreiber sagen läßt, um einen Thron oder Krone, und um den Mißbrauch der Würde, sondern über die Fürsten „als Repräsentanten einer Idee „wird der Staab gebrochen, mit der gerade jene Klasse „von Menschen, die auf Vertretung der Intelli- „genz Anspruch macht, nichts mehr anzufangen weiß — „und die, diese Lehre von der Leerheit und Entbehrlichkeit

„jener Idee und ihrer Repräsentation auch den Völkern „des gesammten Welttheils, als das neue politische Evangelium zu verkündigen, sich zur größten Aufgabe ihrer Stellung gemacht hat. Und deßhalb „bricht im 19ten Seculum über die gekrönten und ungekrönten aristokratischen Häupter ein ähnlicher Sturm herein, wie im 16ten Seculum über den Träger der dreifachen Krone und über die Hierarchie unter ihm losbrach. „So wie der Primat in der Kirche damals als Flötzprodukt von dem Zeitenstrome in die christliche Menschheit geschwemmt, gepredigt wurde; so wird jetzt der „Primat im Staate aus der fabelhaften Sphäre der „von Gottes Gnaden in die pragmatische der von „Volks-Gnaden verpflanzt, und allenfalls noch an „den Mindestbietenden da losgeschlagen, wo man der Krone „als eines alten Aushängeschildes für die alten Kundschaften noch nicht los werden kann. Aber wo ist bei „dieser Gestalt der Sache eine Schirmvogtei der „Monarchien, wie solche einst für die bedrängte katholische Kirche im deutschen Kaiserthume, (richtiger in „Gott, denn die Kirche besteht, der Staat vergeht) zu „finden war! —?"

Und wo hat alles diesen seinen Grund; ist es nicht das Geistige, Innere, Verborgene, was das Äußere, Sichtbare hält; ist es nicht die Kirche, die den Staat, wie Gott die Welt und Kirche bewahrt, so wenig dieses auch erscheinen und von sinnlichen Blicken wahrgenommen werden mag? Wer die Kirche stürzt und drängt, wie vermag der den Staat zu halten, wie den Leib vor Verwesung schützen, wenn der Geist getödtet und entzogen ist? Und sollte nun das im kirchlichen Leben, im Glaube und der Moral, erlaubte und für Recht erkannte, nicht auch auf den Staat, und das äußere weltliche Gerüste übergetragen, sollte zweierlei Recht gestattet werden dürfen?

Daher sagt Günther so wahr: „darf der Mensch als „Kirchenschaaf sich nur seinen Hirten; als Staats- „biene aber nicht seinen Weisel wählen! Als consequente „Überführung der Reformation in Revolution, den linken „Fuß dem rechten gleich zu machen?“

Dieses ist die eine Seite der Reformation, welche mehr sich aus dem Calvinism entwickelte, während umgekehrt das Lutherthum in andere Ströme sich mehr ergoß; und daß auch in Deutschland jene kalvinischen Erscheinungen zum Vorschein kamen in jüngster Zeit, glauben wir, hat seinen Grund darin, daß durch die sogenannten Vereinigungen beider Confessionen die neue Einheit ganz kalvinisch geworden war.

Indem aber in den protestantischen Staaten im Allgemeinen der Gegensatz, an dem das Leben sich erbaut und gestaltet, der zwischen Kirche und Staat, oder Geist und Leib, aufgehoben und zernichtet ist, ist damit zwar allerdings nach der Theorie der Zunder zu einer Revolution in jenem Sinne gehoben, daß aus ihr, als aus einer Krise was besseres noch in historischer (lebendiger) Verbindung mit der vorherigen Periode stehendes hervorgehe; aber nicht abgeschnitten ist je das Ereigniß und der Zustand, wo die gleich Heloten durch Vernichtung jenes Gegensatzes (an und in welchem allein Freiheit der Bewegung für das Individuum eintritt) niedergehaltenen Völker, die unter dem Scheine von Emancipation von der Kirche auch ihre bürgerlichen Garantien verloren, oder solche nur in katholischen Überresten festhielten, zu einem allgemeinen Umsturze des Bestehenden sich erheben, den Boden umwühlen, und Alles gleich und eben machen; (die Franzosen sagen sur l'égalité on ne peut pas bâtir) oder ein neuer Tyrann in seinem Machtgebote das Gedächtniß sogar seines Vorgängers verpönt und vertilgt.

Jenen Lebensgegensatz hat man in neuen Formen

späterhin durch weitere Ausbildung, Entgegensetzung und Trennung zwischen richterlicher und verwaltender, und beiden und gesetzgebender Gewalt hervorführen wollen; allein, obgleich dieses noch am meisten jenes verlorene Gleichgewicht im Staate ersetzt, so ist doch nicht zu verkennen, daß dadurch an die Stelle von Religion und Moralität eine gewisse blos äußere Legalität trat, indem jene beiden, wie aus der Gesetzgebung, so aus dem Amtskreise entschwunden, und die sogenannte öffentliche Meinung an ihrer Stelle aufgestanden war. Mit höchstem Rechte nun werden jene zwei oder drei Gewalten unterschieden; aber nicht verkannt darf werden, daß sie nur eine Unterordnung unter jene höhere und höchste Differenz, und ein Beweis für selbe seyn sollen, und die Nothwendigkeit ihrer Trennung, welche letzte sich dann im Individuum und der Nation, als einer höheren Persönlichkeit, vermittelt und zum lebendigen Gebilde neutralisirt.

Wie aber der Protestantism rein geistige und so in dieser Weise allein gültige Verhältnisse (namentlich die der freien Gleichheit und gleichen Freiheit) wieder zurück auf das physische übertrug, hat er nicht blos Kirche und Staat, was wir schon oben berührt, sondern auch, trotz aller auch der raffinirtesten Staatssysteme den Staat selber confundirt; und wir sind überzeugt, daß ehe diese Verwirrung nicht auseinandergesetzt, d. h. ehe beide, Kirche und Staat geschieden, und die volle Selbstständigkeit beider ohne Einsprache des andern anerkannt, also von den Protestanten ihr Princip völlig aufgegeben seyn wird — beide nicht in die rechte, wahre Mitte und das normale Verhältniß eintreten, und sich an ihrer gehörigen Stelle finden werden. Sich finden werden, sagen wir, wie man spricht, daß man sich finde, wenn man momentan aus seinem klaren Bewußtseyn herausgekommen war, wie es auch hier der Fall ist.

Und was haben denn diese Staaten und Kirchenverwirrungen und Verletzungen seit der Reformation für Früchte getragen? Wohl möchten alle Kameele der Wüste nicht hinreichen, die Controversproducte und Gravamina von uns fortzutragen. „Aber, sagt der Verfasser, es giebt „Sünden, die sich keineswegs unter das bestehende Regi„ster bringen lassen, wenigstens muß dieses zuvor ideeller „gedeutet werden, wie z. B. das Gebot: Ehre Vater und „Mutter, auf daß du lang lebst auf Erden, um die „Sünden einer säcularisirenden Politik unterzubringen.“ (p. 275) Wer Vater und Mutter hier sey, kann von Verständigen nicht in Zweifel gezogen werden; wo aber die Ehre geblieben, und was noch für Folgen alle auf das Leben jener Kinder kommen mögen, wird nur die ganze Entwicklung des jetzigen Actes im großen Weltdrama lehren. — Unsere Staaten sind nun einmal in Düngerhaufen und Papier versunken und fast darin untergegangen; da gilt aber, was Günther (p. 281) sagt: „daß „überhaupt die einseitige Ausbildung des Naturelements „ein Zerrbild liefert, wie derlei nicht blos auf Asiens Steppen „zu finden sind, sondern auch in den kultivirten Ländern „Europa's angetroffen werden. In solchen Tagen aber „der Gesellschaft, wo alle ihre Lebenskräfte sich in dem „Ansatze und der Bildung eines socialen Einhorns „erschöpft, da sitzest du, alter Affe! im Schilfrohr und „schneidest dir Pfeifen zu deiner Pansflöte, um deine Ex„horten an die Kannengießer (und Giftmischer jeder Art) „zu accompagniren.“

So weit haben wir, mit Rücksicht auf den Herrn Verfasser, die trüben Weltverhältnisse, und den äußern Mißstand unserer Kirche nach einiger Beziehung geschildert; wir wollen nun auch mit ihm das betrachten, worin er Heil für selbe erwartet, und glauben nicht von ihm abzuweichen, wenn wir seine Ansichten über die Rettungsmit-

tel für diese Zeit in drei große Hoffnungen und Heilungsarten eintheilen: Die Jesuiten; La Mennais und katholische Wissenschaft.

Gemäß dem hippokratischen Axiome, was das Eisen nicht heilt das heilt Feuer, könnte man auch hier sagen, wo das Übel schon so tief gewurzelt, daß es die Väter der Gesellschaft Jesu in ihrem eisenfesten Streben und Halten nicht beschwören können, da muß es des La Mennais glühender Feuerbrand beschwichtigen.

Es würde uns zu weit abführen, wenn wir hier erörtern wollten, wie schon in der Natur das Leben durch gewisse Organe, die, obgleich durch alle Theile zerstreut und verbreitet, doch auch in den Theilen den Charakter des Centralen haben, und solches außerhalb des wahren Centrums repräsentiren, und gleichsam wieder das Ganze im Kleinen sind (totum in qualibet parte), dieß Gesetz auch für die Gesellschaft vorgebildet, und wie solche Organe sage ich, ein zweites intensiveres Leben in dem des großen Organismus führend, zur Bedingung des vollkommenen Lebens nothwendig sind. — So ist denn auch in der katholischen Kirche die Hierarchie dieses normale Organ; aber das dieses normale und normative, so wie den ganzen Organismus selber wieder restaurirende und erneuende sind die Orden oder religiösen Genossenschaften, die aber auch wegen dieser ihrer Aufgabe und Function zeitlicher Natur, d. h vorübergehend, steigend und sinkend sind, um einer neuen zeitgemäßern Form wieder zu weichen.

Gleich einleuchtend ist aber, daß diese Restauratoren, um es wahrhaft zu seyn, im Verhältniß und Gleichmaß stehen müssen mit dem Leibe, auf den sie wirken sollen; und hieraus ergiebt sich denn auch der jedesmalige specielle Werth, die Paßlichkeit oder Nothwendigkeit dieser moralischen Reagentien und Präservativen gegen die Fäulniß der Gesellschaft.

(Beschluß folgt.)

IV.

Hermesianismus und Kirche.

(Fortsetzung des §. 6.)

Der Hermesianismus ist als Philosophie Skepticismus.

Wir sind zu dem unmittelbaren Bewußtseyn als dem Fundamente aller in uns vorhandenen Gewißheit gelangt: „Das unmittelbare Bewußtseyn der Sache in „uns ist die höchste für Menschen erreichbare Erkenntniß: „denn hierauf geht, wie wir gesehen haben, alles Suchen „nach einer höhern Erkenntniß zurück, und in ihm hört es „auf. Das unmittelbare Bewußtseyn der Sache „in uns ist daher vor sich selbst die höchste Erkennt„niß des Menschen, und ist das Urprincip der Gewißheit „aller andern menschlichen Erkenntnisse.“ (S. 126) Aber wie steht es denn um das unmittelbare Bewußtseyn; ist es da, oder ist es nicht da? Aus der bald folgenden Erläuterung müssen wir schließen, daß es nicht da ist; denn nach des Verfassers Theorie der Vorstellung, läßt er es durch ein neues Bewußtseyn vermittelt werden. Dieß durch ein Drittes u. s. f. ins Unendliche; es entschlüpft uns daher, indem wir es festhalten wollen, und wir versinken in bodenlose Reflexionen. Die Sache — der Inhalt oder das Subject der Vorstellung — ist in uns, in so fern wir uns derselben bewußt sind; aber wir müssen uns auch unseres Bewußtseyns bewußt werden, um die Natur und Qualität desselben zu begreifen, und das ist unmöglich. „Über dieses unmittelbare Bewußt-

„seyn selbst können wir mit Nothwendigkeit weder er„kennen, daß es bedingt, noch, daß es unbedingt „objectiv nothwendiges Wissen seines Objectes „sey, selbst nicht einmal, daß es so gedacht wer„den müsse, und ebenfalls können wir darüber nicht mit „Nothwendigkeit erkennen, daß es bedingt oder un„bedingt subjectiv nothwendiges Wissen sey, „selbst nicht, daß es so gedacht werden müsse. „Denn unser ganzes Erkennen über das unmittelbare „Bewußtseyn der Sache in uns besteht darin, daß „wir in einem zweiten Bewußtseyn es als ein unbe„dingt subjectiv nothwendiges Wissen wissen: „aber wie wissen? Daß wir es darin mit unbedingter „subjectiver Nothwendigkeit als ein solches wis„sen, das sagt uns nur ein drittes Bewußtseyn; und die „unbedingte subjective Nothwendigkeit des „dritten werden wir erst gewahr durch ein viertes — „und so ins Unendliche: weil uns kein Bewußtseyn in „ihm selbst, sondern nur in einem folgenden erscheinen „kann." (S. 127) Evanuerunt in cogitationibus suis. Als vorhin gelehrt wurde: „das unmittelbare Bewußtseyn „der Sache in uns ist die höchste für Menschen erreich„bare Erkenntniß," glaubten wir mit unserm Wissen in einem Hafen eingelaufen zu seyn, und das Continent erreicht zu haben, aber siehe die Hoffnung zerreißt wie ein schöner Traum, und was uns als unmittelbares Bewußtseyn erschien, war keines; denn von dem unmittelbar Gegenwärtigen sollte man meinen, es bedürfe keiner weitern Beglaubigung seines Daseyns, weil es in sich selbst erscheint; aber am Ende der eben angeführten merkwürdigen Stelle heißt es: „kein Bewußtseyn kann in ihm „selbst, sondern nur in einem folgenden erscheinen." Wo ist nun die Unmittelbarkeit geblieben? Amphora coepit institui, currente rota, cur urceus exit? Die Sache, das

Object erkennen wir nicht unmittelbar, sondern vermittelt durch unsere subjective Vorstellung. Diese Vorstellung müssen wir uns wieder vorstellen, um uns derselben bewußt zu werden; wollen wir aber den Gehalt unseres Bewußtseyns erkennen, so kommt die dritte Potenz der Vorstellung, und so läuft die Reihe in geometrischer Progression fort, und wir kommen weder zur Erkenntniß der Sache, noch zur Erkenntniß der Erkenntniß. Ging es ihm doch mit seinem eigenen Ich nicht besser, wie oben gesagt wurde; denn um sein Ich zu erkennen, muß er es sich vorstellen, dadurch spaltet sich dasselbe in ein vorstellendes und vorgestelltes Ich, unter denen eine Diversität ist: „Im Akte der Anschauung steht das Ich als Object „vor dem Ich als Subject zur Beschauung da." (S. 116) Wenn nun „kein Bewußtseyn in ihm selbst, sondern nur „in einem folgenden erscheinen kann," so muß auch das subjective Ich, welches da steht, und das objective Ich, das vor ihm steht, beschauet, sich selbst wieder beschauen, um des Gehaltes seiner Anschauung sich bewußt zu werden; dadurch aber wird das subjective Ich wieder objectiv, und wir kommen nicht vom Flecke. Hätte aber der jonische Weise, der das γνωϑι σαυτον zur obersten Maxime des Lebens machte, diese Tiefen ergründet, so hätte er uns nimmermehr das Unmögliche zugemuthet. Es ist daher kein Wunder, wenn der Verfasser sagt, daß uns das unmittelbare Bewußtseyn weder unbedingte noch bedingte subjective Nothwendigkeit lehrt: daß wir weder von den Gegenständen noch von unsern Gedanken wissen können, daß sie so gedacht werden müssen; denn alles wird in eine Wolke des Zweifels verhüllt. Wer aber will nach diesen Grundsätzen beweisen, daß er zweifelt? Um zu zweifeln muß man sich seines Zweifels bewußt werden, oder sich denselben vorstellen; dadurch aber wird ihm sein Zweifel objectiv. Er muß daher untersu-

chen, ob sich derselbe von ihm dadurch abgelöst hat, oder noch in ihm als Vorstellendem obwaltet; dadurch wird dieses wieder objectiv; ein Zustand aber, der immer objectiv und nimmer als subjectiv erkannt werden kann, hört auf subjectiv zu seyn, und ist also im Subjecte nicht. Das leere anschauende Subject hat demnach weder ein Wissen noch ein Nichtwissen, und ist in der That übel daran.

Es kommen an dieser Stelle der philosophischen Einleitung ein paar Anmerkungen vor, die wir nicht übersehen dürfen, weil sie auf die Philosophie ihres Verfassers ein neues Licht werfen. In der ersten heißt es: „Man „darf aus dem hier vorgekommenen, wenigstens nach Zeug„niß des unmittelbaren Bewußtseyns für unser Denken „nothwendigen Satze: „daß eine jede menschliche Erkennt„niß gerade eine solche, als sie ist, nach den Gesetzen des „menschlichen Erkennens seyn müsse, und daß sie darnach „keine andere seyn könne; daß also eine jede menschliche „Erkenntniß menschlich richtig, und wenn sie zur Klasse „der zuverlässigen menschlichen Erkenntnisse gehört, für „Menschen zuverläßig sey — hieraus, sage ich, darf man „nicht schließen, daß es im menschlichen Erkennen keinen „Irrthum, und unter der gesagten Bedingung und hier „noch unausgemachten Voraussetzung in seinem Fürwahr„halten aus Erkenntniß keine Falschheit geben könne.“ (S. 125) Und warum dürfen wir denn nicht schließen, daß wenn alles menschliche Erkennen auf innern nothwendigen Gesetzen beruht, diese keinen Irrthum und keine Falschheit zulassen? Weil uns der Verfasser versichert, daß wir eine so wichtige und logische Consequenz nicht machen dürfen. Dieß ist aber für einen Philosophen höchst unschicklich, uns da, wo er Gründe geben müßte, sein Wort als persönliche Bürgschaft zu verpfänden. Diese Beweisführung war aber dem Seligen auch sonst in sei-

nen mündlichen Vorträgen nicht ungewöhnlich; seine Versicherung, die Sache verhalte sich so, ward häufig statt eines Beweises geltend gemacht, wobei auch in Anschlag gebracht wurde, daß er 15 — 18 Jahre hierüber gedacht hatte, und es in seinem Denken immer so gefunden; und auch seine Anhänger berufen sich mitunter auf die Verjährung als Präscription gegen jede von der philosophischen Einleitung abweichende Meinung. Indeß ist schon längst anerkannt worden, daß das ἀυτος ἐφα im philosophischen Gebiete keine Autorität hat.

Noch wichtiger für die Einsicht in des Verfassers Gedankensystem ist die Anmerkung (S. 128), worin Wissen, Bewissen, Erkennen gesondert und jedem sein Fach angewiesen wird. Vom Wissen heißt es daselbst: „Wenn „ich das Wort Wissen gebrauchen muß — so will ich „hier ein für alle mal erinnern, daß ich dieses Wort, so „oft ich es gebrauche, um meine eigenen Gedanken „auszudrücken, ich es im Sinne des allgemeinen Sprach„gebrauchs thue.“ Wir wollen hier nur bemerken, daß er die folgende Classification als seine eigenen Gedanken ausgiebt. Wenn ein Philosoph sich seine Begriffe so oder so zurechte legt, so ist dagegen, so lange er es nur als eine Sache häuslichen Gebrauchs betrachtet, nichts einzuwenden; daß sie aber dadurch keine allgemeine Gültigkeit erlange, sollte nicht vergessen werden. Er beruft sich zwar auf die Autorität des allgemeinen Sprachgebrauchs, den er aber auf seine Weise interpretirt. Also: „das „Wissen (des Hermes) besteht aus einem Mir-Vorkom„men und aus einem Gewahrseyn des mir Vorkommenden. „Mir kommt aber nichts vor, als entweder in unmit„telbaren Vorstellungen, und dann durch Hülfe des „äußern oder innern Sinnes — oder in mittelbaren „Vorstellungen, und dann allzeit durch Hülfe der „Einbildungskraft, und ich werde das mir vorkommende

„nicht gewahr, als durch die Anschauung desselben. Also „die Sinne oder die Einbildungskraft, und allzeit das „Anschauungsvermögen, müssen wirken, wenn ein Wis„sen entstehen soll.» Wir befinden uns immer auf dem von Kant abgesteckten Felde, dem der sinnlichen Anschauung. Die mittelbaren Vorstellungen hängen von den unmittelbaren ab, die Vermittlung geschieht durch Hülfe der Einbildungskraft; das Unmittelbare aber ist nicht der Gegenstand, die Sache selbst, sondern meine Vorstellung von dem Gegenstande — Standpunkt der Skepsis. — Ich weiß von den Gegenständen nichts, sondern nur von meinen Vorstellungen: von dem Baume, dem Hause, das ich vor mir sehe, weiß ich nichts, ich werde nur meine subjectiven Vorstellungen gewahr. Die Vorstellung hängt aber von dem Vorstellungs- oder Anschauungsvermögen ab; und so kann es denn seyn, daß ein Anderer sich die Sache anders vorstellt. Wie ich mir die Sache vorstelle, so ist sie für mich; und wie ein anderer sich dieselbe vorstellt, so ist sie für ihn; alles ist relativ, der eine hat so viel Recht als der andere, es giebt keine objective Wahrheit, alles ist subjectiv und hängt von der zufälligen Beschaffenheit des Vorstellungsvermögens ab. Warum streiten denn die Hermesianer für die Unfehlbarkeit ihres Meisters, und behaupten, seine Vorstellungen seyen die alleingültigen; da es vielleicht uns andern nicht gegeben ist, uns die Sachen so vorzustellen, wie Hermes, seligen Andenkens. So aber widerlegen sie durch die Praxis und im Leben ihre eigenen Principien, durch die Behauptung, daß die Vorstellungen, die sie von Hermes angenommen, die normalen seyen, da doch, seinem eigenen Systeme nach, niemand für irgend eine Sache einen andern Maßstab hat, als seine Vorstellung davon.

Aber wir müssen das Object, d. h. unsere Vorstellung nicht allein wissen, sondern auch bewissen. Es ist

nachmal eine Freude zu sehen, wie der menschliche Geist unaufhaltsam vorwärts schreitet. Kant, der große, der unsterbliche Denker, erhob sich über seine eigene Vernunft und Verstand, und faßte beide scharf ins Auge: er findet im Verstande zwölf Categorien, nicht mehr und nicht weniger; der Vernunft aber, nachdem er dieselbe in allen Ecken und Winkeln untersucht, ließ er, wenn man so sagen darf, nicht für einen Pfennig Ehre. Und dieß Adlerauge, das hoch über alle menschliche Vernunft und Verstand schwebte, sah dennoch nicht die Categorie des Bewissens; Fichte stellt über das Wissen die tiefsten Untersuchungen an, er schreibt vom Wissen ein ganzes Buch, nennt es die Wissenschaftslehre, und dennoch findet er nicht den Unterschied zwischen Wissen und Bewissen. Diese große Entdeckung war dem seligen Hermes aufgespart. Was ist Wissen? was ist Bewissen? „Bewissen ist „wie das Wort sagt ein Ausdehnen des Wissens über „das ganze Object, und ein Beschränken desselben auf „dieses Object . . . . . . es ist ein Aussondern desselben aus den mitvorgestellten Objecten durch Wissen, und „ein Umschließen desselben mit Wissen.“ (Das.) Das Object, d. h. meine Vorstellung, war mir schon vorgekommen, und zwar in mir vorgekommen; man findet die Vorstellungen nicht auf den Landstraßen; und ich war meiner Vorstellung gewahr worden; ich hatte also ein Wissen, aber es fehlt noch das Aussondern der Vorstellung aus dem Chaos der andern Vorstellungen, es geschieht, und ich habe ein Bewissen meiner Vorstellung. Das Bewissen ist nun auch wie das Wissen mittelbar oder unmittelbar, wobei wir noch einmal erinnert werden: „daß eben das unmittelbare „Wissen des Inhalts der angeschauten Vorstellung es ist, „was mir das Wissen des Objects vermittelt, es giebt da- „her kein unmittelbares Wissen und so auch kein unmittel- „bares Bewissen und Bewußtseyn als durch sinnliche An-

„schauung des Objects.“ Es ist einleuchtend. Bei allem diesem Wissen und Bewissen meiner Vorstellungen, habe ich dennoch nicht die geringste Erkenntniß; denn ich habe noch nicht eine Sylbe gedacht, das Wissen der Vorstellung, und das Aussondern derselben von andern Vorstellungen ist ganz gedankenlos vor sich gegangen, der Mensch aber ist ein denkendes Wesen. „Weil nun von dem Wissen, „im Sinne des allgemeinen Sprachgebrauchs „das eigentliche Erkennen noch verschieden ist, und „weil dieses doch oft mit jenem verwechselt wird“ (man hat oft, trotz des allgemeinen Sprachgebrauchs, das Wissen mit dem Erkennen verwechselt); „so will ich „(Hermes) auch das Verhältniß des Erkennens zum Wissen „gleich angeben. Ich erkenne, wenn ich ein gewußtes „und bewußtes Object mir durch Begriffe vorstelle „— mit einem Worte, wenn ich denke — und dann durch „diese meine Vorstellung, durch den Begriff es abermals „weiß, oder w. d. i. als unter diesen Begriff gehörend es „weiß. Erkennen ist daher eigentlich ein Wissen „eines bereits gewußten oder bewußten Ob„jects — durch Verstandesbegriffe von jeder Art, auch durch „Vernunftbegriffe von jeder Art.“ (S. 129) Obwohl dieß alles deutlich und begreiflich genug ist, so mag es doch nützlich seyn, zumal für angehende Philosophen, das hier Gesagte, durch ein Beispiel anschaulich zu machen. Ich sehe den Nußbaum, der vor mir steht, was ich aber gewahr werde ist nicht der Nußbaum, sondern meine Vorstellung von dem Nußbaume. Durch das Gewahrwerden meiner Vorstellung gelange ich zum Wissen derselben. Aber ich habe noch nicht diese Vorstellung des Nußbaums von den andern Vorstellungen, z. B. der andern Bäume, der Häuser, der Kirchthürme, die ihn umgeben, gesondert; das ist noch nicht möglich, dieß geschieht erst durch das Bewissen des Nußbaums. Aber noch erkenne ich ihn nicht,

denn ich habe noch nichts dabei gedacht, es muß noch ein Begriff, d. h. eine Vorstellung der Vorstellung hiezukommen; die erste Vorstellung die gewußte und bewußte, war noch kein Begriff, nein, die Vorstellung der Vorstellung, das ist der Begriff. „So lange ich also ein Object, „das ich wirklich weiß, mir nicht durch Begriffe vorstelle, „selbst nicht einmal durch die Stammbegriffe des „Verstandes, erkenne ich das Object noch nicht.“ (S. 130) Die Stammbegriffe des Verstandes sind bekanntlich die Categorien, die Categorien der Qualität z. B. sind die Begriffe der Einheit, Vielheit, Allheit. Diese Begriffe sind nicht in den Objekten, das wäre eine grobe Verwechslung, nein, ich denke sie mir so, daß ich, um bei dem angefangenen Beispiele zu bleiben, auf die Vorstellung vom Nußbaume den Begriff der Einheit anwende, und ihn als Einen Nußbaum denke, das kommt von meinem Verstande her. Es liegt vielleicht in dem unvorgestellten X was ich Nußbaum nenne, ein Grund, warum ich auf ihn die Categorie der Einheit anwende; aber dieser Begriff Einheit kommt von mir, von meinem Verstande; an sich ist vielleicht dieser eine Nußbaum ein ganzer Wald von allerlei Bäumen, oder auch die Stadt Babylon mit den hängenden Gärten der Semiramis, oder ein anderes von den sieben Wunderwerken der Welt. Aber das sind ja leider auch nur Vorstellungen, vanitas vanitum et omnia vanitas!

Ohne Zweifel hat sich der selige Hermes das alles so vorgestellt, wie es hier deutlich zu lesen ist; indeß gestehe ich, daß ich mir nicht vorstellen, oder wie ich lieber sagen möchte, begreifen kann, wie ich eine Vorstellung wissen kann ohne derselben bewußt zu seyn, denn um die Vorstellung zu wissen, muß ich sie von andern Vorstellungen unterscheiden, also ihrer als eines besondern bewußt werden; demnach wäre Wissen und Bewissen

einerlei. Der zweite Anstand ist, wie ich eine Vorstellung wissen und bewissen kann, ohne dabei zu denken? Denn indem ich die bewußte Vorstellung als eine besondere weiß, wende ich den Stammbegriff der Einheit auf sie an, wie also kann ich sie bewissen, ohne dabei zu denken. Der dritte Anstand ist: die Definition des Begriffs als einer Vorstellung der Vorstellung; ist der Begriff nichts anders als die Vorstellung in zweiter Potenz, so tritt ja wieder bei dieser Vorstellung der Vorstellung alles ein, wie bei der ersten Vorstellung, und wir müßten demnach ein dreifaches Vorstellungsvermögen unterscheiden, das erste Vorstellungsvermögen ist vermittelt durch die fünf Sinne, welches die Basis ist alles dessen, was der Mensch denkt. Nro. 2 ist das innere Vorstellungsvermögen mittels des innern Sinnes und der Einbildungskraft. Nro. 3 endlich ist das dritte Vorstellungsvermögen des Verstandes mittelst der Stammbegriffe. Dazu kommt noch das besondere Vorstellungsvermögen der Vernunft, denn da die Vernunft ein Wirklichkeitsvermögen ist, so wird sie sich ohne Zweifel etwas vorstellen, und zwar etwas Wirkliches. Somit hätten wir ein Panorama von den in einander eingeschachtelten Vorstellungsvermögen, wie sie sich die Vorstellungen vorstellen.

Was uns hier beschäftigte, war nur eine Digression, eine Episode in der mit epischer Breite fortschreitenden philosophischen Einleitung. Der Verfasser lichtete in der Anmerkung den Vorhang, und ließ uns Blicke in die Geistestiefen seiner Philosophie machen. Wir kehren von da zurück zu dem Standpunkt der absoluten Unwissenheit über das Wesen unseres Bewußtseyns. Wir haben allerlei Vorstellungen: sind sie unbedingt objectiv nothwendig? Wir wissen es nicht; sind sie bedingt objectiv nothwendig? Wir wissen es nicht; sind sie unbedingt subjectiv nothwendig? Wir wissen es nicht; sind sie bedingt

subjectiv nothwendig? Wir wissen es nicht. Kaum wissen wir, daß wir Vorstellungen haben; „denn kein Bewußtseyn kann in ihm selbst, sondern nur in einem zweiten erscheinen.“ (S. 127) Und da das zweite mit eben der Impotenz behaftet ist, so muß ihm das dritte zu Hülfe kommen, und so geht das fort und fort ohne Rast und ohne Ruhe. „Daß wir also weder das Daseyn unse„res unmittelbaren Bewußtseyns in uns und die „Beschaffenheit desselben, noch auch unser nothwen„diges Wissen und Denken desselben, d. i.: noch auch „unser unmittelbares Bewußtseyn des unmittelbaren Be„wußtseyns, mit Sicherheit als wirklich annehmen „können — das ist in dem Gesagten schon mit eingeschlossen.“ (S. 131) Es ist ein wahrer Jammer! „Es findet sich in „dem Wege der Einsicht blos eine endlose Reihe „von Wissen und Denken, was nach Zeugniß des „unmittelbaren Bewußtseyns alles unbedingt subjectiv noth„wendig ist, außer daß wir von der Nothwendigkeit „des letzten, wobei wir stehen bleiben, und von dessen „Nothwendigkeit die Gültigkeit unserer Erkenntniß über „die Nothwendigkeit alles vorhergehenden abhängt, nichts „wissen.“ (S. 133) Die Nothwendigkeit der frühern Bewußtheiten hängt von der Nothwendigkeit der letzten ab, von deren Nothwendigkeit wir nichts wissen noch denken können, somit ist die subjective Nothwendigkeit nirgends — gar nirgends, wie der Verfasser früher von der Einsicht ausrief. Seltsam bleibt es, wie wir zu einem Begriff von Nothwendigkeit kommen, die nirgends anzutreffen. Aus dieser Noth wird uns hoffentlich die Vernunft befreien, denn unser bisheriges Philosophiren ist nur das Räsonniren des Verstandes, oder „weil wir die Un„möglichkeit eines sichern Fürwahrhaltens „aus Einsicht hier eingesehen gelernt;“ (S. 134) so kann sie auch die Philosophie des Unverstandes heißen.

„Es giebt für Menschen kein sicheres Fürwahrhalten „aus Einsicht — das ist das Resultat der bisherigen Un„tersuchung, und die Antwort auf unsere Frage,“ (S. 139) d. h. wir sind zu der Einsicht gelangt, daß es keine Einsicht giebt, selbst die einfache Unterscheidung des Objects und Subjects, um welche sich diese Speculation dreht, ist verloren gegangen: das Object, die Sache wird in die Vorstellung aufgenommen ein Subjectives, eine Modifikation unseres Vorstellungsvermögens; dieß Subjective von neuem vorgestellt, wird abermals ein Objectives, und indem die Webspuhle so zwischen Subjectivem und Objectivem hin und her spielt, webt das Subject eine ganze Welt von nichtigen Vorstellungen zusammen. Es ist also noch immer der unsichere, schwankende Boden des Skepticismus, den wir betreten, wo wir bei jedem Schritte einsinken, und nirgends festen Fuß fassen können: was wir aber suchen ist ein Fundament des Fürwahrhaltens nicht blos der Dinge dieser Welt, sondern der christlichen Glaubenslehren; es ist die Basis der Theologie, nach deren Entdeckung wir ausgeschifft sind. Wir wollen also die Sache von vorne wieder angreifen und uns die Frage stellen: „Giebt es ein sicheres Fürwahrhalten aus unmit„telbarer Nothwendigkeit? und ist dieses anwendbar auf „den Beweis des Christenthums? (S. 149)

§. 7.

Die Vernunft nach Hermes.

Wir sind auf der Reise, die Sicherheit des Fürwahrhaltens zu entdecken, die Sicherheit ist in der Nothwendigkeit begründet, sofern sich diese auch in der Reflexion als unwiederruflich erprobt. „Es mag an sich wahr oder „falsch seyn, was ich für wahr halte, wenn ich finde, „daß ich es für wahr halten muß, und daß ich nicht an-

„ders kann, so ist es und bleibt es mir wahr, was ich „nicht bezweifeln kann, das kann ich nicht bezweifeln; alle „Bürgschaft für seine Wahrheit ist für mich überflüssig, „und aller Beweis wider seine Wahrheit ist für mich „ohne Wirkung. Nur da bedarf ich der Reflexion der „Bürgschaft für die Sicherheit meines Fürwahrhaltens, „wo ich es widerruflich finde.“ (S. 147) Nach der ersten Seite hin also, wo ich etwas für wahr halten muß, scheint der Skepsis Thor und Thür verschlossen, und dennoch wird diese subjective Nothwendigkeit allen Angriffen derselben blosgestellt, eben der blosen Subjectivität wegen, „Es mag an sich (objectiv, nachdem was die Sache un„abhängig vom meinem Vorstellen ist) wahr oder falsch „seyn, was Ich für wahr halte.“ Nach diesem Eingange bleibt die Skepsis in ihrer ganzen Stärke und Unüberwindlichkeit stehen, denn die subjective Nothwendigkeit, worauf der Verfasser sich beruft, wird sie recht gern einräumen, weil sie zu keiner objectiven Wahrheit führt; du giebst selbst zu, wird sie sagen, daß das wohl an sich falsch seyn kann, was du in deiner Individualität für wahr halten mußt, aber wie kannst du bei einem Fürwahrhalten einer Sache dich beruhigen, von der du selbst gestehst, daß sie an sich wohl ganz anders ist, als du sie dir vorstellest? Du behauptest zwar diese subjective Nothwendigkeit könne in der Reflexion unwiederruflich seyn, und bemerkest nicht deine eigene Reflexion, kraft welcher du aller subjectiven Nothwendigkeit die Möglichkeit der Unwahrheit anheftest, indem du ja selbst die Reflexion machst, daß Etwas, was mit subjectiver Nothwendigkeit du dir so vorstellest, objectiv falsch seyn kann. Der subjective Standpunkt des kantischen Kriticismus, worauf der Verfasser sich befindet, vermag es in der That nicht den Skepticismus zu widerlegen, und Kant hat nicht das geleistet, was er leisten wollte, den Hume zu widerlegen;

es ist daher schon bemerkt worden, daß der Kriticismus ein unvollendeter, auf der Hälfte des Weges stehen gebliebener Skepticismus ist. *) Daß diese mittelbare oder unmittelbare Nothwendigkeit in der Reflexion unwiderruflich sey, reicht zur Begründung der Sicherheit nicht hin, sobald eingeräumt wird, daß sie eine blos subjective sey, oder daß die Sache an sich und außer der Vorstellung wohl anders seyn kann. Aus aller Verlegenheit und allem Zweifel soll uns nun die Vernunft, und die derselben einwohnende Kategorie, der Satz vom Grunde aushelfen, zu deren Prüfung wir jetzt übergehen.

In seinem Begriffe von der Vernunft ist es, wo Hermes zuerst den Boden des Kriticismus verläßt und den Grund der Gewißheit findet, die weder Kant noch Fichte gewähren, welche diesen Satz als ein Denkgesetz behandelten. „Es haben Kant und Fichte auch den Satz vom Grunde „in Widerspruch mit den Realisten für ein bloses Denkge„setz erklärt.“ (S. 151) Um zu prüfen wer Recht hat, die Idealisten oder Realisten, müssen wir zur Quelle dieses unmittelbar nothwendigen Denkens des Grundes hinzudringen suchen: „Wir müssen dieses Denken bestimmt vor uns bringen.“ (S. 152) Wie lautet nun die von Hermes aufgestellte Kategorie des Grundes, die nicht vom Verstande ist, sondern ein Gesetz der Vernunft seyn soll? „Alles was ist muß einen Grund haben, woher es sey.“ (S. 152) „Das Subject in dem allgemeinen Satze ist „alles Seyende, und ist in allen darunter enthaltenen „besondern Sätzen ein jedes besondere Seyende, „also alles und jedes, was der Verstand durch seinen Be„griff der Realität gedacht hat, aber auch nichts anderes.“ (S. 153) In dieser Allgemeinheit aufgestellt ist der Satz nicht allein unverständig, sondern auch unvernünftig, denn wenn alles was ist, alles Seyende einen Grund hat, so

*) Klee's Dogmatik.

ist die nächste Frage die, ob dieser Grund selbst ein seyender oder nicht seyender sey, ob er Realität oder keine Realität habe? Man wird wohl das erste behaupten und das letzte verneinen müssen; denn wie könnte das Nichtseyn oder des Nichtseyende Grund des Seyns oder des Seyenden seyn. Das Nichtseyende hat keine Realität und keine Wirklichkeit und kann als Grund des Seyns nicht gedacht werden. Man wird also denken und sagen müssen, daß der Grund des Seyenden selbst ein Seyn hat. Wenn also behauptet wird: „Alles was ist muß einen Grund haben,“ und der Grund auch ist, so hebt man dadurch unmittelbar den Begriff des Grundes wieder auf, indem man ihm ein Seyn einräumt und in die Reihe des Seyenden aufnimmt. Man kommt daher entweder auf eine unendliche Reihe des Seyenden, eine Reihe die keinen Grund hat, oder man muß ein Seyn annehmen was keinen Grund hat — das göttliche — dadurch aber wird die Allgemeinheit des Satzes, daß alles Seyende einen Grund habe, aufgehoben und limitirt, sie löst sich in zwei Sätze auf: einiges Seyende hat einen Grund, anderes aber nicht; das Seyende nämlich was den Grund des erstern enthält. Dann aber hat sich unser Vernunftgesetz in die tautologischen oder identischen Sätze verwandelt, dasjenige Seyende was einen Grund hat, muß einen Grund haben, und dasjenige Seyende was keinen Grund hat, kann keinen Grund haben. Dieß ist es was auch der Verfasser der Urphilosophie bemerkt hat, daß Hermes den Satz des Grundes nicht auf Gott anwendet, dem er doch ein Seyn einräumt, und dennoch behauptet, alles Seyende muß einen Grund haben. Hätte Hermes, wie er selbst behauptet (Vorr. S. VII) die alte Metaphysik wahrhaft studiert, nicht etwa ein Compendium derselben flüchtig durchgelesen, so wäre ihm vielleicht die Unwiderlegbarkeit dessen, was die Eleaten vom Seyn lehrten,

aufgegangen. Das Seyn ist das gegebene Absolute, das schlechthin angenommen werden muß, denn es kann von nichts anderm abgeleitet werden, weil anderes auch ein Seyn ist, oder wie will man das Seyn Gottes deduciren? Das Seyn Gottes, wird geantwortet, ist unbedingt, hat keinen Grund, und das Seyn ohne Grund ist der Grund alles andern Seyns, dieß widerspricht dem Satze, daß alles Seyn einen Grund hat. Daß die Eleaten in den Pantheismus verfielen, wir aber nicht, beruht darauf, daß wir durch den Glauben belehrt, das erschaffene Seyn von dem unerschaffenen unterscheiden.

Das vermeintliche von Hermes entdeckte und von seiner Schule hochgelobte Gesetz der Vernunft: „Alles was ist muß einen Grund haben," hat sich bei näherer Betrachtung in die zwei Sätze aufgelöst: Alles begründete Seyn muß einen Grund haben, und alles unbegründete oder unbedingte Seyn kann keinen Grund haben, weil es dessen Begriff als durch sich selbst seyend wiederspricht. Da nun die ganze Unterscheidung der Vernunft und des Verstandes von der Allgemeinheit des aufgestellten Gesetzes abgeleitet wird, so fällt mit der Allgemeinheit des Gesetzes zugleich diese Unterscheidung als unbegründet und nichtig hinweg. Wir wenden uns wieder zu der gegebenen Deduction: „Das Subject in dem allgemeinen Satze, „Alles was ist muß einen Grund haben, ist alles Seyende „und in allen darunter enthaltenen besondern Sätzen, ein „jedes besonders Seyende, also alles und jedes was der „Verstand durch seinen Begriff der Realität gedacht hat, „aber nichts anders." Dieß ist die Prämisse. Es fand sich aber daß das Subject des Satzes keineswegs alles Seyende ist, denn sonst würde der Grund als ein seyender mit eingeschlossen, sondern nur das besonders als begründet Seyend gedacht wird, und wenn es daher heißt: „und in allen darunter enthaltenen besondern Sätzen, ein

„jedes besonders Seyende," so ist das ebenfalls unwahr; denn das allgemeine Subject: alles Seyende, zerfällt in zwei besondere Sätze, deren jeder ein besonders Seyendes, ein qualitativ verschiedenes Seyn, zu seinem Subjecte hat; das bedingte oder begründete Seyn hat einen Grund, das unbedingte oder unbegründete Seyn hat keinen Grund; das unbedingte göttliche Seyn ist ein besonderes Seyn, und das bedingte erschaffene Seyn ist ebenfalls ein besonderes. Beide Sätze sind analytisch, worin die Prädicate nur aussagen, was schon in den Subjecten gedacht worden. Der allgemeine Satz soll aber ein synthetischer seyn, und die Synthesis eine Function der Vernunft, die zu dem vom Verstande gedachten allgemeinen Seyn einen Grund hinzudenkt; der Grund aber wird nicht allem Seyn hinzugedacht, sondern nur demjenigen, wovon schon im Subjecte der Begriff liegt, daß es einen Grund hat. „Und was denken wir über dieß vom Verstande gedachte „Seyn? daß es einen Grund haben müsse, dieß ist das „Prädikat und die Verknüpfung. Wir denken also nicht „über dieses Seyn, was es selber wieder sey, d. i. wir „denken darüber nicht um es selber wieder zu verstehen; „wir müßten dann das Seyn selbst durch den „Begriff Grund denken, was wir aber nicht thun; „sondern wir denken hier diesem Seyn etwas hinzu, näm„lich einen Grund, worin es seine Haltung habe; daß „von ihm ein Grund seyn müsse, das ist unser Gedanke." (S. 153) Es ist merkwürdig zu sehen, wie Hermes selbst durch die bloße Consequenz des Denkens so nahe daran war, die Allgemeinheit seines Grundsatzes aufzuheben, indem er sagt: „wir müßten dann das Seyn selbst durch den Begriff Grund denken." Er weist aber den richtigen Gedanken schnell durch die Behauptung ab: „das thun wir aber nicht." Worauf zu antworten ist, das thun wir allerdings; denn wie wollen wir den Grund

anders als ein Seyn denken, räumt er doch *selbst* die Möglichkeit ein, das Seyn durch den Begriff Grund zu denken, also umgekehrt auch den Grund unter dem Begriff des Seyns zu denken; und ich möchte wohl wissen, ob je ein Philosoph den Grund durch den Begriff des Nichtseyns gedacht hat. Denken wir aber, wie es wirklich der Fall ist, den Grund als ein Seyn, und soll dieser Grund der Urgrund seyn, so denken wir offenbar ein Seyn, was keinen höhern Grund hat, und der Satz: Alles, was *ist*, muß einen Grund haben; hat so seine Allgemeinheit verloren, und der synthetische Satz hat sich in die beiden schon erwähnten analytischen Sätze aufgelöst. Das begründete Seyn hat einen Grund, aber das unbegründete Seyn, das Seyn was wir als Grund (Urgrund) denken, hat keinen Grund.

Durch dieß in der Natur der Dinge, oder wenn man lieber will, in unserm Denkvermögen liegende nothwendige Unterscheiden des Seyns in Begründetes und Unbegründetes, verliert die ganze folgende Deduction ihre Bündigkeit: „Dieß neue Denken (das Hinzudenken des Grun„des) ist daher kein Akt des Verstandes, weil darin nichts „verstanden wird, weil auch kein Verstehen dadurch ver„mittelt oder befördert wird; sondern es setzt das Verste„hen, und was dahin gehört, als vollbracht voraus, „und kommt nun zu diesem vollbrachten Akte des Erken„nens (dem Verstehen) als ein davon ganz verschiedener „neuer Akt des Erkennens hinzu, damit das in dem er„sten Akte bereits erkannte Seyn bestehend gemacht und „gegen das Nichtseyn gesichert, mit einem Worte, damit „es begründet werde.“ (S. 154) Es fand sich aber, daß nun dasjenige Seyn als begründet, oder in einem Grund bestehend gedacht wird, welches gerade als solches gedacht wird, das begründete nämlich; wogegen das unbegründete als durch sich selbst oder ohne Grund bestehend gedacht wird. Es wird also in der That zu dem ange-

nommenen Subjecte nichts Neues hinzugedacht, es ist immer dasselbe Denkvermögen, der Verstand, der thätig ist, welcher auch keineswegs die Verschmähung verdient, die ihm hier angethan wird. Im Begriff des Begründeten liegt der Begriff des Grundes, und im Begriff des Unbegründeten liegt nicht der Begriff des Grundes; oder es negirt den Begriff des Grundes, und wer anders spricht oder denkt, versteht selbst nicht was er sagt, welches seinem eigenen Verstande wenig Ehre macht. „Der neue Akt des Erkennens soll hinzukommen, damit das in dem ersten Akte (des Verstandes) bereits erkannte Seyn bestehend gemacht und gegen das Nichtseyn gesichert, mit einem Worte, damit es begründet werde." Das Seyn aber, das gegen das Nichtseyn gesichert werden soll, ist das vom Verstande nur als in seinem Grunde bestehend gedachte; es wird daher zugleich mit seinem Grunde gedacht, der Grund wird nicht von der Vernunft hinzu gedacht, weil er schon in dem Seyn als ein begründetes enthalten ist. Dasjenige Seyn aber, was als Urgrund vom Verstande gedacht wird, denkt der Verstand ohne Grund, d. h. als das absolute oder ewige Seyn. Wäre es die Function der Vernunft zu allem schon vom Verstande gedachten Seyn einen Grund hinzu zu denken, so müßte man der Vernunft alle Mitwirkung beim Denken Gottes absprechen; denn dem göttlichen Seyn wird kein Grund hinzu gedacht, es wird von keinem andern Seyn abgeleitet. Wenn daher weiter unten zwischen Verstand und Vernunft der Unterschied gemacht wird, der Verstand sey das Vermögen zu verstehen, die Vernunft das Vermögen zu begründen oder zu begreifen, so liegt die Frage ganz nahe: Wie man etwas verstehen kann, was man nicht begreife? Wurde doch oben schon von den Stammbegriffen des Verstandes gesprochen, und öfter gesagt, der Verstand bilde seine Begriffe; und dennoch solle der Verstand nichts

begreifen, sondern müsse von der Vernunft dazu verholfen werden, dasjenige zu begreifen, was er versteht, welches eine Philosophie des Unverstandes ist. Wollte aber jemand einwenden, wir verstünden nicht, wie das begründete, derivirte Seyn aus dem Grunde hervorgehe oder in demselben bestehe, so müssen wir dieß wohl zugeben, denn diese Erkenntniß ist dem Verstande sowohl als der Vernunft unzugänglich; daß aber das begründete Seyn in und durch seinen Grund bestehe, ist ein sehr verständlicher Satz, wenn ich auch über das Wie derselben meine Unwissenheit anerkennen muß.

Was nun ferner auf vielen Seiten gesagt wird von der Nothwendigkeit zu begründen, als der besonderen und eigenen Thätigkeit der Vernunft, ist dadurch erledigt, daß diese Nothwendigkeit nur da eintritt, wo das Seyn als ein begründetes gedacht wird, und die Nothwendigkeit in dem Begriff des Seyns schon liegt, weil dieß nicht ohne Grund gedacht werden kann. Diese Nothwendigkeit ist daher eine rein hypothetische Nothwendigkeit, der Pantheismus, der diese Hypothese läugnet, findet daher keine Nothwendigkeit, irgend ein Seyn durch ein Etwas außer demselben zu begründen, und was wir von dem göttlichen Seyn prädiciren, dehnt derselbe auf alles Seyn aus, daher ist der Pantheismus von Seiten der Vernunft unwiederlegbar, wie es auch von großen Denkern anerkannt worden. Wir finden daher auch den Pantheismus als durchgängig herrschend in der vorchristlichen Zeit bei den Griechen, wiewohl unter verschiedenen Modificationen; derselbe ist aber in der neuern Zeit mit dem Untergange des Glaubens wieder unter uns aufgegangen. *)

*) Daß der St. Simonismus in Frankreich ein Versuch ist, den Pantheismus im Staate und im Leben herrschend zu machen, hat Pr. Möhler in einer sehr lesenswerthen Abhandlung in der Tübinger Quartalschrift, nachgewiesen.

Es ist wohl genug und vielleicht schon zu viel gesagt worden, um zu beweisen daß Vernunft oder Verstand weit entfernt, für alles Seyn einen Grund zu fordern, welches auf eine unendliche Reihe führt, nur für dasjenige Seyn einen Grund annehmen, von dem schon im Voraus gedacht wird, daß es begründet sey, oder daß es nicht ohne Grund gedacht werden könne; dennoch geben die weitern Erörterungen des Verfassers uns Veranlassung diese Wahrheit noch von andern Seiten zu beleuchten. Dazu dient zumal die folgende Stelle: „Wenn ich (der „Verstand) mit Nothwendigkeit denke, daß das Haus — „der Baum, welchen ich da vor mir sehe, in der Wirk„lichkeit vorhanden sey, warum muß ich (die Vernunft) „dann denken, daß auch ein Grund sey, woher das Haus „— der Baum sey? Wenn ich den Gedanken mir einbilde „und annehme, es sey kein solcher Grund da, das Haus „habe sein Daseyn weder durch sich selbst noch durch etwas „anderes, dann kann die Vernunft auch nicht zulassen, daß „es wirklich da sey, sondern sie muß dieses nothwendige „Denken des Verstandes seiner Nothwendigkeit ungeachtet „als falsch verwerfen, denkt die Vernunft aber einen Grund „hinzu, so nimmt sie das Denken des Verstandes an, d. i. „läßt ihm die Wahrheit, die es etwa hat.“ (S. 160) Das Denkvermögen ist nun nach Kant in Verstand und Vernunft zerlegt worden, und es wird uns ein Fall vorgestellt, wo diese beiden Seiten oder Organe desselben mit einander in Streit gerathen und behauptet, daß die blose Negation eines Grundes von Seiten der Vernunft hinreiche, um das vom Verstande mit Nothwendigkeit als eine positive Wahrheit erkannte, als falsch und also als unwahr zu verwerfen. Ich, der Verstand, soll einräumen, daß meine nothwendigen Gedanken darum und nur darum falsch seyen, weil ich, die Vernunft, nicht einsehe, ob ein Grund vorhanden sey. Kann denn nicht ich, der Ver-

stand, die Vernunft fragen wodurch ihr die Priorität zukomme, meinen nothwendigen Gedanken ihre Nothwendigkeit abzusprechen, nicht weil sie positive Gründe dagegen habe, sondern weil sie den Grund dieser Nothwendigkeit nicht einsehe? Wie kann eine blose Unwissenheit von deiner Seite, o Vernunft, mich dazu bewegen, dasjenige was ich so denken muß und nicht anders denken kann, als etwas Unwahres zu denken? Du Vernunft findest keinen Grund für meine Gedanken, das ist schlimm für dich, ich Verstand aber sehe wohl ein, daß die Sache sich so verhalte, und so verhalten muß. Wenn du, meine liebe Vernunft, im Stande wärest, mir Gründe gegen die Nothwendigkeit meiner Gedanken anzugeben, so würdest du vielleicht, wenn deine Gründe hinreichend wären, mich überzeugen, daß meine nothwendigen Gedanken falsch wären, aber solche Gründe hast du nicht, sondern sprichst: ich sehe nicht ein, warum es so seyn muß, darum ist falsch, was du denkst. Wenn nun die Vernunft, die den Verstand bereden will, dessen nothwendige Gedanken seyen falsch, nicht meine Vernunft, sondern die eines andern wäre, würden wir es dann nicht als eine Anmaßung abweisen, wenn dieser andere gegen uns auftrete, mit der Behauptung unsere nothwendigen Gedanken wären falsch, weil er nicht wisse, ob ein Grund derselben vorhanden sey. Ich zweifle sehr, daß sich Jemand ein solches Räsonnement gefallen und eine solche Widerlegung gelten ließe; aber was ich von keiner fremden Vernunft mir gefallen lasse, weil es unverständig ist, soll ich mir von meiner eigenen aufbinden lassen? Fürwahr ich der Verstand müßte von Eigenliebe und schädlichem Negatismus ganz geblendet seyn, wenn ich ein solches Ansinnen meiner unwissenden Vernunft anhören wollte. Es ist auch in der That ein ganz nichtiges Räsonnement, und blos aufgestellt, um der Vernunft eine Wichtigkeit zu geben, die sie nicht hat, und

kein Mensch wird sich von seiner Vernunft einreden lassen, daß seine nothwendigen Gedanken falsch seyen, weil er nicht wisse, ob sie einen Grund haben. Haben etwa die alten Philosophen das Daseyn der Materie geläugnet, weil sie deren Grund nicht wußten, und sie daher für ewig hielten? Haben nicht selbst diejenigen Schulen welche die ganze Sinnenwelt für Schein und Täuschung hielten, das Daseyn dieses Scheins angenommen, dessen Grund sie nicht anzugeben wußten? Ich möchte nur irgend einen Fall hören, wo man einen nothwendigen Gedanken darum als falsch gelten ließ, weil man dessen Grund nicht einsehe. Läugnen etwa die Mathematiker den eilften Grundsatz bei Euclid, weil sie bis auf diese Stunde keinen Grund davon erkennen und ihn nicht beweisen können.

Gegen dieses werden zweifelsohne die Anhänger der philosophischen Einleitung einwenden, es werde nicht gefordert, daß man den Grund bestimmt anzugeben wisse, sondern die Vernunft setze den Grund nur voraus, denn siehst du nicht, werden sie vielleicht sagen, wie die Mathematiker immer von Neuem sich bemühen, den Grund des eilften Axioms bei Euclid aufzufinden? Allerdings weil dieser Satz kein Axiom ist, und keine unmittelbare Gewißheit hat; dagegen wo dieß der Fall ist, bedarf es für unsere Gewißheit keinen Grund, wie dieß bei den wirklichen Axiomen der Fall ist. Wenn wir für irgend eine Sache oder Vorstellung oder Denken einen Grund suchen, so ist es an sich klar, daß ich den Grund von dem begründeten unterscheiden muß, und wo wir dieß nicht können, verschwindet ja der Grund oder geht in dem Begründeten auf, welches dadurch unmittelbar aufhört ein Begründetes zu seyn, weil es keinen Grund hat. Ist Grund und Begründetes identisch, so verlieren beide ihren Begriff, weil sie nur in ihrem Unterschiede etwas

sind, der Grund bezieht sich auf ein Begründetes, dieses auf jenen. Wo also kein Unterschied gemacht wird, fällt auch die Beziehung hinweg; denn nur in dieser sind sie etwas besonderes oder jedes ein anderes. So oft nun gesagt wird, diese Sache ist ihr eigener Grund, hebt man den Unterschied zwischen Grund und Begründetem auf, und der wahre Sinn dieser Worte ist: die Sache hat keinen Grund. Um den aus der kantischen Kritik entlehnten Begriff der Vernunft, als ein Vermögen des Begründens überall geltend zu machen, hält Hermes den Begriff von einem Grunde auch noch da fest, wo er ihn selbst verneint, denn er sagt, „wenn ich den Gedanken mir einbilde „und annehme, es sey kein solcher Grund da, das Haus „(oder der Baum) habe sein Daseyn weder durch sich „selbst noch durch etwas anderes, dann kann die Ver„nunft auch nicht zulassen daß es wirklich sey.“ . . . Wo ein Daseyn durch ein anderes ist, da ist dieß andere allerdings der Grund, wo aber ein Daseyn durch sich selbst ist, da verschwindet der Begriff des Grundes, weil er von dem Begründeten nicht unterschieden werden kann, das Begründete ist der Grund, oder der Grund ist ein tautologisches Gerede. Wenn daher von Gott, dem Unbedingten gesagt wird, er sey Grund Seiner Selbst, so heißt das: Gott hat keinen Grund, er ist weil er ist, „Ich bin, der ich bin.“ Die Behauptung, daß die Vernunft überall einen Grund fordere, hebt in der That den Begriff Gottes als des Unbedingten oder Urgrundes auf, und führt auf die schon bemerkte unendliche Reihe, oder man müßte der Vernunft ihre Function bei der Erkenntniß Gottes absprechen, weil es hier nichts mehr zu begründen giebt.

Die näheren Bestimmungen des allgemeinen Vermögens oder die Nothwendigkeit des vernünftigen Denkens zu begründen, zeigen es noch deutlicher, daß die Synthesis des

Grundes, als die allgemeine Function der Vernnnft nur da statt finde, wo schon in dem Seyn der Grund mitgedacht wird, daher wir es nur mit analytischen Sätzen zu thun und diese zu zergliedern haben. „Weil die Vernunft „wie sich hier gezeigt, nicht allzeit mit demselben Grunde „das vom Verstande oder auch von ihr selbst ge„dachte Seyn begründen kann, sondern nach Verschie„denheit des gedachten Seyns auch eines verschiedentlich „bestimmten Grundes bedarf, oder was dasselbe sagt, weil „nicht jeder Grund für jeden Fall hinreicht, so ist es nicht „unrecht, wie das Viele meinen, sondern bestimmter ge„sprochen, wenn wir den Satz vom Grunde so ausdrücken, „Alles was ist, muß einen zureichenden Grund „haben." (S. 175) Es ist also die Rede von der nähern Bestimmung des Grundes, als eines für jeden bestimmten Begriff des Seyns hinreichenden. Was aber in den angeführten Worten besonders zu merken, ist das doppelte Seyn, was die Vernunft zu begründen hat, das vom Verstande oder von ihr selbst (der Vernunft) gedachte Seyn, das Seyn des Verstandes ist das erste gegebene Seyn, das von der Vernunft gedachte ist das Seyn des Grundes, demnach giebt es Fälle wo das Seyn des Grundes oder der Grund weiter zu begründen ist. Findet sich nun, daß das vom Verstande und von der Vernunft gedachte Seyn, qualitativ gleich sind, so ergiebt sich von einer andern Seite, daß der Unterschied den die kritische Philosophie zwischen Verstand und Vernunft macht, an sich nichtig ist. Die vorzüglichsten Begriffe der theoretischen Vernunft sind der Ordnung nach, wie sie höher sind, oder sich doch voraussetzen, folgende:

1. „Der Begriff des Grundes und der dadurch mitgegebene des Begründeten." Wenn aber der Begriff des Grundes nicht ohne den des Begründeten gedacht werden kann, weil sie nur in ihrer Beziehung unterschieden werden,

so sind beide in einem Begriff des Verstandes gegeben, aus dem sie analytisch entwickelt werden. Der Verstand kann nicht ein Seyn als begründet denken, ohne es zugleich unmittelbar auf einen Grund zu beziehen, weil es nur dadurch als begründet gedacht wird. Der Grund ist keine Synthesis der Vernunft, sondern die eigene Synthesis des Verstandes, die mit dem Begriff des begründeten Seyns den Begriff des Grundes unmittelbar verbindet. Grund und Begründetes werden unterschieden, aber in diesem Unterschiede unzertrennlich verbunden, es ist dieselbe Thätigkeit, derselbe Act des Denkens, der sie unterscheidet und auch verbindet, der Unterschied hebt nicht die Einheit, oder wenn man lieber will die Verbindung, noch diese den Unterschied auf. Wenn der Verstand ein Seyn überhaupt oder ein unbestimmtes Seyn dächte, und es käme nun die Vernunft als *Vermögen* zu begründen, und verknüpft mit dem erstgedachten Seyn ein anderes Seyn, als Grund des ersten, so hätten wir allerdings einen Grund Verstand und Vernunft als ein doppeltes Denkvermögen zu unterscheiden; aber dieß ist nicht der Fall, sondern der Verstand denkt ein begründetes Seyn, und verbindet unmittelbar mit demselben den Begriff Grund, weil er es sonst nicht als begründet denken könnte. Würde nun Jemand aus dieser Schule, um den beliebigen Begriff von der Vernunft zu retten, sagen, es sey der Verstand der das Begründete, die Vernunft, die den Grund denkt, so sprechen die eigenen so eben angeführten Worten des Hermes dagegen: „Weil die Vernunft nicht allzeit mit demselben Grunde das vom Verstande oder auch von ihr selbst gedachte Seyn „begründen kann." Es ist also nicht blos der Verstand sondern auch die Vernunft die ein zu begründendes Seyn denkt, und weil kein zu begründendes Seyn ohne Grund gedacht werden kann, so werden beide das vom Verstande

und von der Vernunft gedachte Seyn mit einem Grunde gedacht, und der vorgegebene oder gemeinte Unterschied beider Kräfte zeigt sich als derselbe Act unserer Denkkraft, mag man sie hier als Verstand oder Vernunft bezeichnen.

Die andern Begriffe, welche die Vernunft als das Vermögen zu begründen bilden soll, sind: 2. „der Begriff „des durch ein Anderes Begründeten oder des Bedingten. „3. Der Begriff der Ursache und der dadurch mitgegebene „der Wirkung. 4. Der Begriff der Kraft als das Ver„ursachende in der Ursache. 5. Der Begriff des durch „kein anderes mehr, sondern durch sich selbst Begründeten, „oder des Unbedingten (Absoluten).“ (S. 176 — 77) Den Begriff des Unbedingten ausgenommen, sind die andern Arten von Begriffe Wechselbegriffe deren einer ohne den andern nicht gedacht werden kann; daher von ihnen alles dasselbe gilt, was soeben von dem correlaten Begriffe Grund und Begründetes gesagt worden. Wir können nicht Bedingtes denken ohne zugleich eine Bedingung hinzu zu denken; keine Ursache ohne Wirknng, und umgekehrt. Es sind analytische Begriffe des Verstandes, deren Synthesis ursprünglich ist, weil Eines mit dem Andern gesetzt und gedacht wird. Die Ursache z. B. bezieht sich nothwendig auf eine Wirkung, denn wie könnte ein Seyn als Ursache gedacht werden, das keine Wirkung hätte; oder wie will man ein Seyn als Wirkung denken, das keine Ursache hätte. Von diesen Wechselbegriffen verschieden ist der Begriff des Unbedingten, des Seyns, das keinen Grund hat, des absoluten Seyns. Dieses Unbedingte ist es, welches, wie schon bemerkt worden, die von Hermes behauptete Kategorie der Vernunft: „Alles, was ist, muß einen Grund haben,“ aufhebt und vernichtet; das unbedingte ist, ist ein Wirkliches; denn die Vernunft ist ein Wirklichkeitsvermögen, es hat ein Seyn, und

dieß Seyn hat keinen Grund. Woher kommt aber dieser Begriff des unbedingten, absoluten Seyns? Etwa vom Verstande? Aber der Verstand denkt ja nur Endliches, Relatives, ein Etwas, das sich auf ein anderes Etwas bezieht. Also von der Vernunft? Aber die Vernunft ist ja ein Vermögen des Begründens; Alles, was ist, sagt sie, muß einen Grund haben, an einem Seyn, das keinen Grund hat, scheitert ihre Thätigkeit, es ist gegen die Natur der Vernunft, nach Hermes ein Seyn ohne Grund zu denken. So ist denn der Begriff, oder, wenn man lieber will, die Idee des Unbedingten kein einheimisches Gewächs, sie ist weder dem Boden des Verstandes noch der Vernunft entsprossen. Höhern heiligen Ursprungs ist sie, das Erzeugniß einer andern Welt, sie leuchtet in die Finsterniß, und die Finsterniß hat sie nicht begriffen; denn wie will das Endliche den Unendlichen begreifen? Wo aber die Philosophie ihre Grenze hat, fängt die Anbetung an.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Literatur.

Geschichte der Religion Jesu Christi. Von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, fortgesetzt von Friedrich von Kerz. Zwei und zwanzigster, Fortsetzung neunter Band, zweite Abtheilung. Mainz, 1831. In der Simon Müller'schen Buchhandlung. Wien, bei J. B. Wallishäuser. Gr. 8. S. 497.

Der verehrungswürdige Hr. Verf. fängt an: „Mit einer Empfindung, nicht unähnlich jener, welche man Wehmuth nennt, ergreifen wir jetzt wieder den am Ende des siebenten Bandes auf kurze Zeit aus der Hand gelegten Faden der oströmischen Geschichte, das heißt, der Erzählung der fernern Schicksale eines in Verfassung, Sitten und Gesinnung des öffentlichen wie des häuslichen Lebens immer mehr erlöschenden, sichtbar dahinsterbenden Reiches. Vor Allem, fährt er fort, müssen wir hier bemerken, — und dieser so ungemein wichtige Gesichtspunkt darf durchaus dem Auge nicht entrückt werden — daß nämlich von dem, was eigentlich ein wahrhaft christlicher Staat fordert, jener der Römer, auch nach Einführung des Christenthums unter dem großen Constantin, dennoch wegen des in dem Herzen dieses Staates wuchernden heidnischen Grundübels, nur ein sehr mattes, fern gestelltes Bild war. Ihm fehlte die jedem Staate durchaus nothwendige, weil einzige feste und ganz auf sich selbst beruhende Grundlage, nämlich eine vollkommene vollendete organische Gestaltung eines wirklichen, in dem ganzen Ritus des öffentlichen wie des Privatlebens, und in den Ansichten und dem Charakter des Volkes, wie in

den Grundsätzen und Verwaltungssystemen der Regierung tief und fest wurzelnden, wahrhaft christlichen Staates.»

Das zweite Hauptgebrechen des oströmischen Staates findet Hr. v. Kerz in der Fortsetzung, in dem unzeitigen, höchst unverständigen und gewöhnlich gewaltsamen Einmischen der Staatsregierung in kirchlichen Angelegenheiten und zeigt sogleich die traurigen Folgen; denn „Byzanz Geschichte, sagt er S. 18, ist nach Heraklius Tod nur die, wenig oder gar keine Theilnahme erregende Geschichte einer größtentheils obscuren Reihe schnell aufeinander folgender, theils kühner, theils feiger Thronräuber, und unter ungefähr sechszig Prinzen oder Emporkömmlingen, die nun in einem Zeitraum von sechshundert Jahren sich das Kaiserdiadem um die Stirn winden, werden wir nur äußerst wenigen begegnen, die, weil im Purpur geboren, nicht anarchischer Aufruhr auf den Thron erhoben, und neue Empörung bald wieder davon herabgestürzt hätte.»

Der Zeitpunkt fängt an von dem Tode des Kaisers Heraklius 641 bis zu dem Concilium Quinisextum 692.

Nach dem so eben erkannten Plane wird im zweiten Abschnitte vernommen, wie Heraklius seine zwei Söhne, Constantin und Herakleon, der Regierung versichert, und dem letztern seine Mutter Martina als Vormünderin und einstweilige Mitregentin ernannt, welche sich aber nach dem Tode des Heraklius so stolz und unklug benahm, daß sie, weil sie ohne ihre Söhne zum erstenmal auf dem kaiserlichen Throne in dem Circus erschien, mit Schmach in ihren Palast zurück eilen mußte. Constantin wurde nun allein als Regent anerkannt, beging aber im Anfange Fehler, wegen welcher er, den Beifall edler, fein fühlender Seelen auf der einen, und eines im Ansehen stehenden Heuchlers auf der andern Seite, nicht gewinnen konnte. Indessen fehlte es ihm nicht an den Eigenschaften eines guten

Regenten, allein im vierten Monate der Regierung starb er schon, da sein Leben schon von früher Jugend an beinahe eine ununterbrochene Krankheit gewesen war.

Nach der Erzählung des dritten Abschnitts werden Martina und ihr Sohn Herakleon, statt die Oberhand zu erhalten, schuldig oder unschuldig, verurtheilt, jene die Zunge, dieser die Nase zu verlieren und verbannt zu werden, und Constans, der zwölfjährige Sohn des Constantins, mit den Obersten seiner Leibwache und von einem zahlreichen Haufen Trabanten begleitet, begab sich in die Mitte der versammelten Väter und hielt an dieselbe eine, natürlicherweise auswendig gelernte, Anrede, bei welcher gewiß jeder Halbvernünftige, wenn anders ein solcher unter den mystificirten Zuhörern sich befand, sich kaum des Lachens mochte enthalten können. Zuerst dankt der gekrönte zwölfjährige Knabe dem Senat für die gerechte Bestrafung der Mörder, welche all die schönen Hoffnungen der, alle Völker beglückenden Regierung seines Vaters so schändlich als grausam vernichtet hätten; dann sprach er mit höherem Tone der Stimme: „Patricier und Senatoren! durch Eure Energie und weisen und gerechten Ausspruch, habt ihr der Welt ein schreckendes Beispiel gegeben, und Martina und ihre blutschänderische Brut vom Throne gestürzt. Blos Eurer Majestät und Weisheit dankt Rom seine Erhaltung und die Befreiung von schändlichen Fesseln, in welche gesetzlose Tyrannei es zu schlagen sich erkühnen wollte. Patricier und Senatoren! Ich ermahne, ja ich, euer Kaiser, bitte Euch, bleibt stets standhafte und unerschütterliche Rathgeber, Richter und Erhalter des römischen Gemeinwesens.“ Es wird nun vom Geschichtschreiber beigesetzt: „Prächtige Geschenke wurden nun mit verschwenderischer Freigebigkeit unter alle Mitglieder des Senats vertheilt. Jeder Patricier und Senator erhielt das, für seine ge-

spielte Rolle, ihm gebührende Honorar in gewichtigen Goldstücken; aber damit hatte nun auch das ganze dreitägige Possenspiel ein Ende, und die standhaften unerschütterlichen Rathgeber, Richter und Erhalter des römischen Gemeinwesens, wurden jetzt wieder, nach wie vor, byzantinische, vor ihrem Herrn im Staube kriechende Sklaven und Jaherrn."

Wenn wir die vorhergehenden Abhandlungen nur mit Widerwillen durchlaufen haben, so würden wir nun gern lange verweilen, wenn nur der Geschichtkunstschreiber so viel Stoff finden könnte, als er für sich und uns wünschte. Besonders sind die letzten Jahre der Regierung Constantins an Ereignissen äußerst dürftig; ein Fall, setzt Hr. Kerz bei, der stets einzutreten pflegt, wenn unter einem milden Scepter die Völker glücklich und zufrieden leben. Denn wie wir aus dem fünften Abschnitte sehen, folgte auf den unwürdigen Vater ein würdiger Sohn, Constantin IV. Pogonatus, d. i. der Bärtige genannt, weil er als unbärtiger Constantinopel verließ und nach neun bis zehn Monaten Milchhaare an dem jugendlichen Kinn bei der Zurückkehr von Sicilien mit Freuden erkannt wurden. Wenn wir lesen, daß Constantin Frieden von außen mit den Sarazenen, Bulgaren, Avaren und Longobarden genossen, Ruhe und Frieden erhalten oder hergestellt hatte, so freuet uns gewiß noch insbesondere, daß er auch mit dem Papste Agatho gegen das Ende des Jahres 680 das berühmte sechste Allgemeine Concilium veranlaßte, wovon aber hier noch nicht weitläufiger gesprochen, das nur einstweilen angemerkt wird. Constantin starb gegen das Ende des Jahres 686, viel zu frühe für das Wohl des Reiches, wie für das Wohl seiner Unterthanen, besonders da einem solchen würdigen Vater ein höchst unwürdiger Sohn auf dem Throne folgte.

Das Lob des Kaisers, mit welchem man S. 41 —

42 der Abschnitt geschlossen wird, ist würdig mit Begierde gelesen zu werden, wir dürfen aber hier einen Zug mittheilen. „Am Rande des Abgrundes, in allen seinen Grundpfeilern erschüttert, vom Sektengeist zerrissen, von übermächtigen Feinden hart gedrängt, und die Majestät des römischen Namens mit Schmach bedeckt, hatte Constantin das Reich von seinem Vater erhalten, und vollkommen beruhigt, mit äußerm und innerm Frieden gesegnet, mit allen seinen Nachbarn im Frieden, von fremden Völkern wieder geehrt, und die stolzen arabischen Welteroberer ihm zinsbar, übergab er es seinem Nachfolger." Ach, müssen wir sogleich seufzen, ach hätte er doch länger regiert, wenigstens einen ihm gleichen Nachfolger gehabt.

Was wir also im sechsten Abschnitte lesen werden, sehen wir schon voraus, und wenn uns die Geschichte betrauert, so haben wir doch einen Trost, daß uns die Kunst des Geschichtschreibers nicht verlassen kann.

Im siebenten Abschnitte läßt uns Hr. v. Kerz Leontius einen würdigen Regenten nur anblicken, nicht beschauen. Sein treuer Feldherr Johannes ward von treulosen Soldaten ermordet, und er selbst mußte sich die Nase abschneiden und in ein Kloster einsperren lassen.

Da unter die kurze Zeit des guten, milden und doch den größten Theil seines Lebens so unglücklichen Kaisers Leontius ein, seiner späten, viel umfassenden Folgen wegen, höchst merkwürdiges Ereigniß, nämlich die Gründung und Entstehung des Staats und Herzogthums von Venedig fällt, so benützt Hr. v. Kerz die Gelegenheit, in diesem Abschnitte S. 56—66 hievon in Text und Noten zu sprechen. Kurz ist der achte Abschnitt, und meldet nur mit wenigen Worten den Anfang und das Ende der Regierung des Kaisers Tiberius, welcher seinen Vorfahrer Leontius vom Throne gestürzt hatte. Hr. v. Kerz will hier nur noch, obschon außer den Gränzen des gegenwär-

tigen Zeitraums, den zweiten Act des Trauerspiels vollenden, darum nur einstweilen die kurze Erinnerung von Tiberius, um auf den neunten Abschnitt überzuwandern, der von S. 68 — 92 in 24 Paragraphen besteht. Wir erinnern nur, daß der grausamste aller grausamen Tyrannen eines weit glücklichern Todes gestorben ist, als er verdient hatte; er wurde im Jahre 711, im zwei und vierzigsten Jahre seines Alters vom Pferde herabgerissen und enthauptet. Der begierige Leser lese nun selbst in der Geschichte, wie Justinian II. wieder auf den Thron gelangt, nicht nur seine zwei Nachfolger Leontius und Tiberius, sondern unzählige Menschen ermordet oder hat ermorden lassen, und so grausam war, daß selbst sein grausamster Mordhelfer Stephan den ihm ertheilten Mordbefehl von Chersona zu vollziehen nicht Muth genug hatte.

Nach dem Plane kommt nun die Reihe an die Longobarden. Der erste Regent dieses Zeitpunkts ist Rotharis, Herzog von Brescia, der aber schon im Jahre 636 die Regierung angefangen hat, daher im Anfange des zehnten Abschnittes auf den siebenten Band der Fortsetzung der G. d. R. J. Abschn. 19, §. 29, hingewiesen wird. Dieser zehnte Abschnitt besteht aus 11 Paragraphen.

In dem eilften Abschnitte sehen wir des Rotharis Sohn, Rodualb, nur sechs Monate auf dem Thron, weil er als Ehebrecher ermordet worden ist. Von seinem Nachfolger, Aripert, einem Bruderssohne der Theudelinde, obschon er 9 Jahre regiert hat, meldet Hr. v. Kerz nur weniges, aber gerade so viel Lobwürdiges, daß wir bedauern, daß Aripert nicht ein Jahrhundert gelebt hatte, um so mehr, da seine zwei Söhne und Nachfolger bald uneinig wurden und dem Grünwald Anlaß gaben, sich die Regierung anzumaßen, und so von §. 4 — 18 die Hauptperson ausmacht, jedoch als Held, als Regent und als Gesetzgeber nicht unwerth ist, wie besonders Hr. v. Kerz

auch lobt, daß, obschon Grünwald in der arianischen Irrlehre erzogen, er doch in den Schoos der wahren Kirche zurückgekehrt ist, indem nicht bezweifelt werden könne, daß er dem heil. Ambrosius zu Ehren eine Kirche in Mailand erbaut habe. Unter Grünwald's Regierung, setzt Hr. v. Kerz hinzu, fing die katholische Kirche an auch unter den Longobarden die herrschende zu werden.

Mit Herzensfreude lesen wir im zwölften Abschnitt von §. 1—5, die Rückkehr des rechtmäßigen Königs Bertharis, welcher von Romulus ins Elend gejagt ward; seine glückliche Regierung anfangs allein, dann mit seinem würdigen Sohne Cunibert; seine Frömmigkeit; bedauern aber seinen von allen Longobarden gleichfalls aufrichtig bedauerten Tod im Jahre 686.

Wie der würdige Cunibert seine Regierung, die ihm der treulose und undankbare Alarich geraubt hatte, wieder an sich gebracht hat, dann wieder glücklich regierte, und nach zwei und zwanzigjähriger Regierung im Jahre 701 starb, liest man nicht ohne besondere Theilnahme von §. 6—9. Werth ist er, daß wir das Lob welches Hr. v. Kerz ihm ertheilt, auch von hier aus weiter verbreiten und Anlaß geben, daß Cunibert von vielen nicht nur geehrt, sondern auch nachgeahmt werde.

In den sieben §§. des dreizehnten Abschnitts wird erzählt, wie Aripert II. die rechtmäßige Regierung dem Liudpert, des Cuniberts Sohn, entzogen, zwar zwölf Jahre mit Milde und vieler Mäßigung herrschte, aber endlich selbst wieder weichen mußte dem Ansprand, der des inzwischen ermordeten Liudpert Vormund gewesen war, aber nachher die Flucht hatte ergreifen müssen, und elend in den Fluthen des Tessino zu Grunde ging, nach welchem auch Ansprand, der nun einstimmig erwählte König, bald starb. Hiemit schließt sich nun der bis hieher bestimmte Zeitlauf.

Die Geschichte der Franken fängt Hr. v. Kerz mit

dem vierzehnten Abschnitt an, und schließt diesen Zeitraum mit dem sechszehnten Abschnitt. Da in diesem Zeitpunkte so viele, meistens so schwache, hin und wieder auch grausame Könige vorkommen, das Reich bald unter einem, bald unter mehreren Königen stand, die nicht so wohl regierten, als regiert wurden, jedoch die Unterthanen glücklich waren, wenn eine kluge, dabei fromme Mutter, kluge aber fromme Bischöfe die Regierung leiteten; aber unglücklich, wenn Ebroinen, und diese noch von unwürdigen Bischöfen unterstützt wurden, wenn diese Lage also ist, so läßt sich nicht so leicht ein kurzer Überblick dieses Zeitlaufes machen, wir weisen daher den Leser selbst auf das Buch. Wenn wir jedoch bei Pipin eine Ausnahme machen konnten, da Einfachheit eintritt, so ist jedoch die Geschichte nun zu merkwürdig, als daß wir, was Hr. v. Kerz meisterhaft dargestellt, stümmeln oder schwächen wollten. Nur schreiben wir am Schlusse — S. 205 — in Betreff Pipins dieses buchstäblich ab: „Um diesen außerordentlichen Mann ganz wie er war, in seiner Heldengröße, wie in seinen menschlichen Schwächen der Nachwelt zu zeigen, darf die Geschichte nur dessen Thaten erzählen; ist dieses geschehen, so werden jedes weitere Lob wie jeder weitere Tadel mehr als überflüssig; denn daß Pipin den rechtmäßigen Königsstamm unterdrückte, und, obgleich zum Wohl der Kirche, zum Heil seiner Völker und zum Besten der Menschheit, eine jedoch nur usurpirte Gewalt ausübte, dieß sind unläugbare Thatsachen. Aber bei allem dem ist doch nicht immer die Weltgeschichte auch die Stimme des Weltgerichts, denn offenbar vermag eigentlich nur die Hand der Allmacht die Wagschale ewiger Gerechtigkeit zu halten, die oft nach ganz andern Gesetzen richtet, als denen der Pandekten des Justinians und ihrer gelehrten oder ungelehrten Commentatoren aller Zeiten und Zungen.“

Mit dem siebenzehnten Abschnitt wird die Geschichte der Westgothen fortgesetzt. In dieser Periode geht Spanien einem traurigen Zustande entgegen. In vorliegendem Abschnitte sehen wir zwar noch kräftige Regenten, besonders Chindasuinth und Recesmuth. Die Geistlichkeit hat nicht nur kräftige Gesetze für die Kirche, sondern sorgt auch für den Staat, denn die Concilien waren auch zugleich Reichstage; wenn sechs und sechzig Bischöfe von Spanien unter Isidor von Sevilla in der Leocadien Kirche von Toledo sprechen: „Alle, welche es in Zukunft wagen würden, verrätherische und treulose Anschläge gegen das Leben oder die Krone des Königs zu schmieden, oder gar ihn zu tödten, oder seines Reiches zu berauben, und durch Aufruhr und Empörung sich selbst einen Weg zum Thron zu bahnen, sollen mit dem großen Banne belegt, von der Kirche ausgestoßen, nicht mehr als Glieder derselben betrachtet und aus aller Gemeinschaft mit Christus und seinen Heiligen ausgeschlossen werden" — und dreimal dann dieser furchtbare Fluch von der ganzen Versammlung, von den Bischöfen wie von den anwesenden Großen, über das Haupt derjenigen ausgesprochen, welche in Zukunft sich solcher abscheuungswürdigen Verbrechen schuldig machen würden, — und wenn dann sogleich die Bischöfe die Absetzung des Suintila bestätigen, ihn, seine Gemahlin und Kinder, ihrer vergangenen Verbrechen wegen, unfähig zu allen Würden und Ehrenstellen erklärten ꝛc.; wer möchte nicht auch jetzt so kräftige Bischöfe haben, um Ruhe und Eintracht zu bewahren? Wer möchte nicht aber auch so willige Handhaber der Gesetze dazu haben? Leider selbst in Spanien wurde bald widersprochen, was festgesetzt worden war. Es ist übrigens Vergnügen, die Männer an der Regierung zu sehen, die wir schon genannt haben. Beide lobwürdig, insbesondere Recesuinth, er starb im Jahre 672, und in wenigen Worten welch ein

großes Lob: „Die Westgothen verloren an ihm einen zärtlichen Vater und die Monarchen, seine Zeitgenossen, ein seltenes Muster eines weisen, gerechten und uneigennützigen Fürsten. Wie ihm Kirchenzucht und ein tadelloser Wandel der Geistlichkeit eben so sehr als bürgerliche Ordnung und wohlgeordnete Rechtspflege am Herzen lagen, wird schon die Seite vorher, S. 237, gelesen. Zu bedauern, daß er wider seinen Willen dem Königreiche Spanien sein Verderben veranlaßte, da er das Erbreich wieder in ein Wahlreich verwandelte.

Mit dem achtzehnten Abschnitt beginnt der traurige Inhalt: „Zunehmende innere Zerrüttung des westgothischen Reichs.“ Zwar war die Wahl eines neuen Königs glücklich. Wamba wird gewählt, und weil er mit Gewalt die Wahl nicht annehmen will, wird ihm die Wahl gelassen zwischen Krone oder Tod. Wamba, der ehrwürdige, der ergraute Krieger, stark an Geist und Charakter, reich an Erfahrung, geschmückt mit seltener Tugend, auch entsprossen aus einem der edelsten und ältesten Geschlechter, giebt sich für das Vaterland zum Opfer, und wird König; allein er fühlte sogleich die Folge des Gesetzes seines Vorfahrers, die Wahl wieder herzustellen, denn nur mit großen Beschwerden konnte er zwei Gegenkönige bekämpfen, wonach aber glücklich blieb seine Regierung. Jedoch ist nicht zu loben, daß er auch die Geistlichkeit ohne Unterschied, zu den Waffen gegen innere und äußere Feinde verpflichtete. Während die Regierung dieses großen und würdigen Königs erzählt wird, kommt dazwischen auch ein wichtiger Artikel über die Geistlichkeit in Spanien, welcher vorzüglich verdient gelesen zu werden.

Lieber möchte ich nun das Buch schließen, als zu lesen fortfahren, denn Trauer und Betrübniß kündigt der neunzehnte Abschnitt mit den Worten an: „Untergang des westgothischen Reichs.“ Die Feinde der Religion wür-

den nie gegen die Christen gesiegt, und auf dem Untergange der Religion sich erhöhet haben, wenn die Christen nicht selbst aus Zwietracht und Untreue sie unterstützt hätten, oder wenigstens nicht sich selbst entzweiet und geschwächt hätten. So auch hier, wie die Geschichte die wir vor uns haben, vom Anfange bis zum Ende beweiset. Wittiza, der westgothische König war groß, und kein Feind konnte seinem Reiche schaden, allein er vergaß sich, er wurde Despot und unüberlegter Reformator; die Folge war, daß er den Thron verlor, und sein Gegner Roderich sich auf denselben erhob. Die Sarazenen sollen nun den Christen oder vielmehr den Anhängern des Wittiza helfen; sie kommen, nehmen die Christen und Juden zu Hülfe, um das katholische Spanien zu zerstören. Als den Christen noch zu helfen gewesen wäre, muß nicht nur der Verräther Julian, sondern selbst ein Bischof, Oppas, das Volk verblenden helfen, um die christliche Armee zu zerstreuen, und den Sarazenen beizuspringen. Daß nur dadurch Spanien in Feindes Gewalt kommen und auf Jahrhunderte in ihrer Gewalt bleiben konnte, beweisen einzelne Helden, und unter diesen Theudemir, der sich, da er keine zureichende Hülfe mehr hatte, in die feste Stadt Auriola (jetzt Oriutzela) warf. Alle Einwohner, erzählt Hr. v. Kerz S. 320, ließ er bewaffnen, selbst die Frauen und Jungfrauen mußten den Kriegsrock anlegen, ihr lockiges Haar unter einem Helm verbergen, Schild und Lanze ergreifen, und in langen und dichten Reihen sich auf den Mauern von Auriola aufstellen. Staunend und nicht wenig betroffen sah jetzt Abdalaziz von Ferne die zahlreiche Besatzung, von deren Kühnheit und Tapferkeit er während seines Marsches über die Gebirge schon so manche blutige Beweise erhalten hatte. Aber noch höher stieg sein und zwar freudiges Erstaunen, als man ihm bald darauf meldete, ein von Theudemir bevollmächtigter Abgeordneter

sey aus der Stadt im Lager angekommen, um mit den Sarazenen wegen eines Friedensvertrags zu unterhandeln. Abdalaziz, der mit Mißmuth schon einer sehr hartnäckigen mithin blutigen und langwährenden Belagerung entgegen gesehen hatte, gab sogleich Befehl, den Abgeordneten zu ihm zu führen. Da man von beiden Seiten den Handel beendigt wünschte, so zogen sich die Unterhandlungen auch nicht in die Länge, und der Vertrag war schon nach einer Stunde geschlossen. Theudemir ward von den Sarazenen als ein gothischer Fürst anerkannt, und in seinem Fürstenthume bestätiget, allen Christen Sicherheit der Person und des Eigenthums zugesagt, und in dem ganzen Fürstenthume ihnen vollkommen freie Religionsübung mit Beibehaltung aller ihrer Kirchen zugestanden. Was würde nicht Theudemir noch größeres vollzogen haben, hätte er nur eine Armee gehabt, um gegen die Feinde der Religion sie anzuführen. Mit der Erinnerung, wie in nicht einmal zwei vollen Jahren vierzig bis fünfzig tausend arabische und afrikanische Beduinen Spanien eroberten, jedoch von nun an der tapfere Pelajo und jene 1000 gothische Ritter, die mit ihm in dem asturischen Gebirge Ausona, in einer großen, von der Natur zu einer unbegränzbaren Feste, gestalteten Grotte sich gelagert hatten, jetzt das ganze christliche Spanien umfaßte, und von ihnen das Heil für die Zukunft schon wieder anfing, schließt zwar dieser Zeitraum; jedoch will der verehrungswürdige Hr. Verf. von §. 30 — 35, — gleichwohl ausnahmsweise — mit dem ferneren Schicksale jener arabischen Männer, Musa, Tarik und Abdalaziz, welche bisher mit der spanischen Zerstörungsgeschichte so verwebt waren, die Leser bekannt machen. Im Kurzen besteht es darin: Tarik folgt dem Gebieter, dem Kaliphen Al-Walid, und findet zu Damaskus Ehre und Lohn. Musa, dessen Geist in neuern Zeiten in Napoleons Körper gefahren seyn mochte, blieb dem Gebote

zuwider in Spanien, wollte mit furchtbarer Heeresmacht über die Pyrenäen ziehen, Gallien zu erobern, hierauf das Reich der Longobarden in Italien zu stürzen, und in Rom den Mittelpunkt der Christenheit zu zerstören; aus Italien wollte er dann über die Alpen in Deutschland einbrechen, den Barbaren Germaniens den Koran predigen, dem Laufe der Donau von ihren Quellen bis an das schwarze Meer folgen, Constantinopel erobern, dem byzantinischen Reich ein Ende machen, und so aus Afrika über Europa zurückkehrend, das unterjochte Abendland durch Thracien mit dem ungeheueren Sarazenenreich in dem Morgenlande verbinden.

Gott sey Dank, daß Musa mit seinem kräftigen Sohn Abdalaziz verhindert worden ist, seinen Plan ausführen zu können, denn Musa konnte einem zweiten Befehle, nach Damaskus zurückzukehren, nicht widerstehen. Zum Lohne für die großen Eroberungen als Neider, Ungerechter und Gewaltthätiger um viel Geld gestraft, öffentlich gegeißelt, dem Volke zur Schau ausgestellt, ist er in Verbannung verwiesen worden, wo er aus Gram gestorben ist, als man ihm den abgeschlagenen Kopf seines Sohnes, der seine Frau, des unglücklichen Königs Roderichs hinterlassene Gemahlin, eine Christin hatte bleiben lassen, und darum enthauptet worden ist, zum Sehen gebracht hatte.

Im ein und zwanzigsten Abschnitt kommen wir auf die Fortsetzung der Geschichte der Häresie der Monotheliten. Mit dem Tode des Constantin, Heraklius Sohn, erhob die Ketzerei wieder das Haupt unter Constans. Paulus ward Patriarch zu Constantinopel, eben so Ketzer, wie der entfernte Pyrrhus. Wir sehen immer die nämliche Geschichte wie die Ketzer nur auf eine kurze Zeit nachgeben, oder heucheln, wenn sie unterliegen, wie sie Höhnen und Gewaltthätigkeiten anwenden, sobald sie die Oberhand haben. Maximus überwindet den Pyrrhus zu Carthago

wovon der Papst Agatho eine Abschrift erhielt, begleitet von einem Synodalschreiben sämmtlicher im Concilium versammelten Bischöfe, in welchem sie das Oberhaupt der Kirche bitten, die Glaubensformel, so wie das demselben beigefügte Urtheil zu unterzeichnen, indem letzteres blos zufolge seiner von ihm selbst in seinem Breve an den Kaiser ausgesprochenen Verdammung wäre gefällt worden. Bald darauf starb der Papst Agatho, unter welchem, wie Hr. v. Kerz erzählt, in der Peterskirche ad Vincula dem h. Märtyrer Sebastianus zur Ehre ein Altar errichtet worden, worauf jene schreckliche Seuche alsogleich aufhörte, von welcher so viele Menschen starben, daß man kaum ihre Leichen begraben konnte, und in dem volkreichen Pavia auf den öffentlichen Plätzen und in den sonst besuchtesten Straßen das Gras hervorwuchs. In einer von S. 458 — 472 fortlaufenden Anmerkung wird die angebliche Verdammung des Papstes Honorius untersucht.

Nach dem neun und zwanzigsten Abschnitt bestätigte Leo II. das sechste Concilium nach dessen ganzen Inhalte; was er sonst gethan und sein Lob, wird beigefügt. Nicht einmal so lange als er, lebt sein Nachfolger Benedict II. auf dem päpstlichen Throne. Seine Handlungen, Lob und heiliges Absterben werden in dem §. 4 dieses Abschnittes gefunden. Auch Johannes V., wie im §. 5 erzählt wird, lebte nicht lange. Im §. 6 wird erzählt, was unter diesem Papste der Kaiser Justinian II. zum Vor- und Nachtheile der Kirche verfügt; dann §. 7 kurze Nachricht vom Tode des Patriarchen Theodor von Constantinopel. Die Wahl, aber auch den baldigen Tod des Papstes Kónon, lesen wir in §§. 8, 9, dann §. 10 von S. 479 — 484. das Apostolat des h. Kilian und seiner Gesellen, welches der Papst Konon bekräftiget hat.

Im dreißigsten Abschnitte wird zuerst §. 1 die älteste

Art der päpstlichen Wahl, darauf §. 2 die Verwerfung der zwistigen Wahl zwischen Theodor und Paschal, und die Wahl des Sergius, welchen aber §. 3 der Exarch nicht eher als Papst anerkannte, bis er ihm die von andern schon versprochenen hundert Pfunde gegeben hatte, zu welcher Buße Paschal wegen der Simonie gestraft worden, und wer der Papst Sergius gewesen, welches Leben als Papst er geführt und wie lange er der Kirche Gottes vorgestanden habe, erzählen die §§. 4 und 5. Zum Schlusse dieses Abschnittes und des so reichhaltigen als wichtigen Bandes kommen wir §§. 6 — 12 zu dem Concilium Quinisextum. Was die Cölibatfeinde so oft, so gern, und doch nie mit rechtem Verstande lesen, ist die Befreiung der weltlichen Geistlichkeit vom Gesetze des Cölibats. Welchen Schaden die Religion in Griechenland und nachher in Deutschland von der Aufhebung des Cölibats gelitten hat und täglich leidet, in welchem Widerspruche das Concilium Quinisextum mit sich selbst steht, wenn es die Priester zwar vom Cölibat befreiet, aber die Bischöfe daran bindet, und deßwegen sogar nur aus den Klöstern sie holen kann; wenn es selbst die Priester so oft zum Cölibat zwingt, als sie heil. Verrichtungen vornehmen wollen, das lesen noch erwägen die deutschen Priester, welche Weiber suchen, oder im Gehirne schon haben. Das Übel der Geistlichkeit kam von jeher, und noch jetzt vom Müßiggange und Wohlleben. Treibe die Kirche diese zwei Teufel von der Geistlichkeit aus, und der Cölibat wird nicht so viele Gegner haben. Mit dem Anzuge des geistlichen Kleides fängt das bessere Essen und Trinken an, wie weit davon ist dann noch die Venus? Muß nicht der Bauer, der Taglöhner, der Handwerker die schweren Arbeiten verrichten, was ist seine Speise, was ist sein Trank? Wer aber unter diesen Besseres hat, wie fern sind auch diese noch von der Venus? L. M.

1. Katechismus der christ-katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Von Godehard Ontrupp, weiland Pastor in der Jakobikirche in Goslar. Vierte Auflage. Mit Genehmigung des bischöflichen Vicariats in Hildesheim. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1827.

2. Kleiner Katechismus der christ-katholischen Glaubens- und Sittenlehre, von Godehard Ontrupp, weiland Pastor an der Jakobikirche in Goslar. Vierte Auflage. Mit Genehmigung des bischöflichen Vicariats in Hildesheim. Hannover. 1828.

3. Katechismus der christ-katholischen Lehre für die mittleren Klassen in Elementarschulen. Nach Overbergs kleinem und großem Katechismus, wie auch nach dessen Religionshandbuch bearbeitet von Joseph Annegarn, Pastor zu Selm. Münster, 1831. Mit Approbation.

4. Katechismus der christ-katholischen Lehre von Dr. J. H. Achterfeldt, ordentl. Professor der Theologie, und Inspector des katholisch-theologischen Convictoriums zu Bonn. Zweite verbesserte Auflage. Mit Genehmigung der hohen geistlichen Obrigkeit. Bonn bei T. Habicht. 1831.

5. Katechismus des christlichen Glaubens und Lebens für Katholiken. Von K. Chr. Schilling, Professer an dem Gymnasium zu Heidelberg. Rotweil, 1832. Ohne Approbation.

Von Nro. 1 und 2 liegt die vierte Auflage vor. Ob eine weitere Auflage dieser Katechismen seit 1827 u. 1828 gemacht worden, ist Ref. unbekannt. Jedenfalls verdient dieser Katechismus in seiner kleinern und größern Form eine weitere Verbreitung. Die Anlage desselben ist gut, die katechetische Arbeit meist gelungen, — und was die Hauptsache ist — die Glaubens- und Sittenlehren sind so dargestellt und behandelt, daß die Katholiken dieses Buch mit Nutzen gebrauchen können. Einen guten Katechismus zu schreiben, bleibt wohl immer eine sehr schwere

Aufgabe; sowohl der Inhalt, als auch die Form sind in der Behandlung sehr schwierig, daher denn auch so manche Versuche dieser Art mißlingen. Eine Menge von Katechismen, die in der Form verschieden sind, kann man übrigens nicht wünschen, und man betrachtet deßwegen die verschiedenen, von Zeit zu Zeit erscheinenden Katechismen als eben so viele Versuche und Beiträge, die einen zu erscheinenden Hauptkatechismus, wie ihn die Bedürfnisse der vorangeschrittenen Zeit der Form nach nöthig machen, den Weg bahnen müssen. Ein solcher Hauptkatechismus ist bis jetzt immer noch der von P. Kanisius, und wenn dieser in seiner Form der jetzigen Zeit nicht mehr genügen sollte, so weiß Ref. nicht wie lange es noch dauert, bis ein wirklich besserer diesen in den Hintergrund stellt. Was die Zeit bisher Besseres in der Form zu Stande gebracht hat, kann vorerst mehr Sache des Katecheten als des Katechismus seyn.

Nro. 3 und 4 entsprechen eben so und in recht erfreulicher Weise ihrer Bestimmung und gewähren, besonders dem jüngern Katecheten, ein gut geeignetes Hülfsmittel. Der Anhang in beiden Katechismen ist gut gewählt.

Nro. 5. Was wir hiemit machen sollen, wissen wir wirklich nicht. Ein Katechismus ohne eine einzige Frage ist ein sonderbares Ding. Dieses Büchlein ist in seiner Form ein Nachgebilde einiger protestantischer Katechismen, ungefähr des Katechismus der christlichen Lehre von Friedrich Bergmann, Pfarrer in Zwingenberg. Darmstadt 1823 ꝛc. Ob sich der Zusatz auf dem Titelblatte: „für Katholiken“ rechtfertigt, werden wir später erfahren. Vorerst verdient die Vorrede einige Berücksichtigung. Der Hr. Verf. glaubt „damit keine unnütze Arbeit unternommen zu „haben. Die Zahl der Katechismen ist in unserer Kirche „auffallend klein (das ist ein sehr gutes Zeichen); die „Güte und Brauchbarkeit der vorhandenen aber von der

„Art, daß man in der Auswahl derselben mehr darauf „sehen muß, welche die weniger schlechten, als welche die „besseren seyen. Der Umstand, daß jener von Batz, die „neuern in Bamberg und Würzburg herausgekommenen, und „mehrere andere, aus denen allen man vom Christenthume „wenig lernen kann, Eingang in den Schulen gefunden „haben, beweiset dieses zur Genüge ꝛc.“ Der Hr. Verf. hätte sich hier näher aussprechen und nachweisen sollen, worin die Schlechtigkeit dieser Katechismen bestehe, ob mehr in der Form, oder in der Wesenheit derselben. Der kleinere und besonders der größere Katechismus von Batz steht in jeder Beziehung hoch über die katechetische Leistung des Hrn. Verf. und die neuern in Bamberg und Würzburg herausgekommenen und mehrere andere e. g. die oben angezeigten Katechismen sind alle von der geistlichen Behörde approbirt, folglich für *Katholiken in ihrer Wesenheit nicht schlecht.* Ob der Hr. Verf. in der katholischen Welt eine rechtmäßige geistliche Behörde auffindet, die seinen Katechismus approbire, muß Ref. bezweifeln. Den Schluß hieraus auf die Wesenheit seines Büchleins mag der Hr. Verf. selbst machen, wenn es ihm Ernst war für Katholiken zu schreiben. Was die Form desselben betrifft, so entspricht sie nicht einmal dem gewählten Titel, folglich ist die Ausbeute für die so Katechismusarmen Katholiken hier nicht groß. Der Hr. Verf. begründet den Willkomm seines neuen Katechismus ferner noch durch folgende, etwas in pietistischem Takt gehaltene Sentenzen: „So viele auch über dieses seyn mögen, deren Ver„stand der Gott dieser Welt so geblendet hat, daß ihnen „das helle Licht des herrlichen Evangeliums Christi nicht „leuchtet (2. Corinth. IV. 4) und das Wort vom Kreuze „ihnen eine Thorheit scheint, (1. Corinth. I. 18. II. 14) „so ist doch die Zahl derer noch weit größer, welche von „den wesentlichen Lehren des Christenthums überall gar

„nichts oder wenig wissen, sondern noch sitzen in Finsterniß „und Schatten des Todes. (Luc. I. 79.)" Sehr wahr! allein wenn Ref. die Construction dieses Satzes recht versteht, so ist sie ungefähr diese: So viele auch seyn mögen, die den Armen nichts geben, so ist doch die Zahl derer noch weit größer, die ihnen gar nichts geben.

Was der Hr. Verf. weiter empfiehlt, daß nämlich die einzelnen Abschnitte nach und nach wörtlich von den Katechumenen auswendig gelernt werden ꝛc., ist ganz in der Ordnung. Die Überzeugung, die ihm durch zwanzigjährige Erfahrung geworden, ist die anerkannt richtige. Auch hat er recht, daß man es hinsichtlich des Auswendiglernens mit den Bibelstellen streng nehmen müsse, nur meint Ref., daß die Herren Gymnasialprofessoren in dieser Beziehung mehr ausrichten würden, wenn sie an Sonn- und Feiertagen die Bibel durch geeignete homiletische Vorträge ihren Schülern nach und nach deutlich und heilsam machten. „Es versteht sich übrigens von selbst, heißt es „am Schlusse, daß über die Entstehung, über das Ansehen „und den Inhalt der Bibel, als der Quelle alles „christlichen Glaubens nebenbei ein einleitender Un„terricht, etwa in Verbindung mit der biblischen Geschichte, „ertheilt werden muß." Man will gerne glauben, daß der Hr. Verf. neben der Bibel, als der einen Quelle des christlichen Glaubens, auch noch die andere Quelle, die Tradition nämlich, für die Katholiken offen läßt. Übrigens verlangt man in unsern constitutionellen Zeiten Klarheit und Bestimmtheit, um sicher zu seyn, daß die Verfassung nicht verletzt werde. Die Constitution der kathol. Kirche hat ja der Hr. Verf. als Priester beschworen. Über den Plan und über die Ausführung desselben in diesem neuen Katechismus wird es nicht nöthig seyn, sich hier ins Breite auszusprechen, da der Hr. Verf. demselben die Bestimmung zu einem allgemeinen Landeskatechismus selbst

nicht geben mochte, und ein solcher, wie man mit Zuversicht erwarten darf, recht bald unter Autorität der geistlichen Behörde in Baden erscheinen wird. Nur auf einzelne Punkte will man kurz hindeuten, die hinreichend zeigen werden, was man von dem Buche zu halten habe.

So wie das Ganze nur einem trockenen Gerippe gleicht, so sind auch die einzelnen Darstellungen äußerst trocken und mager, unbeholfen und mangelhaft. Wer gerade über die wichtigsten Geheimnisse und Lehren der katholischen Kirche nicht schon unterrichtet ist, wird hier einen von jenen Katechismen finden, aus denen man, wie der Hr. Verf. in seiner Vorrede sagt, vom Christenthume wenig lernen kann. Von der heil. Messe sagt der Hr. Verf. S. 24 Folgendes: „Die Feier des Abendmahls geschieht, indem der Geistliche beim Gottesdienste in Gemeinschaft mit den anwesenden Gläubigen unter Erinnerung an das Leiden und den Tod des Herrn über Brod und Wein betet, dieselben genießt und den Gläubigen zum Genusse mittheilt. Diese Handlung heißt Messe.“ Das ist nun der ganze Unterricht von diesem heil. Geheimnisse in diesem Katechismus. Kein Wunder, wenn so den jungen Studenten der Priester am Altare alle Bedeutung verloren hat. Vom Opfer des neuen Bundes keine Sylbe. Die Lehre von den Heiligen (S. 47) ist eben so lakonisch und merkwürdig. „Die Christen werden in der Schrift Heilige genannt. Daraus folgt: 1. daß diejenigen dieses Namens unwürdig sind, welche zwar in der äußern Gemeinschaft mit den übrigen Heiligen oder Christen stehen, dabei aber in ihren Herzen nicht erneuert sind, sondern ein sündhaftes Leben führen.“ Das ist doch eine höchst überflüssige Bemerkung für einen so lakonischen Katecheten. Sie geht jedoch aus der exegetischen Wendung, die hier genommen wird, nothwendig hervor. Am meisten subtil ist aber unser Katechet in der

folgenden Abhandlung von der Kirche. Diesen Theil des Katechismus kann man füglich als den Umriß der projectirten neuen deutschen Kirche betrachten, und dieß lassen die in der deutschen allgemeinen Zeitung Nro. 424 und 425 d. J. pervulgirte Risse und Umrisse unter der Rubrick: „Stimme des katholischen Klerus Deutschlands zu dem freisinnigen Schlachtengesang der für Wahrheit und Recht kämpfenden Zeit," weit hinter sich. Da ist doch noch die Rede von einer sichtbaren Kirche, von Bischof, Primas, Papst ꝛc. Dafür heißt es hier S. 51: „daraus folgt, daß „Niemand in der christlichen Kirche herrschen oder gebieten „kann, sondern daß alle Glieder gleiche Rechte und gleiches „Ansehen haben." Der Apostel Paulus sagt einmal: Wenn euch jemand ein anderes Evangelium verkündigt, als ich euch verkündigt habe, und wenn es selbst ein Engel vom Himmel wäre, der sey verflucht ꝛc. Hiernach kann es doch nicht einerlei seyn, wer und was jemand lehrt, folglich muß es in der Kirche Leute geben, die gebieten können, damit die Irrlehrer, die sich jedenfalls auch für Glieder der wahren Kirche halten, nicht gleiche Rechte und nicht gleiches Ansehen haben. Es wäre sonst ganz unnöthig, daß der heil. Geist solche als Bischöfe gesetzt hätte, die Kirche Gottes zu regieren. Weiter folgert der Hr. Verf.: „daß die Gemeinschaft der Christen nicht erhalten wird durch „die nämlichen äußern Einrichtungen, noch „durch die nämliche Art und Weise, womit sie „ihre gottesdienstlichen Versammlungen halten, indem hierin „vieles ankommt auf die Eigenthümlichkeit eines Landes, „auf die Sprache, Sitten und sonstige Bildung der Christen." Das ist der eigentliche Text zu dem freisinnigen Schlachtengesang der für Wahrheit und Recht kämpfenden Zeit. Was diese Helden wollen, ist bekannt, darum hiezu kein Wort weiter! „Die Kirche wird aber immer die wahre „bleiben, heißt es S. 54, weil ihr der Herr seinen Beistand

wahrhaft gottinnige Seele sich treu darstellt, wie dieß Augustin und Theresia thaten, oder wenn ein einsichtiger und treuer Beobachter zur Seite steht, wie der Bischof Camus bei dem heil. Franz von Sales.

Der zweite Band enthält das Buch von den **Klosterstiftungen** der unbeschuhten Carmeliten-Nonnen. Nachdem die heil. Theresia das Nonnenkloster zu Avila auf die ursprüngliche Regel zurückgeführt und von dem Ordensgeneral die Bestätigung erhalten, so stiftete sie nach und nach auf Rath und Aufforderung erleuchteter Seelen noch mehrere andere Klöster sowohl für Frauen als für Männer ihres Ordens. In diesem Buche kommen mitunter vortreffliche Abhandlungen und Betrachtungen über die Askese, über Offenbarungen, über die Wege des Herrn, auf welchen er fromme Seelen führt, vor, so daß das ganze Buch nicht nur in Beziehung auf die Geschichte des Carmelitenordens, sondern auch in Beziehung auf das höhere christliche Leben überaus anziehend ist.

Der dritte Band enthält das Buch, betitelt: Weg zur Vollkommenheit. Dieses Buch ist zwar auf Bitten der Nonnen geschrieben, aber es ist nicht blos für Nonnen nützlich. Alle Stände können daraus lernen, wie sie vollkommen vor dem Herrn wandeln und in beständigem Gebete mit Gott vereinigt seyn sollen. Wir ersehen aus den hier aufgestellten Betrachtungen, daß jeder Christ bei Erfüllung seiner Berufspflichten die für ihn bestimmte Vollkommenheit erreichen könne; auch lernen wir, wie das innerliche und äußerliche Gebet beschaffen und sich wechselseitig unterstützen soll.

Vierter Band. Dieser enthält die **Seelenburg**, oder die sieben innern Wohnungen der Seele. Unter den Wohnungen der Seele werden, wie aus dem Buche sich ergiebt, die Stadien der christlichen Vollkommenheit verstanden. Der Mensch schwingt sich nicht plötzlich auf den

höchsten Gipfel der Heiligkeit, sondern ersteigt diese nur allmählig und oft nach vielfachen Ruhepunkten und nur unter dem Beistande der wirksamen Gnade Gottes. Um aber von Gott hinangezogen zu werden, muß der Mensch in einer steten Verbindung mit Gott seyn, was durch das Gebet bewirkt wird. Deßhalb handelt die Heilige auch in diesem Buche viel von dem Gebete, aber von jenem innerlichen Gebet, das durch das äußerliche genährt, aber durch dessen Unterbrechung nie unterbrochen wird, weil es in der Gott unwandelbar zugewendeten Richtung des ganzen innern Menschen besteht.

Fünfter und letzter Band. Dieser enthält die kleinern Schriften der heil. Theresia, und unter diesen, zehn Briefe und sieben Betrachtungen über das Vater Unser. Es ist allerdings eine größere Zahl Briefe der heil. Theresia im Druck erschienen; allein der Herausgeber konnte nur die übersetzten zehn mittheilen, weil ihm nur diese zu Gesicht gekommen sind.

Die neue Herausgabe der Werke der heil. Theresia mit einigen vortrefflichen Vorreden des Herausgebers, ist nach des Ref. Dafürhalten ganz zeitgemäß. Es werden zwar manche, die in dem herz- und geistlosen Treiben unserer Zeit befangen sind, oder vom Christenthum nichts anders mehr als sein Praktisches für das Alltagsleben kennen, der Meinung seyn, man hätte unsere so aufgeklärte Zeit mit der Askese der Klostermauern verschonen können, und dieß um so mehr da ein derartiges christliches Leben schwerlich jemals mehr Anklang finden werde. Darauf diene als Erwiederung, daß die christliche Vollkommenheit immer eine an die Menschheit gemachte Forderung bleibe, und daß die Menschen auf verschiedenen Wegen, schwerlich aber durch unsern selbstsüchtigen Zeitgeist darnach streben und dazu gelangen, dann, daß wir vielleicht gar nicht so weit von dem Erstehen neuer lebenskräftiger

gen; die sechste: 1) die Aufforderung: weinet nicht, und 2) die Aufforderung: weinet; die siebente am Charfreitage: 1) was Jesus am Kreuz gelitten, und 2) wofür er gelitten habe. All diese Predigten sind in einer einfachen, herzlichen Sprache geschrieben, und können nicht verfehlen, durch die in ihnen liegende Salbung auf jedes christliche Gemüth tiefen Eindruck zu machen, so daß es innig empfinden müsse, was es heiße: so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit jeder der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.

Um ein Beispiel der Behandlungsweise zu geben, will ich blos einiges wenige aus der fünften Rede anführen: „Ehe ich vom Kreuztragen rede, muß ich einen Begriff vom Kreuze geben. Gewöhnlich nennt man alles, was uns hienieden an Leib und Seele wehe thut, Kreuz. Dieser Sprachgebrauch mag schon statt gehabt haben, ehe Christus am Kreuz gestorben ist; denn dieser hat jeden aufgefordert, sein Kreuz zu tragen, (Matth. 10, 38, 16, 24 u. a. w.) Auf solche Weise können wir sagen, daß es so viele Kreuze gebe als Menschen: der Heiland ermahnt ja, daß jeder sein — das eigene — Kreuz tragen soll. Und ein ehrwürdiger Geistesmann sagt, jeder Mensch habe sein Kreuz, er sey König oder Papst. Ja wohl Geliebteste! gerade die Großen dieser Welt haben die schwersten Kreuze zu schleppen, so daß man behaupten kann, je höher Jemand in der menschlichen Gesellschaft gestellt ist, desto größer ist auch sein Kreuz. Dieß zeigt sich leider nur zu offenbar in unserer sturmbewegten Zeit in welcher auch Fürsten der Erde nicht wenig leiden. Zwar glaubt jeder sein Kreuz sey das größte; aber wenn Gott einen Austausch der Kreuze machen ließ, gewiß würde dann jeder wieder nach seinem vorigen Kreuze verlangen.

Jeder Mensch hat ein Kreuz, aber es ist auch jedem

Menschen in diesem Stande der Prüfung nothwendig, daß er ein Kreuz habe. Wie viel Gelegenheiten zu den herrlichsten Tugendübungen wären uns genommen, wenn wir kein Kreuz zu tragen hätten? Der unter lauter Bedrängniß aufgewachsene Paulus sagt: „Trübsal wirkt Geduld, Geduld aber Probehaltigkeit, Probehaltigkeit aber Hoffnung (Röm. 5, 3, 4.) Gleichwie der Anfall der Winde starke Bäume hin- und hertreibt, und dennoch nicht ausreißt, sondern nur um so stärker und dauerhafter macht, so werfen auch die Anfälle der Trübsale eine fromm lebende Seele nicht zu Boden, sondern bereiten sie zu höherer Geduld, wie sie auch dem seligen Job eine glänzendere Ehre verschafft haben. Sehr schön beweiset auch der heilige Papst Gregorius, der Große, daß Kreuz und Leiden für uns Adamskinder nothwendig seyen. (Moral. L. 25. c. 24.)

„Das gegenwärtige Leben ist der Weg, auf dem wir unserm Vaterlande zuwallen. Darum werden wir hienieden nach einem geheimen Urtheile von vielen Widerwärtigkeiten angefochten, damit wir nicht den Weg, statt der Heimath lieb gewinnen. Denn manche Wanderer pflegen, wenn sie irgendwo auf der Reise angenehme Gegenden erblicken, ihr Weiterkommen zu verzögern und von der geraden Richtung des Weges abzuschweifen; des Weges Schönheit und Ergötzlichkeit hält ihre Schritte auf.“

Aber Geliebteste! ungeachtet uns Erdenpilgern das Kreuztragen so sehr Noth thut und heilsam ist, so versteht sich unsere verderbte Natur doch nur gezwungener Weise dazu. Da sie ursprünglich in der göttlichen Ordnung nicht zu Leiden, sondern zu ungestörten Freuden geschaffen worden ist, so hat sie einen heftigen Abscheu vor Allem, was Schmerz heißt. Diesen Abscheu hat selbst Christus bei der Todesangst im Ölgarten, wie wir schon bei unserer ersten Andacht gehört haben, unbeschadet der in ihm wohnenden

Gottheit empfunden, um uns Sündern in unsern Ängsten und Trübsalen Gnade zu verdienen. Indeß hat Christus diesen natürlichen Widerwillen tapfer überwunden und den Leidenskelch mit Ergebung angenommen. Aber wie? Wir mögen uns nicht selbst zum Kreuztragen entschließen, dulden in der Regel die Leiden nur, weil wir nicht anders können, wie Simon von Cyrenne nur aus Noth sich dem Kreuze unterzog. O wie viele Simone giebt es in unsern Tagen! „Freude! Freude!" ist das Losungswort der gegenwärtigen Generation. Beinahe das ganze Leben und Weben unserer Zeitgenossen, besonders in den Städten ist nicht anders als eine Freudenjagd. Man sinnt immer auf neue Sinnesgenüsse, und erschöpft sich in der Auffindung und in der Auswahl; fliegt wie ein Schmetterling von einer Lustpartie zur andern, und um der Vergnügungssucht huldigen zu können, wird die Zeit zur Arbeit und zu den Berufsgeschäften gar sehr beschränkt; die Erholung zum Geschäfte und das Geschäft blos zur Erholung gemacht, die Würze des Lebens, wie eigentliche Speise gebraucht. So verkehrt diese Lebensweise ist, so nennen unsere Lebenslustige doch dieselbe „das Leben wohl genießen." Zwar Geliebteste! sind wir vom guten Schöpfer ursprünglich zu immerwährendem Freudengenusse bestimmt gewesen, und einst im ewigen Leben sollen wir eine Freude ohne Aufhören genießen. Dort oben wird keine Zähre mehr vom Auge fallen, kein Tod wird mehr seyn und kein Jammer und kein Seufzer, ferner kein Schmerz. (Geh. Offenb. 21, 4.) Aber hören wir, was der heil. Paulus sagt: „Das Reich Gottes ist nicht Speise und Trank, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heil. Geist." (Röm. 14, 17.) Friede und Freude wäre freilich uns Allen willkommen, allein wir erlauben uns da einen entsetzlich weiten Sprung, wir hüpfen über die Gerechtigkeit hinüber, wollen ohne diese Friede und Freude finden, sie aber ohne

dieselbe nimmermehr, sondern im Gegentheil Unzufriedenheit, Traurigkeit, Plagen und Schmerzen ohne Zahl.»

---

1. Predigt bei Eröffnung der zweiten Jubelfeier der Marianischen Congregation in Landshut am 24. Juni 1832. Von dem Einflusse der Religion auf den irdischen Wohlstand der Menschen. Von Joh. Bapt. Zarbl, Director des erzbischöflichen Clerikalseminars in Freising.
2. Der Congregationen Ursprung und Früchte. Eine Predigt in dem feierlichen Convente der deutschen Congregation der Herren und Bürger der Stadt Landshut zu ihrem zweiten hundertjährigen Jubelfeste am 26. Juni des Jahres der Gnade 1831. Gehalten in der Jesuitenkirche von Dr. Herenäus Haid. Landshut 1831. Druck und Verlag von Joseph Thomann.

Seltene Erscheinungen in den Tagen, wo das böse Werk gelungen ist, alles zu zertrümmern, was bestimmt war die Menschen zum Guten zu vereinen und mit vermehrter Kraft zur Vollbringung des Guten auszurüsten. Wenn hie und da noch ein Überrest ehrwürdiger Anstalten sich vorfindet, so möge er ja gepflegt werden, und dessen glückliche Inhaber mögen jubeln über den treubewahrten Schatz. Zu solcher Bewahrung und zu solcher Freude zu ermuntern, sind die zwei angezeigten Predigten gehalten worden, und konnten sicherlich den beabsichtigten Zweck nicht verfehlen. Die erste handelt von dem Einfluß der Religion auf die irdische Wohlfahrt der Menschen, indem sie darthut daß die Religion diese Wohlfahrt bewirkt, weil sie: 1) einerseits Gott geneigt macht, den Menschen zu segnen, und 2) anderseits den Menschen fähig macht gesegnet zu werden. Diese Predigt hat ihren Gegenstand, wie sie ihn aufgefaßt auch vollkommen durchgeführt. Die zweite handelt: 1) von dem Ursprung und dem Ziel der Marianischen Congregation, 2) von drei Gütern

und drei Früchten dieser ehrwürdigen Congregation. Der würdige Prediger hat ein schönes Zeugniß für den Ursprung und die Früchte der gottseligen Congregation abgelegt und dieses sein Zeugniß mit Muth und Erfahrung durchgeführt. Beide Predigten kann Rez. als Muster anempfehlen.

Predigt auf das fünfzigjährige Jubelfest des hochwürdigen Herrn Anton Generos Reitmayer, Stadtpfarrpredigers in Freising. Gefeiert in der Domkirche daselbst am 27. Juni 1830. Freising, gedruckt und in Commission zu haben bei G. Th. Müller, Buchdrucker und Buchhändler.

Manche derartige Gelegenheitspredigten hat Rez. schon gelesen, gesteht aber, daß er diese zu den vorzüglichsten zählen muß. Sie ist mit Begeisterung für das Heilige, mit zarter Berührung des Menschlichen und mit vielseitiger Belehrung über das Erhabene des Priesterthums verfaßt. Ihr Inhalt besteht in folgenden zwei Punkten, nämlich: 1) Es ist das Priesterthum, welches diesen Jubelpriester ehrt, und 2) es ist hinwieder dieser Jubelpriester, welcher das Priesterthum ehrt. Aus dieser Eintheilung erhellt, daß in dieser Predigt das Göttliche und Menschliche, obgleich geschieden dennoch in ein Ganzes sich vereinigen müsse, um das Priesterthum in der Wirklichkeit zu dem zu machen, was es in seiner Idee ist.

VI.

Die Hand der Kirche
ein
Fingerzeig des Herrn.

Zum Exempel: da hack mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab,
Hier an der Rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger blos genommen?
Nein, beim Kukuck! ich bin um die Hand gekommen,
S' ist mir ein Stumpf, und nichts mehr werth.

Schiller. (Wallensteins Lager.)

Wenn wir die geistige und materielle Welt mit Unbefangenheit betrachten, so wird sich allmählich eine geheime Harmonie zwischen Geist und Form, eine bedeutungsvolle Analogie zwischen dem Überirdischen und Irdischen uns enthüllen. Wir werden dann vielfach einsehen oder fühlen, daß in dem Gebiete des Sichtbaren die Verschiedenheit des belebenden Wesens (anima) auch die Verschiedenheit des Körpers, in den es sich hüllt (corpus) erzeuge, weßhalb die edlere, allseitigere, mit dem Geiste des Ewigen erfüllte Seele des Menschen (animus) auch stets eine edlere, allseitigere, viel vermögendere Gestalt als jene der Thiere annimmt und ausbildet.*) Eben so werden wir erkennen, daß in dem Gebiete des Unsichtbaren das Geistige (spiritus) nicht nur in der geistigen Gestalt (forma) sich immer entwickle und feststelle, sondern daß es auch in seinem Wesen wie in seiner Form eine ge-

*) Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad Sidera tollere vultus.

Ovid.

heime Analogie mit dem Wesen und der Gestalt des rein Materiellen in sich verberge.

Durch unsere geistige und sinnliche Natur mit zweien Welten verwandt, und als der Mikrokosmus von beiden erscheinend, gelangen wir allmählich zu der Erkenntniß, — daß nicht allein eine große objective Verschiedenheit in dem Wesen unserer Gedanken, Worte und Werke, sondern auch eine geheime subjective Einheit, Übereinstimmung und Analogie unter denselben sich vorfinde, daß unsere Gedanken nur als Ausflüsse eines ewigen, erschaffenden, unsichtbaren Princips, unsere Werke blos als die Verkörperung derselben, unsere Worte hingegen als die Mitte oder die Verbindung zwischen jenen beiden erscheinen, und daß demnach in den Gedanken, Worten und Werken Gottes, dieses Inbegriffs aller Ständigkeit, Klarheit und Ordnung, auch die allergrößte objective Verschiedenheit mit der größten subjectiven Einheit sich vereinigen müsse. Darum finden wir denn auch in den so unendlich verschiedenen Werken des Herrn jederzeit das Gepräge des sie bildenden Geistes, und die sinnliche Welt erscheint selbst in ihren niedrigsten Stufen gar oft als ein Spiegel, in den die geistige ihr Bild bleibend hineinwarf.

Dieses ist dann die Stimme jenes ewigen Werkes, das zwar schon öfter durch Offenbarung deutlich sich aussprach, durch solche geheimnißvollen Analogien aber fortwährend sich andeutet, wenn gleich nur jenen verständlich, die Glauben und Gewissen bewahren.

Um nun diese großen hier blos angedeuteten Verhältnisse und Analogien der geistigen und physischen Welt ein wenig nachzuweisen, dürfte das Christenthum, diese ewige Idee in der Gottheit, hiezu um so mehr dienen, da es seinem himmlischen Ursprunge nach auf Offenbarung beruhend, seine Harmonie in Geist und Form, seine Analogie mit der irdischen Welt vielfach zeigt, und hierdurch

das Herz und den Kopf bedeutungsvoll anspricht, und zu einem höhern und festern Glauben hinzieht.

Denn wie in dem Wesen des Menschen zwischen dem Gedanken und dem Werke das Wort erscheint und sie verbindet, so zeigt auch das Christenthum das ewige fleischgewordene Wort als den Mittler zwischen dem Schöpfer und seiner geschaffenen Menschheit.

Wie ferner der Sonne irdisches Licht die Erde erleuchtet, erwärmt und befruchtet, so bringt auch der Gnade himmlisches Licht die Erleuchtung und Erwärmung und Befruchtung in die gläubige Welt, und bricht sich der Strahl der erstern auf dem dunkeln winklichen Prisma des Glases in sieben verschiedenen Farben, so theilt sich auch der Strahl der andern in dem verdunkelten winkelvollen Herzen der Menschen in sieben verschiedenen Zeichen der Gnade (Sacramente.)

Auch das hohe Geheimniß der Transsubstantiation versinnlicht sich uns in dem Gebiete der Materie durch das Eisen, diesen leblosesten Körper der Erde, und wie dieses ohne seine Gestalt, Größe, Gewicht rc. zu verändern, durch die blose Berührung des Magnets auf eine uns unbegreifliche Art Leben, ja selbst ein für uns richtunggebendes Leben erhält, indem das so verwandelte stets den irdischen Pol uns zeigt, so wird auch das leblose Brod durch die geheimnißvollen Worte der Consekration verwandelt; es wird geistig belebt und geistig belebend, und zeigt uns im Gebiete des Glaubens den festen Pol unserer überirdischen Welt.

Eben so versinnlicht sich jene erhabene Idee der Einheit und dabei doch der Dreiheit Gottes in dem Wesen und Bestehen des Wassers, des Schnees und Eises, und der unglaubige Socinianer wird, wenn er unbefangen hierüber nachdenkt, den Glauben und den Ausdruck der Kirche: „in personis proprietas, in essentia unitas,

adoretur aequalitas" nicht mehr so unvernünftig oder gar ungereimt finden.

Auch selbst über das Verhältniß unseres gegenwärtigen und künftigen Lebens zeigt uns die physische Natur eine geheime Analogie in der Raupe und dem Schmetterling, wie sie zugleich durch ihre Tag- und Nachtvögel den lichtsuchenden oder lichtscheuenden Zustand unserer Seelen im jenseitigen Leben sehr deutlich bezeichnet.

Liegt demnach diese geheime Analogie, dieser höhere Wink, zwischen dem geistigen Wesen des Christenthums und jenem der irdischen Welt so vielfach vor, so zeigt sich das erstere in seinen geistlichen Formen noch überdieß wie das schönste organische Gebilde in der andern. Denn gleich dem Körper des Menschen, der im Gebiete der Materie unter allen als der vollkommenste und harmonischste sich beweist, und deßwegen zu seiner Erhaltung, ja sogar zur Hervorbringung des Kunstreichsten auf Erden eine besonders taugliche fleischliche Hand besitzt; so stellt sich auch im Gebiete des Geistes der geistliche Körper der Kirche nicht allein als sehr vollkommen und harmoniereich dar, sondern er zeigt uns selbst gleich jenem zur Erhaltung und Erreichung seiner geistigen Zwecke eine hiezu angemessene geistliche Hand.

Die Hauptbestandtheile der einen wie der andern Hand bilden aber die fünf Finger, und so finden wir denn an dem Körper der Kirche, wie an jenem des Menschen, auch die ihm angemessenen, in seinem Papstthume, seinem hohen und niedern Clerus, seiner Zeichen- und Schriftsprache, und der Verlust jedes einzelnen dieser Glieder muß hier wie dort nicht allein eine Mißstaltung sondern selbst eine Verminderung der Kraft und Brauchbarkeit des Ganzen hervorbringen. *)

*) Man kann auch die Suprematie, die Hierarchie, den Cölibat, den Ritus und die lateinische Sprache als die fünf

Die Suprematie der Kirche oder das Papstthum.

Wie der Daumen an der menschlichen Hand als der stärkste, bindendste und alles leitende Finger erscheint, so bildet auch das Papstthum den ähnlichen an der geistlichen Hand der Kirche.

Das Daseyn und Bestehen derselben gründet sich aber nicht blos auf die göttlichen Bestimmungen des Erlösers, der dem Petrus allein die Schlüssel gab; es geht auch noch überdieß aus dem innern Wesen des Menschen und aus den geschichtlichen Erfahrungen hervor, die zum Wachsthum, zur Ruhe und Erhaltung jedes großen Vereins immer einen Haupt- einen Mittelpunkt der Einheit, der Kraft und Leitung erheischen. [1]) Da hierdurch das Papstthum auf zwei verschiedenen Welten sich stützt, so hat es auch das höchst Eigenthümliche, daß es seinem Wesen nach als eine reine und völlig souveräne Monarchie, seiner Form nach aber als ein ganz demokratisches Wahlreich erscheint, eine Form, die bei keinem andern Reiche sich lang erhielt, noch erhalten kann und auch bei diesem keine 1800 Jahre würde bestanden haben, wenn es nicht in jener höheren Gnade, über die schon der Kaiser Maximilian einstens sich aussprach, dann in dem den Römern angebornen, und von ihren Voreltern ihnen zur Pflege empfohlenen Regierungsgeist seine Stütze fand. [2]) Ausgegangen demnach aus dem Ewigen und sich stützend auf dessen all-

---

Finger der Kirche bezeichnen, und hierdurch den Vergleich vervollständigen, indem dann die Kirche wie der Mensch zwei sich ganz gleiche Hände besitzt.

[1]) Das «humanum paucis vivit genus» ist nicht allein in Monarchien sondern auch in Republiken wahr, und darum — Ἑις κοιρανος ἐστω.

[2]) Tu regere imperio populos, Romane, memento.

Virgil.

mächtigen Schutz, wie auch auf das der Menschheit angeborne Bedürfniß der Leitung, bestand es bisher, trotz aller Ketzereien und Abfälle, trotz aller philosophischen Sophistereien und revolutionären Angriffe, trotz aller Verläumdungen und Geschichtsentstellungen, und wird immer bestehen nach den Verheißungen Christi, ja selbst nach den Prophezeiungen der Auguren des noch heidnischen Roms.[1] Was ist auch aus allen seit dem Anfange des Christenthums bis hieher sich erhebenden, oft so zahlreichen und übermächtigen Feinden des Papstthums geworden? Wo sind jene Donatisten, die einst Afrika erfüllten? Wo jene Arianer, die auf so vielen Thronen saßen? Wo jene Griechen, die sich die Herrn der drei Welttheile nannten? Fraß diese alle nicht meistens das Schwert? Und die Überreste von diesen, so wie die ihnen folgenden Abtrünnigen, was sind sie nun alle? Doch wahrlich blos Sklaven der Sultane, Sklaven der Czaaren, Sklaven der Pfaffen — Feudal- und Goldaristokratie, so in England wie in Holland und der Schweiz, und müssen und werden es bleiben, so lange sie die von dem weltlichen Despotismus rettende Suprematie der Kirche und die Nothwendigkeit eines sichtbaren kirchlichen Oberhauptes nicht erkennen.

Mögen daher auch unter so vielen hundert Päpsten einige Wenige dem Papstthume nicht zur Ehre gereichen, so ist doch das Princip worauf es beruht, viel zu heilig, und der Menschheit so gänzlich angemessen, als daß nicht hier wie anderwärts gerade durch solche Ausnahmen die Regel selbst sich gestützt und bestätigt finden sollte. So wenig also die Schlechtigkeit eines Kaisers oder Königs dem politischen Principe des Kaiser- oder Königthums schaden kann, noch viel weniger dürfte die individuelle

1) Romam Caput rerum humanarum fore.

Liv. lib. I.

Unwürdigkeit eines Papstes das religiöse Princip des Papstthums gefährden, oder gar diese auf die festesten Grundsäulen der Kirche und des menschlichen Wesens begründete Institution des Christenthums zerstören können.

Doch selbst die Schwächung des Papstthums, dieses Hauptfingers an der kirchlichen Hand, muß schon eine ähnliche Unvermögenheit an dem ganzen Körper der Kirche hervorbringen, den eine Lähmung des Daumens an jenem des Menschen nach sich zieht. Darum haben in frühern Zeiten jene wenigen Päpste, die in die Verhältnisse der Staaten und den Wechsel der Fürsten zu viel sich einmischten, ihren kirchlichen Standpunkt vielfach verkannt, und das Papstthum zur Dienerin der Politik erniedrigt, weßhalb auch in unsern Tagen Gregor XVI. sich als einen würdigen Nachfolger Gregors VII. bewies, da er durch seine Bulle „Sollicitudo Ecclessiarum" der geistigen Suprematie der Kirche einen neuen Schwung gab, sie selbst über alle politischen Veränderungen der Staaten und ihrer Regenten wieder erhob, und auf diese Art die ihr eigenthümliche Unabhängigkeit gänzlich herstellte und befestigte.

Die aristokratisch-demokratische Hierachie oder die hohe Clerisei.

Wie der Zeigfinger dem Daumen am nächsten steht, und jener von diesem den richtenden Andruck erhält, so reiht sich auch die hohe Clerisei dem Papstthume am nächsten an, und erhält von diesem den nöthigen Impuls.

Es verschmelzt aber die Kirche in ihrer Hierarchie die Elemente der Aristokratie und der Demokratie auf das genauste und bildet hierdurch den sanftesten und sichersten Übergang vom Höchsten zum Niedrigsten, die gemüthlichste und weiseste Vereinigung der in allen Staaten vor-

sindlichen, höchst verschiedenen Klassen und Stände der Menschen. Die höhern Kirchenwürden erhielt meistens der höhere Adel, der dadurch eine noch größere Unabhängigkeit erlangte. Begünstigt aber die Kirche durch die verschiedenen Grade ihrer hohen Clerisei, durch glanzvolle und dabei nicht beschwerliche kirchliche Ämter in Manchem die Aristokratie, so eröffnet sie auch der Demokratie die nämliche Bahn, indem sie hier dem Talente und Verdienste ertheilt, was sie dort oft aus höheren Gründen dem äußern Vorzug bewilligt. Durch diese Wahrung der politischen Rechte der Aristokratie und der menschlichen der Demokratie hat die Kirche in ihrer Hierarchie das beste Gleichheitssystem aufgestellt, und die Anforderungen beider Theile und zwar ganz in ihren Interessen beschwichtiget. Diese Gleichstellung der Rechte der Geburt und des Verdienstes ist aber bei ihr nicht wie bei vielen andern Vereinen eine blos augenblickliche oder scheinbare, sondern eine wahrhaft faktische, sichtbare und Rechte gebende, wonach der bürgerliche Cardinalbischof vor dem fürstlichen Cardinalpriester und dieser vor dem königlichen Cardinaldiakonus auch wirklich den Vortritt hat, und behält.

Wenn übrigens die politischen Verhältnisse aller Staaten oft durch das Verderbniß des Adels gefährdet werden, so bringt dieses den geistlichen Körper der Kirche ebenfalls oft in große Gefahr. Darum zeigt uns die älteste, neuere und neueste Geschichte deutlich genug, daß zu allen Zeiten die Wölfe nur dann in den Schaafstall Christi einbrachen oder einbrechen konnten, nicht wenn der Hirt fehlte, sondern wenn die Hunde nichts taugten.

Um daher von den ältern Zeiten nicht zu sprechen, erinnern wir hier nur an den Zustand der höhern Geistlichkeit in Frankreich und Deutschland vor der Revolution, an jenen antikirchlichen Geist, der hier wie dort

mancher Kirchenfürsten sich bemächtigt hatte, an jene verderblichen philosophischen Grundsätze, durch die bei ihnen ein wahrer Rebellensinn gegen das Kirchenoberhaupt sich gestaltet hatte.

Doch wohin führte diese Verblendung, und wo anders konnte sie hinführen, als daß alle diese durch die von ihnen genährte Revolution von ihren Stühlen heruntergeworfen, verhönt, verfolgt, oder gar getödtet wurden, und hierdurch den Beweis lieferten, daß bei Aufstellung und Befolgung schlechter Principien stets das Unheilige siege, und Gott die Reinheit seiner Kirche selbst durch die erregten Stürme wieder herzustellen wisse.

Gab es also in jenen Zeiten Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Stiftsherrn, die aus den von der Kirche seit Jahrhunderten erworbenen Gütern ein müssiges Leben sich bereiteten, die oft nicht mehr am Altar des Herrn, sondern an jenen der Welt opferten und hierdurch ihr irdisches Wohl in ein geistiges Weh verwandelten, so gab es aber auch einen Gott, der ihren Unwerth fühlen ließ, ihren Reichthum in Armuth verwandelte, und so aus dem irdischen Weh allmählig wieder das geistige Wohl hervorrief.

Möchte daher der **Zeigfinger** der Kirche sobald nicht mehr erkranken, möchte er im Gegentheil recht bald jene Stärke wieder gewinnen, die so viele Jahrhunderte hindurch eine Hauptstütze der Kirche bildete und immer bilden sollte! Möchte der hohe Klerus, im Gefühl und in der Würdigung seines hohen Standpunktes, künftighin immer treu gegen den Oberhirten, wachsam und tapfer in Vertheidigung der Heerde und Abhaltung der Wölfe sich beweisen, und durch sein Benehmen jenem Geiste der Kirche entsprechen, der Kraft gepaart mit Demuth, der den in Wort und That sich aussprechenden Adel der Seele dringend erheischt.

Der Priesterstand mit seinem Cölibat oder die niedere Clerisei.

Wie der mittlere Finger in der Hand des Menschen als der größte sich zeigt, so bildet auch die niedere Clerisei die Mehrheit der ganzen Geistlichkeit und erscheint nicht allein als die Mitte zwischen dem Kirchenhaupte und dem Volke, sondern auch als der große Hebel des ganzen inneren Kirchenwesens und seines Wirkens, denn der Papst besitzt blos die oberste, die hohe Clerisei aber die obere Leitung, und so kommt der eigentliche Betrieb des Kirchenwesens und des Unterrichtes unter dem Volke doch besonders der niederen zu, weßhalb dieser eine um so größere Aufmerksamkeit gebührt, je mehr der Erfolg auch der besten Leitung doch zuletzt von der gehörigen Ausführung abhängt. In einer guten niederen Clerisei liegt also das wahre Heil der Kirche und ihrer Gläubigen, und nur die dürfte gut zu nennen seyn, die ihrem Zwecke ganz entspricht.

Vergleicht demnach die Religion in dem Munde des Apostels Paulus, wie die Philosophie in jenem des Sokrates das Leben des Christen und Menschen mit dem Berufe eines Soldaten, so dürfte diese Vergleichung besonders auch bezeichnend für den Priesterstand seyn. Und dieses könnte um so mehr eine treffliche Paralelle bilden, als der Beruf des Priesters viele Ähnlichkeit mit dem eines Soldaten hat, und der Priesterstand selbst im Verlauf der Zeiten sich in Körperschaften entfaltet hat, die mehr oder weniger in eng geschlossenen Reihen den Kampf für die Sache Gottes und der Menschheit durchführten. Die Weltgeistlichkeit hat ihre bestimmten Posten, wonach dem Bedürfnisse der Seelen der Pfarrer, ein oder mehrere Gehülfen und nach örtlichen Verhältnissen noch besondere Pfründner in einem eigens begrenzten Wirkungskreise, wachend, schützend und rettend des heiligen Amtes pflegen.

Diesen zur Seite stand in allen christlichen Ländern, und steht jetzt noch in vielen, eine Ordensgeistlichkeit, deren Glieder in noch engerem Verbande unter sich und weniger dem einzelnen Orte angehörend, jene geistigen Interessen wahren, wozu eine größere Kraftfülle, die nur aus Vereinigung hervorgehen kann, erfordert wird; oder die im Falle der Noth, dahin ausgesandt werden können, wo ein einzelner Posten verlassen steht, oder nicht eine ständige Wache erfordert wird. So haben geistliche Orden diese überaus heilsame Institution der Kirche mit unverkennbarem Segen für Erziehung der Jugend, für Pflege der Kranken und für Ausbildung der Wissenschaften bewirkt. So haben in Zeiten der Noth und in dürftigen oder von wenigen Katholiken bewohnten Gegenden die Söhne des heiligen Dominikus und Franziskus in den ärmlichen Kapellen den Gottesdienst und Unterricht besorgt, und aus den zerstreuten Kindern der Kirche allmählig kleine Gemeinden gebildet. Diese Ordensgeistlichen, die immer in einer festen Disciplin leben, stets freudig das Zeichen erwarten, wo sie ihre Dienstpflichten erfüllen und den Feinden ihres Glaubens die Stirne bieten können, erscheinen, weil durch Nichts an die Erde geknüpft, und nur im Lager gegen die Feinde Christi ihre Heimath findend, auf den ersten Ruf am Jordan, am Mississippi, oder am Ganges um die Sache des Kreuzes zu verfechten.

Der Verlust der Ordensgeistlichen wird jetzt allenthalben schon sehr tief gefühlt, und man braucht gerade kein Prophet zu seyn, um vorher sagen zu können, daß wieder neue religiöse Vereine sich erheben werden, um den so vielfach gefühlten Nöthen abzuhelfen. Mögen die Regierungen noch so viel für die Bildung der Jugend zu thun scheinen, die Verbildung und Verwildung wird dennoch immer allgemeiner werden; mag man noch so viel von Wissenschaft und Gelehrsamkeit schwatzen, Großes

wird dennoch kaum unternommen oder zu Stande gebracht werden können; mag man alle Pfarreien durch die in manchen Ländern nichts weniger als wahrhaft bildenden gelehrten Institute, gebildeten Priester besetzen, dem religiösen Bedürfnisse wird doch schwerlich vollkommen Genüge geleistet werden können. Die Regierungen werden mit oder ohne guten Willen der Kirche ihren Wirkungskreis freigeben müssen, dann wird der in ihr schaffende Geist Gottes erwecken und ausbilden, was ihr nothwendig und heilsam ist.

Wie übrigens in der Hierarchie das Mittel liegt, der Aristokratie einen ihr zusagenden Wirkungskreis anzuweisen, so bildet auch der Cölibat wieder den mächtigsten und haltbarsten Damm gegen ihre Vergrößerung und Ausbreitung, da jeder von der Kirche als Priester aufgenommene Adeliche für seinen Theil der Aristokratie *abstirbt* und zugleich das Priesterthum hierdurch verhindert wird, in ein unfreies Levitenthum, in eine geistlich-aristokratische Kaste auszuarten. Pflanzt sich demnach der Priesterstand der Kirche nicht aristokratisch durch die Geburt, sondern rein-demokratisch durch freie Wahl und freien Eintritt fort, so liegt in dem Cölibate die Hauptstütze einer wahren politischen Freiheit und Gleichheit, und zugleich die eigentliche Basis der Kraft und Brauchbarkeit des geistlichen Standes. Darum wird es denn sehr begreiflich, daß alle Feinde der Kirche so heftig gegen eine Institution sich erheben, die ganz in dem Geiste des reinen Christenthums, der höheren Politik und des wahren freien bürgerlichen Lebens begründet, allein dem Priesterstande und folglich der Kirche selbst die wahre Freiheit und ihre unbesiegbare Stärke giebt, weßhalb sie sich denn auch so sehr mühen, diesen kirchlichen Simson durch Dalilas zu bethören, ihn auf diesem Wege einzufangen, und zu ihrer eigenen Gemeinheit herabzuziehen.

Ob ihnen nun dieses durch die Anträge der akatholischen Kammern einiger kleinen constitutionellen Staaten, oder durch die Declamationen der jetzt allenthalben sich vorfindenden Freiheitsprediger und religiösen Kettenbrecher, oder durch die zahllosen gegen den Cölibat erscheinenden Schriften jeder Art gelingen werde, überlassen wir den Hoffnungen und Wünschen aller jener, die gern mit solchen Trugbildern sich befassen und den Geist Gottes und jenen der Kirche nicht kennen.

Wir hingegen hegen die Ansicht, daß die Erhaltung des Cölibates nicht allein die höchste Pflicht der Kirche und der Staaten sey, sondern daß auch jeder wahre Katholik zwar den Mangel der Ordensgeistlichen und die Beschränkung auf blose Weltpriester tief fühlen müsse, jedoch bei den letztern eher eine canonische Köchin dulden, als eine katholische Pfarrerin, Weltpriesterin und Domfrau rc. anerkennen werde. Darum könnte es sich wohl auch noch gestalten, daß, wie die Raubsucht in den Zeiten der Reformation und Revolution die Ordensgeistlichen auseinander trieb und ihre Klöster zerstörte, durch die Dürftigkeit bedrängter Weltgeistlichen in manchen Gegenden in gemeinsame Convicte zusammengeführt und hierdurch dem Beispiel des Bischofs von Hippo und seiner Geistlichkeit vielfach gehuldiget würde.

Die Zeichensprache der Kirche oder ihr Ritus.

Es ist der vierte Finger der menschlichen Hand (auch gemeinhin der Goldfinger genannt), an dem der Mensch das Kostbarste, was er an Gold und Edelsteinen besitzt, gewöhnlich zur Schau trägt und hierdurch das was sie ihm gelten und für andere bedeuten, offen zeigt. Ohne daher durch Worte sich zu erklären, dient ihm sein Goldfinger als Zeichensprache seines Herzens, seiner Ideen, Erinnerungen, Wünsche, kurz seines ganzen innern und

äußern Schmuck. So auch bei der Kirche, denn an ihrer geistlichen Hand ist auch dieses ihr Goldfinger, an dem sie das Kostbarste was sie besitzt und allen gern mittheilt, zur Schau stellt und jedem zur Annahme darbietet.

Wenn daher alles, was seinem Geiste oder seiner Natur nach die Allgemeinheit anspricht, auch eben deßwegen eine allgemeine, von den verschiedenen Zungensprachen nicht abhängende Mittheilungsform in sich begründet, wenn die Kundigen in der Mathematik, Musik, Malerei, wie die Künstler aller Zonen und Länder auch ohne Worte blos durch ihre Zeichen sich verstehen und verständigen, so mußte die dem ächten Christenthume zuständige Allgemeinheit auch zu einer solchen Allverständlichkeit, zu der von keiner Zungensprache abhängenden Zeichen- oder Bildersprache führen.

Darum drückt die Kirche ihr inneres Wesen in ihrem äußeren Ritus, in den die Sinne des Menschen ansprechenden Formen und Ceremonien aus, und stellt die Gebildeten und Ungebildeten aller Länder und Zungen, sobald sie jene kennen, in der Theilnahme an dem Gottesdienste völlig gleich, weßhalb jeder Katholik unter dem ihm fremdesten katholischen Volke sich kirchlich erbauen, und, ohne durch Worte sich mittheilen zu können, seinen Glauben zeigen und ihn bei anderen erkennen kann.

So erkennt jeder Katholik das katholische Land an jedem Kreuze, das er an dem Wege findet, an jedem heiligen Häuschen, das ihm in der Einöde, in der Wildniß ein Obdach bietet, an jedem „Ave“ läuten, das ihn zur Früh-, Mittags- und Abendstunde an Gott und das Gebet erinnert. So erkennt er seine Kirche an den in ihnen befindlichen Altären, Kreuzen, Taufsteinen, Weihwasserkesseln, Beichtstühlen &c., ja selbst an dem darin nie verschwindenden Wohlgeruch der kirchlichen Räuche-

rungen. So erkennt er aus den verschiedenen Formen die Spendung eines jeden Sacraments; er findet seine Messe in dem, wenn gleich ihm nicht verständlichen, doch bekannten Klang der priesterlichen Sprache; er hört nicht allein, er sieht auch das „Dominus vobiscum,“ das „ite missa est“ und weiß was es bedeutet. Bei dem bekannten Ton der Schelle und des „Sanctus“ heiligen Namen schaut er demuthsvoll zur Erde; nicht Worte sind's, die ihn begeistern, es ist sein Auge, es ist sein Glauben, durch den er nun den im emporgehobenen Brode sacramentalisch gegenwärtigen Gott erschaut, und vor dem sich seine Kniee beugen. So fühlt er sich in seinen heiligsten Gefühlen auch in den entferntesten Ländern wie in seiner Heimath aufgeregt, und die gleiche Theilnahme, die er unter den ihm fremdesten Völkern findet, steigert seine Ansicht über den hohen Geist, die Wahrheit und das Bedürfniß seines Glaubens.

Wo giebt es demnach eine Sprache, die mit dieser zu vergleichen wäre, in der gerade das Auge, dieser edelste der Sinne, der am meisten und am schnellsten mit dem Innern des Menschen verkehrt, seine ganze Stärke zeigt, und wo das kleinste allgemeine Zeichen auch allgemein das gleiche Gefühl erregt? Darum ist es der Katholicismus, der die Menschen auf dem Wege seines sichtbaren Ritus schnell vereint, indessen der Akatholicismus auf seiner Bahne der blos hörbaren und nur den Kennern verständlichen Volkssprache sie immer mehr isolirt und von einander scheidet. Darum ist es der Katholicismus, der den ganzen Menschen tauft, und jeden seiner Sinne als Vehikel zum Gottesdienste weiht, indessen der Akatholicismus, wie es scheint, nur dem Ohre die Taufe ertheilt, weßhalb die übrigen Sinne Heiden und demnach kirchlich ausgeschlossen bleiben. Darum ist es der Katholicismus, der immer sich in seiner Universalität

behauptet, da er das Wort und die Person so viel möglich von seinem Ritus trennt, indessen der Akatholicismus immer mehr in der Individualität sich verliert, da er nur an jene beide seinen wortliebenden Kult knüpft. Kann daher der Katholik unter allen Zonen durch das blose Kreuzzeichen als solcher sich bekennen, und in den Kirchen der ihm fremdesten katholischen Völker sich erbauen, kann selbst der Verlust eines Sinns ihn in seiner Gottesverehrung nicht gänzlich stören, so fehlt dem Akatholiken schon in jedem Nachbarlande das Mittel seiner Erbauung und Mittheilung durch die ihm fremde Sprache, und schweigend excommunicirt noch gar die Beschränktheit seines Kultes jeden unglücklichen im Lesen unerfahrenen Tauben.

Wenn schon die Kirche durch ihren Ritus diese grossen und allgemeinen Resultate liefert, so gehen doch auch noch andere nicht minder wichtige aus ihm hervor. Denn durch Einheit, verbunden mit Verschiedenheit, hält sie die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf den Gottesdienst immer rege, und so bietet sie hier die stille Messe, dort das Hochamt, oder gar ein musikalisches Levitenamt, hier eine Predigt, dort die Vesper oder eine Betstunde zur Erbauung an, und stellt es jedem frei, aus dem vorgeschriebenen Gottesdienste den ihm beliebigen zu wählen.

Eben so feiert sie ihre Hauptfeste auf eine eigene und unterscheidende Art, und in dem nächtlichen Gottesdienste auf Weihnachten, in dem Beschau der Krippe, in der Fastnacht und dem an den Tod erinnernden Aschenmittwoche, in der verstörten Messe auf Charfreitag, in dem Besuch der Gräber, in den Weihungen am Palm- und Ostertage, in der Feier der Pfingsten, in ihren Kirchweihen, Processionen, Wallfahrten rc., in allem diesem liegt jene geheime Poesie, die den Menschen mehr anzieht und erhebt, als Worte je vermöchten.

Wie sticht dagegen der monotone Gottesdienst des Akatholicismus ab, der stets und überall nur an das körperlose Wort und die Person gebunden, durch die gemeine Prosa seiner Reden auch täglich mehr seine Bekenner zu dieser herabstimmt, und hiedurch nothwendig den höheren Glauben und den kirchlichen Geist ertödtet. Denn das blose Wort, und nichts als dieses, ermüdet den, der es spricht, ermüdet jenen, der es hört, und letzteren um so mehr, wenn das Gesprochene noch gar aus einem geistlosen Munde an ihn ergeht. So wenig anziehend nun der Akatholicismus durch sein ewiges Predigen und Reden, durch sein Declamiren und Schwatzen für sich selbst ist, um so abstoßender wird er noch, wenn der Prediger als unwürdig in Wort oder That verrufen ist.

Welche göttliche Weisheit zeigt dagegen die allgemeine Kirche, die so viel möglich ihren Ritus von dem Worte und den Personen trennt, die ihren Gläubigen die höchst möglichste Freiheit in der Wahl eines stilleren oder prunkvolleren Gottesdienstes, ihren Priestern aber in Besorgung desselben und Spendung der Sacramente die größte Gleichstellung gewährt, und blos auf der Kanzel die Verschiedenheit der Menschen in ihren Anlagen, am Altar aber die völlige Gleichheit der Priester in ihren kirchlichen Verrichtungen darstellt.

Mit der Zeichensprache, mit dem Ritus, kurz mit allen jenen himmlischen Formen, durch die geheimnißvoll die unsichtbaren himmlischen Geschenke einen sichtbaren Leib erhalten, empfängt die Kirche den Menschen an der Wiege, begleitet ihn durch das Leben, und wirft selbst am Grabe zum Zeichen der Verwesung seines Leibes drei Schaufeln Erde dem schon Versenkten nach, indessen sie für seine Seele noch viele Jahre an dem die Hülle des Verstorbenen vorstellenden Katafalke betet.

Die Schriftsprache der Kirche oder die lateinische Sprache.

Wie der kleine Finger an der menschlichen Hand, auch gemeinhin der Ohrenfinger genannt, ihr die Rundung und die schöne Form giebt, und zum gemeinschaftlichen Verbande der übrigen dient, so erscheint auch an der geistlichen Hand der Kirche eben dieser als ihr Ohrenfinger, indem er durch eine gemeinschaftliche Schriftsprache den besten Verband unter ihren übrigen Theilen bildet.

Es ist demnach die lateinische, diese edle, kräftige, feststehende Sprache, die so lang als Volks- und Regierungssprache des größten irdischen Reiches diente, welche nach dem Verfall desselben und dem Verschwinden des sie sprechenden Volkes jetzt blos als Schrift- und Regierungssprache des größten geistlichen Reiches besteht.

Sie ist es, die der Kirche jene Stabilität der Ausdrücke in ihren Bekenntnissen, jene Gleichheit in ihren Verordnungen und Formeln unter allen Zonen und Zungen verschafft, wodurch denn diese Stabilität und Gleichheit ihres Sinnes auch von Jahrhundert zu Jahrhundert sich erhält.

Sie ist es, die eine wahre Gleichheit unter den Völkern herbeiführt, da durch ihre Anwendung keiner lebenden Sprache der Vorzug, und zugleich jedem Kenner des Lateins unter allen Völkern eine gleiche unwandelbare Auslegung jedes Ausdrucks gegeben wird, weßhalb ihre Beseitigung selbst in dem diplomatischen Verkehr der Staaten seit dem Riswycker Frieden tief gefühlt wurde.

Sie ist es, durch deren Kenntniß jeder Fremdling, welcher der lateinischen Sprache kundig ist, auch in dem kleinsten katholischen Orte einen Dolmetscher findet, und überall das Bekenntniß seiner Sünden ablegen und sich des Sacramentes der Buße theilhaftig machen kann.

Sie ist es, die am besten die Unveränderlichkeit und Reinheit der heiligen Schriften wahrt, und darum stund und steht die mit beweglichen Lettern gedruckte Vulgata fester als jene lutherische Bibel zu Halle, die, wenn gleich unbeweglich und eingegossen, schon längst durch die Zeit und den Wechsel der Sprache verwischt worden ist.

Der Akatholicismus, schon in seinem Wesen höchst unbeständig, wird durch den Wechsel der Sprache, dem er sich hingiebt, noch täglich unbeständiger, und so erhalten selbst seine in Erz gegossene Worte keinen gleichen und dauerhaften Bestand. In nichts als im Widersprechen sich getreu, bleibt sein einziges Bestreben, das äußere Werk Christi auf Erden, die sichtbare Kirche, diese Stellvertreterin des Erlösers, wie auch das Geheimniß seiner fortwährenden Gegenwart zu vertilgen, und so greift er stets die geistliche Hand der Kirche, das Papstthum, die Hierarchie, den Priesterstand, den Ritus und die lateinische Sprache auf jede ihm mögliche Weise an.

So lang diese Angriffe blos in Schriften geschehen und von bekannten Akatholiken herrühren, hat die Kirche wohl nichts zu besorgen. Bedenklicher wird aber die Sache und fordert zu einer größeren Aufmerksamkeit auf, wenn selbst noch der Kirche angehörende Geistliche dem Akatholicismus die Hand bieten, die höheren Vorschriften und alten Ordnungen beseitigen und so den Verfall der Kirche durch den Wechsel der Sprache und Formen herbeiführen. Leider trifft man dieses in jenen Ländern sehr häufig an, wo der Katholicismus unter dem Einfluß des Akatholicismus steht, wo die Kirchenordnung und Kirchendisciplin täglich mehr verschwindet. Dort kann der aufmerksame Beobachter in dem Gebiete der Religion und des Kultes eben so sehr Neuerungssüchtige unter den Geistlichen finden, wie man sie in Beziehung auf Politik und Verfassung

auch jetzt allenthalben unter den Laien findet. Denn die Sucht, aufgeklärt und liberal zu scheinen, hat sich auch ihrer bemächtigt; und so ist es ihr Streben, die Formularien der Kirche bald mehr bald weniger schlecht zu verdeutschen, und sie auf diesem Wege allmählig nach ihrem Geiste zu modeln und zu ändern.

Darum hört man denn hier den Einen sagen: „O Herr! ich bin nicht würdig, daß du eingehst in mein Herz, — in meine Seele (sic).“

Dort reicht ein anderer die Communion mit den Worten „der Leib und das Blut des Herrn bewahre dich zum ewigen Leben.“

Ein dritter bedient sich der Einsetzungsgeschichte des Abendmahls nach dem Evangelisten: „Und als sie zu Nacht aßen, nahm Jesus das Brod, segnete, brach es und sprach ꝛc.“, und reicht dann bei jedem Komma *die Hostie* einem Communikanten dar, wo in der Reihefolge der Erzählung und Speisung nothwendig Einer die Hostie mit den Worten empfängt: „thut dieses zu meinem Gedächtniß.“

Je weniger wir nun den Glauben hegen, daß etwa hierin eine wirkliche Einleitung liegen möchte, katholische Ohren an das Unkatholische „dieses thut zu meinem Gedächtniß“ zu gewöhnen, um so mehr betrachten wir es aber als unsere Pflicht, allen solchen Geistlichen entweder eine bessere Ansicht hierin beizubringen, oder ihnen unumwunden zu erklären, daß sie durch solche und ähnliche Veränderungen in Formen und Formularen bei ihren Gemeinden sich nur verdächtigen können.

Daß aber solche Geistliche sich irren, liegt blos darin, weil sie das Wesen des Menschen nicht kennen. Denn bei mysteriösen Handlungen dieser Art machen nicht sowohl die Worte, die der Mensch versteht, den bleibenden Eindruck auf ihn, als die Sache an deren Erhabenheit, Kraft und Heiligkeit er g l a u b t. Es dürfte daher auch

jederzeit die Formel „Corpus Domini nostri etc.“ eine größere Ehrfurcht und tiefere Empfindung hervorbringen, als alle jene neumodischen Speisungsformeln oder Geschichtserzählungen, wie wir sie eben anführten, indem diese nicht allein wegen ihrer Neuheit die bessern und gewohnten Empfindungen des Herzens stören, sondern auch den Kopf reizen nachzudenken, ob solche Neuerungen blos aus falscher Ansicht oder aus protestantisirender Hinterlist entspringen, und hiedurch öfters die Communikanten an dem Tische des Herrn selbst zu dem bösesten Verdacht verleiten.

Möchte daher jeder redliche Geistliche wohl bedenken, daß die lateinische Sprache eine Hauptstütze der Kirche ist, daß sie ihr die Allgemeinheit in Wesen, Form und Ausdruck, kurz den Ritus wahrt, daß sie bei Spendung der Sacramente (in Beziehung auf die Hauptformel) gewiß einen tiefern Eindruck in dem Herzen des Menschen, als das oft schlecht vorgebrachte Deutsche in den Kopf desselben bewirkt, und daß eine solche sich einschleichende Verdeutschungssucht der Sacramentsformeln allmählich gar in den Beichtstuhl oder an den Altar sich verirren und das Wesen der Kirche selbst gefährden kann.

Möchten zugleich aber auch die Kirchenhäupter diesem zur Lauheit, zur Neuerungslust, und zu manchen andern antikirchlichen Anmaßungen hinführenden Unwesen überall mit Kraft vorbeugen, und nicht zugeben, daß eine Hauptstütze der äußern Kirche durch Unverstand oder bösen Willen erschüttert, und die so kräftige Hand der Kirche durch den Verlust ihres kleinsten Fingers in einen Stumpf verwandelt werde.

Wenn wir übrigens bisher von der Grundidee ausgingen, daß eine Harmonie zwischen Geist und Form, eine Analogie zwischen Überirdischem und Irdischem bestehe, und hierauf gestützt, auch folgerecht bei dem geistig-

sten Wesen der Welt, dem Christenthume, nicht allein auf die ihm gebührenden geistigsten Formen, sondern auch auf die zwischen seinem geistigen Wesen und geistigen Formen mit andern materiellen Gegenständen bestehende Analogie schlossen, und solche hinlänglich nachgewiesen haben, so dürfte auch hierin die beste Widerlegung jener Behauptungen der Akatholiken liegen, die in allen Formen der Kirche blos menschliche Erfindungen, blos Ausgeburten einer feinen römischen Politik erblicken. Denn ein Körper, der seit 1800 Jahren unter den verschiedensten Verhältnissen der Völker sich immer gleich erhielt, der so viele Staaten entstehen, vergehen, und auf ihren Trümmern sein Wesen und seine Form bewahrt sah, der zwar manchen Wechsel an seiner Ausdehnung, nicht aber an seiner Gestalt erlitten, ein solcher Körper ist nie das Produkt einer menschlichen Speculation, er ist nur das verkörperte Echo des ewigen Wortes, die Ausgeburt seines eigenen, aus dem Ewigen hervorgegangenen, sich selbst entwickelnden Geistes.

Liegt es demnach in dem Wesen der beiden Welten, daß alles Zeitliche und Wandelbare stets dem Ewigen und Unwandelbaren, dieses aber nie jenem verfalle, so mußte die Kirche durch das beständige Festhalten an ihrem ewigen Geiste und ihren höhern Formen auch über jeden Wechsel der Dinge sich erheben, indessen der Akatholicismus seinem irdisch-menschlichen Ursprunge in Wesen und Form schon so oft und so vielfach unterlag und ferner unterliegen wird.

Darum gleicht auch das Christenthum in seinem festen Katholicismus, wie in seinem veränderlichen Akatholicismus, nicht wie Lessing in seinem Nathan meint, drei ununterscheidbaren Ringen — nein — es gleicht einer Edel- oder Kreuztanne, deren fester, in fremden Boden wurzelnder Stamm (Katholicismus) alle in

die Verderbniß übergegangene, der Erde verfallene Theile an sich zieht, sie in sich verbessert, und so das Veredelte mit neuer Kraft gerade nach dem Himmel führt, während ihre dürren Äste (Akatholicismus) gleichsam als Auswurf des edlen Stammes, und darum ohne eigene Wurzel und mit der Richtung nach der Erde erscheinend, zwar schnell hervorgesproßt, doch auch bald verdorrt sind, und von dem immer grünen Hauptstamme von selbst sich lösend, auch wieder der Erde verfallen, um dort den Prozeß der gänzlichen Verwesung, der Wiederaufnahme, der Verbesserung, Veredlung und Hinleitung nach des Himmels gerader Bahn von neuem zu beginnen.

Wollt ihr demnach, ihr treuen Seelen des Herrn, den Geist euerer Kirche in Kraft und Reinheit erhalten? wohlan! so wahrt mit Treue die aus ihm entsprungenen Formen. Denn mit dem Geiste steht die Form in ewigem Bunde, und was der erstere will, leistet die letztere gewiß, und eins dient dem anderen zur Erhaltung und zu festem Bestande. Bleibt demnach der Kirche geistliche Hand unverändert und kräftig, so unterliegt sie selbst weder dem Raume noch der Zeit, und von Pol zu Pol den Erdball immer umfassend, wird sie auch von Jahrhundert zu Jahrhundert der Menschheit beweisen, daß nur deßwegen der wahre Geist bei ihr verblieben sey, und verbleiben könne, weil auch bei ihr die wahren Formen stets verblieben sind und verbleiben müssen.

Mögen daher auch noch so viele laue und abtrünnige Katholiken jetzt sich vorfinden, mögen so manche kleine regierende Banmaanens den Sturz der Kirche mit Hinterlist betreiben, mögen selbst manche Geistliche unter katholischer Larve dem Akatholicismus huldigen und ihn predigen, wahrlich ihr Treiben ist doch nur menschlich, und darum vergeblich und eitel. Denn noch lebt der Gott, der seine Kirche schützt, noch leben Mil-

lionen, die vor dem Baal der Zeit ihre Kniee nicht beugten, und in Wahrung des Wesens und der Formen der Kirche nur den Wahlspruch kennen,

aut sint, ut sunt, aut — non sint. *)

A. B.

---

*) Wen es etwa interessiren könnte, diesen hier blos philosophisch-analogisch behandelten Gegenstand auch geschichtlich dargestellt zu sehen, den verweisen wir auf das in diesem Jahr bei Heyer in Darmstadt erschienene Werk „das Jahr 1840" oder Darstellung der französischen Revolution in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, indem das eine dem anderen zum Commentar dient, und letzteres zum weiteren Nachdenken um so mehr auffordert, da schon manche darin angedeutete Ereignisse bisher in Frankreich und Deutschland wirklich eingetreten sind.

VII.

Bemerkungen

über einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirche und des Staates,

veranlaßt durch Anton Günthers „Süd- und Nordlichter am Horizont speculativer Theologie."

(Beschluß.)

Unsere Staaten theilen sich im Allgemeinen in zwei Klassen: 1. solche, wo, mit einem rein moralischen Princip die Entwickelung der Individualität, und dadurch auch besonders jener kleinen Schreier, Schöngeister und Revolutionärs, die doch alle im Grunde nichts als sich selbst verkünden, mehr niedergehalten wird. 2. In solche, wo unter einem verschieden motivirten Constitutionssystem die Monarchie mehr oder minder beschränkt, die individuelle Entwickelung durch gesetzliche oder factische Preßfreiheit und Öffentlichkeit des ganzen Staatlebens und Verfahrens in Gericht und Verwaltung mehr freigegeben, und damit zugleich dem Individuum Raum und Recht gegeben ist, durch Wort, Schrift und jegliche, das Staatswohl selbst nicht unmittelbar angreifende Weise seine Überzeugung zu vertheidigen, verbreiten, und die der Andern immer in der gesetzlichen Schranke anzugreifen.

Der absolute oder relative Vorzug, den eines der beiden Systeme vor dem anderen habe, so wie die Nachtheile und Mängel beider, können uns hier nicht weiter beschäftigen. Bemerken müssen wir jedoch, daß die zweite freie Form um einen vollen Grad im allgemeinen Völker- und Menschenleben über die erste vorgerückt ist, so man-

gelhaft selbe (die zweite) auch immer noch sey, so daß sie selber der ersten an praktischem Nutzen zur Zeit, aber auch nur für eine zeitlang bis sie ganz sich entwickelt, noch nachstünde.

Da nun aber, wie wir oben bemerkten, das religiöse Reagens nach der Natur dessen seyn muß, auf das es zu reagiren hat; so ergiebt sich, daß für Länder in welchen die erste Staatsform herrscht die Jesuiten das entsprechende, jetzo in der Kirche sich vorfindende Organ sind; so wie ferner, daß für das zweite freie Staatensystem die Association das größere Heil in sich birgt.

Wir betrachten zuerst die Jesuiten, und was im Buche von ihnen gesagt wird.

„Wohl sey der Orden darum gefallen, weil der Fall der Kirche, dessen Vormauer er gebildet beschlossen gewesen, seitdem die Kirche als hierarchisches Priesterthum und mit ihm das aristokratisch-monarchische Princip angegriffen worden."

„Keine menschliche Kraft aber hätte ihn zum Falle gebracht, wenn das Problem, das er momentan zu lösen gehabt, und auch löste, zugleich ex omni parte das Problem des heil. Geistes mit der durch Christum erlösten Menschheit gewesen wäre. Wo der Geist ist, da ist Freiheit."

„Das monarchische Princip hatte den Orden, der Reformation gegenüber, in Schutz genommen; er selbst hatte es auf eine sonderliche Weise in seinen Constitutionen verwebt. Denn so streng auch dasselbe in der Person des Ordensgenerales sich aussprach, so war doch, auf eine republikanische Weise, die Generalcongregation über den General gestellt, den sie sogar absetzen konnte. Und so gelang es ihm auch dasselbe siegreich wieder in die Welt, und zwar in Begleitung der schönen Wissenschaften einzuführen und zu befestigen."

„Aber die eigentliche strenge Wissenschaft war sein Lieblingsthema nicht; das beweiset wohl schon seine Antipathie gegen Kartesius und dessen neue Methode in der Speculation, welcher er den Vorwurf des philosophischen Egoism machte, ohne in ihm den theoretischen vom praktischen zu unterscheiden, und den einen ebenso freigesprochen als den andern verurtheilt zu haben. Daß nun diese neue Methode nicht von Einem der sonst gelehrten Ordensglieder selbst ins Leben gerufen wurde, das wäre dem Orden, wiewohl er als Repräsentant der Wissenschaft im katholischen Europa dastand, wohl nicht so sehr zu Last zu legen. Der Geist weht wo er will! Aber daß er das neue Gewächs im Garten der Kirche nicht zu deuten verstand und es sogar als schädliches Unkraut in übeln Ruf brachte, dieser Mißgriff ist um so unverzeihlicher, als dadurch gerade eine Eruption herbeigeführt wurde, die der Orden als canonischer Wächter zu verhüten die höhere Bestimmung hatte."

„Impfung ist ja doch auch ein Mittel gegen das psychische Blatterngift! Der gelehrte Orden als Educationsrath des katholischen Europa hätte ebenso den Spiritualism, das Eine Element im Dualism des kartesischen Systems ausbilden können; wie die englische und später die französische Weltweisheit den Naturalism (von Baco herab bis auf Mirabeaus Système de la nature) als das zweite Glied in demselben, nach allen Richtungen des Lebens hin so zur Reife gebracht hatte, daß er dann auf den Einfall gerieth einen ganz ernsten Angriff auf die beiden Institutionen der Menschheit, auf Kirche und Staat (Katholicism und Feudalism) zu wagen. Dieser aber konnte nur dann gelingen, wenn der Orden, als Vorhut Beider und Kronhüter des monarchischen Princips zum Falle gebracht worden." p. 275 — 277.

So weit unser Buch. Nur in Betreff dessen was von Kartesius, dem Vorgänger Spinozas behauptet wird, daß der Orden sich mit seiner Philosophie habe befreunden sollen, können wir nicht mit dem Verfasser übereinstimmen. Erstens ist es wohl nicht leicht denkbar, daß zwei geistige Richtungen, die sich gerade so diametralisch entgegengesetzt sind, wie die objective des ganzen Ordens, und die subjective des Kartesius, und wovon die zweite noch dazu mit ihrem falsch subjectiven Charakter ganz außer dem kirchlichen Kreise steht, sich hätte befreunden sollen. Daß aber der Orden dieses Gewächs im Garten der Kirche nicht zu denten verstand, wie der Verfasser sagt, können wir, auch davon abgesehen, daß nicht lauter Malebranche auf ihm gewachsen, noch weniger übel nehmen; denn so wenig wir unserer Zukunft ganz gewiß sind, noch viel weniger war es dem menschlichen Geiste in jener noch mehr verschlossenen Zeit möglich, namentlich vom Standpunkte der Geschichte aus einen Blick in die Zukunft zu thun und zu bemessen, was in der neuen oder künftigen Ära kommen werde. Dieß war um so weniger möglich, als auch nicht einmal die ausschweifendste Phantasie jenen totalen Sturz des historischen tausendjährigen, stabilen Elements in Staat und Kirche und Wissenschaft, und den ganz veränderten Umschwung des Lebens ahnen konnte; und zur Zeit als diese Ahnung schwer auf den besseren Seelen zu lasten begann, die Kraft des Ordens schon mit seiner allgemeinen oder partialen Auflösung durch den Staat selbst, den er schützen sollte, gebrochen war. Dieses zwar glauben auch wir, wäre ein großes Glück für die katholische Welt gewesen, wenn sich Glieder des Ordens mit reiner Philosophie beschäftigt; was jedoch beim Geiste der Zeit und bei der so eng und streng beschnittenen, den Durchbruch des Genies in neue Bahnen vielfach hemmenden und unterdrückenden Weise des Ordens — allerdings

ein wohlthätiger Zügel für viele Geister — äußerst schwer war. Dann aber lagen dazu andere Männer vor als Descartes, von deren Entwickelung und Aufschließung mehr Heil gekommen seyn würde. Wie aber dieser ganze Orden historisch war und ist, und auch seit der Zeit der Strafengel des Protestantism zu seyn aufhörte, als dieser durch einen neuen Akt der Verläugnung aufhörte historisch zu seyn, und ihn einem andern Geiste zur Züchtigung und wohl zur Bändigung überließ, der aber noch nicht ganz sichtbar geworden: also konnte er auch nie Zeit gewinnen, von seinem Boden abzusehen und von den, wenn schon verklärten Gefilden der Erde, um zur Speculation und zum Anschauen Gottes und zum Spiegel der Creatur, in dem sich Gott in ihrer Seele spiegelt (speculirt, speculum), nicht blos im Gebet und der Betrachtung, sondern auch in der himmelklaren Wissenschaft überzugehn. Doch geschah dieß, um noch einmal es zu wiederholen, meist darum nicht, weil jene Zeit worin er lebte und blühte, bei Protestanten und Katholiken selber eine historische war. Würde er bis in unsere Zeiten ununterbrochen herüber gereicht haben, wir hätten ihn ohne Zweifel auch bei uns das Gebiet der Gedanken betreten, und bearbeiten, und sicher nicht unrühmlich gegen jene ungeheure neue Felonie des Geistes auftreten sehen, deren Zeuge wir waren und noch sind.

Dann auch würden wir die selbstständigere Entwickelung und freiere Selbstständigkeit, welche in der jetzigen und künftigen zweiten Mission dieses Ordens im Buche p. 30 — 33 von ihm gefordert wird, um so sicherer gesehen haben, als wir überzeugt sind, daß derselbe, wenn er, was Gott gebe, je in jenen Landen wieder restaurirt wird, welche ganz die neue, gute und schlimme Bildung in sich aufgenommen, er auch selbe sich aneignen, und sie reinigen, und nur zum Guten lenken wird. Denn außerdem daß in diesem Falle der Orden großen Zuwachs

in den talentvollsten jungen Leuten jener Lande erhielte, und diese Männer sich nicht leicht mehr im Denken und in der Wissenschaft verwirren, umbilden oder gar auf den Kopf stellen ließen, würde auch nur so derselbe gegen die Gegner der Kirche sich mit Erfolg und Ehre halten können.

In einer reinen Monarchie, wo die Zügel der Regierung noch so stark, und ihre Kraft noch so mächtig, jede irreligiöse und unsittliche Tendenz und Regung niederzuhalten, wird diese dadurch am sichersten, und schon ganz unterdrückt, wenn die heranwachsende Generation zum Guten herangebildet, und jenem bösen Geiste entfremdet wird. Diese Bildung besorgt dann Niemand besser, als ein Verein nach Weise des Ordens Jesu. Der Staat hat noch alle positive Macht, der Weg der Prävention ist ihm nicht benommen; er ist noch in der Fülle der (mißbrauchten oder wohl geübten) väterlichen Gewalt, und vertraut in ihr den Theil der Erziehung erprobten, der Wahrheit und ihm ergebenen Männern an. Der Orden vertritt dann in dieser Stellung den höheren Theil der Kirche, er sorgt für die Erziehung der Gebildeten und Gelehrten, wie der Landpfarrer für die der gemeinen Gläubigen wacht. Der Staat und diese, seine vorzüglichsten Diener und Schützer stehen im vollkommensten Einklang, und halten sich wechselseitig, und ihre Harmonie und in Eintracht vermehrte Kraft wirkt zurück auf das gesammte ihnen anvertraute Volk, indem jeglicher Stand durch das in seinen obersten Fugen festgehaltene und passende Band auch nach unten zu an seiner ihm gebührenden Stelle und im paßlichen Kreise sich befindet.

Kirche und Staat in Eintracht durch ihre Diener und Verwalter verschlungen, von würdigen Männern (besonders erste) repräsentirt (wie denn namentlich der Orden der Jesuiten stets nur streng Erprobte zuließ); und

im Individuum und dem Zwecke so vereinigt, wie in der jedem von beiden zukommenden Amtsverwaltung und in den Mitteln zum einen Zwecke getrennt und verschieden — haben so ihren Zweck auf dieser Erde erreicht, Bildungsanstalt für die Ewigkeit zu seyn; und das Fortschreiten in jeglicher der Menschheit angewiesenen und überlassenen Bahn giebt sich von selbst, so wie dann dem, der das Reich Gottes wahrhaft und auf alle Weise sucht, alles andere zugeworfen wird.

Aber wie ist's, wenn der Staat von dieser Idee herabgesunken, feindlich gegen die Kirche auftritt, die Organe der Kirche zernichtet, ihre Lehrer fesselt, und sein Plazet auf alle ihre Briefe noch als Liebeskuß druckt. Wenn er ihr mit wenigem, ihr früher entrissenem Solde auf die rechte Wange schlägt, damit sie, die sinnige, holde, milde Glaubensjungfrau auch noch die andere Wange ihm zur Mißhandlung darreiche? Wenn er sie, ob ihrer Schöne, Macht und unerschöpflichen Schätze nicht blos ehelichen, sondern gar, wie jene Insecten der niedersten Reihen, völlig verschlingen und aufzehren will; sie, die nie eines irdischen Mannes werden kann? — Dann freilich tritt ein umgekehrtes, dem vorher entwickelten nicht entsprechendes Verhältniß ein. Die Kirche der Religion, welche überhaupt nie, auch ihrem ärgsten Anfeinder nicht feind werden kann, und ihn stets in Christo und um Christi willen liebt und zu gewinnen sucht; sie strebt sich jetzt wieder in das ihr eigene Gebiet, in jenes, worin ihr der Heiland Beistand und stete Gegenwart versprochen, worin sie allein unangreifbar und unfehlbar ist, in das des Geistes und Glaubens zurückzuziehen; sie macht sich los vom Staate, der verweltlicht ist, und ihr Wirkungskreis, der früher auf alle ausgedehnt war, erstreckt sich nun positiv nur noch auf die, welche frei und ganz sich ihr hingegeben.

Würde die Kirche hier nicht so handeln, so wäre sie Verrätherin an ihr selber; sie würde aufhören sowohl auf Gott zu vertrauen und an ihn zu glauben, als von ihm geleitet zu seyn. Es entstünde ein Mittelding zwischen Gott und Welt, welches wie für den Himmel zu schlecht, so für die Hölle zu gut, und wie eine mittelreichige Zwittergeburt wäre zwischen Protestantism (Weltreligion) und Katholicism (Gottesreligion).

Einen Staat aber, wo die obenbezeichnete zweite Form, und zwar mit antichristlicher Unterlage ganz durchgedrungen, müssen wir das Reich der Franzosen nennen und können daher auch nirgends volles vom momentanen zum stabilen übergehendes Heil für selbe finden, als in Durchführung des von La Mennais aufgestellten Principes der Trennung.

Auch der Verfasser scheint dieser eben entwickelten Ansicht nicht fremd, wenn er p. 279 sagt: „Aber dein Schisma (so nothwendig es für Frankreich vielleicht seyn mag) können wir für ganz Europa noch nicht brauchen."

Ein solches Volk, wie das der Franzosen, hat dann alle seine Titel auf einen reducirt: Bürgerkönig, Bürgerbischof, Bürgerpriester; und wo dieses einzige allgemeine Loos- und Lösungswort als souveränes (wenn gleich oft imaginäres, und als in der Wirklichkeit sekundäres, sich damit also selbst widersprechendes) Substantiv nicht beisteht, kann auch der andere Titel, oder das (oft vermeintliche) Abjectiv in ihrer Meinung keine Geltung finden.

Denn für's erste ist meist die Regierung in solchen Staaten zu kraft- und gewaltlos, um mit Erfolg Institute von hinreichender innerer Kraft und wissenschaftlichem und religiösem Gehalte zu gründen; weil, vermöge des in solchen Staaten natürlichen und gesetzlichen Gegensatzes gegen die obere Gewalt, alles was von ihr ausgeht schon

mit neidischen Augen betrachtet wird, und die Staatsbürger, vermöge des ihnen zustehenden Associationsrechts nicht von oben herab sich in jenen Kreisen bevormunden lassen wollen und können, welche inner ihrem Rechtsbezirke liegen. Daraus sind erklärbar und begreiflich die Gestalt und Verhältnisse der vermonopolisirten Universität in Frankreich; darnach aber ist sie auch in Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, ja selbst Gesetzlichkeit zu würdigen; wie dann der Staat nie ein Recht usurpiren darf, das schon jedem Bürger zukommt, und heiliger als die Erziehung und ihre Freiheit ist wohl in solchen Staaten keines.

Die nächste Folge aus dieser Ordnung der Dinge ist nun die Association. Ihre Grundeigenschaft ist, daß sie sich durch alle Stände und Glieder der Nation durchzieht, und Hoch und Nieder auf das engste mit sich vereinigt, und so in diesem festen Bande um alle Gleichgesinnte, diesen eine Kraft und Waffe giebt, sich als Glieder des Staates gegen entgegengesetzte Überzeugungen zu behaupten und zu schützen, und ihr gutes Recht zu fordern. Anders aber verhielt es sich mit einem blosen Orden oder der Societät Jesu. Sie hat ihren Bestand und Sitz an die Gelehrsamkeit oder an den Bestand und die Laune des weltlichen Regiments gebunden, und ist so amovibel als ihre Büchersäle und Collegien, oder der wenn auch schwergoldene Thronstuhl.

Aber die Association ist so fest wie die vaterländische Erde, und so sicher als der Heerd; denn auf beide hat sie ihren Grundstein gelegt, und der landbauende Familienvater, der Bewohner der Berge und der Städte, sie alle sind sammt dem weniger stabilen Gelehrten mit einer Garantie gesichert, und auf einer Grundlage ruhend, die bis in die tiefste Wurzel der Gesellschaft geht, so wie sie am höchsten nach dem Himmel reicht. Es gründet demnach die Association so fest, als ein solcher Staat selbst,

mit ihm steht und fällt sie. Er hat seine Garantie in ihrer Freiheit, und sie hat in der im Staate geltenden Freiheit ihre Gewährleistung.

Dieß ist der große Vorzug dieser unbezwingbaren Vereine, welche jeder Macht im Staate trotzen können, und die nur der physischen Gewalt, ja kaum dieser zu unterliegen in Gefahr sind. Aber wo kann oder sollte noch von physischer Gewalt oder Zwang und Despotism in einem Vereine von Bürgern, wo blos das Gesetz herrschen sollte, auch nur die Rede seyn? Und erhebt sich denn wirklich physische Gewalt gegen sie, so vertheidigt sie nach außen und innen mit heiligem Rechte Heerd und Religion zugleich, weil jedes Glied seine Religion an seinen Heerd gebunden hat; für sich nämlich, weil in ihm Staat und Kirche geeinet sind, unbestreitbar gültig, und darum auch rechtlich und der Vertheidigung würdig, ja pflichtig und nach göttlichem Recht.

Freiheit des Unterrichts, Freiheit der Presse, und zur Association, so wie freie Wahl der Munizipalverfassung sind die gegründetsten und heiligsten Rechte, welche die ganze Nation und in specie die Association für sich in Anspruch nimmt.

Nichts desto weniger kann auch hier, wie wir es in Amerika sehen und bald vielleicht in Belgien erleben werden, der besagte Orden außerordentlich wohlthätig wirken; aber er hat keine Garantie mehr in sich für den Katholicism, wie früher er selbe in der mit ihm eng verbundenen Monarchie hatte. Daher bildet er auch nur noch eine Erscheinung und sociale Macht zweiter Ordnung.

Aber nicht mit beiden Gegensätzen, dem von La Mennais und von Ventura ist der Verfasser zufrieden. Er will über sie hinaus, „denn beide stehen, La Mennais mit Einem, Ventura mit beiden Füßen auf der Basis der Scho-

lastik.» „Die alte Scholastik aber kann uns kei„nen Aufschluß über die Natur des Staates „geben. Wer das Wesen und die Gesetze des socialen „Lebens nach allen Beziehungen sich erschließen will, der „muß den Schlüssel dazu in den Tiefen des Selbstbewußt„seyns zuvor gefunden haben.»

„Nur wie der Geist sich selber verstanden hat, so und „nicht besser kann er die Natur an ihm und außer ihm „verstehen — und dieses Doppelverständniß allein ertheilt „die höhere Weihe zur Enthüllung des socialen Hei„ligthumes in der Kirche wie im Staate, jener Institute, „die beide, wie sie aus dem Boden der historischen Mensch„heit erwachsen, so auch an der Doppelnatur des Men„schen, an seinem geistigen und physischen Elemente, in„nigsten, wenn auch verschiedenen Antheil nehmen. „Wie weit war aber in der alten Scholastik sowohl die „höhere Seelen- als Naturlehre zu diesem?»

Dann fährt er weiter unten, nachdem er vom durch La Mennais permanent gemachten Schisma zwischen Kirche und Staat geredet, also fort: „Die Zeit reift einem viel „wichtigeren und durchgreifenderen Schisma entgegen, „mit der Devise: wer nicht für mich ist, ist wider mich! „Zuvor muß aber die strenge Wissenschaft in freier Be„wegung noch leisten, was sie bisher bei aller Bewegung „noch nicht konnte, Sie muß sein politisches „Dogma commentiren.»

„Von ihr erleuchtet, wird die Menschheit einsehen, „daß sie aus demselben Grunde nur Einen Erlöser und „durch ihn nur Eine Kirche habe, aus welchem sie über„haupt in Staaten lebt. Sie wird besser als die alte „Scholastik, d. h. gegen diese Zeugen, daß die Maje„stät nicht unmittelbar im Volke liege und mittelbar nur „durch dieses am Regenten hafte.»

„Denn die Idee der Vermittelung ist aprioristisch

„so alt wenigstens, wenn nicht älter, als die des Ge„gensatzes. Wie so? Weil beide beruhen auf dem Ei„nen Streben der Physis (als Substanz oder Noumenon) „ihr Selbstbewußtseyn zu gewinnen."

Diesen angegebenen Grund müssen wir durchaus verneinen; Lebensgefühl ist wesentlich verschieden vom Selbstbewußtseyn. Erstes hat die Natur im Streben, und in der Wirklichkeit; Zweites nicht. Denn die Physis soll nicht ihrer selbst sich bewußt werden, als Physis; dieses wird sie erst im Menschen, der über der Physis steht, so wie der Mensch sich seiner selbst in Gott bewußt wird; d. h. sich in Gott erkennt und damit auch die Natur durchschaut. So wie der Mensch, obgleich göttlicher Natur, nicht zum göttlichen Selbstbewußtseyn kommt; so kann auch die Physis, obgleich theilhaft der menschlichen Natur, nicht zum (abgeleiteten, menschlichen) Selbstbewußtseyn kommen, das blos dem Menschen eigen ist, und woran die Physis nur so Theil hat, wie der Mensch am Göttlichen. Auf das ob und in wie fern die Physis Noumenon sey, können wir hier nicht eingehen. Endlich ist die Idee der Vermittelung aprioristisch nicht älter oder jünger als die vom Gegensatze; beide sind an und für sich gleich alt.

Dann fährt er fort: „Wenn aber Steigerung und „Veredelung der Gegensätze durch ihre Vermittelung, um „die höchste und letzte Vermittelung (im Gedanken nämlich) „zu gewinnen, das Gesetz des allgemeinen Natur„lebens ist; so ist auch der vollendete Schematismus „der Außenwelt (die Hineinbildung — Reflex — alles „dessen, was die Physis früher auf zahllosen Stufen „dreier Naturreiche herausgebildet) so wie sein Re„präsentant der Mensch, die Krone des Natur„strebens, die der Geist in ihm sich aufsetzt. Und darin „allein liegt der ausschließliche Grund, warum Cardinäle „und Churfürsten, wiewohl sie das Oberhaupt der Kirche

„und des Staates wählen, doch selber keine Päpste und „Kaiser sind — und warum Stände und ihre Repräsen„tanten darum noch keinen König machen, wenn sie auch „einen von Gott gefertigten wählen können; so wie um„gekehrt der König keinen Stand schafft, wenn er auch „aus der Masse des Volkes den Einzelnen zur Repräsen„tation entweder materiell befähigt, oder den bereits an„derswoher befähigten formell bekräftigt. Hierin liegt auch „der Grund, warum auch das Naturleben im Staate sich „auch bis dahin geltend machte, daß die Repräsentation „der Vermittelung im Centralorgane stabil oder erblich „wurde. Denn da Gegensatz und Vermittelung sich ge„genseitig bedingen, so kann, wenn sich jener durch Zeu„gung fortsetzt, auch dieser sein Gegengewicht nur auf dem „Wege der Vererbung erlangen. Allein bei allem dem „darf Etwas doch nicht außer Acht gelassen werden, näm„lich: daß der Mensch nicht blos Naturwesen, „sondern auch wesenhaft Geist sey, daß folglich „nicht auch der Staat bloses Naturprodukt seyn „dürfe; wiewohl er es auf eben dem Wege werden kann, „auf dem der Mensch seine höhere und edlere Hälfte, lei„der! nur zu oft, außer Acht läßt."

So ist es denn allerdings, daß auch wir erkennen, wie Manches, was bei La Mennais nur auf den unversöhnten und dadurch scheinbar unversöhnlichen Gegensatz hindeutet, auch nur für diesen, oder den Augenblick da ist, und die Wissenschaft höher hinauf, und nicht blos zur äußeren, sondern auch zur inneren Autoritätsbegründung und Anerkennung durchgeführt werden muß; weil, wie auch noch neulich von Jourdain in der Revue Européenne (Analyse de la philosophie de Baader, Avril 1832. p. 183) bemerkt worden, drei der Zeugen sind auf Erden (wie im Himmel): nämlich Gott oder die Kirche, die Christenheit oder Menschheit und der Christ, oder das Indi-

nihanin. Aber ein anderes ist auch die Theorie, ein Anderes die Wirklichkeit. Auch wir halten für die Theorie jenen höheren Standpunkt fest; damit aber ist für das wirkliche Leben noch nichts unmittelbar gewonnen, denn damit dieser selber praktisch würde, wäre eben so nöthig, daß auch unser Gegensatz sich auf jenem Punkte finde, von dem aus und in dem wir zugleich mit ihm die neue Höhe erreichen könnten. Was aber würde es z. B. in Frankreich jetzo nützen jene höhere Einigung von Kirche und Staat praktisch einführen, oder nur als realisirbar behandeln zu wollen? Es würde jene Folge haben, die jede unzeitige Erscheinung und unreife Einrichtung nach sich führt. Ohne Frucht und ohne Anklang in der Zeit zu finden, würde es abfallen, und auch das, was der Gegensatz jetzt noch Gutes hätte, dadurch vereitelt werden. Sonach findet jene höhere Einheit jetzt nur erst ihren Platz in der Theorie des Lebens, und in der Entwickelung desselben nach seinen inneren Gesetzen, nicht aber in ihm selber; aber auch La Mennais und jenes Streben der Gottbegeisterten Franzosen ist gerechtfertigt.

Auch können wir uns nicht bergen, daß die Wissenschaft noch nicht so weit zur festen Norm und Basis herangewachsen, daß sie auf ähnliche Weise wie ein Verein, mit Princip, Haupt und Gliedern, auf die Gesellschaft wirke. Lange noch nicht ist die Wissenschaft in ihren Pflegern zu einer gelehrten Genossenschaft in jenem Sinne herangereift, daß sie auf ähnliche Weise, nur in einem höheren und veredelten Grade, wie die Schulen im Mittelalter dieß thaten, thätig und kräftig, wie die Association, und als solche auf das Leben wirke. Und wenn wir auch annehmen, daß die Form der höhern Association, die aus der Wissenschaft hervorgehen wird, (jene neue noch unreale christlich-literarische Republik) eine freiere und die geistigen Richtungen noch weniger

hemmende, damit aber auch allgemeinere und festere seyn mag, so kann doch auch sie nicht ohne Schule und Princip seyn, und eine solche allgemein anerkannte Schule fehlt uns noch für das religiös-wissenschaftliche Leben, wenn wir auch in der Theorie und in Büchern schon ihre neue Grundlage besitzen. Diese Schule, von der viel Heil abhängt, wird aber so lange noch nicht kräftig gebildet werden, als der Staat nicht entweder Gläubige, von der kirchlichen Behörde approbirte Lehrer für die katholische Jugend jeden Alters aufstellt, oder den Unterricht und die hohen und niederen Schulen ganz frei giebt. Denn unter jenem besoldeten privilegirten Unglauben, und allen Schwindelsystemen wird und kann nie etwas Wahres und Dauerndes allgemein gedeihen.

In der Mitte befinden sich in dieser Beziehung zwischen jenen beiden Systemen die sogenannten constitutionellen Staaten Deutschlands, vor allem die rheinische Kirchenprovinz. Was Alles ihnen Noth thue wissen und erkennen wir, was ihnen aber unter den jetzigen Umständen helfen sollte, das wissen wir nicht, getrauen es wenigstens nicht so bestimmt zu sagen, da ja die, obgleich von einem scharfblickenden Auge nicht zu verkennende Krankheit, an der sie laboriren, noch nicht einmal völlig erklärt, und zur Diagnose geeignet ausgebrochen ist, so thätig auch die Werkmeister, Berg- und Brunnenleute in jenen Gebäuden und Schachten schon gearbeitet, und sich noch gnomenhaft abmühen.

Wie Gott die Welt hält, und wie Christus die Erlösung brachte, und durch die Versöhnung die er uns erwarb an seinem Leibe das Weltgericht noch suspendirt, also auch, müssen wir sagen, hält die katholische Kirche heute noch das Christenthum auf, und jene Splitter der Wahrheit, die sich bei den Secten finden, haben, wie schon die Alten bemerkt, nur insofern Haltung, als sie katholisch

und von der Kirche sind. Daher sagt denn auch Günther ganz treffend: „Das Christenthum wäre schon lang „zum ungeheuern Weltscandal herabgesunken, wenn es „dem Weltgeiste gelungen wäre, die alte Kirche zu zertrümmern und als Baumaterial für Bethäuser zu versteigern, unter denen es bereits mehr als eines geben würde, „wo nach dem Ritus deutscher Voltaires, der alte formlose Heiland in die Gestalt dieser Welt gekleidet, und „als neuer Ecce homo im Strohkranze und mit dem Talglichte in der Hand, mit einem Bahrtuche um die Schultern, norddeutscher Verehrung Preis gegeben wäre.“ p. 312.

Der Katholicism zeigt sich aber dadurch als das göttliche Princip, daß er, ebenso wie Gott nichts ungeschehen machen will, sondern das Böse und Gute, eins wie das andere zum Guten wandelt, also sich derselbe auch an jedes System anschließt, selbes ergreift, in ihm wirkt, und als das Wohl jeden Staates sich bewährt in dem er frei sich bewegen kann. So passend, ja relativ nothwendig (insofern ohne religiöse Erziehung und Unterricht die Nation fällt) nun hier für die erste Staatsform die Jesuiten erscheinen; eben so wirksam steht dort, wo diese Form weniger Anklang im ganzen Volke oder in dem Geiste der Institutionen findet, die Association zu Gebot, und während diese veränderten Verhältnisse den Protestantismus auch bis zum Grund umbilden oder zerstören würden (so wie die Wissenschaft auf welche er sich in neuerer Zeit aufbauen wollte, ihn selber völlig zerstört hat), ist es der Katholicism, der unter allen ganz verschiedenen Lagen doch der eine und selbe bleibt. Diese Form der Association ist aber um so nöthiger in einem Lande, wo jeden Augenblick was Neues zum Vorschein kommen, und dessen äußere und innere Verhältnisse und Lage jeden Moment umgestürzt oder verändert werden können. Da hilft nicht zum Besten eine so festbestimmte und dadurch leicht amovible Gesellschaft als

Repräsentant und Organ des Katholicism, welches mit den Gliedern zugleich aus dem Lande verschwunden ist; sondern da muß ein Verein seyn, der in den Boden eingesenkt und mit jedem Stande verwachsen ist, so fest und unbewegbar als jener selbst, daß man sagen kann: tragt unsere Erde fort oder mordet alle unsere Kinder und uns selbst, wenn ihr uns aufhören machen wollet Franzosen und Katholiken zu seyn. Daher ist denn für diese kritische Zeit des Kampfes und der Entscheidung keine Form allda tauglicher als die Association, da überhaupt ohne restaurirende Organe eine religiöse Gemeinschaft in ihrem Leben erstorben ist; wie denn früher die Orden von menschlicher Seite der Kirche das waren, was von göttlicher Seite der außerordentliche Beistand des heiligen Geistes ist.

Die Schrift enthält sonst noch des Guten und Interessanten, hieher bezüglichen so viel, daß wir nicht Alles anführen können. Sie ist eine mitunter scharfe, aber stets wahre und gerechte Prüfung und Geisel auf manche Verirrungen unserer Zeit in Theorie und Praxis. Obschon wir die darin und in Günthers frühern, sonst so vorzüglichen, und sicher dazu, der Theologie eine neue Bahn zu brechen, vieles beitragenden Schriften, vorgelegte Philosophie nicht ganz theilen und als richtig anerkennen können, auch hier nicht näher in sie eingehen; so können wir doch nicht umhin auf die vorzüglich uns entsprechende Deduction des in der Kirche permanenten Priesterthums im 13ten Briefe aufmerksam zu machen.

Wenn wir öfters den Verfasser redend anführten, so müssen wir noch bemerken, daß dieses streng genommen nur uneigentlich zu verstehen sey, insofern nämlich das Werk nach Günthers Weise aus Briefen besteht; worin denn die Ansichten der verschiedenen Parteien vorgetragen und geprüft, die eigenen des Verfassers natürlich mit untergewebt sind, so daß es denn immer schwierig ist

eine Ihres als des Verfassers eigene bestimmt anzugeben. Wie denn überhaupt diese Briefform den wissenschaftlichen d. h. streng systematischen und logischen Gang des Schreibenden sehr beeinträchtigt; so kann nur jener in der Vorrede zur Creationstheorie angegebene Grund, so wie noch andere Rücksichten, namentlich die größere Freiheit in Betreff des zu behandelnden Stoffes, diese Form entschuldigen, ja fast, propter majorem utilitatem, gutheißen.

„Der Ablaßpfennig als Anhang zur Schrift: der Rosenkranz eines Katholiken von Herrn König." Frankfurt am Main 1829; schließt sich als 70 Seiten große Zugabe an die Briefe an. Ein sprechendes Dokument für den Geist unserer Zeit, wie er in manchen Schädeln Wohnung aufgeschlagen, der auch keiner andern Abfertigung verdient, als ihm hier nach Gebühr zu Theil geworden. Wie sich König an Carove und Alex. Müller, welchem zweiten auch die zehen letzten Seiten gelten, der Religion ihrer Jugend nach, anschließt, denn wie er sagt, war er auch in seiner Jugend Jesuit gewesen, und jeder habe eine solche Zeit, so auch ist er ein würdiger Genosse der leidigen Verkehrtheit ihres reifern wenn schon nicht klügern Alters.

So weit über dieß treffliche Buch. — Wahrlich wenn je eine Zeit Abspieglung des irdischen Lebens war, dann ist es die jetzige, und wie dieß Leben selber, also regt sie so tief ein peinliches, schwerlastendes Gefühl auf, das in kräftigen Seelen zur bittern Ironie sich gestaltet, und zum Alles übersliegenden Herzmuth. In dieser Weise wollen wir den letzten Theil des letzten Briefes auch zu unserm Schluß machen. „In mir, sagt er, spuckt schon „lange das Project, einen Schleich- und Tauschhandel mit „verunglückten Kreuzen des französischen Bodens nach Con„stantinopel einzuleiten, um sie gegen Halbmonde umzu„setzen für das Reich des allerchristlichsten Königs. Bei

„dieser Gelegenheit muß es gelingen, eine Verschwö-
„rung gegen den christlichen Glauben unter
„den Muselmännern anzuzetteln. Und diese wür-
„den uns als Franken (ein Franzose schreibt) die schon
„unter König Franz I. die Freundschaft der Pforte gegen
„den Schirmvogt der Kirche suchten, und als indifferen-
„ten Kaufleuten ohne weiteres Glauben beimessen, daß
„die Zeit endlich erfüllt sey, wo der Islam
„die Bibel, der Mond das Kreuz, der Roß-
„schweif das Oriflam verdrängen werde!“

„Die Grille, daß Deutsche und Franken in Schaaren
„den Griechen gegen die Pforte zu Hülfe geeilt, und zwar
„in religiöser Begeisterung, würde ihnen schon ein Blick in
„unsere Kisten und Säcke voll Kreuze vertreiben, die vor
„Kurzem noch nicht blos an Rosenkränzen des Pöbels ge-
„hangen, sondern sogar am Halse nobler Damen und an
„der Brust tapferer Herren geprangt haben, ohne sie im
„geringsten mit einer katholischen Idiosynkrasie anzustecken.
„Und wenn unsere Mission glücklich abgelaufen, und um
„ein Jahr später die Roßschweife die Donau herauf wie
„Heuschrecken hausten; wenn Wien, die alte Vormauer
„des Christenthums, weil ohne Munition, im ersten Sturme
„gefallen, Landshut aber in Bayern seinen salatischen
„Strohhut in aller Ehrfurcht abgezogen vor dem reinen
„Christenthum des nun weit mehr civilisirten Islam —
„sintemalen auch dieser in Bezug auf Ascese, Cölibat und
„Ritus unter dem neuen Großherrn (aus fränkischem Ge-
„blüte, wie man hört) mit sich handeln läßt — wenn nach
„diesen Vorgängen endlich das simonistische Frankreich unter
„seinen Halbmonden mit Fuchsschwänzen an den Rhein
„aufbricht, um daselbst aus zwei halben einen ganzen
„Mond, als das Sinnbild der neuen Kirche, zusam-
„menzustecken und zu proklamiren, auf daß hinführo von
„dem alten astronomischen Zeichen unserer Erde ♁ das

„Kreuz abgebrochen, und dafür die beiden Halbmonde als „conversives Janusbild ☾☽ in den Globe, wie in alle „National- und Wandkalender verzeichnet werden — dann „— dann mein Christian Franke! dann — Gott sey ge„priesen! kommt es zum großen und letzten Schisma. — „Dann geben Tausende, unter Freudenthränen, für den „Kampf um Christi Reich und Ehre einander die Hände, „die bisher kaum, wenn's hoch kam, den Rücken einander „zugekehrt hielten" (p. 291 — 293). Fiat. Fiat. Denn wahr auch ist was p. 23 angeführt ist: adeo festinant tempora, et juxta est dies perditionis.

VIII.

Von dem Primat
und der
Unfehlbarkeit des Papstes.

Aus dem Italienischen des Alphons Muzzarelli.

(Fortsetzung.)

So sind wir allmählich dahin gelangt, die Aussprüche der Väter und der Concilien über den Primat des Bischofs von Rom zu untersuchen. Um in Ansehung dieser Beweise der Kürze und Unparteilichkeit getreu zu bleiben, will ich, von der gewöhnlichen Weise abweichend, zuerst die günstigen, dann die widerstreitenden Stellen anführen, und die Prüfung und Entscheidung zuletzt dem ächten Katholiken und dem redlichen Philosophen selber überlassen.

Günstige Stellen.

Der heilige Irenäus sagt von der römischen Kirche (Lib. 3. c. 3) Omnium esse maximam et antiquissimam, ad quam propter potiorem principalitatem necesse est, omnem Ecclesiam convenire, hoc est eos, qui sunt undique fideles.

Tertullian hat uns, als er in die Häresie gerathen, in der Absicht den römischen Bischof zu bekämpfen, das Andenken der Ehrentitel erhalten, die zu jener Zeit dem Papste ertheilt und von ihm geführt wurden, (De pudicitia c. 1.)

Audio esse edictum propositum, et quidem peremptorium: Pontifex Maximus, quod est Episcopus Episcoporum edicit: et mœchiæ et fornicationis delicta pœnitentia functis dimito.

Der heilige Cyprian schreibt an Papst Cornelius über einige Häretiker (Ep. 58.)

Navigare audent ad Petri cathedram atque ad Ecclesiam principalem, unde unitas sacerdotalis exorta est.

Und in einem andern Brief an denselben Papst (Ep. 48) nennt er die römische Kirche die Mutter und Wurzel aller Kirchen.

Hortati sumus, ut Ecclesiæ catholicæ matricem et Radicem tenerent.

Der heilige Basilius sagt in dem zwei und fünfzigsten Brief an den heiligen Athanasius:

Visum est mihi consentaneum, ut scribatur Episcopo Romæ, ut quæ hic gerantur, consideret et sententiam suam expromat.

Der heilige Hieronymus, Priester der Kirche zu Antiochien, schrieb folgendermaßen an Papst Damasus (*Epis.* 26 inter selectas.)

A sacerdote victimam salutis, a Pastore præsidium oris flagito. . . . . Cum successore Piscatoris, a discipulo crucis loquor. Ego nullum primum, nisi Christum sequens, beatitudini tuæ, id est Cathedræ Petri communione consocior: super illam petram ædificatam Ecclesiam scio. Quicunque extra hanc domum agnum comederit, profanus est. Si quis in arca Noe non fuerit, peribit regnante diluvio. . . . . Non novi Vitalem, Meletium respuo, ignoro Paulinum. Quicunque tecum non colligit, spargit, hoc est, qui Christi non est, Antichristi est. . . . . Quamobrem obtestor Beatitudinem tuam per Crucifixum, mundi salutem, per homousion Trinitatem, ut mihi epistolis tuis, sive tacendarum, sive dicendarum hypostaseon detur auctoritas.

Im Dialog gegen die Luciferianer sagt derselbe Lehrer (Num. 3.)

Ecclesiæ salus in summi sacerdotis dignitate pendet,

cui si non exors quædam et ab omnibus eminens detur Potestas, tot in Ecclesiis efficientur schismata quot Sacerdotes.

Der heilige Ambrosius spricht in dem acht und siebenzigsten Brief an Theophilus von Alexandrien, der über die Spaltungen der Kirche von Antiochien zu richten beauftragt war:

Sane referendum arbitramur ad sanctum fratrem nostrum Romanæ Sacerdotem Ecclesiæ, quoniam præsumimus, ea te judicaturum, quæ etiam illi displicere nequeant. Ita enim utiliter erit consultum sententiæ, ita pacis et quietis securitas, si id vestro statuatur consilio, quod communioni nostræ dissensionem non afferat, ut nos quoque accepta vestrorum serie statutorum, cum id gestum esse cognoverimus, quod Ecclesia Romana haud dubio comprobaverit, læti fructum hujusmodi examinis adipiscamur.

Der heilige Augustinus richtete mit dem Concilium von Milevi folgende Bitte zur Unterdrückung der pelagianischen Irrlehre an den Papst Innocenz:

Quia te Dominus in sede apostolica collocavit, periculis infirmorum membrorum Christi pastoralem diligentiam quæsumus adhibere digneris.

Derselbe Heilige sagt in seiner Epistola 162: In Romana Ecclesia semper Apostolicæ Cathedræ viguit Principatus.

Eben er wendet sich auch in der Schrift gegen die zwei Briefe der Pelagianer mit folgenden Worten an den Papst Bonifacius (B. 2. c. 1.)

Communis est omnibus Nobis, qui Episcopatus officio fungimur, specula Pastoralis; quamvis in eo præemineas celsiore fastigio.

Endlich sagt derselbe Heilige von Petrus (lib. 2 de Baptism. c. 1):

In quo primatus Apostolorum tam excellenti gratia præeminet.

Und an einem andern Orte (Serm. 76 de verbis Dom.) Idem ergo Petrus a petra cognominatus beatus, Ecclesiæ figuram portans, Apostolatus Principatum tenens.

Der heilige Johannes Chrysostomus nahm vom Orient her zur Autorität des Papstes Innocenz seine Zuflucht, gegen seine ungerechten Verfolger (Ep. 1 ad Innoc.)

Obsecro ut scribas, quod hæc tam inique facta non habeant robur; illi autem, qui inique egerunt, pœnæ Ecclesiasticarum legum subjaceant.

Derselbe sagt im zweiten Buche de sacerdotio: Petrum Christus auctoritate præditum esse voluit, ac reliquos item Apostolos longe præcellere.

Eben so sagt er in der Homelie in Apostolicum dictum (oper. Tom. 6 p. 165 Edit. Venet. 1780.)

Petrus itaque chori illius choriphæus, os apostolorum omnium, caput illius familiæ, orbis totius Præfectus, fundamentum Ecclesiæ, ardens Christi amator.

Der heilige Epiphanius berichtet uns (hæres. 68), daß die beiden arianischen Bischöfe Ursacius und Valens zu Papst Julius gingen, um ihm von ihren Meinungen Rechenschaft zu geben.

Ursacius et Valens, pœnitentia ducti una cum libello profecti sunt ad Beatum Julium Romanorum Episcopum pro ratione reddenda de suo errore et delicto.

Der heilige Leo sagt von Rom (sermo de nativit): Per sacram B. Petri sedem caput orbis effecta latius præsides Religione Divina, quam dominatione terrena. Minus est quod tibi bellicus labor subdidit, quam quod pax christiana subjecit.

Und an einem andern Orte (Ep. 1).

Ratio pietatis exegit, ut pro solicitudine, quam uni-

versæ Ecclesiæ ex divina institutione dependimus, rerum fidem studeremus agnoscere.

Der heilige Prosper wiederholt das nämliche in seinen Gedichten (Carm. de ingratis).

Sedes Romana Petri, quæ pastoralis honoris facta caput mundo, quidquid non possidet armis, religione tenet.

Der heilige Ennodius bei Syrmond (I. Apol. pro synodo) sagt:

Replicabo uni dictum: Tu es Petrus et super hanc Petram ædificabo Ecclesiam meam et quæcumque solveris super terram, erunt soluta et in cœlo. Et rursus sanctorum voce Pontificum dignitatem sedis ejus factam toto orbe venerabilem, dum illi, quidquid Fidelium est, ubique submittitur, dum totius corporis caput esse designatur.

Der heilige Gregor der Große sagt in einem Briefe an Johannes, Bischof von Syrakus (Lib. 9, Ep. 12):

De Ecclesia Constantinopolitana quod dicunt, quis dubitet, eam apostolicæ sedi esse subjectam? quod et Dominus piissimus Imperator, et frater noster ejusdem civitatis Episcopus assidue profitentur.

Der heilige Theodor Studita in dem Brief an Papst Paschalis:

Audi Apostolicum Caput, Pastor Ovium Christi a Deo electi, Claviger Regni cœlorum, Petri fidei, super quam ædificata est Ecclesia catholica.

Endlich spricht der heilige Bernhard (de Cons. ib. I. 2 c. 8) folgendermaßen mit dem Papst Eugen:

Quis es? sacerdos magnus, summus Pontifex. Tu Princeps Episcoporum, tu hæres Apostolorum, tu primatu Abel.... dignitate Aaron, auctoritate Moyses .... potestate Petrus, unctione Christus. Tu es cui oves traditæ, cui oves creditæ sunt. Sunt quidem et alii cæli

janitores et gregum Pastores, sed tu tanto gloriosius, quanto et differentius utrumque præ cœteris nomen hæreditasti. Habent illi sibi assignatos greges, singuli singulos: *tibi universi crediti, uni unus.* Nec modo ovium, sed et pastorum tu unus omnium Pastor.

Widersprechende Stellen.

Der heilige Cyprianus drückt sich in seinem Buche de unitate, das er gegen den Schismatiker Novatianus schrieb, der sich in das Pontificat eindrängen und mit Widerspruch gegen die rechtmäßige Wahl des Papstes Cornelius zum Oberhaupte der Kirche machen wollte, auf folgende Weise aus:

Probatio est ad fidem facilis compendio veritatis. Loquitur Dominus ad Petrum: Ego tibi dico, inquit, quia tu es Petrus et super istam petram ædificabo Ecclesiam meam, et portæ inferorum non vincent eam .... Et eidem post resurrectionem suam dicit: Pasce oves meas. Et quamvis apostolis omnibus post resurrectionem suam parem potestatem tribuat et dicat: Sicut misit me Pater, et ego mitto vos .... tamen, ut unitatem manifestaret, unitatis ejusdem originem ab uno incipientem sua auctoritate disposuit. Hoc erant utique ceteri apostoli, quod fuit Petrus, pari consortio præditi honoris et potestatis, sed exordium ab unitate proficiscitur, ut ecclesia una monstretur, quam unitatem firmiter tenere, et vindicare debemus, maxime episcopi, qui in Ecclesia præsidemus, ut Episcopatum quoque ipsum unum atque indivisum probemus. Nemo fraternitatem mendacio fallat: nemo fidei veritatem perfida prævaricatione corrumpat. Episcopatus unus est, cujus a singulis in solidum pars tenetur. Ecclesia una est, quæ in multitudine latius incremento fœcunditatis extenditur.

Der heilige Hieronymus sagt in seinem fünf und achtzigsten Briefe an Evagrius:

Ubicunque fuerit Episcopus, sive Romæ, sive Egubii, sive Constantinopoli, sive Regii, sive Alexandriæ, sive Tanis, ejusdem meriti, ejusdem est sacerdotii. Potentia divitiarum, et paupertatis humilitas vel sublimiorem, vel inferiorem Episcopum non facit.

Der heilige Augustinus versichert, indem er von Petrus und den an ihn gerichteten Worten Christi nach dessen Auferstehung spricht (de Agone Christ. c. 30):

Cum ei dicitur, omnibus dicitur: Amas me? Pasce oves meas.

Der heilige Gregor der Große (L. 5 Ep. 59) sagt in einem Briefe an den Kaiser Mauritius über die Anmaßung des Patriarchen Johannes, der sich Episcopus universalis nennen wollte:

Cunctis Evangelium scientibus liquet, quod voce Dominica sancto et omnium Apostolorum Petro principi apostolo totius Ecclesiæ cura commissa est. Ipsi quippe dicitur; Petre amas me? Pasce oves meas.... Ecce claves regni cœlestis accepit, potestas ei ligandi ac solvendi tribuitur, cura ei totius Ecclesiæ, et principatus committitur, et tamen universalis apostolus non vocatur. Et vir sanctissimus consacerdos meus Joannes vocari Universalis Episcopus conatur? o tempora, o mores!

Ich habe dem Leser versprochen, daß ich ihm die Vergleichung zwischen den Beweisen für und wider den Primat des Papstes selber überlassen wollte, und bin keineswegs gesonnen, jetzt schon die zwischen uns getroffene Verabredung wieder zu brechen. Doch kann ich nicht umhin, ihn an die Regeln zu erinnern, die bei der Prüfung einer jeden Autorität beobachtet werden müssen, und ohnehin anerkannt und zugestanden sind. Es sind in Kürze folgende, die ich dem verständigen Leser eher in Erinnerung gebracht, als angedeutet haben will, und die ich wünsche, daß er bei Fällung seines Urtheils im Sinne behalte.

1. Das Gewicht einer Autorität bestimmt sich durch die Meinungen und Entscheidungen der Mehrzahl und der Gelehrtesten gegen die Minderzahl und die weniger Unterrichteten.

2. Wenn zwei Stellen von einem und demselben Verfasser sich zu widersprechen scheinen, so muß die dunklere vermittelst der verständlicheren ausgelegt werden, zumal wenn gegründeter Verdacht vorhanden ist, daß die Exemplare durch die Häretiker entstellt worden seyen. Dieß ist der Fall mit der Stelle des heiligen Cyprian, die ich aus einer durch Erasmus von Rotterdam veranstalteten Baseler Ausgabe von 1520 abgeschrieben habe. Denn es sind dort einige sehr wichtige Ausdrücke weggelassen, die in der genauen Ausgabe von Pamelio zu lesen sind und mit denjenigen übereinstimmen, die Pelagius II. in seinem Briefe an die Bischöfe von Istrien anführt. Solche sind z. B. folgende: Super illum unum (Petrus nämlich) aedificat Ecclesiam suam, et illi pascendas oves mandat .... Primatus Petro datur, ut una Christi Ecclesia et cathedra una monstretur ..... qui cathedram Petri, super quam fundata est Ecclesia, deserit, in Ecclesia se esse confidit? Diese von mir in obigem Auszug weggelassenen Ausdrücke bitte ich zu erwägen, und man wird gewiß meiner Unparteilichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen.

3. Die Autorität eines jeden Kirchenvaters ist auch, für sich allein betrachtet, im höchsten Grade zu achten; doch kann man es damit nach Gefallen halten, sobald ein anderer Kirchenvater von gleicher Autorität kein Bedenken getragen hat, von demselben abzuweichen. So könnte man sich z. B. ohne Anstand von dem heiligen Cyprianus entfernen und hinter die Aussprüche des heiligen Augustinus, der uns dazu Beispiel und Ermunterung gegeben hat, flüchten: Litteras Cypriani, schreibt der

heilige Lehrer (L. 2 contra Crescon. c. 32) non ut canonicas habeo, sed eas ex canonicis considero; et quod in eis scripturarum divinarum auctoritati congruit, cum laude ejus accipio: quod autem non congruit, cum pace ejus respuo.

4. Eine Stelle, die mehrfacher Auslegung fähig ist, muß in der Regel nach der Ansicht erklärt werden, die zur Zeit, als sie geschrieben wurde, die herrschende war.

5. Um die Meinung irgend eines Schriftstellers zu erkennen, muß man nicht etliche Worte oder etliche Zeilen abgerissen herausheben, sondern dieselben im Context und mit Rücksicht auf die Veranlassung, aus der sie geschrieben wurde, betrachten.

6. Wenn die heiligen Väter uns die Erklärung irgend einer Stelle aus der heiligen Schrift geben, muß man wohl Acht haben, daß die Stellen der Schrift einen mehrfachen Sinn haben, den buchstäblichen, den allegorischen, den anaggischen, den typologischen und den sogenannten sensus acomodatitius. So daß die Erklärung einer Schriftstelle nach dem secundären Sinne durchaus den primären Sinn nicht aufhebt, und die Erklärung einer und derselben Stelle nach zwei verschiedenen Bedeutungen keineswegs sogleich Widerspruch oder Unzulässigkeit beweist. Jesus hat unmittelbar von der Schwester der Martha gesagt: Maria optimam partem elegit, quæ non auferetur ab ea (Luc. X.); und wie viele Väter haben dennoch diese Stelle auf Maria die Mutter des Erlösers angewendet?

7. Der Sinn der Worte der heiligen Väter darf nicht aus den mit dem zwölften Jahrhundert erst entstandenen Meinungen, Systemen und Erklärungen geschöpft werden, sondern aus der gemeinen Meinung ihrer Zeit und derjenigen, die natürlich und gewöhnlich mit den Worten verbunden wird. Welcher von den Vätern konnte denn

an die spitzigen Auslegungen der folgenden Zeit denken? Das Vorrecht des Nachfolgers Petri, das Oberhaupt der apostolischen Familie, das Haupt des Gesammtkörpers der Kirche, der Hirt der Heerde Christi, der Vorsteher der ganzen Welt, der einzige Hirt aller Hirten, derjenige, dem die Sorge für alle Kirchen obliegt, der Bischof der Bischöfe; alle diese und ähnliche Ausdrücke, die man in Beziehung auf den römischen Bischof bei den Vätern antrifft, bedeuten nach täglichem, gemeinem und natürlichem Sprachgebrauche, nicht einen blosen Titel- und Ehrenvorzug, sondern eine wahre und wirkliche Oberhohheit, welche eine wahre und wirkliche, von andern unabhängige Jurisdiction mit sich bringt, einen Richter und ein Gericht in letzter Instanz; bedeuten einen Hirten, der in seinen Beschlüssen nicht von der Zustimmung der andern Hirten abhängig ist; ein Familienoberhaupt, welches der Familie Gesetze giebt, nicht aber von ihr empfängt. All die schwankenden Auslegungen und die willkürlichen Beschränkungen, die später beigebracht wurden, liegen außer dem gewöhnlichen Wortverstand, rühren aus der Zeit der Schismen und der Spaltung, gehören den Wörterbüchern der Separatschulen und der Separatmeinungen an.

Einige Privatdoctoren haben wohl gar drei oder vier Systeme des päpstlichen Primats in einander geworfen. Einmal mit dem System im Reinen, ist man gleich zur Auslegung der Väter und ihrer einzelnen Ausdrücke geschritten, um Belege für die eigene Meinung herauszubringen. Die Väter aber, welche die Spitzfindigkeiten der spätern Dogmatiker nicht vorsahen, sprachen im guten Glauben, bedienten sich der Ausdrücke nach ihrer gewöhnlichen und natürlichen Bedeutung, im Sinne ihrer Zeit und nicht in dem einiger spätgeborenen Controversisten.

Nicht also in einem spätern, spitzfindigen und verdrehten Sinne, sondern im gewöhnlichen, natürlichen und gemeinen Sinne müssen die Ausdrücke der Väter gedeutet werden.

Wenn nun nach all diesen Untersuchungen und Reflexionen irgend ein Autor in offenbarem Widerspruche mit sich selber betroffen wird, dann darf man auch seine Autorität so gut wie gar nicht in Anschlag bringen, weil eine Bejahung einerseits und eine Verneinung andererseits sich wechselseitig die Wagschale halten und auf keine Weise die Meinung des Schriftstellers weder für das eine noch für das andere zu erkennen geben. Nur eins wird einem verständigen und unparteiischen Manne schier unerträglich: Daß nämlich Einige, die doch Katholiken seyn wollen, keinen Anstand genommen haben zu behaupten, die allgemeine Jurisdiction des Papstes sey erst mit den Decretalien entstanden und in den ersten Jahrhunderten der Kirche unbekannt gewesen. Man muß geradezu absichtlich die Augen schließen, um eine solche Behauptung aufzustellen. Die bisher angeführten Stellen sollten im Grunde schon genügen, um die Unwissenheit jener Leute zu beschämen. Aber der Wahrheit zu Liebe möge der Leser noch erlauben, einige höchst wichtige Belege hier beizufügen und vor allem einige höchst natürliche Betrachtungen anzustellen. Man wird sehen, daß in den ersten Jahrhunderten die Überzeugung vom päpstlichen Primat so tief eingewurzelt war, daß niemand es in Abrede zu stellen wagte, und die Beweise, die man dafür anführte, waren dieselben die zu jeder Zeit dafür angeführt worden sind. Man lese den Brief des Papstes Zosimus an das Concilium von Carthago vom Jahre 417 und bemerke, mit welcher Zuversicht er zum Concilium von seiner allgemeinen Autorität spricht, die auf die Tradition, das Alterthum, das einstimmige Zeugniß der Vä-

tet und die Verheißung Jesu Christi sich gründen. Quamquam Patrum traditio (Zosim. ad Concil. Carthag. ep. 10 Concil. Mansi. IV. col. 366) Apostolicæ sedi auctoritatem tantam tribuerit, ut ejus judicio disceptare nullus auderet, idque per canones semper regulasque servaverit; et currens adhuc suis legibus Ecclesiastica disciplina Petri nomine, a quo ipsa quoque descendit, reverentiam, quam debet, exsolvat: tantam enim huic Apostolo antiquitas omnium voluit esse potentiam ex ipsa Christi *Dei nostri* promissione, ut et ligata solveret, et soluta vinciret; par potestatis conditio data in eos, qui sedis hereditatem ipso annuente meruissent. Habet enim ipse cum omnium Ecclesiarum, tum hujus maxime ubi sederat, curam; nec patitur aliquid privilegii aliqua titubare aura sententiæ, cui ipsa sui nominis firma, et nullis hebetata motibus constituit fundamenta, et quæ sine periculo temere incesset. Wie viel lernen wir aus dieser Stelle in Betreff des päpstlichen Primats!

1. Die Aussprüche des apostolischen Stuhles sind inappellabel und zwar nach der Überlieferung der Väter unter welchen, da Zosimus am Anfang des fünften Jahrhunderts schrieb, die ersten Väter der Kirche zu verstehen sind. 2. Alle Canons und kirchliche Satzungen hatten bis zu jener Zeit den apostolischen Stuhl bei diesem Vorrechte erhalten. 3. Eine solche Autorität wurde dem Petrus nach der einhelligen Zustimmung des gesammten Alterthums eingeräumt, indem sie sich auf die von Jesus Christus diesem Apostel gemachten Verheißungen gründete. 4. Petrus hatte die Sorge nicht nur seiner Kirche, sondern aller Kirchen zu tragen, und duldete nie, daß seine Vorrechte ungestraft verletzt würden. 5. Endlich die Autorität des Petrus ist stets übergegangen auf seine Nachfolger, die nach ihm seinen Sitz gesetzlich einnahmen. Nun aber räsonniren wir folgendermaßen. Im Anfange

des fünften Jahrhunderts dachte und schrieb ein Pabst in solcher Weise an ein Concilium über die Vorzeit und das Concilium widerlegte nicht diese Ansicht und widersprach nicht der Ausübung einer solchen Autorität. Es waren also damals über die päpstliche Autorität in der katholischen Kirche dieselben Grundsätze gäng und gebe, welche seitdem in den Schulen der hartnäckigsten Papisten behauptet worden sind. Doch fahren wir weiter:

Nehmet nun und leset den Eingang des Briefes des heiligen Leo an die Bischöfe Siziliens: Ich bin, sagt der große Papst (Ep. 4 ed. venet. 1741) durch die göttlichen Gebote und die apostolischen Ermahnungen aufgefordert mit unermüdlicher Sorgfalt für das Wohl aller Kirchen zu wachen. Kann man klarer sich ausdrücken? Wir wollen seine eigenen Worte geben mit noch einigen andern, die seine Meinung noch deutlicher machen: Divinis præceptis, et Apostolicis monitis incitamur, ut pro omnium Ecclesiarum Statu impigro vigilemus affectu: ac si quid usquam reprehensioni inveniatur obnoxium, ceteri sollicitudine, aut ab ignorantiæ imperitia, aut a præsumptionis usurpatione revocemus.

Hätte wohl ein Papst seit der Verbreitung der isidorischen Decretalen im Eingang einer Bulle sich entschiedener und kräftiger über seine allgemeine Autorität aussprechen können? An einem andern Orte, in einem Briefe an den Bischof von Benevent, (Ep. 5) sagt derselbe heilige Papst: Ihr müßt wissen, mit welchem Ernste ich haben will, daß in allen Kirchen des Herrn die Canonen unserer Väter beobachtet werden. Wer seinen Willen mit aller Entschiedenheit über alle Kirchen ausspricht, hält sich der nicht etwa für gewiß, allen Kirchen mit Autorität gebieten zu dürfen? Cum plenissime noverit, quanta solicitudine per

omnes Domini Ecclesias paternorum velimus canonum præcepta servari. Vergleicht damit die beiden andern oben angeführten Stellen und antwortet auf die Frage: Bestand wohl oder nicht im fünften Jahrhundert die Meinung und die Ausübung der allgemeinen Autorität des Papstes über alle Hirten der Kirche?

So allgemein verbreitet war damals diese Meinung, daß sie sogar auch die des kaiserlichen Hofs war. Valentinian III. konnte sich darüber nicht klarer aussprechen als er es that. Hört selbst seine Worte: Cum igitur (inter Sanct. Leon. opp. edit. Venet. 1741, p. 206) Sedis apostolicæ Primatum Sancti Petri meritum, qui princeps est Episcopalis Coronæ et Romanæ dignitas civitatis, sacræ etiam Synodi firmarit auctoritas, ne quid præter auctoritatem Sedis istius inlicitum præsumtio attentare nitatur. Dabei ist noch überdieß wohl zu merken, daß hier keineswegs von einem blosen Ehrenprimat, sondern vom Primat der Jurisdiction die Rede war, weil es sich um die Ordinationen der Bischöfe handelte.

Derselbe Valentinian schreibt an Theodosius um ihm anzuempfehlen, dem Papste das freie Urtheil über den Glauben und die Priester nach dem vom Alterthum ihm zugestandenen Rechte zu überlassen: Quatenus Beatissimus Romanæ civitatis Episcopus, cui principatum sacerdotii super omnes antiquitas contulit, locum habeat, ac facultatem de fide et sacerdotibus judicare (ibidem p. 209.) Hier nun bemerke ich folgendes. Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts versichert Valentinian, das Alterthum habe dem Papste die priesterliche Obergewalt über alle andern eingeräumt. Was versteht aber Valentinian unter dem Worte Alterthum? *)

*) Wir hätten hier lieber das Wort Vorzeit gewählt, es entspricht aber hier nicht genau genug dem Lateinischen, antiquitas.

Anm. d. Uebers.

Etwa ein Jahrhundert vor ihm? Das wäre doch in der That zu wenig, um es mit dem Namen Alterthum zu bezeichnen. Wir würden doch gewiß auch nicht dem Concilium von Trient den Namen Alterthum geben, so viel es auch schon über zweihundert Jahre ist, daß es gehalten worden. Wer sieht also nicht, daß Valentinian eben so wie der Papst Zosimus, sich auf die ersten Zeiten der Kirche berufen will, und daß folglich der kirchliche Primat des Papstes von den Zeiten der Verfolgung bis zu den Zeiten des Friedens und der Freiheit der Kirche bereits bestanden?

Galla Placidia in einem Briefe an ihren Sohn Theodosius, dem sie über die Angelegenheiten des Bischofs Flavianus von Constantinopel schrieb, der an den apostolischen Stuhl appellirt hatte, nennt diesen Stuhl den vorzüglichsten unter allen, worauf der heilige Petrus die oberste Autorität der bischöflichen Würde gegründet habe. Hac itaque gratia tua mansuetudo tantis turbis resistens, veritatem fidei catholicæ religionis immaculatam servari præcipiat, ut secundum formam et definitionem Apostolicæ sedis, quam et nos tanquam præcellentem similiter veneramur, in statu sacerdotii illæso manente per omnia Flaviano, ad Concilium Apostolicæ sedis, judicium transmittatur, in qua primus ille, qui cœlestes claves dignus fuit accipere, principatum Episcopatus odinavit (ibidem p. 210.) Haben nicht derselben Ausdrücke auch Valentinian und Marcian sich in dem Briefe bedient, worin sie dem heiligen Leo von ihrer Erhebung zur kaiserlichen Würde Nachricht gaben? Pro reverenda et Catholica Religione fidei Christianorum, cujus auxiliis virtutem nostræ potentiæ confidimus gubernari, tuam sanctitatem, principatum in Episcopatu Divinæ fidei possidentem, sacris letteris in principio justum credimus alloquendum. (ibid. p. 217.)

Weit beredter noch im Preisen der Obergewalt des päpstlichen Stuhles ist der Brief des Bischofs Theodoretus von Cyrus an denselben heiligen Leo in der Angelegenheit des erwähnten Flavian und der übrigen ihm anhangenden Bischöfe, zu welchen auch Theodoretus gehörte: Si Paulus præco veritatis, tuba Spiritus Sancti, ad magnum Petrum se contulit, ut iis qui Antiochiæ de legali conversatione ambigebant, explicationem ab illo referret, multo magis nos humiles et pusilli ad Apostolicam sedem vestram accurrimus, ut Ecclesiarum ulceribus remedium a vobis accipiamus. Vobis enim Primas in omnibus tenere convenit. Multis siquidem prærogativis ornatur sedes vestra. Etenim alias urbes ornat vel magnitudo, vel pulchritudo, vel habitatorum frequentia, nonnullas etiam, quæ his carent, spiritualia quædam dona illustrant: vestræ vero bonorum affluentiam bonorum Largitor dedit. Illa enim omnium maxima et clarissima quæ et orbi terrarum præsidet et incolarum multitudine redundat. Ad hoc imperium, quod rerum nunc potitur, et suum ipsa nomen subditis impertiit. Præcipue autem illam fides ornat, cujus testis est divinus Paulus clamans: Fides vestra (Rom. I. 8) annunciatur in universo mundo (ibid. p. 213.) Er schließt das Schreiben mit der Betheuerung, daß er sich in allem dem Willen und den Befehlen des heiligen Papstes unterwerfe.

Laßt uns nun über alle diese verschiedenen Stellen einige kurze Betrachtungen anstellen, und diese Autoritäten unter einem Gesichtspunkte zusammenfassen. Erstens: gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts war die Lehre des päpstlichen Primats die allgemein gangbare, im Orient wie im Occident, die vom Papste, von den Bischöfen und vom Hofe behauptet wurde. Sohin war um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Lehre vom päpstlichen Primat die gemeinsame Lehre der katholischen Kirche. Zwei-

tens: diese Lehre betraf nicht immer Vorrang der Ehre, wohl aber einen Primat der wirklichen Jurisdiction, da kraft derselben dem Urtheile des apostolischen Stuhles die Angelegenheiten der Bischöfe, selbst des Orients, unterworfen wurden. Sohin genoß um die Mitte des fünften Jahrhunderts der Papst dieselben Rechte, welche in der Folge die Decretalen ihm beilegten. Drittens: auf welche Gründe stützte sich bis dahin vorzüglich diese Lehre? Auf die göttliche Einsetzung, auf die Lehren der Apostel, auf die Übung der Vorzeit. Christus sohin, die Apostel und die ersten Väter bilden die Grundlage dieses päpstlichen Primats, und nicht die Decretalen oder die Theologen der finsteren Zeiten. Kurz, wer die Lehre des römischen Primats vertheidigt, der bleibt bei der Lehre der ersten Kirche; wer sie bekämpft, der versicht eine dem Alterthum gerade entgegengesetzte Lehre und eine Behauptung der Neuerer und der Empörer. Ist nach den vorausgeschickten Belegen dieß alles nicht unläugbar gewiß?

Wir können aber noch weiter hinaufsteigen bis zu Innocenz I., der gerade am Anfange des fünften Jahrhunderts die Kirche regierte. Welcher Ansicht war Innocenz I.? Er war ein so strenger Papst, daß niemand eifriger als er auf die Ausführung desjenigen sah, was die Decretalen enthalten. Abgesehen von einigen seiner Briefe (Ep. 1, 2, 3, 22) in welchen er übrigens klar genug von seinem Primate redet, sollt ihr nur einige Stellen aus etlichen anderen Briefen vernehmen, über welche wir unsere Betrachtungen anstellen müssen. Dem Bischof Felix von Nomra, der ihn über einige Punkte befragt hatte, antwortet er (Innocent. Ep. 4 Concil. Mans. T. III. col. 1045) Mirari non possumus, dilectionem tuam sequi instituta majorum, omniaque quæ possunt aliquam recipere dubitationem ad nos, quasi ad caput, atque ad apicem Episcopatus referre, ut consulta videlicet

Sedes Apostolica, ex ipsis rebus dubiis certum aliquid faciendum pronuntiet. Das Concilium von Carthago lobt er sehr, weil es die Sache des Cölestius und Pelagius seinem Ausspruch unterworfen, und sagt, die dort versammelten Väter hätten sich gezeigt, antiqua traditionis exempla servantes, et ecclesiasticæ memores disciplinæ .... scientes quid Apostolicæ sedi .... debeatur, a qua ipse Episcopatus et tota auctoritas nominis hujus emersit (Innocent. I. Ep. 24 Ibid. col. 107). Ebenso dem Concilium von Milevi antwortend, stellt er den großen Satz auf: arbitror omnes fratres et coepiscopos nostros non nisi ad Petrum, id est sui nominis et honoris auctorem, referre debere. (Innocent I. Ep. 25 Ibid. col. 1075) In derselben Antwort preist er jene Bischöfe dafür, daß sie an den Papst sich gewendet haben: antiquæ scilicet regulæ formam secuti, quam toto semper orbe mecum nostis esse servatam.

Die Betrachtungen, die wir über diese Stellen zu machen haben, sind von der Art, daß sie Jedem ohnehin in die Augen fallen. 1. Innocenz nennt sich selbst als Papst **das Haupt und die Krone des Episcopats.** 2. Er versichert, daß von Petrus **der gesammte Episcopat seinen Ursprung und seine Autorität empfangen hat,** und daß Petrus **der Urheber des Ansehens und des Namens der Bischöfe ist.** 3. Er bezeugt, daß an den Papst alle Zweifel gebracht werden sollen, um von ihm eine sichere und endliche Entscheidung zu vernehmen. 4. Er sagt, dieß seyen die **Bestimmungen der Vorfahren** (constitutiones majorum); dieß seyen **die Vorbilder der alten Tradition,** dieß erheische die **alte Regel, welche stets und überall beobachtet worden sey,** und zu Zeugen ruft er die Bischöfe selber auf. So schrieb Innocenz am Anfange des fünften Jahrhunderts. Wolltet

ihr aber etwa behaupten, er habe den Anfangspunkt seines Primats in die Zeit des Conciliums von Nicäa gelegt? Nein, das kann auf keine Weise zugegeben werden. Das Concilium von Nicäa war nicht gar hundert Jahre vor Innocenz gehalten worden, und ihr könntet glauben, Innocenz hätte einen hundertjährigen Primat einen Primat von alter Tradition und alt hergebrachter Regel genannt? Wenn ihr nicht dem Innocenz eine ganz verkehrte Sprache beilegen wollt, so müßt ihr zugeben, daß er die Ausübung seines Primats weit hinter das Concilium von Nicäa zurück und in die Zeiten der Verfolgung selbst verlegt.. Aber wann und wo? Innocenz bezeichnet weder Zeit noch Ort, er sagt: Immer und in der ganzen Welt. Wir erfahren auf solche Weise eine historische Thatsache, die selbst einige Katholiken bezweifelt haben, daß nämlich der Papst in der ersten Kirche nicht blos das Recht des Primats genoß, sondern denselben wirklich über alle Bischöfe ausübte: Immer und in der ganzen Welt. Hier giebt es keinen anderen Ausweg, als zu sagen, Innocenz habe gelogen. Wie sollte aber ein so heiliger und gelehrter Papst gelogen haben, über eine Thatsache, die von dort an noch viel zu leicht zu untersuchen war, und im Angesicht so vieler Bischöfe, die ihn der Unwahrheit hätten überführen können? Diese Bischöfe sind es aber eben, die seinen Primat bezeugen. Denn hätten sie ihn nicht anerkannt, warum wendeten sie sich an Innocenz, um seinen Willen zu erfahren und seinen Entscheidungen zu gehorchen, und zwar nicht blos italienische Bischöfe, sondern Bischöfe aus allen Theilen der Welt? Wer hätte mehr an Ehre und Jurisdictionsgewalt mit ihm wetteifern können, als der Patriarch von Constantinopel? Deßungeachtet wendet sich der eben so gelehrte als heilige Patriarch, Johannes Chrysostomus, an den Papst Innocenz, nicht um Rath,

nicht um Verwendung, sondern um die letzte Entscheidung seiner Sache: Rogo ut per epistolam denuntietis ea, quæ tam inique acta sunt ab una parte nobis absentibus, nec judicium detrectantibus nullum habere robur, sicut ex natura sua nullum habent; et ut ii, qui talia contra leges moliti sunt, legum ecclesiasticarum pœnis subjiciantur. So vereinigen sich also im Anfang des fünften Jahrhunderts, Päpste und Bischöfe, jene in der Behauptung, diese in der Anerkennung des päpstlichen Jurisdictions-Primats. Es läßt sich sohin die uralte Ausübung dieser Autorität in keiner Weise bezweifeln. Siricius lebte sogar um siebenzehn Jahre früher als Innocenz, und doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß auch er derselben Ansicht war, wie aus zwei Stellen erhellt, die in seinem Briefe an den Gimerius, Bischof von Tarragona, vorkommen (Siric. Ep. 1 Concl. Mansi. Tom. col. 661). Erstens nämlich nennt er Rom, mit dem Bischof redend, Caput tui corporis, was doch wohl offenbar nichts anderes heißt, als daß die römische Kirche das Haupt des bischöflichen Körpers ist, und folglich über die Bischöfe dieselbe Autorität wie das Haupt über den Körper hat. Zweitens bezeugt er, daß alle Priester ohne Ausnahme zu seiner Zeit verpflichtet waren, die Decrete des apostolischen Stuhles zu kennen: Statuta sedis apostolicæ, vel canonum venerabilia definita, nulli Sacerdotum Domini ignorare sit liberum. Woher aber diese Verbindlichkeit der Priester, sich mit den päpstlichen Decreten bekannt zu machen, wenn sie dieselben nicht auch befolgen und vollziehen sollen? Und wenn nun alle Priester die päpstlichen Decrete zu befolgen und vollziehen verbunden waren, so ist dieß ja ein klarer Beweis, daß auch am Ende des vierten Jahrhunderts der Papst allen Priestern vorstand, worunter auch die Bischöfe begriffen waren, und daß er folglich der ganzen Kirche vorstand.

Ich bin, um der Unwissenheit einiger Leute willen, weit genug von meinem eigentlichen Vorsatz abgegangen. Ich will nun den Leser wieder in seinen ursprünglichen Zustand von Indifferenz zurück versetzen, um ihm die Entscheidung nach seinem eigenen Ermessen zu überlassen, so daß die kurzen Bemerkungen, die wir über die angeführten Stellen gemacht, einem jeden, der auch sonst hierin nicht sehr bewandert ist, als Richtschnur dienen können, um mit demselben Räsonnement auch die in der oben angeführten Reihe erklärten Stellen zu erörtern. Ich bitte jeden, denselben Weg verfolgend, zu untersuchen, ob er die dort angeführten Stellen eben so augenfällig dem päpstlichen Primat entgegen finden wird, als die anderen ihm günstig dafür erscheinen werden. Wir kehren aber, da es wohl an der Zeit ist, auf unsern gewohnten Pfad zurück.

Nachdem wir die Menge der Aussprüche der Väter kennen gelernt, könnte ich euch auf ein nicht minder reichhaltiges Feld führen, nämlich die Aussprüche der Concilien zu untersuchen. Wozu aber so vielfach einen Philosophen belästigen, der durch den bisherigen Gang der Erörterung schon für die eine oder andere Partei in seinem Innern entschieden seyn muß? Nehmt also nur das Concilium von Florenz zur Hand, wo die Griechen mit den Lateinern in ihrer Ansicht sich vereinen, und seht was dort die Theologen, die Lehrer und Väter jener Zeit einhellig aussprechen: Definimus sanctam apostolicam sedem, et Romanum Pontificem in universum orbem tenere Primatum; et ipsum Pontificem Romanum successorem esse Beati Petri Principis Apostolorum, et verum Christi vicarium, totiusque Ecclesiæ Caput, et omnium Christianorum Patrem, ac Doctorem existere, ac ipsi in beato Petro pascendi, regendi et gubernandi universalem Ecclesiam a Domino nostro Jesu Christo plenam potestatem

traditam esse, quemadmodum etiam in gestis œcumenicorum Conciliorum et in sacris Canonibus continetur (Labbe T. 18 col. 526).

Dieß ist sogar durch das Concilium zu Basel bestätigt worden, das sich doch der päpstlichen Autorität so sehr abgeneigt zeigte. Wir geben hier die Antwort, die dem Erzbischof von Tarant, der die Sache des Papstes Eugen vertrat, von gedachtem Concilium ertheilt wurde, und in welcher das Concilium die Behauptungen des Erzbischofes wieder auffassend, seine Gesinnungen in folgender Weise ausspricht:

In primis late explicat jurisdictionem et potestatem summi Pontificis, quod caput sit et Primas Ecclesiæ, vicarius Christi et a Christo non ab hominibus, vel Synodis Prælatus et Pastor Christanorum; et ei datæ sunt a Domino claves et uni dictum est: Tu es Petrus; et solus in plenitudinem potestatis vocatus sit, alii in partem sollicitudinis, et multa hujusmodi, quæ cum vulgatissima sint, minime necessarium erat recensere. Ista plane fatemur, et credimus, operamque in hoc sacro Concilio dare intendimus, ut omnes eandem sententiam credant. (Labbe T. 17 col. 455).

Ihr denkt nun vielleicht ich wollte mich hier zu einem weitläufigen Commentar dieser beiden Stellen herbeilassen, allein keineswegs. Seyd ihr nicht so besonnen, um das Gewicht dieser klaren Aussprüche zu bemessen, was kann ich denn wohl nach einer so langen und ferner nur ermüdenden Erörterung noch von euch erwarten? Erlaubt vielmehr, daß ich diesen ersten Punkt nun dahin gestellt seyn lassend, jene kostbaren Autoritäten jedoch stets festhaltend, auf die Frage von der Unfehlbarkeit des Papstes übergehe; eine Frage, in Ansehung deren ich mich nicht genug wundern kann, wie unter denen selbst, die sich Katholiken nennen, so wenig Aufrichtigkeit oder

so wenig Überlegung herrscht, daß sie alle Folgerungen aus der oben nachgewiesenen Autorität des Papstes entweder nicht sehen, oder nicht zu sehen sich den Anschein geben. Sie berufen sich selbst auf die letzte Entscheidung des florentinischen Kirchenraths, wenn es sich darum handelt, die päpstliche Jurisdictionsgewalt zu vertheidigen; aber wie in aller Welt lest ihr denn, falls ihr eben so wohl Philosophen als Katholiken seyd, aus jener Entscheidung die päpstliche Jurisdiction heraus, ohne zugleich auch die päpstliche Unfehlbarkeit darin zu finden? Ihr christlichen Philosophen mögt nach den Gesetzen einer gesunden Dialectik zwischen mir und ihnen richten.

IX.

Sanctissimi Domini Nostri

GREGORII

divina providentia

PAPÆ XVI

EPISTOLA ENCYCLICA

ad omnes Patriarchas, Primates, Archiepiscopos, et Episcopos.

GREGORIUS XVI

venerabiles fratres

Salutem, et Apostolicam Benedictionem.

Mirari vos arbitramur, quod ab imposita Nostræ humilitati Ecclesiæ universæ procuratione nondum Litteras ad vos dederimus, prout et consuetudo vel a primis temporibus invecta, et benevolentia in vos Nostra postulasset. Erat id quidem Nobis maxime in votis, ut dilataremus illico super vos cor Nostrum, atque in communicatione spiritus ea vos adloqueremur voce, qua confirmare Fratres in persona Beati Petri jussi fuimus. *) Verum probe nostis, quanam malorum ærumnarumque procella primis Pontificatus Nostri momentis in eam subito altitudinem maris acti fuerimus, in qua, nisi dextera Dei fecisset virtutem, ex teterrima impiorum conspiratione Nos congemuissetis demersos. Refugit animus tristissima tot discriminum recensione susceptum inde mœrorem refricare; Patrique potius omnis consolationis benedicimus, qui, disjectis perduellibus, præsenti Nos eripuit periculo atque, turbulentissima sedata tempestate, dedit a metu respirare. Proposuimus illico vobiscum communicare consilia ad sanandas contritiones Israel; sed ingens curarum moles quibus in concilianda publici ordinis restitutione obruti fuimus, moram tunc Nostræ huic objecit voluntati.

---

*) *Luc.* 22, 32.

Nova interim accessit causa silentii ob factiosorum insolentiam, qui signa perduellionis iterum attollere conati sunt. Nos quidem tantam hominum pervicaciam, quorum effrenatus furor impunitate diuturna, impensæque Nostræ benignitatis indulgentia non deliniri, sed ali potius conspiciebatur, debuimus tandem, ingenti licet cum mœrore, ex collata Nobis divinitus auctoritate, virga compescere; [1] ex quo, prout jam probe conjicere potestis, operosior in dies instantia nostra quotidiana facta est.

Ast cum, quod ipsum iisdem ex causis distuleramus, jam possessionem Pontificatus in Lateranensi Basilica ex more institutoque majorum adiverimus, omni demum abjecta cunctatione, ad vos properamus, Venerabiles Fratres, testemque Nostræ erga vos voluntatis epistolam damus lætissimo hoc die, quo de Virginis Sanctissimæ in Cœlum Assumptæ triumpho sollemnia festa peragimus, ut quam Patronam ac Sospitam inter maximas quasque calamitates persensimus, Ipsa et scribentibus ad vos Nobis adstet propitia, mentemque Nostram cœlesti afflatu suo in ea inducat consilia, quæ Christiano Gregi futura sint quam maxime salutaria.

Mœrentes quidem, animoque tristitia confecto venimus ad vos, quos pro vestro in Religionem studio, ex tanta, in qua ipsa versatur, temporum acerbitate maxime anxios novimus. Vere enim dixerimus, horam nunc esse potestatis tenebrarum ad cribrandos, sicut triticum, filios electionis. [2] Vere *luxit et defluxit terra . . . infecta ab habitatoribus suis, quia transgressi sunt leges, mutaverunt jus, dissipaverunt fœdus sempiternum.* [3]

Loquimur, Venerabiles Fratres, quæ vestris ipsi oculis conspicitis, quæ communibus idcirco lacrymis ingemiscimus. Alacris exultat improbitas, scientia impudens, dissoluta licentia. Despicitur sanctitas sacrorum, et quæ magnam vim magnamque necessitatem possidet, divini cultus majestas ab hominibus nequam improbatur, polluitur, habetur ludibrio. Sana hinc pervertitur doctrina, erroresque omnis generis disseminantur audacter. Non leges sacrorum, non jura, non instituta, non sanctiores quælibet disciplinæ tutæ sunt ab audacia loquentium iniqua. Vexatur acerrime Romana hæc Nostra Beatissimi Petri Sedes, in qua posuit Christus Ecclesiæ firmamentum; et vincula unitatis in dies magis labefactantur, abrumpuntur. Divina Ecclesiæ auctoritas oppugnatur, ipsiusque juribus convulsis, substernitur ipsa

[1] 1. *Corinth.* 4, 21. [2] *Luc.* 22, 53. [3] *Isaiæ* 24, 5.

terrenis rationibus, ac per summam injuriam odio populorum subjicitur, in turpem redacta servitutem. Debita Episcopis obedientia infringitur, eorumque jura conculcantur. Personant horrendum in modum Academiæ ac Gymnasia novis opinionum monstris, quibus non occulte amplius et cuniculis petitur Catholica Fides, sed horrificum ac nefarium ei bellum aperte jam et propalam infertur. Institutis enim exemploque Præceptorum, corruptis adolescentium animis, ingens Religionis clades, morumque perversitas teterrima percrebuit. Hinc porro freno Religionis sanctissimæ projecto, per quam unam Regna consistunt, dominatusque vis ac robur firmatur, conspicimus ordinis publici exitium, labem principatus, omnisque legitimæ potestatis conversionem invalescere. Quæ quidem tanta calamitatum congeries ex illarum in primis conspiratione Societatum est repetenda, in quas quidquid in hæresibus, et in sceleratissimis quibusque sectis sacrilegum, flagitiosum, ac blasphemum est, quasi in sentinam quamdam, cum omnium sordium concretione confluxit.

Hæc, Venerabiles Fratres, et alia complura, et fortassis etiam graviora, quæ in præsens percensere longum esset, ac vos probe nostis, in dolore esse Nos jubent, acerbo sane ac diuturno, quos in Cathedra Principis Apostolorum constitutos zelus universæ Domus Dei comedat præ cæteris, opus est. Verum cum eo Nos loci positos esse agnoscamus, quo deplorare dumtaxat innumera hæc mala non sufficiat, nisi et ea convellere pro viribus connitamur; ad opem fidei vestræ confugimus, vestramque pro Catholici Gregis salute sollicitudinem advocamus, Venerabiles Fratres, quorum spectata virtus ac religio et singularis prudentia et sedula adsiduitas animos Nobis addit, atque in tanta rerum asperitate afflictos consolatione sustentat perjucunda. Nostrarum quippe est partium, vocem tollere, omniaque conari, ne aper de silva demoliatur vineam, neve lupi mactent gregem: Nostrum est oves in ea dumtaxat pabula compellere, quæ salutaria iisdem sint, nec vel tenui suspicione perniciosa. Absit, Charissimi, absit, ut, quando tanta premant mala, tanta impendeant discrimina, suo desint muneri pastores, et perculsi metu dimittant oves, vel, abjecta cura gregis, otio torpeant ac desidia. Agamus idcirco in unitate spiritus communem Nostram, seu verius Dei causam, et contra communes hostes pro totius populi salute una omnium sit vigilantia, una contentio.

Id porro apprime præstabitis, si, quod vestri muneris ratio postulat, attendatis vobis, et doctrinæ, illud assidue revolventes animo,

universalem Ecclesiam quacumque novitate pulsari, [1]) atque ex S. Agathonis Pontificis monitu [2]) *nihil de iis, quæ sunt regulariter definita, minui debere, nihil mutari, nihil adjici, sed ea et verbis, et sensibus illibata esse custodienda.* Immota inde consistet firmitas unitatis, quæ hac B. Petri Cathedra suo velati fundamento continetur, ut unde in Ecclesias omnes venerandæ communionis jura dimanant, ibi *universis et murus sit, et securitas, et portus expers fluctuum, et bonorum thesaurus innumerabilium.* [3]) Ad eorum itaque retundendam audaciam, qui vel jura Sanctæ hujus Sedis infringere conantur, vel dirimere Ecclesiarum cum ipsa conjunctionem, qua una eadem nituntur et vigent maximum fidei in eam ac venerationis sinceræ studium inculcate, inclamantes cum S. Cypriano, [4]) *falso confidere se esse in Ecclesia, qui Cathedram Petri deserat, super quam fundata est Ecclesia.*

In hoc ideo elaborandum vobis est, adsidueque vigilandum, ut fidei depositum custodiatur in tanta hominum impiorum conspiratione, quam ad illud diripiendum perdendumque factam lamentamur. Meminerint omnes, judicium de sana doctrina, qua populi imbuendi sunt, atque Ecclesiæ universæ regimen et administrationem penes Romanum Pontificem esse cui *plena pascendi, regendi, et gubernandi universalem Ecclesiam potestas a Christio Domino tradita fuit,* uti Patres Florentini Concilii diserte declararunt. [5]) Est autem singulorum Episcoporum Cathedræ Petri fidelissime adhærere, depositum sancte religioseque custodire, et pascere, qui in eis est, gregem Dei. Presbyteri vero subjecti sint, oportet, Espicopis, quos *uti animæ parentes suscipiendos ab ipsis esse,* monet Hieronymus: [6]) nec unquam obliviscantur, se vetustis etiam canonibus vetari, quidpiam in suscepto ministerio agere, ac docendi et concionandi munus sibi sumere *sine sententia Episcopi, cujus fidei populus est creditus, et a quo pro animabus ratio exigetur.* [7]) Certum denique firmumque sit, eos omnes qui adversus præstitutum hunc ordinem aliquid moliantur, statum Ecclesiæ, quantum in ipsis est, perturbare.

Nefas porro esset, atque ab eo venerationis studio prorsus alie-

---

[1]) *S. Celest. PP. Ep.* 21 *ad Episc. Galliar.* [2]) *S. Agatho PP. Ep. ad Imp. apud Labb. Tom.* 11, *pag.* 235. *Et Mansi.* [3]) *S. Innocent. PP. Ep.* 11, *apud Constat.* [4]) *S. Cypr. de unitate Eccles.* [5]) *Conc. Flor. Sess.* 25. *In definit. apud Labb. Tom.* 18, *col.* 528. *edit. Venet.* [6]) *S. Hieron. Ep.* 2. *ad Nepot. a* 1, 24. [7]) *Ex. Can. Ap.* 38. *apud Labb. tom.* 1. *pag.* 38. *Edit. Mansi.*

num, qua Ecclesiæ leges sunt excipiendæ, sancitam ab ipsa disciplinam, qua et sacrorum procuratio, et morum norma, et jurium Ecclesiæ, Ministrorumque ejus ratio continetur, vesana opinandi libidine improbari, vel ut certis juris naturæ principiis infestam notari, vel mancam dici atque imperfectam, civilique auctoritati subjectam.

Cum autem, ut Tridentinorum Patrum verbis utamur, constet, Ecclesiam *eruditam fuisse a Christo JESU, ejusque Apostolis, atque a Spiritu Sancto illi omnem viritatem in dies suggerente edoceri,* [1]) absurdum plane est, ac maxime in eam injuriosum, *restaurationem* ac *regenerationem* quamdam obtrudi, quasi necessariam, ut ejus incolumitati et incremento consulatur, perinde ac si censeri ipsa possit vel defectui, vel obscurationi, vel aliis hujuscemodi incommodis obnoxia; quo quidem molimine eo spectant novatores, ut *recentis humanæ institutionis jaciantur fundamenta* illudque ipsum eveniat, quod detestatur Cyprianus, ut, quæ divina res est, *humana fiat Ecclesia.* [2]) Perpendant vero, qui consilia id genus machinantur, uni Romano Pontifici ex S. Leonis testimonio *Canonum dispensationem esse creditam,* ipsiuspue dumtaxat esse non vero, privati hominis, *de paternarum regulis sanctionum* quidpiam decernere, atque ita, quemadmodum scribit S. Gelasius, [3]) *decreta Canonum librare, decessorumque præcepta metiri, ut quæ necessitas temporum restaurandis Ecclesiis relaxanda deposcit, adhibita consideratione diligenti, temperentur.*

Hic autem vestram volumus excitatam pro Religione constantiam adversus fœdissimam in clericalem cœlibatum conjurationem, quam nostis effervescere in dies latius, connitentibus cum perditissimis nostri ævi philosophis nonnullis etiam ex ipso ecclesiastico ordine, qui personæ obliti, munerisque sui, ac blanditiis abrepti voluptatum, eo licentiæ proruperunt, ut publicas etiam atque iteratas aliquibus in locis ausi sint adhibere Principibus postulationes ad disciplinam illam sanctissimam perfringendam. Sed piget de turpissimis hisce conatibus longo vos sermone distinere, vestræque potius religioni fidentes committimus, ut legem maximi momenti, in quam lascivientium tela undique sunt intenta, sartam tectam custodiri, defendi, ex sacrorum canonum præscripto, omni ope contendatis.

Honorabile deinde Christianorum connubium, quod *Sacramentum*

---

[1]) *Conc. Trid. Sess.* 13. *dec. de Eucharist. in proœm.* [2]) *S. Cypr. Ep.* 52. *Edit. Baluz.* [3]) *S. Gelasius PP. in Ep. ad Episcop. Lucaniæ.*



magnum nuncupavit Paulus *in Christo et Ecclesia*, [1]) communes nostras curas efflagitat, ne quid adversus ipsius sanctitatem, ac de indissolubili ejusdem vinculo minus recte sentiatur, vel tentetur induci. Impense id jam commendarat suis ad vos litteris felicis recordationis Prædecessor Noster Pius VIII. adhuc tamen infesta eidem molimina succrescunt. Docendi itaque sunt sedulo Populi, matrimonium semel rite initum dirimi amplius non posse, nexisque connubio Deum indidisse perpetuam vitæ societatem, nodumque necessitudinis, qui exsolvi, nisi morte, non possit. Memores, sacris illud rebus adnumerari, et Ecclesiæ proinde subjici, præstitutas de ipso ejusdem Ecclesiæ leges habeant ob oculos, iisque pareant sancte, accurateque, ex quarum exequutione omnino pendet ejusdem connubii vis, robur, ac justa consociatio. Caveant, ne quod sacrorum canonum placitis, Conciliorumque decretis officiat, ulla ratione admittant, probe gnari, exitus infelices illa habitura esse conjugia, quæ vel adversus Ecclesiæ disciplinam, vel non propitiato prius Deo, vel solo æstu libidinis jungantur, quin de sacramento, ac de mysteriis, quæ illo significantur, ulla teneat sponsos cogitatio.

Alteram nunc persequimur causam malorum uberrimam, quibus afflictari in præsens comploramus Ecclesiam, *indifferentismum* scilicet, seu pravam illam opinionem, quæ improborum fraude ex omni parte percrebuit, qualibet fidei professione æternam posse animæ salutem comparari, si mores ad recti honestique normam exigantur. At facili sane negotio in re perspicua, planeque evidenti, errorem exitiosissimum a populis vestræ curæ concreditis propelletis. Admonente enim Apostolo, [2]) *unum esse Deum, unam fidem, unum baptisma*, extimescant, qui e religione qualibet patere ad portum beatitudinis aditum comminiscuntur, reputentque animo ex ipsius Servatoris testimonio *esse se contra Christum, quia cum Christo non sunt*, [3]) seque infeliciter dispergere, quia cum ipso non colligunt, ideoque *absque dubio æternum esse perituros, nisi teneant Catholicam fidem, eamque integram, inviolatamque servaverint.* [4]) Hieronymum audiant, qui, cum in tres partes schismate scissa esset Ecclesia, narrat, se tenacem propositi, quando aliquis rapere ipsum ad se nitebatur, constanter clamitasse: *Si quis Cathedræ Petri jungitur, meus est.* [5]) Falso autem sibi quis blandiretur, quod et ipse in aqua sit regeneratus. Oppor-

[1]) *Ad Hebr.* 13, 4. [2]) *Ad Ephes.* 4, 5. [3]) *Luc.* 11, 23. [4]) *Symbol. S. Athanas.* [5]) *S. Hier. Ep.* 58.

tunc enim responderet Augustinus: [1]) *Ipsam formam habet etiam sarmentum, quod præcisum est de vite: sed quid illi prodest forma, si non vivit de radice?*

Atque ex hoc putidissimo *indifferentismi* fonte absurda illa fluit ac erronea sententia, seu potius deliramentum, asserendam esse ac vindicandam cuilibet *libertatem conscientiæ*. Cui quidem pestilentissimo errori viam sternit plena illa, atque immoderata libertas opinionum, quæ in sacræ, et civilis rei labem late grassatur, dictitantibus per summam impudentiam nonnullis, aliquid ex ea commodi in Religionem promanare. At *quæ pejor mors animæ, quam libertas erroris?* inquiebat Augustinus. [2]) Freno quippe omni adempto, quo homines contineantur in semitis veritatis, proruente jam in præceps ipsorum natura ad malum inclinata, vere apertum dicimus *puteum abyssi*, [3]) e quo vidit Joannes ascendere fumum, quo obscuratus est sol, locustis ex eo prodeuntibus in vastitatem terræ. Inde enim animorum immutationes, inde adolescentium in deteriora corruptio, inde in populo sacrorum, rerumque, ac legum sanctissimarum contemptus, inde uno verbo pestis rei publicæ præ qualibet capitalior, cum experientia teste vel a prima antiquitate notum sit, civitates, quæ opibus, imperio, gloria floruere, hoc uno malo concidisse, libertate immoderata opinionum, licentia concionum, rerum novandarum cupiditate.

Huc spectat deterrima illa, ac numquam satis execranda et detestabilis libertas artis librariæ ad scripta quælibet edenda in vulgus, quam tanto convicio audent nonnulli efflagitare ac promovere. Perhorrescimus, Venerabiles Fratres, intuentes, quibus monstris doctrinarum, seu potius quibus errorum portentis obruamur, quæ longe ac late ubique disseminantur ingenti librorum multitudine, libellisque et scriptis mole quidem exiguis, malitia tamen permagnis, e quibus maledictionem egressam illacrymamur super faciem terræ. Sunt tamen, proh dolor! qui eo impudentiæ abripiantur, ut asserant pugnaciter, hanc errorum colluviem inde prorumpentem satis cumulate compensari ex libro aliquo, qui in hac tanta pravitatum tempestate ad Religionem ac veritatem propugnandam edatur. Nefas profecto est omnique jure improbatum, patrari data opera malum certum ac majus, quia spes sit, inde boni aliquid habitum iri. Numquid venena libere spargi, ac publice vendi, comportarique, imo et obbibi debere,

---

[1]) *S. Aug. In Psal. contra part. Donat.* [2]) *S. Aug. Ep.* 166.
[3]) *Apocalyps.* 9, 3.

sanus quis dixerit, quod remedii quidpiam habeatur, quo qui utuntur, eripi eos ex interitu identidem contingat?

Verum longe alia fuit Ecclesiæ disciplina in excidenda malorum librorum peste vel ab Apostolorum ætate, quos legimus grandem librorum vim publice combussisse. [1]) Satis sit, leges in Concilio Lateranensi V. in eam rem datas perlegere, et Constitutionem, quæ deinceps a Leone X fel. rec. Prædecessore Nostro fuit edita, ne *id quod ad fidei augmentum, ac bonarum artium propagationem salubriter est inventum, in contrarium convertatur, ac Christi fidelium saluti detrimentum pariat.* [2]) Id quidem et Tridentinis Patribus maximæ curæ fuit, qui remedium tanto huic malo adhibuere, edito saluberrimo decreto de Indice librorum, quibus impura doctrina contineretur, conficiendo. [3]) *Pugnandum est acriter,* inquid Clemens XIII. fel. rec. Prædecessor Noster in suis de noxiorum librorum proscriptione encyclicis litteris, [4]) *pugnandum est acriter, quantum res ipsa efflagitat, et pro viribus tot librorum mortifera exterminanda pernicies: nunquam enim materia subtrahetur erroris, nisi pravitatis facinorosa elementa in flammis combusta depereant.* Ex hac itaque constanti omnium ætatum solicitudine, qua semper Sancta hæc Apostolica Sedes suspectos et noxios libros damnare, et de hominum manibus extorquere enisa est, patet luculentissime, quantopere falsa, temeraria, eidemque Apostolicæ Sedi injuriosa, et fecunda malorum in Christiano Populo ingentium sit illorum doctrina, qui nedum censuram librorum veluti gravem nimis, et onerosam rejiciunt, sed eo etiam improbitatis progrediuntur, ut eam prædicent a recti juris principiis abhorrere, jusque illius decernendæ, habendæque audeant Ecclesiæ denegare.

Cum autem circumlatis in vulgus scriptis doctrinas quasdam promulgari acceperimus, quibus debita erga Principes fides atque submissio labefactatur, facesque perduellionis ubique incenduntur: cavendum maxime erit, ne populi inde decepti a recti semita abducantur. Animadvertant omnes, *non esse,* juxta Apostoli monitum, *potestatem nisi a Deo: quæ autem sunt, a Deo ordinata sunt. Itaque qui resistit potestati, Dei ordinationi resistit, et qui resistunt, ipsi sibi damnationem*

---

[1]) *Act. Apost.* 19. [2]) *Act. Conc. Lateran. V. sess.* 10. *ubi refertur Const. Leon. X. Legenda est anterior Constitutio Alexandri VI.* Inter multiplices, *in qua multa ad rem.* [3]) *Conc. Trid. Sess.* 18 *et* 25. [4]) *Lit. Clem. XIII.* Christianæ 25. *Nov.* 1766.



acquirunt. [1]) Quocirca et divina et humana jura in eos clamant, qui turpissimis perduellionis seditionumque machinationibus a fide in Principes desciscere, ipsosque ab imperio deturbare connituntur.

Atque hac plane ex causa, ne tanta se turpitudine fœdarent veteres Christiani, sævientibus licet persecutionibus, optime tamen eos de Imperatoribus, ac de Imperii incolumitate meritos fuisse constat, idque nedum fide in iis, quæ sibi mandabantur Religioni non contraria accurate prompteque perficiendis, sed et constantia, et effuso etiam in præliis sanguine luculentissime comprobasse. *Milites Christiani*, ait S. Augustinus, [2]) *servierunt Imperatori infideli; ubi veniebatur ad causam Christi, non agnoscebant, nisi illum, qui in cœlis erat. Distinguebant Dominum æternum a Domino temporali, et tamen subditi erant propter Dominum æternum etiam Domino temporali.* Hæc quidem sibi ob oculos proposuerat Mauritius Martyr invictus, Legionis Thebanæ Primicerius, quando, uti S. Eucherius refert, hæc respondit Imperatori: [3]) *Milites sumus, Imperator, tui, sed tamen servi, quod libere confitemur, Dei . . . . Et nunc non nos hæc ultima vitæ necessitas in rebellionem coegit: tenemus ecce arma, et non resistimus, quia mori, quam occidere satius volumus.* Quæ quidem veterum Christianorum in Principes fides eo etiam illustrior effulget, si perpendatur cum Tertulliano, [4]) tunc temporis Christianis *non defuisse vim numerorum, et copiarum, si hostes exertos agere voluissent. Externi sumus,* inquit ipse, *et vestra omnia implevimus, Urbes, Insulas, Castella, Municipia, Conciliabula, Castra ipsa, Tribus, Decurias, Palatium, Senatum, Forum . . . . Cui bello non idonei, non prompti fuissemus, etiam impares copiis, qui tam libenter trucidamur, si non apud istam disciplinam magis occidi liceret, quam occidere? . . . Si tanta vis hominum in aliquem Orbis remoti sinum abrupissemus a vobis, suffudisset utique pudore Dominationem vestram tot qualiumcumque amissio civium, immo et ipsa destitutione punisset. Procul dubio expavissetis ad solitudinem vestram . . . quæsissetis, quibus imperaretis: plures hostes, quam cives vobis remansissent, nunc autem pauciores hostes habetis præ multitudine Christianorum.*

Præclara hæc immobilis subjectionis in Principes exempla, quæ ex sanctissimis Christianæ Religionis præceptis necessario proficis-

[1]) *Ad Rom.* 13, 2. [2]) *S. Aug. in Psalt.* 124 *n.* 6. [3]) *S. Eucher. apud Ruinand. Act. SS. MM. de SS. Maurit et Soc. n.* 4. [4]) *Tertul. in Apologet. Cap.* 37.



cebantur, detestandam illorum insolentiam, et improbitatem condemnant, qui projecta, effrenataque procacis libertatis cupiditate æstuantes toti in eo sunt, ut jura quæque Principatuum labefactent, atque convellant, servitutem sub libertatis specie populis illaturi. Huc sane scelestissima deliramenta, consiliaque conspirarunt Waldensium, Beguardorum, Wiclefistarum, aliorumque hujusmodi Filiorum Belial, qui humani generis sordes, ac dedecora fuere, merito idcirco ab Apostolica hac Sede toties anathemate confixi. Nec alia profecto ex causa omnes vires intendunt veteratores isti, nisi ut cum Luthero ovantes gratulari sibi possint, *liberos se esse ab omnibus*: quod ut facilius, celeriusque assequantur, flagitiosiora quælibet audacissime aggrediuntur.

Neque lætiora et Religione, et Principatui ominari possemus ex eorum votis, qui Ecclesiam a Regno separari, mutuamque Imperii cum Sacerdotio concordiam abrumpi discupiunt. Constat quippe, pertimesci ab impudentissimæ libertatis amatoribus concordiam illam, quæ semper rei et sacræ et civili fausta extitit ac salutaris.

At ad ceteras acerbissimas causas, quibus soliciti sumus, et in communi discrimine dolore quodam angimur præcipuo, accessere consociationes quædam, statique cœtus, quibus, quasi agmine facto cum cujuscumque etiam falsæ religionis ac cultus sectatoribus, simulata quidem in religionem pietate, vere tamen novitatis, seditionumque ubique promovendarum cupidine, libertas omnis generis prædicatur, perturbationes in sacram et civilem rem excitantur sanctior quælibet auctoritas discerpitur.

Hæc perdolenti sane animo, fidentes tamen in Eo, qui imperat ventis et facit tranquillitatem, scribimus ad vos, Venerabiles Fratres, ut induti scutum fidei contendatis præliari strenue prælia Domini. Ad vos potissimum pertinet, stare pro muro contra omnem altitudinem extollentem se adversus scientiam Dei. Exerite gladium spiritus, quod est verbum Dei, habeantque a vobis panem, qui esuriunt justitiam. Adsciti, ut sitis cultores navi in vinea Domini, id unum agite, in hoc simul laborate, ut radix quælibet amaritudinis ex agro vobis commisso evellatur, omnique enecato semine vitiorum convalescat ibi seges læta virtutum. Eos in primis affectu paterno complexi, qui ad sacras præsertim disciplinas, et ad philosophicas quæstiones animum appulere, hortatores, auctoresque iisdem sitis, ne solius ingenii sui viribus freti imprudenter a veritatis semita in viam abeant impiorum. Meminerint, Deum esse *sapientiæ ducem, emendatoremque sapientium*,[1])

[1]) *Sap.* 7, 15.



ac fieri non posse, ut sine Deo Deum discamus, qui per verbum docet homines scire Deum. [*]) Superbi, seu potius insipientis hominis est, fidei mysteria, quæ exsuperant omnem sensum, humanis examinare ponderibus, nostræque mentis rationi confidere, quæ naturæ humanæ conditione debilis est, et infirma.

Ceterum communibus hisce votis pro rei et sacræ, et publicæ incolumitate Carissimi in Christo Filii Nostri Viri Principes sua faveant ope, et auctoritate, quam sibi collatam considerent non solum ad mundi regimen, sed maxime ad Ecclesiæ præsidium. Animadvertant sedulo, pro illorum imperio et quiete geri, quidquid pro Ecclesiæ salute laboratur; imo pluris sibi suadeant fidei causam esse debere, quam Regni, magnumque sibi esse perpendant, dicimus cum S. Leone Pontifice; *si ipsorum diademati de manu Domini etiam fidei addatur corona.* Positi quasi parentes, et tutores populorum, veram, constantem, opulentam iis quietem parient, et tranquillitatem, si in eam potissimum curam incumbant, ut incolumis sit Religio et pietas in Deum, qui habet scriptum in femore: *Rex Regum, et Dominus dominantium.*

Sed ut omnia hæc prospere ac feliciter eveniant, levemus oculos manusque ad Sanctissimam Virginem MARIAM, quæ sola universas hæreses interemit, Nostraque maxima fiducia, imo tota ratio est spei Nostræ. [*]) Suo Ipsa patrocinio in tanta Dominici gregis necessitate studiis, consiliis, actionibusque Nostris exitus secundissimos imploret. Id et ab Apostolorum Principe PETRO, et ab ejus Coapostolo PAULO humili prece efflagitemus, ut statis omnes pro muro, ne fundamentum aliud ponatur præter id, quod positum est. Hac jucunda spe freti, confidimus, Auctorem consummatoremque fidei JESUM CHRISTUM consolaturum tandem esse Nos omnes in tribulationibus, quæ invenerunt Nos nimis, cœlestisque auxilii auspicem Apostolicam Benedictionem, vobis, Venerabiles Fratres, et ovibus vestræ curæ traditis peramanter impertimur.

Datum Romæ apud S. Mariam Majorem XVIII. Kalendas Septembris die sollemni Assumptionis ejusdem B. V. MARIÆ Anno Dominicæ Incarnationis MDCCCXXXII. Pontificatus Nostri Anno II.

---

[*]) *S. Ireneus Lib.* 14. *Cap.* 10. [*]) *Ex S. Bernardo Serm. de Nat. B. M. V.* S. 7.

X.

Venerabilibus Fratribus Archiepiscopis, et Episcopis Regni Bavariæ

GREGORIUS P. P. XVI.

Venerabiles Fratres Salutem, et Apostolicam Benedictionem. Summo jugiter studio advigilavit Apostolica sedes, ut Ecclesiæ Canones qui nuptias Catholicorum cum hæreticis severe prohibent, religiose custodirentur. Et quamvis ad graviora evitanda scandala quandoque in aliquibus locis necesse fuerit, illicita hujusmodi Matrimonia tolerare, non tamen prætermiserunt Romani Pontifices, omni, qua possent, ratione providere, ut tunc etiam iis in locis fidelis Populus edoceretur, quantum deformitatis et spiritualis periculi nuptiæ illæ præseferant, quantique propterea sceleris reus sit Catholicus vir aut mulier, qui Canonicas ea de re sanctiones violare præsumpserit. Quod si interdum Romani ipsi Pontifices sanctissimum idem canonicum interdictum relaxarunt in peculiaribus casibus, id sane graves ob causas, et ægre admodum fecerunt, suisque Dispensationibus consueverunt adjicere conditionem expressam de præmittendis Matrimonio debitis cautionibus, non modo ut Conjux Catholicus ab Acatholico perverti non posset, quin potius ille teneri se sciret ad hunc pro viribus ab errore retrahendum, sed etiam ut proles utriusque sexus in Sanctitate Religionis Catholicæ omnino educaretur. Itaque Nos, qui licet immerentes suppremam Petri Cathedram, Deo ita disponente, tenemus, præ oculis habentes rationem illam a Prædecessoribus Nostris sanctissime initam, non potuimus, Venerabiles Fratres, non contristari vehementer ob allatos e vestris Diœcesibus (uti et ex aliis diversis locis) plures certosque nuncios, ex quibus intelleximus, inveniri isthic nonnullos, qui apud Populum curis vestris concreditum fovere omni ope nituntur omnimodam mixtarum nuptiarum libertatem, atque ad eam facilius promovendam opiniones disseminant Catholicæ veritati contrarias. Scilicet ipsi, ut accepimus, affirmare audent, Catholicos posse libere, ac licite Matrimonia cum heterodoxis contrahere non modo non impetrata Ecclesiæ Dispensatione (quæ juxta notas regulas in singulis casibus ab hac Apostolica sede imploranda est), sed prætermissis etiam debitis, quas supra memoravimus, cautelis, illa præsertim, quæ est de prole universa catholice educanda: quin imo eo res de.

venit, ut iidem mixta illa connubia tunc quoque probanda esse contendant, cum hæretica pars habeat priorem alium Conjugem adhuc viventem, a quo divortio discesserit: ad hæc et graves pœnarum minas adhiberi curarunt, quibus inducantur Animarum Pastores, ut mixtas nuptias in Ecclesia coram Catholico Populo proclament, et postea assistant actui, quo illæ contrahantur, vel saltem contracturis dimissoriales, quemadmodum appellant, Literas concedant: denique nec desunt ex ipsorum illorum numero, qui sibi, aliisque persuadere conantur, non in Catholica solum Religione salvari hominem, sed eos quoque, qui hæretici sint atque in hæresi moriantur, ad æternam vitam posse pertingere. Nonnulla tamen sunt, Venerabiles Fratres, quæ mœrorem levant a Nobis inde conceptum: constantia videlicet maximæ partis Bavarici Populi in retinenda puritate Catholicæ Fidei, atque in sincero erga Ecclesiasticam Auctoritatem obsequio; itemque firmitas istius Cleri fere universi in sui ministerii partibus ad Canonum normam obeundis; præsertim vero eximium Pastoralis muneris implendi studium, quo Vos, Venerabiles Fratres, animari novimus, ut, quamvis circa rationem in hoc mixtarum nuptiarum negotio, seu in quibusdam ejusdem rei capitibus tenendam non eadem omnium vestrum sententia sit, cunctis tamen deliberatum, fixumque est observare Apostolicam hanc Sedem, ejusque ductu custodire concreditos Vobis Greges, nec reformidare pericula, siquæ pro salute Ovium adeunda fuerint. Adsumus itaque Nostris hisce Literis, Venerabiles Fratres, ad confirmandas pro munere Apostolici Nostri Ministerii Fraternitates Vestras, ut in re, de qua agitur irreformabiles prædicare doctrinas Fidei, et tueri custodiam Canonum majori usque alacritate pergatis, atque ut Nostra Vobis patefacta sententia perfectior deinde inter Vos omnes et cum Sancta hac Sede consensio sit. Sed antea abstinere non possumus, quin communicemus Vobiscum præconceptam a Nobis spem, ut Carissimus in Christo Filius Noster Ludovicus Bavariæ Rex Illustris ex concordi Nostra, Vestrumque omnium voce veram præsentis causæ indolem, pro avito, quod cum sanguine hausit, Catholicæ Religionis studio adesse Nobis, Vobisque velit prævalido patrocinio suo, ut mala, quæ ex ipsa illa causa rei Catholicæ imminent, averruncentur, atque adeo Sanctissima Nostra Religio in toto Bavariæ Regno sarta tecta habeatur, Catholicique Antistites, ac Sacrorum Ministri in suis gerendis muneribus plena libertate fruantur, quemadmodum et in Conventione cum hac Sede Apostolica anno 1817, inita cautum est. Porro ad rem venientes, initium, ut par est, facimus ab iis, quæ

Fidem spectant, *sine qua impossibile est placere Deo,* [1]) et quam, ut supra monuimus, nonnulli in discrimen adducere conantur ad libertatem Matrimonii mixti latius inducendam. Ignotum Vobis non est, Venerabiles Fratres, quam impenso constantique studio Majores Nostri inculcaverint eum ipsum, quem illi negare audent, Fidei Articulum qui est de Catholicæ Fidei atque Unitatis necessitate ad consequendam salutem. Quo spectant verba illa celeberrimi Apostolorum Discipuli S. Ignatii Martyris in Epistola ad Philadelphicos: «Ne erretis, fratres mei, si quis schisma facientem sectatur, Regni Dei hæreditatem non consequitur.» [2]) S. Augustinus autem, aliique Africæ Episcopi in Zertensi Concilio anno 412 congregati idipsum ita fusius explicabant. «Quisquis ab hac Catholica Ecclesia fuerit separatus, quantumlibet laudabiliter se vivere existimet, hoc solo scelere, quod a Christi unitate disjunctus est, non habebit vitam, sed ira Dei manet super eum.» [3]) Et prætermissis aliis, quæ prope innumera sunt, antiquorum Patrum locis, laudabimus gloriosum illum Prædecessorem Nostrum S. Gregorium Magnum, qui expresse testatur, eam ipsam esse Catholicæ Ecclesiæ doctrinam. Ait enim: «Sancta universalis Ecclesia prædicat, Deum veraciter nisi intra se coli non posse, asserens quod omnes, qui extra ipsam sunt, minime salvabuntur.» [4]) Extant præterea solemnes ipsius Ecclesiæ Actus, quibus Dogma idem annuntiatum est. Ita in Decreto Fidei, quod edidit Noster item Prædecessor Innocentius III cum œcumenica Synodo Lateranensi IV hæc habentur, «Una vero est fidelium universalis Ecclesia, extra quam nullus omnino salvatur.» [5]) Denique idem, etiam Dogma expresse indicatum habetur in Fidei Professionibus ab Apostolica Sede propositis, tum in illa videlicet, qua omnes Ecclesiæ Latinæ utuntur, [6]) tum in aliis duabus, quarum altera a Græcis altera a ceteris Orientalibus Catholicis adhibetur. [7]) Hæc ex plurimis selecta testimonia non eo recensuimus

---

[1]) Ad Hebræos XI. 6. [2]) Tom. I. Bibliothecæ Veterum a Callandio editæ pag. 276. [3]) In Synodalibus Litteris ad Donatistas §. 5. Extant inter Epistolas S. Augustini Nro. 141, edition. Maurin. [4]) Moralium, sive Expos. in Lib. Iob 14, cap. 5. [5]) Cap. *Firmiter* de summa Trinitate, et Fide Catholica. [6]) Vid. dict. Professionem 6, *hanc veram.* [7]) Vid. Gregor. XIII. Constitut. *Sanctissimus Dominus* 51, §. 19, Tom. IV. pag. 312, bullarii Romani edit. Maiuardi et Benedictum XIV. Constitut. *Nuper ad Nos.* 78, §. 5. vers. *Hanc Fidem* in Bullario ejusdem Pontificis Tom. I.

animo, Venerabilis Fratres, ut Vos quasi eum Fidei articulum ignorantes edoceremus. Absit a Nobis, ut tam absurdam et contumeliosam de Fraternitatibus Vestris suspicionem habeamus. Sed tanta nos sollicitudo tenet ob gravissimum juxta ac exploratissimum Dogma tam insigni a quibusdam audacia impugnatum, ut continere calamum non potuerimus a veritate illa pluribus inculcanda. Eja igitur, Venerabiles Fratres, assumite gladium Spiritus, quod est verbum Dei, totisque animorum viribus gliscentem errorem eradicare contendite. Sic agite sicque agant ductu vestro ceteri, qui sub vobis sunt, animarum cultores, ut fidelis Bavariæ Populus excitetur ad Catholicam fidem atque Unitatem tamquam ad unicam salutis viam ardentiori usque studio custodiendam; atque adeo ad omne illius deserendæ periculum vitandum. Quæ quidem Catholicæ unitatis tenendæ necessitas ubi fuerit impressa in cunctis Bavarorum Fidelium animis alteque defixa, haud facile deinceps irrita erunt monita, atque adhortationes, quibus ipsos avertere conabimini à Nuptiarum fœdere cum hereticis conjungendo; aut si aliqua interdum gravis causa interveniat, quæ mixtas hujusmodi nuptias suadere videatur, ut illas non aliter contrahant, nisi impetrata Ecclesiæ Dispensatione, et conditionibus, quæ, ut supra diximus, præscribi ab illa solent, religiose servatis. Vestrum scilicet officium est, ut fideles mixta illa connubia inire cupientes (uti et eorum genitores, aliive sub quorum cura sunt) edoceantur sedulo, quænam circa eam rem canonum sententia sit, graviterque moneantur, ne eos in perniciem animarum suarum perfringere audeant. Quare si res ita postulet, revocare in illorum memoriam oportebit notissimum illud naturalis, divinæque legis præceptum, quo non peccata solum, sed pericula etiam ad peccatum proxime inducentia vitare jubemur, uti et præceptum aliud ejusdem legis, quo parentibus injungitur *Filios educare in disciplina et correptione Domini,* *) ideoque et erudire ipsos ad verum Dei cultum, qui unice in Catholica Religione est. Hinc adhortabimini fideles illos, ut serio perpendant, quantam supremo Numini injuriam faciant, et quam crudeliter erga se, futurosque sibi liberos acturi sint, ubi nuptiis mixtis temere contrahendis se, filiosque ipsos perversionis periculo committant. Atque ut gravitas periculi ejusmodi luculentius appareat, commemorabitis iisdem saluberrima illa Apostolorum, Patrum, canonumque monita, quæ sunt de periculosa cum hæreticis familiari conversatione evitanda. At vero si

*) Ad Ephesios VI. 4.

nonnumquam contigerit (quod Deus avertat), ut monita et adhortationes hujusmodi in irritum cadant, et Catholicus aliquis vir mulierve recedere nolit a perverso suo consilio ineundi mixtas nuptias non petita, seu non impetrata Ecclesiæ Dispensatione, vel debitis cautionibus, seu earum aliqua prætermissa, tunc sane sacri Pastoris officium erit, abstinere non solum a matrimonio ipso sua præsentia honestando, sed etiam a præmittendis eidem proclamationibus atque a Dimissorialibus Litteris concedendis. Vestrum est autem, Venerabiles Fratres, admonere Parochos, ac rite ab iisdem exigere, ut ab omni hujusmodi actu se abstineant. Enimvero animarum curator, qui se aliter gereret, in præsentibus præsentim Bavariæ adjunctis, approbare quodammodo illicitas illas Nuptias facto suo videretur, et illarum libertatem animarum saluti imo et fidei causæ perniciosam sua ipse opera foveret. Post hæc vix est, ut aliqua addamus de aliis illis longe gravissimis casibus matrimonii inter Catholicos et hæreticos contrahendi, in quibus pars acatholica habeat viventem adhuc priorem Conjugem, a quo divortio sejuncta fuerit. Nostis, Venerabiles Fratres, quanta ex divino Iure sit firmatas matrimonialis vinculi, quod separari humana auctoritate non potest. Quare matrimonium mixtum in ejusmodi casibus non modo illicite fieret, sed nullum prorsus atque adulterinum foret; præterquam si priores illæ nuptiæ, quas hæretica pars divortio dissolutas esse autumat, irritæ omnino fuissent propter aliquod, quod illis vere obstiterit, Canonicum dirimens impedimentum. Porro in postremo hoc casu non solum servanda erunt ea omnia, quæ supra dicta sunt, sed cavendum insuper, ut novum ipsum matrimonium non permittatur, nisi postquam causa primi connubii ab hæretica parte jam antea initi cognita fuerit Ecclesiastico judicio ad Canonum normam exacto, quo connubium idem fuerit irritum declaratum. Hæc sunt, Venerabiles Fratres, quæ vobis circa rem, de qua agitur, significanda censuimus. Interea non desistimus Deum O. M. fervidis precibus sollicitare, ut Vos et inclytum omnem Bavariæ Clerum virtute induat ex alto, atque una cum fideli isto Populo dextera sua tegat, et brachio sancto suo defendat. Maximæ autem, qua Fraternitates Vestras in Domino prosequimur, caritatis pignus sit Apostolica Benedictio, quam memoratis quoque Vestrarum Diœcesium Clericis, Laicisque fidelibus dispertiendam Vobis peramanter impertimur.

Gregorius P. P. XVI.

Datum Romæ apud S. Petrum die 27. Maii Anni 1832.

Pontificatus Nostri Anno Secundo.

Den ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen und Bischöfen des Königreichs Bayern.

Ehrwürdige Brüder, Unsern Gruß und apostolischen Segen.

Der apostolische Stuhl hat stets mit dem größten Eifer dahin gewacht, daß die kirchlichen Satzungen, welche die Ehe der Katholiken mit Nichtkatholiken streng untersagen, gewissenhaft gehandhabt würden. War es gleichwohl zur Vermeidung größerer Aergernisse an einigen Orten zuweilen nothwendig, derlei unerlaubte Ehebündnisse zu dulden, so haben doch die römischen Bischöfe nicht unterlassen, auf jede nur immer mögliche Weise Vorsehung zu treffen, daß dann auch an jenen Orten das gläubige Volk unterrichtet würde, welchen großen Mißstand und Seelengefahr solche Ehen mit sich bringen, und welches großen Vergehens daher sich der katholische Ehegatte schuldig mache, welcher die hierüber bestehenden canonischen Satzungen zu verletzen sich erkühnen würde. Wenn die römischen Bischöfe in Bezug auf dieses heiligste canonische Verbot in ganz besondern Fällen Nachsicht eintreten ließen, so haben sie es nur aus sehr wichtigen Gründen, und doch höchst ungern gethan und ihren Dispensen gewöhnlich die ausdrückliche Bedingung beigefügt, daß vor der Ehe die erforderliche Sicherheit geleistet werde, nicht nur, daß der katholische Ehegatte vom nichtkatholischen nicht zum Irrthum verführt werden könne, jener vielmehr seine Verpflichtung wisse, diesen nach allen Kräften vom Irrthum zurückzuführen, sondern auch, daß die Kinder beiderlei Geschlechts sämmtlich in der Heiligkeit der katholischen Religion erzogen würden.

Daher haben auch wir, ehrwürdige Brüder, die wir obgleich unverdient den obersten Stuhl Petri durch Gottes Rathschluß inne haben, indem Wir jene von unsern Vorgängern so heilig bewahrte Anordnung vor Augen halten, uns sehr betrüben müssen wegen der, aus euern Diöcesen (so wie auch von andern verschiedenen Orten her) Uns zugekommenen Nachrichten, wodurch

erfahren haben, daß daselbst manche sich befinden, die bei
euerer Seelsorge anvertrauten Volke mit aller Mühe eine
iche Freiheit gemischter Ehen zu begünstigen sich bestreben,
zu ihrer leichten Beförderung Meinungen verbreiten, welche
katholischen Wahrheit geradezu entgegen sind. Diese näm=
rkühnen sich, wie Wir vernommen haben, zu behaupten, daß
n Katholiken frei stehe und erlaubt sey Ehebündnisse mit
von der Kirche Getrennten einzugehen, nicht nur ohne eine
iche Dispens (welche nach bekannten Regeln in den einzel=
fällen von dem apostolischen Stuhle erbeten werden muß),
st zu haben, sondern auch ohne die erforderlichen Vorbedingun=
deren Wir oben erwähnten, besonders jene, welche darin be=
daß die sämmtlichen Kinder katholisch erzogen werden müssen,
etzt zu haben. Ja so weit ist die Sache gekommen,
eselben sogar fest behaupten, solche gemischte Ehen müßten
dann anerkannt werden, wenn der nichtkatholische Theil ei=
rühern andern Ehegatten noch bei Leben hat, wovon er
Ehescheidung getrennt ist; überdieß haben sie auch noch
e Strafen androhen lassen, damit die Seelenhirten dahin
ht würden, daß sie in der Kirche vor dem katholischen Volke
mischten Ehen verkünden, und nachher der Handlung, wo=
sie vollzogen werden, beiwohnen, oder wenigstens denen,
sie vollziehen wollen, Loosscheine ertheilen sollen; endlich
s auch unter ihnen nicht an solchen, welche sich und andere
reden bemühen, der Mensch werde nicht in der katholischen
n allein selig, sondern auch jene, welche von ihr getrennt
und in der Trennung sterben, könnten zum ewigen Leben
n. Indessen, ehrwürdige Brüder, giebt es doch einiges,
Betrübniß, die wir dabei empfinden, mildert; nämlich die
haftigkeit des größten Theiles des bayerischen Volkes in
haltung der Reinheit des katholischen Glaubens, und in
frichtigen Ergebenheit gegen die kirchliche Autorität; und
die Festigkeit des beinahe ganzen Klerus in der Ver=
seines heiligen Amtes nach den canonischen Vorschrif=
onders aber der ausgezeichnete Eifer in der Erfüllung des

hervorkommt, wenn ihr, ehrwürdige Brüder, wie Wir wissen, besorgt seyd, daß, wenn ihr auch nicht insgesammt über das bei diesem Gegenstande der gemischten Ehen oder in einigen Theilen desselben zu beobachtende Verfahren einerlei Meinung seyd, ihr doch alle als entschieden und ausgemacht betrachtet, dem apostolischen Stuhle zu folgen, und unter dessen Leitung die euch anvertrauten Heerden zu bewachen, und keine Gefahren zu scheuen, wenn damit für der Schafe Heil zu bestehen wären. Wir kommen Euch daher, ehrwürdige Brüder, vermittelst dieses Schreibens zu Hülfe, um euch nach den Pflichten unsers apostolischen Amtes zu unterstützen, damit ihr in der Sache, worüber es sich handelt, die unabänderlichen Lehren des Glaubens zu verkündigen, und die Bewahrung der Canones mit stets größerer Freudigkeit zu vertheidigen fortfahret, und damit, indem Wir euch unseren Ausspruch eröffnen, eine vollkommene Uebereinstimmung unter euch allen, und mit diesem heiligen Stuhl herrsche. Wir können Uns aber nicht enthalten, vor allem auch die von Uns gefaßte Hoffnung mitzutheilen, daß unser geliebtester Sohn in Christo, Ludwig der Durchlauchte König von Bayern, sobald er durch die übereinstimmende Sprache von Uns, und von euch allen, den wahren Stand der Sache vernimmt, nach der von seinen Voreltern ererbten Anhänglichkeit an die katholische Religion, welche er mit dem Blute eingesogen hat, Uns und euch mit seinem mächtigen Schutze zu Hülfe kommen werde, damit die, aus Veranlassung dieser Sache der katholischen Angelegenheit bevorstehenden Uebel mit Kraft entfernt, unsere heiligste Religion im ganzen Königreiche Bayern unversehrt erhalten werde, und die katholischen Kirchenvorsteher und Kirchendiener in der Ausübung ihrer Pflichten volle Freiheit genießen, wie es in den mit dem apostolischen Stuhle im Jahre 1817 abgeschlossenen Concordat festgesetzt ist.

Indem Wir nunmehr zur Sache selbst übergehen, machen Wir, wie billig, mit dem den Anfang, was den Glauben betrifft *ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen* und den, wie Wir oben erinnerten, einige in Zweifel zu ziehen sich unterfangen, um die Freiheit der gemischten Ehen noch wei-

ter auszudehnen. Es ist euch nicht unbekannt, ehrwürdige Brüder, mit welch einer angestrengten und standhaften Bemühung unsere Vorfahren eben den Glaubensartikel, welchen jene zu läugnen sich erkühnen, festgehalten haben, welcher darin besteht, daß der katholische Glaube und dessen Einheit zur Erlangung des Seelenheils nothwendig sey. Dahin zielen die Worte des hochberühmten Schülers der Apostel, des heiligen Martyrers Ignatius, in dem Briefe an die Philadelphier: „Täuschet euch nicht meine Brüder, wer dem folgt, der eine Trennung verursacht, erlangt die Erbschaft des Reiches Gottes nicht.“ Der heilige Augustin aber und andere afrikanische, in der Kirchenversammlung zu Cirthe im Jahre 412 versammelte Bischöfe haben dieses weitläufiger erkläret: „Wer immer von der katholischen Kirche getrennt ist, der wird, mag er auch seiner Meinung nach ein lobenswürdiges Leben führen, wegen des Vergehens allein, daß er von der christlichen Einheit abtrünnig ist, das Leben nicht haben, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.“ Wir wollen andere fast unzählige Stellen der alten Kirchenväter übergehen, und nur unseres glorreichen Vorgängers des heiligen Gregor's des Großen ruhmvoll erwähnen, der ausdrücklich bezeugt, daß eben dieses die Lehre der katholischen Kirche sey. Denn er sagt: „die heilige allgemeine Kirche verkündet es, daß Gott nur in derselben wahrhaft verehrt werden könne, indem sie behauptet, daß alle die, welche außer ihr sind, gar nicht selig werden.“ Nebst dem bestehen auch feierliche Acte der Kirche selbst, wodurch diese Lehre verkündet wurde. So befindet sich in dem Glaubensdekret, welches ebenfalls unser Vorgänger Innocenz der dritte, in Vereinigung mit der ökumenischen vierten Kirchenversammlung im Lateran erlassen hat: „es ist nur eine allgemeine Kirche der Gläubigen, außer welcher Keiner selig wird.“ Diese nämliche Glaubenslehre ist auch ausdrücklich in den, von dem apostolischen Stuhle aufgestellten Glaubensbekenntnissen enthalten; sowohl in demjenigen, dessen sich alle lateinischen Kirchen bedienen, als auch in den beiden Andern, deren Eines von den Griechen, das Andere von den übrigen morgenländischen Katholiken gebraucht wird.

Diese aus sehr vielen ausgewählten Zeugnisse haben Wir, ehrwürdige Brüder, nicht in der Absicht angeführt, damit Wir euch, als wüßtet ihr diesen Glaubensartikel nicht, belehren wollten. Es sey weit von Uns entfernt, eine so widersinnige und schmähliche Meinung von euch zu hegen. Wir sind nur wegen des eben so höchst wichtigen, als entschiedenen Glaubensartikels, welcher von einigen mit so auffallender Verwegenheit bestritten wird, von einer so lebhaften Besorgniß ergriffen, daß Wir uns nicht enthalten konnten, diese Wahrheit neuerdings *einzuschärfen.*

Wohlan denn, ehrwürdige Brüder, nehmt das Schwert des Geistes, welches das Wort Gottes ist, und bestrebt euch mit allen geistigen Kräften diesen schleichenden Irrthum auszurotten. Benehmet euch so, und mögen sich unter euerer Leitung diejenigen Seelsorger, welche unter euch stehen, so benehmen, daß das gläubige bayerische Volk angeeifert werde, den katholischen Glauben und seine Einheit als den einzigen Heilweg stets mit der lebhaftesten Sorgfalt festzuhalten, und dadurch alle Gefahr zu meiden, worin sie, denselben zu verlassen, gerathen könnten.

Sobald jedoch die Nothwendigkeit der Erhaltung der katholischen Einheit in alle Gemüther der gläubigen Bayern eingedrungen und darin tief befestigt ist, werden in der Folge die Ermahnungen und Warnungen nicht unnütz seyn, womit ihr euch bemüht, sie von der Verbindung mit Nichtkatholiken abzuhalten, oder daß sie, wenn irgend etwa ein wichtiger Grund die Veranlassung herbeiführt, welche derlei gemischte Ehen anzurathen scheint, diese nicht anders, als nach vorher erhaltener Kirchendispens, und nach gewissenhafter Erfüllung der Bedingungen, welche sie, wie Wir oben erwähnten, vorzuschreiben pflegt, eingehen. Es ist nämlich eure Pflicht, die Gläubigen, welche gemischte Ehen einzugehen wünschen, (wie auch ihre Eltern oder andere, unter deren Obsorge sie sich befinden,) mit Sorgfalt zu belehren, was die Canons über diese Sache enthalten, und sie mit Nachdruck zu ermahnen, daß sie dieselben ja nicht zum Untergange ihrer Seelen zu übertreten wagen. Es ist daher nothwendig, sobald es die Umstände so fordern, in ihr Gedächtniß die allbekannte Vor:

schrift des natürlichen und göttlichen Gesetzes zurückzurufen, dem zufolge wir verpflichtet sind, nicht nur die Sünden, sondern auch die zunächst zur Sünde führenden Gefahren zu fliehen; so wie eine andere Vorschrift dieses Gesetzes, worin den Eltern auferlegt wird, ihre Kinder zu erziehen in der Zucht und Furcht des Herrn, und demnach sie auch in der wahren Gottesverehrung zu unterrichten, die nur in der katholischen Religion ist. Ihr werdet daher diese Gläubigen ermahnen, ernsthaft zu überlegen, welcher schweren Beleidigung gegen das höchste Wesen sie sich schuldig machen, und wie grausam sie gegen sich, und ihre künftigen Kinder handeln würden, wenn sie durch vermessentliche Eingehung gemischter Ehen sich und ihre Kinder der Gefahr zum Irrthum verleitet zu werden, preis geben. Damit übrigens die Größe dieser Gefahr um so eindringender erscheine, so werdet ihr sie an die heilsamen Ermahnungen der Apostel, der Kirchenväter, der Canons erinnern, welche darin bestehen, daß man die Gefahren eines vertraulichen Umgangs mit Nichtkatholiken meiden müsse. Würde es aber (was Gott verhüten wolle) hin und wieder sich ergeben, daß euere Ermahnungen und Warnungen fruchtlos wären, und ein katholischer Theil von seiner verderblichen Absicht abzustehen sich weigere, eine gemischte Ehe ohne vorher die kirchliche Dispens erholt und erhalten zu haben, oder mit Unterlassung der erforderlichen Sicherheiten oder auch nur eine derselben einzugehen, dann wird es wahrlich die Pflicht eines von seinem Berufe beseelten Hirten seyn, nicht nur sich zu enthalten durch seine Gegenwart einer solchen Ehe Anerkennung zu vertheilen, sondern auch die kirchlichen Verkündungen derselben vorzunehmen, und Loosscheine auszufertigen. An euch aber, ehrwürdige Brüder, ist es, die Pfarrer zu ermahnen, und mit Nachdruck von ihnen zu fordern, daß sie keine dieser Handlungen unternehmen. Denn wahrlich ein Seelsorger, welcher, besonders in den gegenwärtigen Verhältnissen Bayerns, anders handeln würde, müßte gewissermaßen diese unerlaubten Ehen durch seine thätliche Theilnahme gut zu heißen scheinen, und er würde die dem Seelenheil und der Sache des Glaubens schädliche Ungebundenheit derselben durch

seine eigene Handlung begünstigen. Uebrigens halten wir es kaum für nöthig, noch etwas hinzu zu setzen über die andern, weit wichtigern Fälle der zwischen Katholiken und Nichtkatholiken einzugehenden Ehen, in welchen der nichtkatholische Theil einen frühern Ehegatten hat, welcher noch lebt; und wovon er durch Ehescheidung getrennt ist. Ihr wißt es, ehrwürdige Brüder, wie fest nach göttlichen Gesetzen das Eheband sey, welches durch menschliches Ansehen nicht getrennt werden kann. Es würde daher nicht nur unerlaubt seyn, eine gemischte Ehe in solchen Fällen einzugehen, sondern sie würde auch durchaus nichtig und ehebrecherisch seyn, ausgenommen, wenn die frühere Ehe, welche der nichtkatholische Theil durch Ehescheidung aufgelöst erachtet, wegen irgend eines canonischen trennenden Hindernisses, welches derselben wirklich entgegen gestanden, gänzlich ungültig gewesen wäre. In diesem letzten Falle müßte nicht nur alles das, was oben gesagt wurde, beobachtet, sondern nebst dem auch Vorsorge getroffen werden, daß eine neue Ehe nur dann gestattet würde, wenn durch einen kirchlichen, genau nach canonischen Vorschriften statt gehabten Ausspruch, wodurch diese Ehe als nichtig erklärt würde, über die Beschaffenheit der ersten, von dem nichtkatholischen Theile früher eingegangenen Ehe, entschieden seyn wird.

Dieses ist es, ehrwürdige Brüder, was Wir euch in Ansehung der Sache, wovon es sich handelt, mittheilen zu müssen geglaubt haben. Wir hören indessen nicht auf, mit inbrünstigem Gebete vom allmächtigen Gott zu erflehen, daß er euch und die ganze ansehnliche Geistlichkeit von Bayern mit der Kraft von oben bekleide, und zugleich das gläubige bayerische Volk mit seiner Rechte bedecke und mit seinem heiligen Arm beschütze.

Das Band der innigsten Liebe aber, wodurch Wir euch, ehrwürdige Brüder, im Herrn zugethan sind, sey der apostolische Segen, welchen Wir euch, um ihn den Geistlichen euerer Diöcesen, und den gläubigen Laien mitzutheilen, aus vollem Herzen verleihen.

Gegeben zu Rom beim heiligen Petrus am 27. Mai 1830, im 2. Jahre unsers Pontifikats.

Papst Gregor XVI.

XI.

Literatur.

Philosophische Schriften und Aufsätze von Franz Baader. Vom Verfasser gesammelt und neu durchgesehen. Erster Band, Münster 1831, in der Theissing'schen Buchhandlung.

Mit vorliegender Schrift hat Franz Baader einem dringenden Bedürfniß des theologischen und philosophischen Publikums zu entsprechen, den Anfang gemacht, seine sämmtlichen Schriften in einer vollständigen Ausgabe zusammenzustellen. Dieser erste Band enthält nun außer den frühesten Schriften des Verfassers, die er im Jahre 1809 unter dem Titel: Beiträge zur dynamischen Philosophie im Gegensatze der mechanischen zuerst gesammelt und herausgegeben, noch zehn andere Aufsätze, von denen es unmöglich ist, einen oder den anderen als den vorzüglichsten hervorzuheben, weil eben jeder gleich originell, reich, tiefsinnig und großartig sich erweiset, und jeder Baaders Philosophie von einer verschiedenen Seite ihrer selbst darstellt, oder eine schon im Früheren angedeutete weiter fortbildet und bestimmmter entfaltet; wie denn überhaupt alle Schriften Baaders von der ersten bis zur letzten sich nur als ebensoviele Radien desselben Centrums darstellen, was nicht leicht von den Werken irgend eines andern Schriftstellers in gleichem Maaße behauptet werden kann. Wenn aber etwa ein Krug auf ähnliches Lob Anspruch zu machen geneigt seyn sollte, so muß ihm allerdings zugestanden werden, daß er mit ungemeiner Consequenz in seinen neusten Schriften ganz dieselbe Geistlosigkeit ausbietet, die auch seine frühesten Schriften jedem denkenden Kopfe unerträglich langweilig gemacht hat. Nur ist er nicht in Gefahr, um das Verdienst einer so traurigen Consequenz beneidet zu werden. Denn aller-

dings ist die Consequenz eine herrliche Tugend des Denkens, Wollens und Handelns, wenn das Princip desselben mit dem göttlichen Denken, Wollen und Handeln einstimmig ist, aber ist dies nicht der Fall, so setzt der falsch Denkende, böse Wollende und schlecht Handelnde seiner Thorheit durch Consequenz nur die Krone auf. Wenn die Consequenz des bösen Wollens und Wirkens wegen der darin, wenn auch mißbräuchlich waltenden Kräfte noch eine gewisse Achtung abzwingt, so giebt es dagegen nichts erbärmlicheres als die Consequenz derjenigen Geistlosigkeit, die sich uns als tiefsinnige Weisheit aufdringen zu wollen unverschämt genug ist. Und eben in dieser Unverschämtheit den Reichthum und die Tiefe der Wahrheit zur eigenen Armuth herabbringen zu wollen, nicht in der vielleicht unverschuldeten Bornirtheit liegt ihr Gericht und ihre Verdammniß. Einer durchgängigen Consequenz ist übrigens nur der Himmel und die Hölle, der Engel und der Teufel, das höchste Genie und die geistloseste Plattheit, das centralste Denken und die völlige Gedankenlosigkeit fähig. Das zeitliche Leben hingegen, der materialisirte Mensch, so wie in einem andern Sinne die sogenannten Halbtalente, ja oft genug sogar das entschiedene Genie, wenn es auf dem unverhältnißmäßigen Vorwiegen einer oder der andern Seelenkraft über die andern beruht, sind dem unvermeidlichen Schicksal der Inconsequenz verfallen und wohl ihnen, wenn in den mannigfaltigen Metamorphosen ihres Lebens doch eine fortschreitende Läuterung sich verwirklicht, so daß sie zuletzt zu einer Umgestaltung sich durcharbeiten, durch die ihnen in die wahrhafte, bleibende, ewige, befreiende und vollendende Gestaltung aufgenommen zu werden vergönnt ist.

Während nun, wie schon bemerkt, von keinem einzigen der ausgezeichneten Denker der letztvergangenen großen philosophischen Bewegung in Deutschland behauptet

werden kann, daß er der ersten Erfassung seines philoso-
phischen Standpunktes treu geblieben und denselben im
Fortschritt der Entwicklung nur weiter ausgebildet habe,
während wir im Gegentheil diesen Denker von einem Äu-
ßersten zum andern übergehen, oder bei einigen der frü-
hern Grundlage ihrer Ansichten widersprechende Elemente
aufnehmen und die frühern nach den spätern haben um-
bilden gesehen; so schaute Baader gleich beim ersten Auf-
schlagen seines Adlerauges mitten in das Centrum der
Wahrheit hinein und erschloß von innen heraus als ächter
Mystiker — denn nur der Mystiker als Aufschließer des
Mysteriums ist wahrhafter Philosoph — dem denkenden
Kopf und sinnigen Gemüthe die tiefsten Geheimnisse von
dem Wesen Gottes und der Welt, der Ewigkeit und Zeit,
des Geistes und der Natur, dem Falle und der Erlösung.
Nicht blos etwa ist es die gesammte im Jahre 1809 er-
schienene Schrift (Beiträge zur dyn. Philos. im Gegs. der
mech.) in welcher die Grundlage der ganzen Baader'schen
Philosophie nach allen Seiten hin bereits gegeben erscheint,
sondern man kann sogar behaupten, daß diese Grundlage
schon in dem ersten im Jahre 1798 geschriebenen Aufsatze
über Kants Deduktion der praktischen Vernunft und die
absolute Blindheit der letztern) zwar in höchster Concen-
tration, aber bereits in den großartigen Zügen und in
den schärfsten Umrissen gezeichnet ausgesprochen ist. So
wie überhaupt nur derjenige den ganzen Reichthum der
in jeder einzelnen Baader'schen Schrift niedergelegten
Ideen inne zu werden vermag, welcher alle Schriften
Baaders gründlich kennt und mit dem Sternenkranze aller
übrigen jede einzelne beleuchtet; so ganz vorzugsweise bei
diesem ersten Aufsatze, der mir als der organische Lebens-
keim erscheint, aus dem sich in wachsthümlicher Entfal-
tung der ganze fortan ewig junge majestätische, mit grü-
nenden Blättern, duftenden Blüthen und reifen Früchten

überstarke Riesenbaum der Baader'schen Philosophie herausgebildet und ausgestaltet hat.

Die hauptsächlichsten unter den verkehrten Richtungen seiner Zeit hat Baader in jenem Aufsatze mit den schärfsten Waffen, besonnen und doch begeistert, klar und doch tief, mild und doch von edlem Zorn erglühend, bekämpft und in ihrer Nichtigkeit dargestellt. Insbesondere ist es schon hier von Wichtigkeit zu bemerken, wie Baader ebensosehr den schwachsinnigen Deismus als den hochfahrenden Pantheismus; den niederträchtigen Materialismus als den lichtrunkenen Spiritualismus, die leere und blinde Subjectivität des abstrakten Kriticismus, wie die des abstrakten Gefühlsglaubens, kurz die Irreligiosität in jeder Form und Gestalt entschieden zurückweist und nicht etwa erst später zur Einsicht in die Verwerflichkeit dieser falschen Richtungen gekommen ist. Und so kann Baader in dieser seiner ersten Schrift schon als ein wahrhaft katholischer Philosoph bezeichnet werden, insofern das tiefste Moment des Katholicismus eben kein andres als das ist, welches auch Baader von Anbeginn so tief ergriffen und geltend gemacht hat, nämlich die Überzeugung von der Verwerflichkeit und Schlechtigkeit des naturlosen Spiritualismus und Supranaturalismus, wie des geistlosen Naturalismus und die Einsicht, daß nur in der steten untrennbaren Wechselbeziehung des Geistes und der Natur der Schlüssel zum Verständniß des Einen und der Andern enthalten ist, so wie daß auch keinem von beiden allein in ihrer Abnormität, sondern nur beiden zugleich geholfen werden kann. Dieß Moment ist es vorzugsweise, durch dessen Geltendmachung die Kirche die Wahrheit erhalten und alle Extreme zur rechten Vermittlung gebracht hat. Dieselbe Moment ist es auch, durch dessen tiefe und allseitige Durchführung in jeder möglichen Weise des Wechselbezugs zwischen Geist und Natur es Baader ge-

lungen ist, tiefer in die Mysterien alles Lebens einzudringen und das Verständniß derselben wissenschaftlich aufzuschließen, als dies irgend einer seiner Vorgänger gethan hat. Daher hat sich Baader von innen heraus dem Katholicismus zugebildet und wenn ein geistreicher Schriftsteller von Baader sagt, daß er die Philosophie zur Religion und die Religion zur Philosophie erhoben habe, so kann man mit gleichem Rechte sagen, daß er den Katholicism zur Philosophie und die Philosophie zum Katholicism erhoben hat. Allerdings spricht sich Baader erst in seinen 1820 begonnenen fermentis cognitionis über die Nothwendigkeit der Autorität aus, aber die Behauptung der Nothwendigkeit derselben zur Erhaltung der Wahrheit ist in dem innersten Wesen von Baaders Philosophie so nothwendig und wesentlich gegründet, daß sich dies Moment von selbst aus den in seinen frühern Schriften gegebenen Keimen entfalten mußte. Lag es doch schon in dem von Baader so tief ergriffenen und so folgenreich angewendeten Gesetze: vis ejus integra, si conversus fuerit in (terram seu) formam enthalten, daß nur der Katholicismus die wesentliche Form des Christenthums seyn konnte, und es wäre Baaders eigenthümlichster Denkweise zuwider gewesen, von jenem Grundgesetz alles Lebens nicht auch eine Anwendung auf das Christenthum und dessen Gestaltung zu machen. *)

Was vorerst nun die formelle Seite der Baader'schen Philosophie betrifft, so giebt es allerdings kaum etwas Aphoristischeres, Abspringenderes und Durcheinandergemischteres, als die Art ist, in welcher Baader seine Ideen ausspricht. Daher wird ihm häufig der Vorwurf eines gänzlichen Mangels an Methode gemacht, ein Mangel,

*) Wir werden bald einen umfassenden Aufsatz über die Baader'sche Philosophie mit Rücksichtnahme auf die neuern philosophischen Systeme mittheilen. Der Redact.

den man manchem tadelnden Kritikus gern nachsehen würde, wenn er nur den hundertsten Theil des Geistes dafür entfaltete, der in Baader in überschwenglicher Fülle lebt. Gewiß verlangt die vollendete Wissenschaft auch die äußere methodische Entfaltung und formelle Gestaltung. Niemand hat dieß besser erkannt als Baader selbst. Aber sich selbst hat er diese Aufgabe aus guten Gründen nicht gestellt. Theils liegt es in der eigenthümlichen Organisation seiner geistigen Natur, welche mit zu wenig Phlegma *begabt ist*, um die Langeweile einer formellen Entwicklung auszuhalten, theils in dem Reichthum und der Centralität seines Geistes, wodurch er die Fülle der zuströmenden Gedanken unmittelbar auszusprechen nicht umhin kann, und sich nichts ferne steht, sondern sich Alles nach allen Seiten hin berührt; theils liegt es in der besonnenen Einsicht, daß die Wissenschaft dermalen noch zu weit zurück ist, und um so weiter zurück, je höher sie wähnt gestiegen zu seyn, als als daß sie es wagen dürfte, schon in vollendeter Gestaltung auftreten zu wollen. Baader giebt daher alle seine Schriften, wie er sich an mehreren Orten selbst ausspricht, für nichts anders, als für Saamenkörner eines kommenden Frühlings der Wissenschaft oder für fermenta cognitionis, wie man seine sämmtlichen Schriften auch betiteln könnte. Indessen ist aber denn doch, anders als bei den gewöhnlichen Philosophen, welche viel versprechen und wenig leisten, trotz diesem bescheidenen Titel, Baaders Philosophie, wenn man absieht von einer äußern methodischen Darstellung, die innerlich gegliedertste, bestimmteste, organisch vermitteltste und scharf ausgeprägteste unter allen philosophischen Gestaltungen, welche je in die Reihe der philosophischen Entwicklung eingetreten sind. Der Mangel an methodischer Entfaltung hat doch wenigstens den kleinen Vortheil, daß aller Nachbeterei und Formelkrämerei Feierabend gemacht ist. Denn um diese Philo-

sophie in ihrer Totalität zu erfassen, ist man durch die ihr eigenthümliche Darstellungsweise genöthigt, die entferntest scheinenden Momente selbstthätig zu vermitteln, zwischen jeden zwei Zeilen zehn andere unsichtbare zu lesen, und so das Gelesene nie (blos) auswendig, sondern immer (zugleich auch) inwendig zu lernen, und nachzuerzeugen. Von dieser Seite ist daher die Baader'sche Philosophie die schwerste unter allen, weil sie die höchste Selbstthätigkeit, die kräftigste Energie des Willens und des Denkens erfordert, während sie dem kräftigen Geiste als die leichteste erscheinen muß, weil die Wahrheit selbst im Grunde genommen doch das leichteste ist. Denn sie ist das Concrete. Die neuere Philosophie erscheint Vielen so unzugänglich, nicht weil sie so überschwenglich tiefsinnig geworden wäre, sondern weil sie so abstract, und dadurch so unnatürlich, verrenkt und geistfolternd geworden ist. Denn die Abstraction ist die Folter der Geistes, auf die er sich als sein eigener Executor zur Strafe für seine Abkehr vom Ewigen selber legt. In Baaders Philosophie ist Alles concret. Speculation und Empirie begegnen sich immer in einer gemeinsamen Mitte und eine ist immer die Bestättigung der andern. Niemals bewegt sich der Gedanke äußerlich um seinen Gegenstand herum, sondern immer wird derselbe von innen heraus genetisch entfaltet und lebendig erzeugt.

Wenn Baader häufig in seinem Gedankengang plötzlich in die heterogensten Gebiete abspringt, so mag dieß für einen phlegmatischen Kopf oder für einen ABC-Schützen der Philosophie allerdings sehr unbequem seyn, aber für einen der eines gesunden Flügelpaares sich erfreut, liegt darin nichts Halsbrechendes. In der schöpferischen Werkstätte des Baader'schen Geistes geht es eben zu, wie es in Göthes Faust heißt:

> Es ist mit der Gedankenfabrik
> Wie mit einem Webermeisterstück,

Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Der gedankenarme Mensch sieht bei jedem besondern Gedanken eben nur diesen und wenig oder nichts mehr, während der gedankenreiche mit diesem besondern, als nur dem einen Peripheriepunkte einer Sphäre, zugleich alle übrigen zu dieser Gedankensphäre gehörigen Momente in ihrem gemeinsamen Centrum erblickt und wiederum diese ganze Sphäre sich in unendlich vielen Sphären spiegeln sieht.

Gerade dieß ist die bewunderungswerthe Centralität des Baader'schen Geistes, daß seine Principien in allen Sphären des Seyns, nur in jeder auf besondere Weise Anwendung finden, und überall sich gleich lichtgebend erweisen. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung darf nur auf das so räthselvolle Gebiet der somnambulischen Erscheinungen hingewiesen werden, für deren wissenschaftliche Erkenntniß Baader Unglaubliches geleistet hat.

Mag man nun auf das Bedürfniß einer auch formell möglichst vollendeten Darstellungsweise und methodischen Entfaltung des reichen Inhaltes der Philosophie ein noch so großes Gewicht legen, so wird man doch die Wahrheit folgender Behauptungen nicht in Abrede zu stellen vermögen. Jemehr sich Form und Inhalt in der Philosophie durchdringen und identisch werden, um so vollkommner ist diese Philosophie selbst. Diese vollkommene Durchdringung zu erreichen ist das höchste Ziel der Philosophie. Es ist nun der Charakter alles in die Zeit Eingetretenen und in ihr sich Gestaltenden, daß es jene vollkommene Durchdringung zwar allerdings mehr und mehr zu verwirklichen vermag, aber doch innerhalb ihrer zeitlichen Beschränkung nie völlig erreicht. In den verschiedenen Stufen der philosophischen Entwicklung wird daher je nach der Indivi-

dualität des Urhebers bald das formelle, bald das materielle Moment überwiegen. Dort wird sich größere äußere (daher auch nur scheinbare) Klarheit, aber auch größere innere Leere, hier größere innere Fülle, aber geringere äußere Klarheit vorfinden, jedoch so, daß jene schwerer zur Fülle sich durchringt, diese leichter auch die äußere Klarheit gewinnt, weil die Fülle ihre Hülle doch schon in sich hat und nur zu entfalten braucht, während die mehr oder minder inhaltsarme Form keinen Inhalt aus ihrer Leere zu erzeugen vermag. Daher denn das Überwiegen der Fülle über die Form offenbar den Vorzug vor seinem Gegentheil verdient, obwohl die Neigung unserer Zeit dahin geht ihn letzterem zu ertheilen, weil nämlich dieses letztere viel bequemer und leichter scheint. Überdieß darf nicht außer Acht gelassen werden, daß das Talent der formellen Entwicklung eines Gegebenen unverhältnißmäßig häufiger sich findet, als die schöpferische Genialität und daß es daher dem Genie recht gern gestattet seyn mag, in der freudigen Lust des Schaffens die Seite der formellen und methodischen Entfaltung des Producirten einigermaßen zurücktreten zu lassen, indem es gewiß ist, daß das einmal genialisch Producirte Talente genug finden wird, die ihm die angemessene Form zu ertheilen vermögen.

Wer zuerst in das großartige Gebäude der Baader'schen Philosophie eingeführt wird, den ergreift es, hat er nur einmal den Standpunkt erreicht, von dem Alles sich in architektonischer Rundung dem Auge darbietet, wenn sein Sinn nicht todt und sein Auge nicht verschlossen ist, mit freudiger Ahnung. Von allen Seiten leuchten ihm wundervolle Symbole entgegen, die seinem Auge den ganzen Reichthum der Herrlichkeiten Gottes in seinen ewigen Himmeln, wie in seinem geschaffenen Weltall erschließen, alle Höhen und Tiefen des Christenthums, die höchste

Erhabenheit wie die tiefste Demuth, den kühnsten Heldenmuth wie die ergebenste Duldung, die Geheimnisse der Liebe wie des Haßes, die Glorie der Vollendetheit des Menschen wie die Verzweiflungsschrecken der Verdammniß, die Mysterien der Natur und der ihrem Ziele entgegenreifenden Geschichte, und endlich den Triumph der sich am blutigen Kreuze zur Sühne der Verbrechen der Menschheit opfernden Liebe über Sünde und Tod im letzten Weltgerichte, da sich Gott in zweifacher Eigenschaft bewegen wird, die Guten als beseligende Liebe in das Licht und die Verherrlichung des ewig freien Liebesdienstes erhebend, die Bösen als verzehrendes Feuer in die Finsterniß des verworfenen Knechtsdienstes verstoßend.

Um den Charakter von Baaders Philosophie am besten aus sich selbst hervortreten zu lassen, und zugleich an einer bestimmten Seite derselben die Behauptung zu rechtfertigen, daß in Baaders Schriften Alles, wenn es auch noch so auseinandergestreut vorgetragen ist, innerlich organisch gegliedert und vermittelt sich erweist, so mag hier zum Schlusse eine gedrängte Darstellung seiner Erkenntnißlehre folgen, so weit sie in vorliegendem ersten Bande enthalten ist; denn wollte man das hierüber in Baaders übrigen Schriften Ausgesprochene noch mit hineinziehen, so würde sie nach allen Seiten hin bedeutend erweitert werden müssen.

Gott verwirklicht sich in seiner ewigen Selbstvollendung als ewiges Seyn im Werden und Werden im Seyn nur dadurch, daß sich seine verschlossene Einheit in der absoluten Totalität seiner Lebensglieder entfaltet und von ihnen vervielfacht, verdoppelt und reflectirt sich zurückempfängt, und das Ziel, der Sinn und Zweck seiner Selbstoffenbarung ist eben kein anderer als dieser Reflex, durch dessen Vollendung das Eine mit seiner realisirten Lebensfülle ganz in allen einzelnen Gliedern und ganz in sich

selber lebt. *) Diese Reflexion erweist sich zugleich als die jedem Glied aufgegebene Function. Dasselbe Gesetz welches für den absoluten immanenten oder Selbstoffenbarungsprozeß gilt, findet nun auch bei dem emanenten oder geschöpflichen statt, nur mit dem Unterschied, daß dort die Einheit mit den Gliedern sich im Wesen, hier nur im Abbilde zusammenschließt, daß dort jede Möglichkeit einer negativen Vermittlung eines Gliedes mit seinem Centrum ewig überwunden ist, hier aber erst durch Eintritt einer Krisis als Versuchung zum Abfall überwunden und als das posse labi wie Augustinus sagt, getilgt werden muß, so daß für das Geschöpf ebensosehr eine negative als eine positive Vermittlung mit Gott als seinem Centrum möglich ist. In dem Wesen alles Einzellebens als eines geschöpflichen liegt es, daß es nicht vermag, sich von und für sich selbst zu vollenden, sondern vielmehr der Hülfe eines großen bereits evolvirten Lebens unumgänglich bedarf,

*) Die Philosophie konnte darum nicht zum Begriff des Lebens als immanenter Bewegung des Seyenden, sowohl in dieser ihrer Normalität als Abnormität gelangen, weil sie im Dualism befangen, für den Gegensatz der Ununterschiedenheit (Indifferenz) und Unterschiedenheit (Differenz) keine Mitte hatte. Wogegen J. B. zeigte, daß eben nur diese Mitte als jene Indifferenz und Differenz mit einander ausgleichend, und sie beide in- wie auseinander führend, dieß ist, was man das Centrum des Seyenden nennen kann, welches nämlich zugleich frei (unbestimmt) und bestimmt seyn will; und nur damit seine Gediegenheit gewinnt und erhält, daß selbes in seiner Freiheit bestimmt, in seiner Bestimmtheit frei sich findet. Hieraus ergiebt sich aber auch der unserer Philosophie gänzlich abhanden gekommene Begriff der negativen Mitte, oder jener der Nichtübereinstimmung der Freiheit und Bestimmtheit des Seyenden oder des Geistes und der Natur. Schon von diesem Standpunkte aus kann man sich begreiflich machen, daß und warum J. B. Philosophie allein mit den Religionsdoctrinen übereinstimmt, welche bekanntlich überall die Concretheit des Geistes und der Natur verlangen, wogegen der Spiritualism wie der Naturalism diese Concretheit in Abstraction aufheben.

einer bereits aufgeschlossenen Sonne, welche jeder einzelnen Sonne sich mittheilend, eingebend, ihr das Complement zur reellen Existenz giebt und erhält. Da nun also der Mensch berufen ist, jenen ewigen theogonischen Prozeß in einer niedern Sphäre zu wiederholen, so kann er auch nur durch die Reproducirung und Nachbildung jenes ewigen Prozesses in sich, der göttlichen Vollendung und Freiheit theilhaft werden und seine Bestimmung erfüllen. Bildet nun aber der Mensch jenen theogonischen Prozeß nicht in sich nach, giebt er sich nicht jener Universalsonne hin und verschließt er sich gegen sie, so kann er auch freilich nicht zum freien Leben gelangen. Der Vater findet sich dann nicht in seinem Sohne, und seine ewige Liebebegierde, sein Suchen geht sofort in solch einem Geschöpf als unversöhnter rächender Grimm auf.*) Der Kreislauf des Lebens ist also nur dann vollendet, wenn das von allen Gliedern erzeugte Einzelleben in die Liebearme des gemeinsamen Vaters wieder aufgenommen wird. Es ergiebt sich demnach auch ein wechselseitiges Ruhen in einander, der Glieder in ihrem Zeugeprinzip, dieses in jenen und wieder der Glieder unter und in sich.*) Ein Ruhen in einander, welches nicht nur mit wechselseitiger Thätigkeit coincidirt, sondern von dieser und zwar der ungehemmten Thätigkeit bedingt ist. Das Ruhegebende ist aber auch eben hiemit das Alimentirende.*)

*) Es tritt hier nämlich nach J. B. uns gegebener Einsicht die negative Mitte oder die Zwietracht und das Zerwürfniß zwischen der Freiheit und Bestimmtheit des Seyenden ein. Siehe vorgehende Anmerkung. Ein Seyendes welchem die Inwohnung und also auch Beiwohnung des positiven Vermittlers fehlt, fällt diesem als äußerer Macht anheim. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt.

*) Wobei sich von selber versteht daß J. B. die Geschöpfe nicht etwa als Glieder Gottes betrachtet wissen will, wie selbe der Pantheism sich vorstellt.

*) Nicht die Ruhe und die Bewegung schließen sich, wie J. B. bemerkt, einander aus, sondern die ruhige und die unruhige Bewegung.

Die Theorie des Erkennens fällt mit jener der Schöpfung selbst zusammen, denn in jener Region ist das Sichtbar- oder Erkennbarmachende kein anderes, als das Gestaltende, das dieses Sichtbare oder Erkennbare Hervorbringende selbst, und das Wesen, welches eine Gemeinschaft macht, muß selbst dasjenige seyn, welches die in Gemeinschaft zu erhaltenden Wesen erzeugt, oder das Begründende muß auch das Assistirende seyn, d. h. nur das schaffende Princip kann das beleuchtende oder das Erkenntnißprincip seyn. Das wahre eigene Sehen des Geschöpfs kann nur durch ein Eingerücktseyn in das Ursehen, welches eben zugleich auch das Urthun oder Urschaffen ist, begriffen werden. Auch Gott erkennt sich ja blos indem er sich manifestirt oder zeugt und umgekehrt. Insofern der Mensch zum Erkanntwerden und zum Erkennen bestimmt ist, insofern ist auch das Wie seines Erkennens an das Wie seines Erkanntwerdens bedungen. Das Erkennen ist ein anderes, wenn das Erkennende dem Erkannten gegenüber, wenn es über und wenn es unter ihm steht. Abwärts ist das Erkennen ein Ergründen und Begründen und zugleich ein Be- und Umgreifen d. i. ein Gestalten des Erkannten. Aufwärts sohin ein Gestaltetwerden des letztern.

Alles Durch- und Eindringen, Ergründen und Umgreifen ist also in seiner Vollendung ein Gestaltempfangendes Erhobenwerden des so Durchdrungenen, Ergründeten und Umgriffenen in das Ein- und Durchdringende, Begründende oder Umgreifende und von ihm. Das Streben des Höhern gegen und in das Niedrigere, dieses zu ergründen, ist eigentlich nur das Streben, demselben innerlich d. i. Mitte oder Centrum zu werden, es in seine Macht und Gewalt zu bringen, mit ihm und durch es sich zu verherrlichen und zu umkleiden als mit einer Glorie, Ehre, Bild. Wie die Erzeugungslust doppelgeschlechtig, so ist es auch

die Erkenntnißlust. Dem activen Imaginiren des Höhern entspricht überall ein passives des Niedrigeren, welches jenem helfend und dienend entgegen tritt. Der Geist ist überall actu nichts, als Sucht nach seinem Fleische, in dem er sich finde, empfinde, in dem er aufgehe in Freude des Wachsthums, durch das er sich bildend und gestaltend verherrliche, und das Fleisch ist überall nichts als Sehnen und Gelust nach seinem Geist, damit er es belebe, durchdringend sich in ihm offenbare und es so in und zu sich erhebe. Alles was da lebt und leibet geht aus dieser Androgynenlust hervor, sie ist die geheime magische Werkstätte alles Lebens, das geheime Ehebette, dessen Unbeflecktерhaltung das selige, gesunde, dessen Verunreinigung das unselige, kranke Leben gebiert. Diese Verunreinigung ist auf zweifache Weise möglich: einmal wenn das seiner Natur nach Niedrigere das Höhere zu ergründen, sich zu unterwerfen, gleichsam sich zum Manne zu machen, über es sich zu erheben, sich zu bilden und zu gestalten strebt, anstatt sich von ihm er- und begründen, bilden und gestalten zu lassen, und dann zweitens: wenn umgekehrt das seiner Natur nach Höhere seinem Niedrigern sich unterwirft, gleichsam als Weib hingiebt, so daß also beide Verirrungen damit im Allgemeinen bezeichnet werden können, daß ein zum Dienen und Herrschen, zum Gebildet- und Gestaltetwerden und zum Bilden und Gestalten, zum Empfangen und Zeugen, zum Erkanntwerden und zum Erkennen zugleich gebornes activ gegen sein Höheres und passiv gegen sein Niedrigeres gelüstet. Übrigens kann die Sünde aus feiger Niedertracht ohne die aus Hoffahrt nicht entstehen und es muß hier schlechterdings nach zweien Richtungen zugleich gewirkt werden. *)

Der Erkenntnißtrieb fällt somit zusammen mit dem Ge-

*) Hierauf beruht bekanntlich die Schriftlehre von dem doppelten Sündenfall aus Hoffarth und Niederträchtigkeit.

taltungstrieb oder dem organischen Bildungstrieb, welcher identisch ist mit dem Begründungstrieb alles Lebens. Das Gestaltende gestaltet nur sich selbst im Gestalteten und spiegelt sich in ihm, bildet sich in ihm vor und ab. Diese Gestalt ist selbst mechanisch oder dynamisch, je nachdem das Erkennen und Erkanntseyn ein solches ist. Beim dynamischen Erkennen wohnt das Erkennende dem Erkannten inne; beim mechanischen durchwohnt jenes dieses. Das Begreifende reicht natürlich immer höher und gründet tiefer als das Begriffene, und ist des letztern Oben und Unten zugleich. .

Wenn das Erkennende dem Erkannten innewohnt, so erkennt letzteres des erstern Inwohnung, und die inwohnende Erkenntniß ist eine wechselseitige Lust des Erkennenden und Erkannten, welche sich nicht enge zu halten vermag, sondern sich als solche ausspricht. Das sich so Spiegelnde spricht sich nur in jenem seinem Bilde aus, und dieses Bild ist sein Name, bei dem es genannt und durch welchen es allein nur gekannt wird. Wenn das Erkannte vom Erkennenden blos durchwohnt wird, so findet es kein Bild des Erkennenden in sich. Aber auch hier gestaltet das Erkennende sein Erkanntes. Das Erkannte wird hier das Erkennende über und in sich nur als Druck inne und unter sich überall nur als weichend, nicht tragend. Gott durchwohnt und erkennt Alles, aber nur das, dem er inwohnt, kennt ihn bei seinem Namen und wird (dynamisch) von Gott erkannt. Wenn das Einzelne durch selbische Erhebung des Eigenwillens sich der Inwohnung Gottes entzieht, so trennt es sich selbst, indem es aus dem dynamischen Erkanntseyn in das mechanische herabsinkt. Nun entsteht das Gesetz: daß es wieder aus sich selbst ausgehe in Gott oder die Möglichkeit dieses Ausgehens aus sich und Wiedereingehens in Gott erschöpfend, völlig dem mechanischen Erkanntseyn anheimfalle. Das

moralische Gesetz ist demnach als moralische Selbsterkenntniß d. h. als Erkenntniß seines mechanischen Erkanntseyns die moralische Unglückseligkeitslehre und dient daher dem Menschen zu nichts weiter, als ihn über sein Entfremdetseyn aus seiner heimathlichen Region zu orientiren. Aber es giebt ihm hiemit weder gute Kraft, noch nimmt sie ihm die böse, ob sie gleich, wenn auch nur stillschweigend, die Pflicht aufstellt, sich nach Anneigung guter Willenskräfte, somit auch nach Abhaltung der sich aufdrängenden und Ausscheidung und Tilgung der schon aufgegangenen bösen Triebe d. h. nach Heilungs-, Rettungs- und Vorbauungsmitteln umzusehen und anzuwenden.

Das Gewissen ist nichts anders als das Gewißwissen des Vernommen- und Erkanntseyns unsers Selbstes in unserer innersten Lebensthätigkeit als Willen gebährend, das gewisse Innewerden, daß wir hier auf eine uns in unserer Willensgebärde vernehmende und sich uns wieder vernehmbarmachende Natur d. h. auf ein uns wollendes Gemüth wirken, daß unsere Spontaneität nur von Spontaneität reflirt, und daß wir mit einer Lebensfülle hier zu thun haben, die von innen heraus sich aufthuend, sich uns kund giebt.

Regiert Euch der Geist des Gesetzes, so seyd Ihr nicht unter dem Gesetze, sondern frei von ihm und umgekehrt, fühlt Ihr Euch nicht frei vom Gesetze, so ist dieß ein Beweis, daß Ihr aus ihm herausgetreten seyd. Denn das Gesetz drückt nur auf den Gesetzleeren, wie die Luft nur auf das Luftleere. Das Gewissen als das unfreiwillige, unentfliehbare Gewißwissen des Erkanntseyns von Gott kann als derjenige Glaube ausgesprochen werden, von dem die heil. Schrift sagt, daß ihn auch die Teufel besitzen. Aber indem sie hinzufügt: „und zittern“ giebt sie deutlich genug zu erkennen, daß dieser Glaube nur die leidige Wirkung des aufgenöthigten völlig mechanischen

Erkanntseyns von Gott ist, und also himmelweit unterschieden von jenem Glauben, von dem sie sagt: daß er selig mache und den sie als eine Hingabe an Gott, als ein Eingehen des Willens in Gott, als ein Verweilen und Gelassen dem alliebenden Gott bezeichnet, welches eben so sehr eine Gnade Gottes, als eine Wirkung des freien Willens des Menschen genannt werden muß, und man kann diesen Glauben darum den subjectiven Actus nennen, wodurch das Gemüth einer Kraftquelle, einem Princip realen Einfluß und Einwirkung in sein eigen Wesen gestattet, indem es sich demselben aufschließt. Jener erste Glaube kann nun als unfrei nicht religiös, sondern so kann nur dieser zweite Glaube als der freiwillige genannt werden.

Insofern jedoch dieser zweite Glaube; welcher der lebendige ist, nicht möglich wäre ohne die Voraussetzung des Gewißwissens des Erkanntseyns von Gott, so erweis't sich dieser zweite Glaube, der vielleicht angemessener unmittelbares Wissen genannt würde, als die Grundlage des religiösen Glaubens. Denn um mein Gemüth einem Principe aufschließen und glaubend in es eingehen zu können, muß dieß Princip zuvor sich meinem Gemüth als existirend, wirklich und wirkend erkennbar gemacht haben. Wie nun aber das unmittelbare Wissen des Gewußtseyns die Grundlage und Bedingniß des religiösen und lebendigen Glaubens, so ist hinwieder der religiöse und lebendige Glaube die Grundlage und Bedingniß der vermittelten Erkenntniß und Wissenschaft. Denn um die Wahrheit zu erkennen, muß man in die Wahrheit glaubend eingehen, und sie in sich gestalten und abbilden lassen, weil nur, wie schon bemerkt, das Einzelsehen des Geschöpfs durch ein Eingerücktwerden in das Centralsehen Gottes möglich ist, wobei der Glaube als der Act des Willenseingangs in Gott die Vermittlung übernimmt. Die-

selben Momente des unmittelbaren Wissens und das durch den lebendigen Glauben, als Willenseingang des Selbst in Gottes Willen, bedungenen vermittelten Wissens oder Erkennens mußten auch im ursprünglichen Stande des noch nicht gefallenen, aber noch fallbaren Menschen statt finden; nur daß dort das als Lohn für den realisirten Glauben empfangene Erkennen kein solches, wie es im zeitlichen Erkennen sich darstellt, seyn konnte, sondern ein das Erkenntnißvermögen vollendendes und erfüllendes Schauen. Denn hier gilt scimus quod sumus oder quidquid cognoscitur per modum cognoscentis cognoscitur d. h. das Erkennen entspricht der Region, in welche der Erkennende sich eingeführt hat und die wesentlich in ihm geworden ist. Woraus sich ergiebt, daß das Erkennen mobil und zwar so lange noch mobil ist, als das intelligente Wesen in seiner Willensaction mobil ist, und daß also die Erfüllung und Vollendung des Erkenntnißvermögens von der Erfüllung und Vollendung des Willensvermögens bedungen ist und ihr nothwendig folgt.

Wenn daher ein erkennendes Wesen aus seiner gesetzlichen Region in eine niedere herabsinkt, so muß sich seine Erkenntnißweise dem entsprechend ändern und in dem Maße unfrei die Erkenntnißweise dieser niedrigern Region ihm aufgenöthigt bleiben, in welchem es selbst dadurch unfrei geworden ist. *)

*) Dieser Fundamentalsatz ist zwar stets, besonders aber jetzt wichtig und aller Betrachtung und der öftersten Wiederholung werth, wo die für schwache und wenig erfahrene oder minder fähige Gemüther oft schwer lösbare, ja unbegreifliche und nicht selten für selbe mit allgemeinem Zweifel endende Erscheinung so grell hervortrit, daß die entgegengesetztesten Ansichten sich der Innehabung der Wahrheit rühmen. Verstockte Bosheit kann man da im menschlichen Gemüthe nicht immer vermuthen, und es bleibt oft nur der einzige Ausweg übrig, der einmal vorhandenen oder eingetretenen Herabsinkung und damit

Aus dieser Unfreiheit des Erkenntnißvermögens giebt es nun keine Erlösung und Wiedererlangung jener höhern und constitutiven Erkenntnißweise als durch eine Vermittlung d. h. durch eine Wiederherstellung jener verlornen ersten und höhern Relation, welche Wiederherstellung nur durch eine Entäußerung Gottes selbst als des Allbarmherzigen möglich scheint. Wenn die centrale Offenbarung Gottes in dem Geschöpf einmal in ihre Latenz getreten, so geht eine peripherische an ihrer Stelle auf. Der gefallene Mensch bedarf eines sich ihm entäußernden Gattes, eines Gottmenschen, Heilandes oder Christus.

Wenn jedoch dem gefallenen Wesen das Schauen genommen ist, so muß doch der Zug noch solchem bleiben oder wenigstens in ihm wieder erweckbar seyn, und dieser Zug als actio in distans ist eben das, was man den Glauben an das Unsichtbare nennt, gleichviel hier ob das so Gezogene den Zug in sich frei aufnimmt oder ihn nur unfrei leidet. Dieser Zug ist aber nur dann zur lauten und klaren Stimme Gottes erweckbar, wenn derselbe Gott

verbundenen Verblendung jene gesammte Folgen und formale Entgegensetzung zuzuschreiben, wenn der Wille oft noch nicht ganz verdorben und in Haß aufgelöst, aber doch zugleich so schwach ist, daß ein Stück der Wahrheit ihm genügt, und er dieses für sich als hinreichend oder gar organisch vollkommen festhält. Dasselbe Gesetz findet dennoch besonders Anwendung beim Urtheile von Protestanten über den Katholicism, an dessen Mauern sie kaum emporzublicken, viel weniger in die Burg selber einzugehen vermögen. Darum wird auch vom Standpunkte des Protestantismus aus nimmermehr ein durchaus richtiges und allumfassendes Urtheil über Katholicism, Geschichte, Staat, und selbst die Natur gefällt werden können; weil in ihm die gesammte Natur der Dinge, als aus der göttlichen Einheit, weil aus Christo, und aus Christo, weil aus der Kirche, und aus der Kirche, weil aus Lehre, Sakrament und Leben herausgerissen, seine wahre Mitte, Bedeutung und damit Stellung, Name und Erkenntniß verloren hat.

zugleich von innen und von außen des Menschen Gemüth berührt. Denn die durch seinen Fall nothwendig gewordene peripherische Offenbarung Gottes ist ihm nur verständlich durch den Rest der centralen. Daher soll der Mensch weder trennen noch vermengen, was Gott unterscheidend einte, nämlich Äußeres und Inneres, Geschichte und Gemüthleben, er soll weder an einen blos äußerlich wahrnehmbaren, historischen oder weltkundigen, noch an einen blos innerlich und heimlich sich kund gebenden Christus glauben.

Jener Zug nun ist in seinem ersten Empfundenseyn nichts anderes als ein Gefühl, und zwar ein freies, wenn jener Zug willig, ein unfreies, wenn er unwillig von dem empfindenden Wesen aufgenommen wird.

Es ist nun aber in der geistigen Natur des Menschen begründet, das was er in der untersten Stufe seiner Evolution aus der niedrigern Region in die höhere, aus der ungesetzlichen in die constitutive, aus der unfreien in die freie blos fühlt, in der höheren Stufe auch klar sehen zu können. Denn wenn das Sehen in der Lichtregion selbst nur das Pfand ihrer freisten Gemeinschaft mit dem Schauenden ist, so fällt ja auch das Bestreben, zu diesem Schauen zu gelangen, mit jenem, diese höchste Freiheit der Gemeinschaft zu erringen, in Eins zusammen.

Was nun aber den Charakter der Unbestimmbarkeit und Unfaßlichkeit jener Gefühle und Empfindungen betrifft, die als zwar noch dunkel, aber doch sehr reel jene erste Stufe begleiten, so würde es offenbar Täuschung seyn, wenn ein erkennendes Wesen das für sein Subject und nur für seine so bestimmte Seynsart wirkliche, isolirte Hervortreten der Gefühle (als eines Stoffes ohne seine Form) für objectiv bestehend halten, und also aus dem eigenen Unvermögen diese Gefühle (oder diesen Stoff) zu bestimmen und zu fassen, auf die Nichtrealität der Region

selbst, von der sie kommen, einen Schluß machen wollte. Vielmehr hat dieß Wesen es ja in seiner Macht, sich durchs Experiment davon zu überzeugen, daß jene Gefühle (die ihm von oben kommen, und die es aufs schärfste von denen, die ihm von Unten kommen, zu unterscheiden vermag), sobald es dieselben in sich frei aufnimmt und sie in sich wirksam werden läßt, ihr Sehen als ihre wesentliche Form im Fortschritte der Evolution aus sich selbst zu erzeugen vermögen. Denn jeder Trieb und jedes Gefühl bringt seinen Verstand, sein Sehen schon mit sich, jede Lust ihre List.

Überdieß ist mit dem Erhobenwerden oder Sicherhebenlassen eines Wesens aus einer niedrigern Region in die Wirkungssphäre einer höhern eine Steigerung von Kraft und Intelligenz verbunden, welche bei jener höhern die gewöhnliche, ihr natürliche Wirkensweise ausmacht. Auch ist es jeder niedrigern Natur so sehr natürlich in einer ihr höhern Natur sich d. h. ihres Lebens Krone gehalten zu befinden, daß im Gegentheile ihr d. h. ihrer Krone eigentliches Zusichselberkommen oder Insichzurück- und Niedergehen sofort auch ihr wahrhafter Untergang wird.

Der Affect, welcher jenes Erhabenseyn des Erkenntnißvermögens in die höhere, göttliche Natur nothwendig begleitet, ist der der Bewunderung; und der Geist des Menschen geht demnach wirklich und überall nur auf Wunder aus *) und ruht nicht eher, bis er zum allein Bewundernswerthen durchgedrungen ist. Wie das Herz in der Ehrfurcht mit Liebe umgeben, so ruht sohin der Geist im Wunder und es ist grundfalsch, daß wie man gewöhnlich meint, die Bewunderung aufhöre, wenn die Erkenntniß eingetreten sey; womit man eigentlich die Admiratio mit

*) In der Schrift heißt darum, Gott der allein Wunder-Thuende.

dem Stupor verjüngt. Nur was der Geist bewundert, das verehrt, liebt und betet das Herz an. Die Intelligenz soll eben das Wunderdaseyn thätig enthüllen, und ruht nur dann von ihrem Tagewerke, wenn selbes vollendet ist. So lange die Intelligenz noch in jener enthüllenden Thätigkeit begriffen ist, so lange ist der Genuß des erkämpften Wunders noch nicht erreicht, und letzterer kann darum auch nur der Lohn der bis an die Gränze ihres Vermögens siegreich durchgedrungenen Thätigkeit der Intelligenz seyn. Dieser Lohn kann folglich auch nur, wie jener der Tugend, erkämpft werden gegen die feindlichen Mächte der Finsterniß.

Das erkennende Gemüth trifft also hier auf eine Wissensquelle aus der es immer schöpfen, woran es immer Neues erkennen kann, ohne daß es doch je die Quelle auszuschöpfen vermag.

So viel auch noch zu sagen wäre, so genügt doch das Mitgetheilte, um vollkommen einleuchtend zu machen, daß die Baader'sche Philosophie eine neue Epoche insbesondere der Religionswissenschaft und von hieraus aller übrigen Wissenschaften bezeichnet, eine Epoche, in welcher der Geist des Christenthums mit dem Triumphe über Irrthum und Lüge ein tieferes Moment seiner Manifestation gewinnen wird.*)

Die Lenkerin der Sünder, von dem ehrwürdigen Vater Ludwig von Granada. Zwei Bände. Aachen in der Cremer'schen Buchhandlung. 1832.

Schon der Name des Verfassers verbürgt ein Werk von ungemeinem Reichthume an belehrendem und erbauen-

*) So wenig wir auch den geistreichen Bemerkungen des Hrn. Rez. über die baader'sche Philosophie unsern Beifall versagen, so können wir doch im Interesse der Sache selbst den Wunsch nicht unterdrücken, daß seine Lobeserhebungen dieser Anschauungsweise und ihres Urhebers weniger emphatisch und seine Auseinandersetzungen derselben dem allgemeinen Verständniß mehr angepaßt gewesen wären. D. R.

dem Gehalte. Wer die Schriften des heil. Franz von Sales kennt und zu schätzen weiß, der wird auch dessen Urtheil über die Werke des ehrwürdigen Ludwig von Granada zu würdigen verstehen, da er bezeugt, daß sie die heilsamsten Erleuchtungen gewähren, die eine Seele vom Himmel erlangen könne. Papst Gregor XIII. schrieb an L. v. Granada: „du hast eben so viele Söhne Christo gewonnen, so viele deine Schriften auf eine heilsame Weise gelesen haben, und du hast ihnen eine unvergleichlich größere Wohlthat erwiesen, als hättest du Blinden das Gesicht und Todten das Leben von Gott erfleht.“ Der heil. Carl Borromäus schätzte die Schriften dieses frommen Weisen so sehr, daß er sie vorzugsweise zur täglichen Lectüre wählte. Unter allen seinen vortrefflichen Schriften hielt aber Ludwig von Granada selber „die Lenkerin der Sünder“ für das Beste. Er verfaßte dieselbe zunächst zur Befestigung der zahlreichen Büßer, die er mit Gottes Hülfe vom Wege des Lasters auf den schmalen Weg des Heils zurückgeführt hatte. Indeß legte Gott einen so außerordentlichen Segen auf dieses Buch, daß ein ausgezeichneter Schriftsteller behauptete, es habe dasselbe mehr Sünder bekehren helfen, als es Buchstaben enthalte. „Wirklich, sagt der Vorredner der hier angezeigten Übersetzung, wirklich hat dieses Buch unzählige Bekehrungen bewirkt, wie kein anderes. In lichtvoller Anordnung stellt darin der Verf. zuerst die mächtigsten Beweggründe auf, welche die Menschen bestimmen müssen, sich Gott ganz hinzugeben und ihm mit unverbrüchlicher Treue zu dienen. Dann wiederlegt er auf eine unumstößliche Weise alle Einwendungen, welche die Lasterhaften zur Entschuldigung ihres sündvollen Lebens vorzubringen pflegen. Endlich giebt er die Mittel an die Hand, wie man sich die Tugend erwerben, und wenn man sie erworben, dieselbe erhalten soll. Er führt den Sünder so

vom Anfange seiner Bekehrung bis zur höchsten Vollkommenheit des christlichen Lebens.

Dieses möge genügen, die Aufmerksamkeit auf das angezeigte Buch zu richten, und genügt wohl auch wirklich für jeden, der aus Bekanntschaft mit der ascetischen Literatur dieß Wort versteht: es ist wohl das vorzüglichste Werk des ehrwürdigen Vaters Ludwig von Granada, welches hier in einer treuen und fließenden Übersetzung dargeboten wird.

G. K.

Der Kampf zwischen Papstthum und Katholicismus im fünfzehnten Jahrhundert. Eine Secularfeier der Kirchenversammlung zu Constanz. Von Aloysius Vock, Domherrn und Domdecan in Solothurn. Zum erstenmal gedruckt 1816 im ersten Hefte des schweizerischen Museums; zum zweitenmal zum Druck befördert, ohne Zuthun des gelehrten Herrn Verfassers, von Freunden des katholischen Volks und Verehrern wissenschaftlich theologischer Arbeiten. Im Jahre des neu erwachenden kirchlichen Lebens. 1832.

Dem die Erscheinungen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens mit Aufmerksamkeit und Treue verfolgenden Beobachter, kann es nicht entgehen, wie von den verschiedensten Seiten her und auf die mannichfachste Weise die Geister beschäftigt sind, an dem alten und festen Bau der Kirche, deren Fundament ein Felsen ist, den Niemand umstoßen kann, zu rütteln, ihn auf jede Weise zu untergraben, in seinen einzelnen Theilen und im Ganzen wankend zu machen, damit sie, (und das ist, mögen sie es offen bekannt oder unter irgend welcher deckenden Hülle verborgen haben, doch immer die Absicht dieser modernen Reformatoren), sollte es ihnen gelingen und der herrliche Bau der die Gränzen der Erde umfaßt und so viele große Jahrhunderte hindurch wahrlich heftigen Stürmen

der Zeit getrotzt und der Menschheit Schutz, Obdach, Heil und Sicherheit gewährt hat, unter den vereinten Streichen dieser Freiheits- und Aufklärungshelden erliegen, sie aus dem Ihrigen, d. h. nicht etwa aus dem Allgemeinen, sondern ein jeder aus dem Seinigen, über den Trümmern des Alten ein neues Haus errichten könnten, das aber, da ihm der feste Grund, das Felsenfundament der alten Kirche fehlt, und es auf dem Sande der Subjectivität gebaut ist, von dem Schicksale jenes Hauses bald erreicht werden muß, von dem es heißt, continuo cecidit et facta est illius ruina magna. So sehen wir vor unsern Augen die verschiedensten von einander noch so abweichenden Angriffe auf die Kirche und ihre Lehrer, sich in dem Kampfe gegen sie vereinigen, und dieser Geist des Widerspruchs der dieses bunte Gemisch von neuen Religionsstiftern und Reformatoren, obersten Vätern und Aposteln, Bischöfen, Primaten, Missionären ohne Mission und Priester ohne Ordination hervorruft, findet die Einheit, die seine Schöpfungen im Aufbauen und Hervorbringen nicht haben, wenigstens doch in dem Wunsche und lebendigen Bestreben, das Bestehende zu zerstören und zu vernichten. So sehen wir die Schüler jenes St. Simon, des industriellen Propheten und des prophetischen Industriellen, so die Anhänger jenes nüchternen, blaßen und inhaltslosen Abbé Chatel, der erst seine Stube, dann eine Bretterbude mit Schild und Inschrift um die Vorübergehenden anzulocken, zur Kirche des neuen Cultus machte, und seinen Gläubigen vor dem Schluße der ihrer tausendjährigen Würde entkleideten Messe ein allez vous en zuruft, so die Anhänger des andern Papstes und Arztes Fabry Palaprat, der Bischöfe und Primaten aus voller Versammlung seiner Anhänger gewählt, zur Belehrung der in den Banden des Katholicismus liegenden Welt aussendet, so die neuen Tempelherrn, die wiedererstandenen Johannischristen und wie die wun-

derbaren Auswüchse alle heißen mögen, zusammen und vereint das Banner des Abfalls erheben, und die Gemüther der Menschen von einem Glauben abwendig zu machen suchen, der sie bald zwei Jahrtausende hindurch beseligt hatte. Aber neben diesen offenbaren Feinden der alten, und weil sie einig und dieselbe bleibt in allem Wechsel der Zeit, auch immer neuen Kirche, die daraus kein Geheimniß machen, daß sie sich von der Mutter getrennt, ihren eigenen Weg eingeschlagen haben, und deßhalb von jedem leicht zu erkennen und zu würdigen sind, giebt es leider auch Geister des Widerspruchs, die noch innerhalb der Kirche selbst geblieben sind, aber die Pflichten, der heiligen unerläßlichen Pflichten die sie gegen dieselbe haben, uneingedenkt, nicht ansehen, das Ansehen und die Geltung derselben auf jede Weise wankend zu machen, indem sie die Lehren derselben als falsch, unchristlich, als Ausgeburt einer wer weiß wie dunkeln Zeit, als Entstellung des Urchristenthums und dergleichen darstellen. Dieß Bestreben ist um so gefährlicher, je weniger es innerhalb der Kirche selbst erwartet wird, und je mehr es den Feinden derselben Gelegenheit an die Hand giebt, den Zustand der Kirche als seiner Auflösung sich nähernd darzustellen, da solche Stimmen aus ihrer Mitte ertönen. Aber zugleich ist es auch um so unredlicher, je mehr diejenigen die als Mitglieder der Kirche solche Ansichten verbreiten, ihre Eide und Pflichten vergessen und mehr als gerecht den Vorwurf der Inconsequenz und feiger Unentschiedenheit auf sich nehmen. Denn warum treten jene Leute denn nicht aus einer Kirche aus, deren Geschäft nach ihrer Ansicht es war, seit Jahrhunderten Irrthum an die Stelle der Wahrheit, weltliche Herrsch- und Habsucht an die Stelle christlicher Hingebung und Liebe zu setzen, warum bleiben sie länger in einer Gemeinschaft, deren Oberhaupt, wie sie behaupten, seinen ursprünglichen Beruf verkennt, und aus

dem Fürsten des Reichs Gottes auf Erden, ein Fürst dieser Welt geworden ist. Gewinn, wahren Nutzen können sie einer Kirche nicht bringen, die mehr als je gerade in unsern Tagen, volle Überzeugung, festesten Glauben, gänzliche Hingabe von ihren Mitgliedern verlangen muß. Die Wunden und Schläge die sie von ihren Feinden, von denjenigen, die sich offen als ihre Widersacher erklärt haben, empfängt, sind ihr weniger schmerzlich als die Streiche, die ihre eigenen Kinder, die sie mit so großer Liebe in ihrem Schoos gepflegt hat, heimlich gegen sie führen und womit sie die Liebe der Mutter lohnen.

Wir bedauern es eben so sehr wie wir erstaunt sind, als den Verf. der oben angezeigten Schrift, deren Tendenz und Ausführung ganz in die Kategorie der eben bezeichneten Bestrebungen fällt, einen katholischen Geistlichen und zwar einen Geistlichen zu finden, der einen nichts weniger als untergeordneten Platz einnimmt, der sich Mitglied ja Decan eines Domcapitels nennt. In der That es ist ein mehr als trauriges Zeichen der Zeit, daß ein Geistlicher, bei dem man seiner Stellung nach doch schon eine tiefere Einsicht in das Wesen des Papstthums und die eigentliche Bedeutung des Römisch-katholischen, erwarten sollte, so weit geht, Papstthum und Katholicismus als im Kampf begriffen, darzustellen, und fast auf jeder Seite seiner Schrift Behauptungen aufzustellen, die man bei einem eifrigen Anhänger Calvins als an ihrer Stelle gehörig, gelesen, mit der bemitleidenden Anerkennung die der Eifer des Mannes und seine unendliche Beschränktheit verdienten, bei Seite gelegt und wie die tausend Verkennungen, Mißgriffe, Entstellungen und Unkenntnisse dieser Art vergessen hätte, bei einem Geistlichen der Römisch-katholischen Kirche aber mehr als empörend, wahrheitentstellend und Eid- und Pflichtvergessend finden muß. Äußerungen dieser Art, Entwicklung solcher Principien,

wenn sie in der Polemik irgend eines außerhalb der Kirche sich befindenden vorkommen, müssen mit Ruhe und der Überlegenheit die die Überzeugung der Wahrheit und Gewißheit immer giebt, zurückgewiesen und widerlegt werden; denn oft ist es Unwissenheit, oft unverschuldetes lange genährtes Vorurtheil, oft Beschränktheit und Mangel an Blick und Auffassung geistiger und historischer Verhältnisse, die dazu Veranlassung geben, die deßhalb mehr Zurechtweisung und Belehrung als Tadel und Strenge verdienen. Ist es aber ein Geistlicher dieser Kirche selbst, der diese schweren, unwahren, entstellenden Anklagen gegen sie ausspricht, nicht doch ansteht dasjenige mit dem Schmutz der Lüge des wissentlichen Irrthums und des Betrugs zu besudeln, was ihm Gegenstand der Achtung und Verehrung seyn soll, nun so muß der strengste, der mißbilligendste Tadel gegen ein Verfahren ausgesprochen werden, welches desjenigen, wessen es andere anklagt, selbst am meisten schuldig ist. Und wir stehen nicht an, diesen strengsten Tadel, diese verwerflichste Mißbilligung gegen Hrn. Bock wegen dieses seines Aufsatzes auszusprechen, und sind überzeugt daß jeder Katholik dem es, nicht von jedem Winde der Lehre bewegt, Ernst ist, die Kirche in der er seine Beseligung findet, in ihren wichtigsten aus ihrem Innersten hervorgegangenen Institutionen, aufrecht zu erhalten, in diese Mißbilligung mit uns einstimmen wird.

Und dieser Aufsatz ist schon im Jahre 1816 geschrieben. Was ist diesem Jahre vorhergegangen und was ist ihm gefolgt? So viele und so große kirchliche Erscheinungen, so viele Beweise von Muth und Kraft, von christlicher Hingebung und von Glaubensstärke auf dem erhabensten Sitze der Christenheit, und sie sind spurlos an diesem Manne vorübergegangen, haben das Herz eines Priesters ungetroffen und ungerührt gelassen, so daß er jetzt noch die schmähende Stimme gegen das Oberhaupt seiner

Kirche erheben kann? Aber vielleicht hat er sich wieder der Erkenntniß der Wahrheit zugewendet, und einem Irrthum der ihn seines Standes unwürdig macht, oder ihn davon ausschließt, entsagt, da so viele große Beispiele der Vergangenheit und Gegenwart ihn das Gegentheil lehren. Ist dieß der Fall, und wir wünschen von Herzen, daß es so sey, so möge er laut und öffentlich diese neue Verbreitung eines Aufsatzes, die, wie der Titel zeugt, von Freunden des katholischen Volks, die eigentlich seine Feinde sind, ohne Zuthun des Verfassers geschehen ist, mißbilligen, er möge durch sein freies Zeugniß für die Wahrheit einen Irrthum entkräftigen, der bei einem Priester doppelt strafbar und gefährlich, in dieser dem Göttlichen und der Kirche entfremdeten Zeit nur zu viel offene Ohren und bereitwillige Verkünder findet. Ist dieß aber nicht der Fall, und bleibt Hr. Bock bei seiner Ansicht, so müssen auch wir bei unserer Ansicht, bei unserem Tadel und bei dem Wunsche bleiben, daß er aus seiner Überzeugung alle Consequenzen ziehe, und einer Kirche lieber offen entgegen trete, der er, bleibt er ihr Mitglied, nur Schaden und Nachtheil bei denjenigen, die das Alte ohne Prüfung verwerfen, weil es alt ist, wie sie das Neue ohne Prüfung annehmen, weil es neu ist, bringen kann. *) Sebastus.

Warum giebt es noch immer einen Papst? Beantwortet von M. Karl August Rabe, Nachmittagsprediger an der Peterskirche und Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. Beigegeben ist eine Erörterung dessen, was geschehen muß, wenn unsere oft so leeren Gotteshäuser wieder zahlreich besucht werden sollen. Leipzig, 1831. 8. Bei Joh. Fried. Glück. II. und 33 S.

---

*) Es ist kaum glaublich, daß das schmähliche Libell von dem Hrn. Domdekan Bock verfaßt worden. Möge derselbe sich daher laut und öffentlich darüber erklären. D. Redact.

Hr. Rabe behauptet, daß der päpstliche Supremat besonders auf der Doppellüge, daß Petrus der erste Apostel und zu Rom Bischof gewesen sey, beruhe. Es kommt hier Alles auf eine richtige Deutung an. Nach Hrn. Rabes Ansicht ist eine Doppellüge das Fundament, worauf ein Gebäude so ungefähr 1800 Jahre feststehen kann, denn so lange beruht der päpstliche Supremat auf der angeführten Doppellüge. Der Protestantismus beruht auf der Doppelwahrheit, daß man ohne Papst und Kirchenregiment mit der Bibel in der Hand seinen Glauben selbst schaffen müsse, und dieses Fundament hat kaum 300 Jahre den Bau zusammen und fest gehalten, folglich muß man nicht auf Wahrheit, sondern auf Lüge, am besten auf Doppellüge bauen.

Gehen wir nun mit Hrn. Rabe zur Beantwortung der Frage über: warum giebt es noch einen Papst? Er findet (Seite 4) für das Fortbestehen des päpstlichen Stuhles die Gründe: 1) in der Macht der Gewohnheit. Daß die Macht der Gewohnheit den päpstlichen Stuhl achtzehn Jahrhunderte lang erhalten hat, ist ein Wunder, das in all diesen Jahrhunderten seines Gleichen nicht hat. Warum hier ein selbst gemachtes Wunder unterstellen, wo dem Katholiken die einfachen Worte zureichen: du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Konnte doch die Macht der Gewohnheit nicht einmal die militärischen Haarzöpfe erhalten, und wo haben sich diese am längsten erhalten? Für Deutschland in dem protestantischen Kurhessen. Die Macht der Gewohnheit wirkt für Katholiken jedenfalls nicht viel länger, als für Protestanten. 2) Im Indifferentismus oder der in unsern Tagen herrschenden Gleichgültigkeit gegen alle Religion. Jeder, der sich eines gesunden Menschenverstandes zu erfreuen hat, weiß daß herrschende Gleichgül-

tigkeit bei einer Sache die Sache nicht erhält, sondern sie allmählich zerfallen und untergehen läßt. Von dem Gleichgültigen heißt es in der heiligen Schrift: er sey weder kalt noch warm, und weil du lau, weder warm noch kalt bist, werde ich dich aus meinem Munde speien. Wie kann nun gegen alle Erfahrung gerade die herrschende Gleichgültigkeit gegen alle Religion den päpstlichen Stuhl erhalten, ubi judicium? Doch, wir verstehen den Hrn. Rabe, der hier seine Farbe bergen wollte. Er meint nämlich, wenn die Leute in unsern Tagen nicht so gleichgültig gegen alle Religion, sondern so bornirt und fanatisch, wie er wären, so würden sie in Massen mit ihm nach Rom ziehen, und den päpstlichen Stuhl umstoßen. Also hier ein gewichtiger Grund! 3) im Mysticismus. Den päpstlichen Stuhl kann man mit Händen greifen, und was man mit den Händen greifen kann, gehört nicht in den Kreis des Mysticismus. Will man von Leipzig bis nach Rom schauen, so wird freilich der Gesichtskreis trübe und dunkel. Hr. Rabe wolle nur zum Wohl seines vielleicht durch die Nachmittagspredigten leidenden Magens die Bewegung von Leipzig nach Rom nicht scheuen, in Rom wird ihm Vieles klarer erscheinen, als es in Leipzig geschehen. 4) im päpstlichen Verbote, daß die Laien die Bibel lesen sollen. Das ist ein schwacher Grund, denn gerade die verbotenen Bücher werden am gierigsten gelesen, und in ganz Deutschland sind wenige katholische Haushaltungen, die nicht wenigstens das neue Testament besäßen. 5) In den Concordaten. Die Concordate sind Erscheinungen in der Zeitfolge, und man macht nicht Concordate, um den päpstlichen Stuhl zu erhalten, sondern deßwegen, weil man ihn nicht umstürzen kann. Das sollte doch Hr. Rabe gewußt haben. Daß man also Concordate machte, ist nicht ein Grund für das Fortbestehen des päpstlichen Stuhles, sondern das

Fortbestehen des päpstlichen Stuhles ist ein Grund, daß man Concordate macht, von vielen Seiten wenigstens. 6) In der Wirksamkeit des Jesuitenordens. Getroffen! und dennoch fiel der päpstliche Stuhl nicht, als Klemens XIV. am 21. Juli 1773 die Bulle: Dominus ac Redemptor, und (wie man zu sagen beliebt) nach seiner eigenen Äußerung, hiemit sein Todesurtheil unterzeichnet hatte.

Die Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung ist bei der Rezension dieser so geistreichen Schrift des Hrn. Rabe, in Nro. 104, Seite 844 des theolog. Literaturblattes im Augusthefte d. J. wo möglich noch geistreicher und scharfsinniger. Dort heißt es: „man muß dem Hrn. Rabe zugestehen, daß jeder der angegebenen Punkte zur Erhaltung „des Papstthums das Seinige beigetragen habe, und noch „beitragen möge; jedoch zweifeln wir, daß hier sämmtliche „oder auch alle vorzügliche Haltpunkte der römischen Hie„rarchie angegeben seyen (sehr richtig!) Wenigstens hätten „die Punkte Nro. 4 und 6 allgemeiner aufgefaßt und bei „jenem das planmäßige Bestreben Roms, das Volk wie „mit dem Inhalte der Schrift, so auch mit den Thatsachen „der Kirchengeschichte, in Unwissenheit zu erhalten, und „dem Klerus nur eine halbe Bildung in den bischöflichen „Seminarien angedeihen zu lassen, nicht unbemerkt ge„lassen, und bei dem letzten Punkte auch der Umstand an„geführt werden mögen, daß die Erhaltung des Papst„thums nicht blos den geistlichen Orden, besonders den „Jesuiten am Herzen liege, sondern vorzüglich im Inte„resse des angesehenen und reich dotirten hohen Klerus „der katholischen Kirche begründet sey.“ Der Vorwurf, daß man das Volk mit dem Inhalte der Schrift und mit den Thatsachen der Kirchengeschichte in Unwissenheit zu erhalten suche, ist zu eitel, als daß man ihn ernstlich in sein Nichts auflösen möchte. Die Zeit mit ihren Ereig-

nissen widerlegt ihn am besten. Die halbe Bildung des Klerus in den bischöflichen Seminarien ist immer besser, als gar keine, und daß die Prädicanten ohne Seminar deßwegen eine ganze Bildung erhalten, folgt eben so wenig, als daß nach dieser mathematischen Angabe zwei Kleriker zusammen eine ganze Bildung haben müßten. In Beziehung aber auf den reich dotirten hohen Klerus hätte der Hr. Rez. an England denken sollen. Dort heißt der Papst „Eudämonismus, und dieser erhält viel hartnäckiger die Päpstlein, daß sie nicht fallen.

Wir wenden uns wieder an Hrn. Rabe, und betrachten nun mit einigen Blicken die andere Frage, die er seiner bisher erörterten Frage beigegeben hat. Sie heißt, was muß geschehen, wenn unsere oft so leeren Gotteshäuser zahlreich wieder besucht werden sollen? Der Rez. in der Darmstädter Kirchenzeitung nennt diese Erörterung des Hrn. Rabe einen Aufsatz heterogenen Inhaltes. Wir sind anderer Meinung und überzeugt, daß eine unparteische, wahrheitliebende und umsichtsvolle Erörterung der ersten Frage: warum giebt es noch immer einen Papst, zugleich die richtigste und erfolgreichste Antwort auf die letzte Frage sey, was muß geschehen, wenn unsere so leeren Gotteshäuser wieder zahlreich besucht werden sollen? Ref. könnte nun als Antwort auf die letztere Frage ohne besondere Anstrengung sechs Momente aufführen, die jedenfalls richtiger und tiefer aus dem Leben gegriffen wären, als des Hrn. Rabe sechs Gründe auf die erstere Frage. Da er sich aber nach des Apostels Ermahnung nicht um die kümmert, die draußen sind, und eine wahrheits- und sachgetreue Darstellung nur bitter für sie werden müßte, so will er sich gerne auf die Angelegenheiten seiner Kirche beschränken, und statt Andere, die dadurch doch nicht bekehrt werden, zu reizen, sich vielmehr in dem Herrn er-

freuen daß es noch immer einen Papst giebt und daß die die draußen sind, mit Verwunderung die Frage stellen müssen, warum giebt es noch immer einen Papst, während die Antwort auf diese Frage durch achtzehn Jahrhunderte hindurch immer dieselbe ist.

D. ad N.

Erziehungslehre im Geiste der katholischen Kirche von Joseph Ambros Stapf, Professor der Moraltheologie und Pädagogik, fürstl. bischöfl. Consistorialrathe zu Brixen. Innsbruck. In der Wagner'schen Buchhandlung. 1831.

An Schriften über Erziehung haben wir sicherlich keinen Mangel, allein von wenigen kann behauptet werden, daß sie im Geiste der katholischen Kirche verfaßt sind. Die meisten dieser Schriften sind von Protestanten ausgegangen, und tragen mehr oder weniger das Gepräge der Art des Protestantismus an sich, zu welcher ihr Verfasser gerade sich bewußt oder unbewußt hinneigt, d. h. was vom Christenthume darin vorkommt, ist in supernaturalistischer oder rationalistischer oder in einer von beiden gemischten Auffassung, in die großentheils philosophisch aufgestutzte Erziehungslehre hineingezogen. Von den katholischen Schriftstellern in diesem Fache hat kaum einer oder der andere es vermocht, von dem protestantischen Einflusse sich unberührt zu bewahren. Daher die schon oft gerügten Einseitigkeiten bei sonst gelehrten und achtungswürdigen katholischen Pädagogen. Bei dieser mangelhaften Bearbeitung eines so wichtigen Feldes, wie das der Erziehungslehre hat Ref. das Werk des Hr. Stapf mit um so größerer Erwartung zur Hand genommen und genau geprüft, als der Hr. Verf. sich schon rühmlichst in anderer Weise ausgezeichnet hat, und er muß bekennen, daß er seine Erwartung beinahe übertroffen fand.

Schon die Vorrede ist ihm wie aus der Seele ge-

schrieben. Die Einleitung betrachtet den Menschen nach seiner Bestimmung, nach seinem gegenwärtigen Zustande, und dann wie durch Erziehung der Mensch aus dem gegenwärtigen Zustande zum Zustande der vollendeten Menschheit hinaufgezogen werden könne. Das Buch selbst ist in zwei Theile geschieden, nämlich in die Bildungslehre und in die Unterrichtslehre. Die Bildungslehre enthält wieder zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung behandelt im ersten Hauptstücke die allgemeinen Grundsätze, im zweiten die Verhütung etwaiger Beschädigungen und Ausartungen sowohl in physischer als in geistiger Beziehung; im dritten Heilung etwaiger Gebrechen; im vierten Anleitung zur fortgesetzten Selbstbildung. Die zweite Abtheilung als die besondere Erziehungslehre behandelt im ersten Hauptstücke die Ausbildung des Körpers, im zweiten die Bildung der intellectuellen Anlage, im dritten die Bildung der Gefühlsanlagen, im vierten die Bildung des Begehrungsvermögens. Das vierte Hauptstück zerfällt wieder in folgende vier Unterabtheilungen.

A. Wie läßt sich die Sittlichkeit der Kinder mittelbar befördern? B. Wie läßt sich die Sittlichkeit zunächst und unmittelbar ausbilden? C. Wie kann der Zögling von seinen sittlichen Gebrechen geheilt werden? D. Wie muß auf den Zögling gewirkt werden, damit er auch nach seinem Austritte aus der Erziehung sich selbst fortzubilden suche? Der zweite Theil, die Unterrichtslehre nämlich hat drei Hauptstücke, wovon das erste die Wahl der Lehrgegenstände, das zweite die Form des Unterrichts, und das dritte die vorzüglichsten Mittel zur eigenen Fortbildung der Schüler darlegt.

Mehr in das Einzelne des 364 Seiten starken Octavbandes einzugehen hält Rez. nicht für nothwendig, weil er sonst beinahe jeden der 152 §§. anführen müßte, da in jedem für Erziehung und Unterricht wichtige Winke

und Lehren enthalten sind. Das aber glaubt er nicht laut und öffentlich genug aussprechen zu können, daß es höchste Zeit sey die Erziehung der Jugend, an der besonders in Bayern seit Decennien zu unnennbarem Unheile experimentirt worden, nach und in dem Geiste der katholischen Kirche zu gestalten. Sehen die obersten Lenker nach allen Erfahrungen unserer Tage das Grundübel des jetzigen Jugend-Unterrichts, denn Erziehung kann die jetzige Schuleinrichtung nicht genannt werden, nicht ein, und suchen nicht mit Gotteshülfe es zu heben, dann wird die Zerrüttung der Gesellschaft in Riesenschritten voraneilen, und die Menschen werden schwerlich noch Rettungsmittel aufzufinden und anzuwenden vermögen.

Zum Schluß der Anzeige dieses auch mit vieler Gelehrsamkeit und Literaturkenntniß ausgerüsteten Werkes wollen wir noch den hochwürdigen Hrn. Vrf. in seinen eigenen Schlußworten hören: „Schlußworte. 1) Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Sein letztes Ziel und Ende ist Gott selbst, ihm sollen wir uns also während unserer irdischen Laufbahn mehr und mehr annähern, und zwar nicht bloß jeder für sich allein, sondern alle in brüderlicher Wechselhülfe, und in dem von ihm selbst angewiesenen Standorte. Deßhalb lautet das Gebot aller Gebote: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus deinem ganzen Gemüthe — deinen Nächsten aber wie dich selbst — In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten. Matth. 22, 37 folg. Dazu sollen daher auch Eltern und Erzieher die schwache und zarte Menschenpflanze hinanzuziehen suchen. Zwar darf in dem Kinde keine Anlage zerstört, vielmehr müssen alle gehörig entwickelt werden, jedoch so, daß alle zur Erreichung des Höchsten beitragen, wenigstens daß ihm keine derselben hemmend oder feindlich entgegentrete. Denn sollte der

Mensch auch die Sprachen nicht blos der Menschen, sondern selbst der Engel sprechen, und sollte er auch in alle Geheimnisse und Wissenschaften eingedrungen seyn, so wäre er doch nichts ohne die Liebe. Und was könnte es ihm nützen, wenn er die ganze Welt gewonnen, dabei aber seine Seele verloren hätte? I. Cor. 13. 1. folg. Matth. 16. 26.

2) Allein in dem Zustande des Verderbens, und unter dem Gesetze der Sünde seufzend, giebt es keine Rettung für uns, als durch den göttlichen Mittler Jesus Christus. Außer ihm ist kein Heil, und es wurde den Menschen hienieden kein anderer Name gegeben, in welchem sie könnten selig werden. Ap. Gesch. 4. 12. Zu ihm also müssen wir die lieben Kleinen hinführen, wenn wir sie wahrhaft erziehen wollen, oder vielmehr er selbst übergiebt sie uns, und ertheilt uns den höchst wichtigen Auftrag, daß wir sie, als den Preis des Opfertodes und als die Wohnstätte seines Geistes, vor jeglicher Gefahr schützen, und seiner Zeit als geeignete Organe seiner eben so weisen als liebevollen Absichten ihm wieder zurückstellen sollen.

3) Deßwegen muß die ganze Erziehung christlich-religiös seyn, so daß der belebende Hauch des Christenthums alle ihre Äste und Zweige durchdringend — an dem erstorbenen Baume neue Blüthen und Früchte hervortreibe. Daher nannten wir bei jeder Gelegenheit die aus dem Glauben quillende Liebe, oder die kindliche Gottesfurcht die Hauptsache — gleichsam das Arcanum der Erziehungslehre. Ja, ohne diese religiöse Durchdringung kann weder der Einzelne, noch die Gesellschaft nicht einmal hienieden ihr Glück machen, denn ohne Religion giebt es auch keine wahre Selbst- und Nächstenliebe. „Verdienen wir daher, wie der verklärte Stolberg sagte, Achtung durch Tugend, geben wir der Jugend Gehalt und Bestand durch Religion! — Sie leite uns auch in den Verhältnissen dieser Zeit. Der umnachtete Steue-

rer lenket auch zwischen Klippen sein Schiff — mit dem Blicke gen Himmel.«

Der Christ in frommer Betrachtung und im Gebete. Ein Andachtsbuch für gebildete Katholiken von E. J. J. Mühling, Pfarrer in Handschuchsheim. Heidelberg bei Georg Reichart. 1832. Seite 342. klein 8.)

Der Titel dieses Andachtsbuchs bezeichnet auch dessen Inhalt. Gebete und Betrachtungen führen den Christen durch das Leben, indem sie ihn lehren und ermuthigen stets das eine große Ziel, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel, unverrückt im Auge zu behalten und unergründlich darnach zu streben. Die gewöhnlichen täglichen Gebete beim kirchlichen Gottesdienste, beim Empfang der heiligen Sakramente, die Gebete bei den verschiedenen Betrachtungen sind Ergüsse eines von Pietät durchdrungenen Herzens. Ebenso umfassen die Betrachtungen, welche als Geisteserhebungen und Belehrungen an jedem Tage in der Woche und als Beherzigungen an den besondern kirchlichen Festzeiten den Cyclus des ganzen Kirchenjahrs in sich schließen, das wesentlichste, was dem katholischen Christen in diesen heiligen Zeiten besonders vor das Geistesauge geführt werden soll.

Die Zahl der Gebetbücher ist allerdings beinahe unübersehbar, indeß giebt es auch der Beter viele, und somit ist es immer erfreulich, wenn durch ein gutes Buch die Auswahl erweitert wird. Ref. der überhaupt wünscht daß Bücher, welche unmittelbar die kathol. Lehre oder das kirchliche Leben berühren, mit bischöflicher Approbation versehen seyen, vermißt diese ungerne bei dem vorliegenden, dessen Inhalt übrigens durchaus katholisch ist. Die Ausstattung des Buchs kann schön genannt werden.

XII.

Die Theorie des Glaubens nach St. Thomas von Aquin.

In Bezug auf unsere Zeit.

Vorwort.

Der Trieb die Wahrheit zu erkennen, ist dem menschlichen Gemüthe tief und unvertilgbar eingeboren, weil Gott die Wahrheit ist. Was die Wahrheit objectiv, ist die Gewißheit subjectiv, denn nur des Wahren sind wir gewiß, und wahr ist dasjenigen, wessen wir gewiß sind. So ist das Verlangen nach Wahrheit auch ein Streben nach Gewißheit, und die Gewißheit empfängt ihre Haltung von der Wahrheit, kein Mensch kann ohne irgend eine Gewißheit ruhig seyn. Gott der in Sich die wesentliche Wahrheit ist, ist in Bezug auf uns der Grund unserer Gewißheit, und diese unsere Gewißheit nennen wir eine Überzeugung, weil sie eine Zeugung Gottes ist in unserm Geiste, die über die natürliche Geburt hinausliegt. Der subjective Act des thätigen Empfangens dieser göttlichen Erzeugung in der Seele, ist der Glaube, ohne den es unmöglich ist Gott zu gefallen, weil wir nur Gott gefallen können durch dasjenige, was Er selbst in die Seele hineinlegt, und wodurch Er die Seele sich gefällig gestaltet. Daraus erweist sich die Wichtigkeit der Theorie des Glaubens, als eines Actes des menschlichen Gemüths, wodurch zuerst eine Verbindung und Vermählung Gottes mit der Seele angeknüpft wird. Wo aber der Glaube verloren gegangen, erzeugt das Streben nach Gewißheit die Theorie des Wissens, die in neuerer Zeit zumal seit Fichte die Philosophen sehr beschäftigt hat, denn wo nicht

geglaubt wird, liegt alles daran zu wissen oder mit Gewißheit zu erkennen. Die Philosophen wollen in ihrer eigenen Vernunft das Princip der Gewißheit finden, und dieß Bestreben hat die vielen Systeme erzeugt, die in ihren Principien und Folgerungen verschiedentlich gestaltet sind, aber über die subjective Gewährleistung nicht hinaus können, daher geschieht es, daß der Bau der zum Himmel hinaufreichen soll, durch den Zwiespalt der Bauleute unvollendet bleibt; wogegen jener Bau, den der ewige Baumeister aufgeführt hat, vollendet da steht, Tabernaculum Dei cum hominibus (Apoc. 21).

§. 1. Vom Gegenstande des Glaubens.

1) In allem was zum Gebiete des Erkennens gehört, und so weit die Functionen unserer Erkenntnißkräfte reichen, können wir den materiellen Inhalt, die erkannten Gegenstände und den formellen Grund derselben, aus dem sie ihre Gewißheit schöpfen, unterscheiden. Eine strenge demonstrative Wissenschaft, wie z. B. die Geometrie, hat ihren materiellen Inhalt, ihre Theorie, aber auch einen formellen Grund der Gewißheit, nämlich die Axiome oder indemonstrabeln Principien, worauf sie als auf einem Fundamente feststeht und ruht. Fragen wir hinsichtlich der Wahrheiten des Glaubens nach deren formellem Grunde, so finden wir als solchen die erste und höchste Wahrheit selbst, denn der Glaube bejaht nur dasjenige was Gott geoffenbaret hat, daher ruht der Glaube in der göttlichen Unfehlbarkeit, als in seinem Grunde. Der materielle Inhalt des Glaubens kann mancherlei Art seyn, und außer Gott noch andere Gegenstände umfassen, aber verbunden werden diese durch eine gemeinsame Beziehung auf Gott, und insofern ist Gott selbst der mittelbare oder unmittelbare Inhalt des Glaubens. Demnach haben alle Wahrheiten des Glaubens Gott zum gemeinsamen Ziele, und

auch denselben Grund der Gewißheit, die Unfehlbarkeit Gottes, denn nur als Manifestationen der ewigen Wahrheit werden sie in den Glauben aufgenommen.

2) Der materielle Inhalt des Glaubens schließt seiner Idee nach Irrthum und Unwahrheit von sich aus, denn die Erkenntnisse des Glaubens sind Emanationen oder Ausflüsse der ewigen Wahrheit, von der nie etwas Unwahres kommen kann. Wenn der reine Gehalt des Glaubens durch irgend eine Beimischung von Unwahrheit getrübt und verunstaltet ist, so rührt dieß von subjectiven Zusätzen, menschlichen Meinungen her, die sich im Gebiete des Glaubens geltend machen wollen. Der Glaube ist daher eine Vervollkommnung unseres Erkenntnißvermögens, dessen Gegenstand die Wahrheit ist. Anders verhält es sich mit dem Glauben als mit der Hoffnung und mit der Liebe, denn diese letztern Tugenden wurzeln im Begehrungsvermögen, dessen Gegenstand nicht unmittelbar das Wahre sondern das Gute ist, daher sie Täuschungen ausgesetzt sind, vom Schein des Guten irregeführt, und von der Meinung hintergangen werden können. Wofern sie aber wahre Tugenden sind, haben sie das wahre Gute oder das Gute des Glaubens zu ihrem Gegenstande.

3) Der Glaube ist eine Bejahung unserer Vernunft oder ein Fürwahrhalten des Geglaubten. Die Bejahung kann auf einem doppelten Grunde beruhen: erstens auf der Einsicht oder auf einer intuitiven Erkenntniß des für wahr gehaltenen Gegenstandes, so z. B. beruht die Gewißheit der Principien oder der Axiome einer Wissenschaft auf der unmittelbaren Einsicht in die Nothwendigkeit des Gedachten, so auch die schlechthin evidenten Conclusionen aus gegebenen Principien, hieher gehören auch die in der Erfahrung gegebenen Gegenstände der Sinne, von deren Daseyn wir eine unmittelbare Gewißheit haben. Diese Bejahung ist die des Wissens, das den Charakter der

17 *

Nothwendigkeit hat, und durch unabweisbare Einsicht erzeugt wird. Zweitens wird diese Bejahung oder Überzeugung der Vernunft nicht mit Nothwendigkeit durch Einsicht erzeugt, sondern hängt von einer Wahl des Willens ab, der mit Freiheit sich mehr zu dieser als jener Seite hinneigt. Ist diese Überzeugung, welche Freiheit und Wahl zuläßt, mit Zweifel verbunden und mit der Besorgniß das Gegentheil möchte wahr seyn, so ist sie die der Meinung, die nie eine ganze und volle Gewißheit giebt; ist aber die freie Überzeugung schlechthin gewiß und ohne Besorgniß eines Irrthums, dann ist sie die des Glaubens. Wo also die Einsicht obwaltet, sey es die des Verstandes (der Demonstration) oder der Sinne, da findet weder Meinung noch Glaube statt, sondern Wissen, welches mit Nothwendigkeit verbindet. Dem gemäß nennt Paulus den Glauben: argumentum non apparentium, eine Begründung des Verborgenen. (Hebr. 11.)

Anmerk. Weil die Wahrheiten des Glaubens etwas in Gott Verborgenes sind, so können sie nur in so weit von uns gefunden werden, als sie uns von Gott geoffenbart werden, und kein Genie noch Anstrengung des Geistes vermag sie ausfindig zu machen. Daher war das heidnische Alterthum, troß seines großen Tiefsinnes und der vielen Anstrengungen der Vernunft, so arm an Erkenntniß der ewigen Wahrheiten des Glaubens, wo aber die größten Philosophen an das Gebiet des Uebernatürlichen anstreiften, da nimmt der philosophirende Origenes kein Bedenken zu behaupten, solches sey ihnen vom *Λογος*, von der ewigen Weisheit geoffenbaret worden. (Contr. Cels.)

4) Weil alle Wissenschaften, wofern sie diesen Namen im eigentlichen Sinne des Wortes verdienen sollen, von schlechthin gewissen Principien ausgehen, und durch evidente Folgerungen ihre Sätze ableiten müssen, und demzufolge auf nothwendiger Einsicht beruhen, so liegen die Wahrheiten des Glaubens, als einer freien Annahme außer

und über den Theorien der Wissenschaft. Es ist zwar möglich, daß von dem Einen etwas eingesehen oder gewußt (visum vel scitum), was von einem andern geglaubt wird, so z. B. haben die Engel von der Dreieinigkeit eine intuitive Erkenntniß, während wir dieselbe glauben und dereinst zu schauen hoffen: Videmus enim per speculum in aenigmate, tunc autem facie ad faciem (I. Cor. 13). So auch können in andern Erkenntnissen einige glauben, was andere durch Hülfe einer Demonstration wissen; was aber insgemein allen Menschen zu glauben gelehrt wird, ist nicht Sache der Wissenschaft; hieher gehören die Wahrheiten des Glaubens, die nicht zugleich Gegenstände des Wissens seyn können. Id tamen, quod communiter omnibus proponitur hominibus ut credendum, est communiter non scitum, et ista sunt, quæ simpliciter fidei subsunt, et *ideo fides et scientia non sunt de eodem*. (Sec. sec. qu. 1. art. 5). Die Gründe daher, welche die heiligen Väter für die Wahrheiten des Glaubens vorbringen, sind keine eigentlichen Beweise (non sunt rationes demonstrativæ) sondern Beweggründe (persuasiones), welche zeigen, daß die Wahrheiten des Glaubens keinen innern Widerspruch enthalten, und von allen Seiten der menschlichen Vernunft keine reelle Opposition zu fürchten haben; oder es sind Folgerungen aus dem Glauben als Princip der Wahrheit, denn aus den Glaubenswahrheiten, als Principien, wird der Glauben in etwas bewiesen, wie aus natürlichen Principien (ex principiis naturaliter notis) allen Menschen etwas bewiesen wird. So wie daher Wissen und Meinen, in einem Menschen in einer Hinsicht, nicht mit einander bestehen können, denn im Begriff der Wissenschaft liegt es, daß das Gegentheil des Gewußten für unmöglich, im Begriff der Meinung aber, daß das Gegentheil des Gemeinten als möglich gehalten wird; so schließen auch Wissen und Glauben einander aus, denn

das Wissen beruht auf Einsicht (Demonstration), den Glauben aber nicht — scitum est visum, creditum est non visum.

Anmerk. Nemo novit Filium, nisi Pater, neque Patrem quis novit, nisi Filius, *et cui voluerit Filius revelare.* (Matth. 11). Confiteor Tibi, Pater Domine cœli et terræ, quia abscondisti hæc a sapientibus et prudentibus et *revelasti ea parvulis* (ibid.) Nemo postest venire ad me, *nisi Pater*, qui misit me, *traherit eum* (Joan. 6). Caro et sanguis non *revelavit* tibi, sed *Pater* meus, qui in cœlis est (Matth. 16).

5) Das Erkannte ist im Erkennenden, nach der Art seines Erkenntnißvermögens; die Eigenthümlichkeit der menschlichen Erkenntweise ist, daß sie durch Vergleichung und Unterscheidung die Wahrheit begreift. Daher begreift der menschliche Verstand (intellectus) das Einfache in der Form eines Vielfachen (secundum quandam complexionem), wogegen der göttliche Verstand das Zusammengesetzte in dessen Einheit begreift. In dieser doppelten Hinsicht läßt sich nun auch der Gegenstand des Glaubens betrachten. Objectiv oder an sich betrachtet, ist sein Inhalt eine organische Einheit (aliquid incomplexum). Subjectiv aber, und von Seiten des Gläubigen ist es ein Vielfaches, und wird in Sätze unterschieden (per modum enuntiabilis). Daher haben die Alten mit Recht und ohne Widerspruch behauptet: das Geglaubte sey Eins und Vieles zugleich.

6) Demzufolge wird der Glaube in gewisse Theile zerlegt, die durch Wechselbeziehung ein Ganzes bilden. Diese werden sehr passend Artikel genannt, denn Artikel ἄρθρον, bedeutet das einzelne Glied in der organischen Verbindung verschiedener Theile, daher werden im Griechischen die verschiedenen Redetheile: Glieder (ἄρθρα) genannt, weil sie durch ihre syntactische Verbindung ein Gan-

zes, einen gegliederten Gedanken, bilden. Der Gegenstand des Glaubens ist die nicht erwiesene Wahrheit des Göttlichen; wo daher etwas besonderes, nicht Erwiesenes, gegeben, macht solches den Inhalt eines besondern Glaubensartikels, wo dagegen Mehreres auf dieselbe Weise erkannt oder nicht erkannt wird, ist keine Veranlassung einen besondern Artikel zu unterscheiden. So z. B. wird das Leiden Christi von seiner Auferstehung unterschieden, weil jedes eine eigenthümliche Art und Schwierigkeit des Erkennens hat, wogegen sein Leiden, Tod und Begräbniß zu demselben Glaubensartikel, weil zu derselben Erkenntnißweise, gehört.

Anmerk. Alle Artikel des Glaubens haben, als göttliche Offenbarungen, einen und denselben Grund der Gewißheit in der göttlichen Unfehlbarkeit; könnte irgend ein Glaubensartikel mit strenger Evidenz erwiesen werden, so fiele dieser dadurch aus der organischen Verbindung mit den übrigen, weil er ein anderes Fundament hätte als diese, und durch Demonstration von der Reihe der Glaubenssätze abgelöst wäre.

7) Die Artikel des Glaubens verhalten sich zum ganzen Umfange der Glaubenslehre wie die an sich gewissen Principien der Vernunft zu den rationellen Wissenschaften; so wie daher in diesen letztern eine Ordnung wahrnehmbar ist, indem einige derselben implicite in den andern enthalten sind, so auch sind alle Artikel des Glaubens in einigen wenigen, als den ersten und allgemeinsten enthalten, und zwar in den beiden Glaubensartikeln vom Daseyn Gottes und seiner Fürsorge für das Heil der Menschen, gemäß der Worte des Apostels: Accedentem ad Deum oportet credere quia est, et quod inquirentibus se remunerator sit (Hebr. 11). Im Glauben an das Seyn Gottes ist alles enthalten, was wir von der ewigen Natur Gottes glauben, worin unsere Seligkeit besteht; und im Glauben an der Fürsorge Gottes ist alles inbegriffen, was

von Gott in der Zeit zum Heile der Menschen angeordnet wird. Auf gleiche Weise sind auch in den untergeordneten Artikeln einige in den andern enthalten, so z. B. enthält der Glaube an die Erlösung des Menschen die Lehre von der Menschwerdung Christi, seinem Leiden und was dazu gehört. Wenn daher die Frage entsteht, in wie fern die Artikel des Glaubens in der Zeit vermehrt werden können, so muß dieß in Beziehung auf die Substanz oder das Wesen des Glaubens geläugnet werden, denn was die Spätern glaubten, war schon im Glauben der Väter enthalten. Nur in der Explication oder Entfaltung des Glaubens, haben die Glaubensartikel einen Wachsthum erhalten, weil die Spätern manches explicite im Glauben erkannt haben, welches die Vorfahrer nicht explicite erkannten. Beispiele davon giebt die heilige Schrift: Ego Dominus apparui Abraham, Isaac et Iacob in Deo omnipotente, et nomen Adonai non indicavi eis. (Exod. 6). Super senes intellexi (Ps. 118). In aliis generationibus non est agnitum mysterium Christi, sicut nunc revelatum est sanctis apostolis ejus et prophetis (Ephes. 3).

Anmerk. Ein und derselbe Glaube ist es, so wie dieselbe Hoffnung und dieselbe Liebe, welche die Gläubigen vom Anfang der Welt verband, in diesem Sinne kann man sagen, daß das Christenthum so alt ist, wie das Menschengeschlecht. In dieser Idee begann Gr. Stollberg die Geschichte der Religion Jesu mit der Schöpfung der Welt. Je ferner aber die Menschen von der Erscheinung Christi waren, um so allgemeiner und unbestimmter wurde er von ihnen erkannt, so wie entfernte Gegenstände in dunkeln und unbestimmten Umrissen unsern Augen vorschweben.

8) Die Unterscheidung und Zerlegung des einen Glaubens in mehrere Artikel bringt es mit sich, daß die Menge der wesentlichen Artikel bestimmt, und so die Vielheit wieder zur Einheit zurückgebracht wird. Die wesentlichen Wahrheiten des Glaubens beziehen sich im Allgemeinen auf

diejenigen Gegenstände, deren Anschauung dem ewigen Leben vorbehalten, und durch die wir zum ewigen Leben gelangen. Dahin gehören die Geheimnisse der Gottheit und der Menschwerdung Jesu Christi, welche die Anschauung der erstern vermittteln, gemäß der Worte: Hæc est vita æterna, ut cognoscant Te, solum Deum verum, et quem misisti, Iesum Christum (Joan. 17). Diese beiden großen Haupttheile des Glaubens werden in mehrere untergeordnete gegliedert, so daß einige 14 andere nur 12 zählen. Diese Zahlbestimmungen betreffen das Zufällige, wichtiger aber, und wesentlich ist es anzuerkennen, daß die Festsetzung der allgemein nothwendigen Artikel des Glaubens kein Werk einer individuellen Vernunft seyn kann, sondern allein zur Competenz der Kirche gehört, welche die Verheißung der Unfehlbarkeit hat. Wenn daher der Apostel sagt: Oportet accedentem ad Deum credere (Hebr. 11), und Niemand glauben kann, wenn ihm nicht die zu glaubenden Wahrheiten vorgetragen werden, so war es nothwendig die wesentlichen Artikel des Glaubens in eine syntaktische Ordnung zu bringen, damit sie allen gelehrt, und Niemand aus Unkenntniß irgend einer der wesentlichen Heilswahrheiten, des Heils verlustig werde. Diesem Cyclus der wesentlichen Wahrheiten des Glaubens, hat die Kirche den Namen Symbolum oder Glaubensbekenntniß gegeben.

Anmerk. Die der Kirche abtrünnigen Genossenschaften, welche die heilige Schrift als Norm des Glaubens annehmen, bedenken nicht, daß es nicht das Werk einer individuellen Vernunft seyn kann, aus dem unübersehbaren Reichthum der heiligen Schrift die wesentlichen, allen nothwendigen, Wahrheiten des Glaubens ausfindig zu machen. Anfänglich wurde von den Reformatoren die Privatinspiration als beständiges Accidenz des guten Willens zum Verständnisse der heiligen Schrift postulirt, welches sich jedoch in der Wirklichkeit nicht bewährte, denn es entstanden mehrere

Genossenschaften, deren jede ihr eigenes Symbolum hatte, deren Stifter aber jeder auf seine besondere Inspiration sich berief. An die Stelle der Privatinspiration ist jetzt die kritisch-philologische Behandlung der heiligen Schrift getreten, hat aber auch nicht die Einheit wieder hergestellt. Indeß sind die Symbolen der Secten nicht aus der heiligen Schrift, als vorgegebener Quelle der Wahrheit geschöpft, sondern es sind Verstümmelungen oder Umbildungen des alten katholischen Glaubensbekenntnisses.

9) Um die Irrthümer von der Kirche auszuschließen war die Bekanntmachung des Symbolums nothwendig. Diese Promulgation des Symbolums gehört zur Competenz dessen, der den Glauben in letzter Instanz zu bestimmen hat, und dasjenige festzusetzen, was unverrückt von jedem Gläubigen zu halten ist. Es gehört dieß zur Autorität des Oberhauptes der Kirche, der über alle kirchliche Gegenstände von höchster Wichtigkeit entscheidet. Demnach sprach der Herr zu Petrus, den er zum Oberhaupte der ganzen Kirche einsetzte: Ego pro te rogavi, Petre, ut non deficiat fides tua, et tu aliquando conversus confirma fratres tuos (Luc. 22). Denn weil der Glaube die verbindende Einheit der ganzen Kirche ist, gemäß der Worte: Id ipsum dicatis omnes, et non sint in vobis schismata (I. Cor. 1); so müssen alle Fragen über den Glauben von demjenigen entschieden werden, welcher der ganzen Kirche vorsteht, und den alle vereinigenden Mittelpunkt bildet. Wenn es daher geschichtlich ist, daß das Symbolum auf den allgemeinen Concilien bestimmt und explicirt worden, so sind diese doch vom Oberhaupte der Kirche versammelt, und deren Beschlüsse nur dann giltig, wenn sie von ihm bestätigt worden.

Anmerk. Das Symbolum ist das Band der Geister, denn die Wahrheit ist es, was denkende Geister einigt, und wo Zwietracht im Erkennen und in Ueberzeugungen ist, ist Zwietracht der Geister. Daß die heterogensten geistigen Elemente jetzt so leicht

sich verbinden, kommt von Indifferentismus und Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit.

§. 2. Vom Acte des Glaubens.

1) Der Glaube ist ein Act des Geistes, also eine Function des Denkens und Wollens; wir betrachten in diesem Acte zuerst das Denken. Das Denken im allgemeinsten Sinne ist eine Thätigkeit des Erkenntnißvermögens, in welcher Hinsicht Augustin sagt: Hanc nunc dico intelligentiam, qua intelligimus cogitantes (de Tr. 14). In engerer Bedeutung ist das Denken eine Untersuchung der erkennenden Kräfte, um zur Wahrheit und Gewißheit zu gelangen. Ist unser Denken oder Nachdenken zu der Vollkommenheit der Erkenntniß gelangt, die wir Überzeugung oder Gewißheit nennen, so bildet es das Wort oder den geformten Gedanken. In dieser Beziehung wird der Sohn Gottes nicht der Gedanke, sondern das Wort Gottes genannt (Aug. de Tr. 16). In Rücksicht auf die Überzeugung ist das Denken die vorläufige Thätigkeit der Überlegung (Reflexion), die noch nicht zur vollen Einsicht in die Wahrheit der Erkenntniß gelangt ist. Wenn daher Augustinus den Glauben ein bejahendes Denken nennt: Credere est cum assensione cogitare (Præd. cp. 1), so ist dieß nur der allgemeinste Ausdruck dafür, und giebt noch nicht den ganz bestimmten und ausschließlichen Begriff des Glaubens, denn er umfaßt auch das Wissen und Meinen. Der Wissende bejaht auch dasjenige, was er als ein nothwendig Erkanntes denkt, wenn er sein Wissen betrachtet. Auch die Meinung ist eine Bejahung, die aber eine Möglichkeit des Gegentheils zuläßt, daher sie verschiedene Grade hat. Entweder schwankt sie unschlüssig zwischen zwei Seiten und ist Zweifel, oder sie neigt sich mehr zu der einen Seite aber aus schwachen Gründen, und ist Vermuthung, oder sie bleibt ganz

auf der einen Seite aber nicht ohne Besorgniß der Möglichkeit des Gegentheils, so ist sie Meinung im engern Sinne. Der Glaube aber ist ein unerschütterliches Festhalten einer bestimmten Wahrheit (firmus assensus), und hierin stimmt der Glaube mit dem Wissen und Begreifen überein. Mit der Meinung hat er das gemein, daß seine Gewißheit nicht eine demonstrirte oder auf evidente Beweise gebaute ist. Demnach ist der Glaube ein eigenthümlicher Act des Geistes in Bezug auf Wahrheit und Gewißheit, der sowohl vom evidenten Wissen als der unsichern Meinung sich unterscheidet.

Anmerk. Die Meinung ist die Bejahung eines Gedachten, aber nicht mit voller Gewißheit, sie beruht auf Gründen die aber auch Gegengründe zulassen, daher sie mehrere Grade hat, und größere oder geringere Wahrscheinlichkeit. Sie wird häufig im Leben als Glauben ausgesprochen. Wir glauben an ein gutes oder schlechtes Jahr, an Krieg und Frieden u. s. w. was nur Meinungen sind über eine ungewisse Zukunft. Das Wissen ist eine nothwendige Bejahung oder eine Gewißheit, es beruht auf evidenten Beweisen und schließt das Gegentheil aus. Es hat keine Grade, sondern es ist oder es ist nicht, läßt auch keine Wahl oder Freiheit zu, Beispiele liefert die Mathematik. Der Glaube hat auch eine unerschütterliche Gewißheit, die er nicht wie das Wissen, von Beweisen ableitet, sondern von der göttlichen Autorität. Jeder andere sogenannte Glaube, der nicht auf der höchsten, unfehlbaren Autorität Gottes beruht, wie die fides humana, ist kein Glaube in eigentlichem Sinne, sondern eine mehr oder minder wahrscheinliche Meinung. Firmitas humanæ fidei est infirma respectu firmitatis Fidei Christianæ, quia illa prior non excludit omnem formidinem de periculo falsitatis, sicut excludit posterior (Suarez de fide disp. VI. sect. 1). Der christliche Glaube kann haben und hat auch in der That die besten Gründe für sich, aber seine Gewißheit beruht nicht auf diesen Gründen, die durch Gegengründe bestritten

werden können. Seine Gewißheit hat der Glaube in der Unfehlbarkeit Gottes, worin er unmittelbar feststeht und durch die Gnade befestigt wird — fides infusa est. —

2) Der Glaube ist ein Act der Vernunft, die zum Bejahen oder Fürwahrhalten durch den Willen bestimmt wird, wäre das Fürwahrhalten durch Demonstration erzwungen, dann wäre die Freiheit des Willens ausgeschlossen; in diesem Falle aber wäre das Bejahen ein Act des Wissens nicht des Glaubens. Die Beziehung des gläubigen Subjects auf Gott als Offenbarer kann verschiedentlich betrachtet werden, hinsichtlich der Vernunft allein, oder zugleich mit Bezug auf den Willen; man kann ferner den Gegenstand oder Inhalt des Glaubens und auch den formellen Grund der Gewißheit berücksichtigen. Daraus sind die verschiedenen Redensarten entstanden: Gott glauben, einen Gott glauben und in Gott glauben — credere Deo, Deum et in Deum — die Worte: einen Gott glauben — Deum credere — bezeichnen Gott als Gegenstand oder Inhalt des Glaubens, und schließen jeden andern Gegenstand, z. B. die Menschwerdung oder Auferstehung Christi aus. Die Worte Gott glauben — Deo credere — beziehen sich auf den formellen Grund der Gewißheit, und sind das gemeinsame Band, das alle geoffenbarten Wahrheiten umschlingt, denn alle werden sie darum geglaubt, weil Gott sie geoffenbart hat. Von Gott als der ersten Wahrheit nehmen alle Offenbarungen ihre Wahrheit und Gewißheit, er ist der Träger und Erhalter aller Wahrheit, wie alles Daseyns und Lebens, und in Bezug auf Gott, als deren Grund, bejaht die Vernunft das Geoffenbarte. Die Worte in Gott glauben — in Deum credere — berücksichtigen den Einfluß des Willens auf die Bejahung der Vernunft, und bezeichnen die Hinneigung oder Richtung des Willens auf Gott als Endzweck oder höchstes Gut.

Anmerk. Alles was nicht in Gott als der ewigen oder unfehlbaren Wahrheit den Grund der Gewißheit hat, sondern auf andern menschlichen Gründen beruht, wird insgemein im Leben aber uneigentlich Glauben genannt, und zwar deßwegen weil unsere Ueberzeugung die Freiheit oder eine Wahl des Willens zuläßt. Wegen der Möglichkeit eines Irrthums von Seiten der menschlichen Vernunft sind es Meinungen, die mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit haben, nachdem sie mit mehr oder weniger Gründen unterstützt werden.

3) Alle erschaffenen Naturen erreichen ihren Endzweck und die Vollkommenheit ihres Daseyns durch zwei Principien, deren eines in ihnen selbst liegt, das andere außer ihnen in einer höhern und allgemeinern Natur. In sich hat jede Natur ein Princip der Thätigkeit und des Lebens, welches aber von einer andern höhern Natur außer ihnen angeregt und in Bewegung gesetzt wird. So bewegt sich das Wasser seiner eigenen Natur zufolge nach dem Mittelpunkte der Erde (Anziehungskraft der Erde), entfernt sich aber von demselben wegen der Anziehung des Mondes. Die Weltkörper bewegen sich um ihre eigene Axe, und werden zugleich von der Sonne in weiten Bahnen herumgeführt; Pflanzen und Thiere leben und bewegen sich unter den mannichfaltigen Einflüssen der Sonne und der Erde, die ihre Lebenskräfte zu steter Thätigkeit aufregen. Aber keine dieser Naturen reichen mit Bewußtseyn zu jener großen allgemeinen Ursache alles Lebens, dieß ist der Vorzug der vernunftbegabten Geschöpfe. Aber auch diese erreichen nicht ihre Vollkommenheit allein mittels der ihnen angeschaffenen Geisteskräfte, sondern durch die Mittheilungen der über sie waltenden göttlichen Güte. Der Endzweck und die Seligkeit des Menschen besteht in der übernatürlichen Anschauung der göttlichen Vollkommenheit, zu welcher der Mensch nicht durch seine angebornen Kräfte gelangen kann, sondern durch den Un-

terricht Gottes als eines Lehrers, gemäß der Worte: Omnas, qui audiviti Patre et *didicit*, venit ad me (Joan. 6). Dieser Unterricht wird ihm allmählig nach der Empfänglichkeit seiner Natur mitgetheil. Wer aber lernen soll, muß dem Lehrer glauben, damit er zu vollkommener Einsicht gelangen — oportet addiscentem credere — damit also der Mensch zur Anschauung der vollkommenen Seligkeit gelange, muß er Gott glauben wie ein Jünger seinem Lehrmeister.

Anmerk. Sine fide impossibile est placere Deo, (Hebr. 11), weil ohne Anhören und Annehmen des göttlichen Unterrichts keine Verbindung der menschlichen Vernunft mit der höhern Natur Gottes möglich ist. Die Abhängigkeit des Menschen von der vollkommenen Natur Gottes bringt es mit sich, daß alle Einsichten, die ihr Princip im menschlichen Geiste haben, zu dessen Vollendung nicht hinreichen, die von dem zweiten Princip der höhern göttlichen Natur ausgeht, welche der menschlichen Vernunft das Licht des Glaubens eingießt, und zu höherer Weisheit sie erzieht. Per *lumen fidei divinitus infusum homini*, homo assentit his, quæ sunt fidei, non autem contrariis. Et ideo nihil periculi vel damnationis inest in his, qui sunt in Christo Jesu, ab ipso *illuminati per fidem*. (Thom).

4) Es giebt geoffenbarte Wahrheiten, wofür auch die Vernunft ihre Gründe hat (quæ ratione naturali *probari*, probabilia fieri possunt). Der Mensch aber muß alle Wahrheiten, sowohl solche die über die Vernunft als die durch die Vernunft wahrscheinlich gemacht werden können, in der Form des Glaubens annehmen, und zwar aus drei Gründeu: a) damit der Mensch eher zur Erkenntniß göttlicher Wahrheit gelange. Wenn auch die Wissenschaft es unternimmt das Daseyn Gottes und dessen Eigenschaften zu beweisen (probare), so setzt diese Wissenschaft viele andere Kenntnisse voraus, und auf die Weise würde der Mensch erst nach langer Zeit zur Erkenntniß Gottes ge-

langen. b) Damit die Erkenntniß Gottes allgemeiner werde, denn viele hindern im Erlernen der Wissenschaften nur geringe Fortschritte machen, wegen Beschränktheit des Geistes, wegen der Geschäfte und Bedürfnisse des zeitlichen Lebens, oder wegen Trägheit im Lernen. c) Um der Gewißheit willen, denn die menschliche Vernunft ist in Betreff der göttlichen Dinge sehr mangelhaft (multum deficiens). Ein Zeichen dessen ist, daß die Philosophen in der Untersuchung menschlicher Dinge vielfältig geirrt und widersprechende Behauptungen aufgestellt haben (sibi ipsis contraria senserunt). Damit also eine zweifellose und gewisse Erkenntniß Gottes unter den Menschen sey, müssen ihnen die göttlichen Dinge in der Form des Glaubens, als Aussprüche Gottes überliefert werden, welcher nicht lügen kann.

Anmerk. Die eigenen Worte des Thomas sind: Ut ergo esset *indubitata et certa cognitio* apud homines de Deo, oportuit, quod divina eis per modum fidei traderentur, quasi a Deo dicta, qui mentiri non potest. Sie erklären die Vernunftgründe für den Glauben als unzulänglich, um alle Zweifel zu beseitigen und volle Gewißheit zu erzeugen, und zwar wegen der Möglichkeit des Irrthums der menschlichen Vernunft: die Vernunft hat in menschlichen Dingen vielfältig geirrt, um so mehr kann sie es in den Göttlichen: quia Philosophi de rebus humanis naturali investigatione perscrutantes in multis erraverunt, et sibi ipsis contraria senserunt. „Bin ich genöthigt bei allem Gebrauche der Vernunft, d. i. bei allem Forschen nach Wahrheit und Begründung, ein Etwas, wodurch alles begründet wird, einen Gott vorauszusetzen, so ist der Satz: es ist ein Gott, zwar der Grund des Wissens, aber er selbst ist kein Wissen, er kann nur Glaube seyn." (Wancker, Vorlesungen über Religion. Mainz, 1828. S. 32.)

5) Jede Tugend hat gewisse Bestimmungen die zu ihrem Wesen und Begriff gehören, andere dagegen die

ur zufällig sind, und zur Ausübung derselben unter gewissen Umständen gehören, und die daher nach Zeit und Ort veränderlich sind. So z. B. gehört es zum Begriff der Tapferkeit, die Gefahren des zu Todes bestehen, und für as gemeine Beste den Feind furchtlos zu bekämpfen. Die Rüstung dagegen und die Waffen womit dieß geschehen oll, hängen von Umständen, von Zeit und Ort ab. Jene rsten, wesentlichen Bestimmungen sind nothwendig im Geote jeder Tugend mit einbegriffen, nicht aber die unvesentlichen die der Willkür und Überlegung anheimgestellt leiben, welche das Zweckmäßige für den Moment zu beimmen hat. Diesem gemäß hat auch der Glaube seine vesentlichen Bestimmungen, die seinen Begriff constituiren, nd im Gebote des Glaubens enthalten sind, und diese estimmungen müssen explicite oder gesondert geglaubt verden. Insofern der Glaube einen Bezug auf die Seligeit hat, sind diese Bestimmungen Bedingungen zur Seligit, insofern diese vom Glauben abhängt. Neben diesen sten wesentlichen Glaubenswahrheiten — prima credibilia - sind viele andere Glaubenssätze in der heiligen Schrift ithalten, z. B. daß Abraham zwei Söhne hatte, daß avids Väter Isaak hieß. Diese und ähnliche andere üssen als die nicht schlechthin wesentlichen und zur Seligit nothwendigen nicht explicite geglaubt werden, sonern implicite in der allgemeinen Bereitwilligkeit alles zu auben was in der heiligen Schrift enthalten ist. Erst inn wenn die Kirche veranlaßt wäre diese oder ähnliche estimmungen in das Symbolum als wesentlich aufzuhmen, tritt für die Gläubigen die Verbindlichkeit ein, sie plicite oder ausdrücklich zu glauben.

Anmerk. Die Bestimmungen der wesentlichen Glaubensikel, und die Aussonderung der unwesentlichen kann darum ne Aufgabe für die Privatvernunft seyn, denn weil die wesenthen Glaubensartikel allgemeine Verbindlichkeit haben, so kann

ihre Bestimmung nur von der allgemeinen Vernunft oder der über alle waltenden göttlichen Weisheit abhängen, welche die Kirche regiert. Uebrigens ist es allgemeine Erfahrung, daß alle Sekten aus dem Symbolum, welches sie aus der Kirche mehr oder weniger verstümmelt mitnehmen, allmählig eine Bestimmung nach der andern verlieren, wodurch dieß denn in eine unbestimmte Allgemeinheit und leere Abstraction übergeht. Wenn daher unter ihnen vom Glauben die Rede ist, so hat dieser mehr oder weniger von seinem Inhalte verloren, und das Wort schwebt in jener leeren oder trüben Unbestimmtheit, die ein jeder nach Neigung oder Willkür ausfüllen kann; daher der Eid auf die symbolischen Bücher, deren Dollmetschung der Privatvernunft und der Willkür anheimgefallen, nicht mehr als bindend gilt. So wird die Concordanz der Sekten bei ihrem Absterben begreiflich.

6) Die Wahrheiten des Glaubens sind für den menschlichen Verstand unbegreiflich, daher auch die Entfaltung und nähere Bestimmung derselben nur durch höhere Erleuchtung möglich ist. Nach göttlicher Anordnung kommt die Offenbarung zu den Untergebenen durch die Vorgesetzten, wie durch die Engel zu den Menschen, und von den erhabenern Engeln zu den untergeordneten. Auf gleiche Weise muß die Entfaltung des Glaubens von den höhern zu den geringern Menschen gelangen, und wie die erhabenern Engel welche die niedern erleuchten, eine tiefere Einsicht in die göttlichen Dinge haben müssen, so auch müssen die Vorsteher eine gründlichere Kenntniß und deutlichere Einsicht in die Wahrheiten des Glaubens haben als die untergeordneten Gläubigen.

Anmerk. Die untergeordneten Gläubigen haben einen in dem der Vorgesetzten implicirten Glauben, nur in so weit diese der göttlichen Wahrheit anhängen, sonst wäre jener Glaube des Volks nur eine fides humana. Dem gemäß sagt der Apostel: Imitatores mei estote, sicut et ego Christi (I. Cor. 4). Darum ist nicht die menschliche Einsicht, sondern die göttliche

Wahrheit die Regel des Glaubens. Wenn aber einige der Lehrer von dieser abweichen, so thut dieß dem Glauben der Einfältigen keinen Nachtheil, weil sie dafür halten, daß jene im wahren Glauben sind, und der Mangel des Glaubens kann nur dann dem Volke zugerechnet werden, wenn dieses besondern Irrthümern derselben hartnäckig anhängt, gegen den allgemeinen Glauben der Kirche die nicht fehlen kann, gemäß der Worte des Herrn: Ego pro te rogavi, Petre, ut non deficiat fides tua (Luc. 22).

7) Der Glaube ist der Anfang des ganzen christlichen Lebens. — Fides radix et fundamentum justificationis (Trid.) — er ist der Anknüpfungspunkt der die Seele mit Gott in Verbindung setzt, und durch den Glauben giebt Gott der Seele den Anstoß zu jener Bewegung deren Ziel und Endzweck das ewige Leben ist. In den Glauben müssen daher alle jene Wahrheiten explicite aufgenommen werden, ohne welche der Mensch nicht seine Bestimmung erreichen kann, jene Wahrheiten die auf den Weg des ewigen Lebens hinweisen. Da nun Jesus veritas et via ist, so müssen die Geheimnisse der Menschwerdung und Erlösung explicite geglaubt werden. Non est aliud nomen datum hominibus, in quo oporteat nos salvos fieri (Act. 4). Diese Geheimnisse sind daher zu allen Zeiten dunkler oder deutlicher geglaubt worden. Unmittelbar nach dem Sündenfall wurden sie den ersten Menschen geoffenbart, in den Opfern des Ceremonialgesetzes vorgebildet, und von den Propheten in mancherlei Bildern und Worten enthüllt in deren Sinn und Bedeutung die Meister in Israel ohne Zweifel tiefer eindrangen als das Volk. Aber nicht allein im erwählten Volke, dessen ganze Geschichte beinahe ein Vorbild des Lebens Christi war, sondern auch in den Mythen der Heiden finden wir die Tradition von der Menschwerdung wie einen goldenen Faden verwebt. Noch glänzt am Firmament jenes uralte Sternbild des erhabenen Schlangentreters, den in Schmerz und

Gram tief gebeugten Job hielt das Bewußtseyn seines Erlösers aufrecht — Scio quod redemtor meus vivit (Iob. 19) — und die orientalische Sage von der Wiederherstellung der Urzeit, der Zeit der Unschuld und des Glücks, pflanzte sich durch sibyllinische Weissagungen bei den Römern fort, bis zur wirklichen Erscheinung Christi. *) Nachdem das Geheimniß der Liebe und Gnade ins Leben getreten und den Menschen offenbar geworden, ist es allen Gelehrten und Ungelehrten Pflicht geworden, dasselbe *explicite* zu glauben, zumal jene Artikel welche die Kirche täglich feiert, und allen zu glauben vorhält. Die feinern Unterscheidungen aber welche durch die Häresien veranlaßt wurden, und in die Tiefen der Menschwerdung sich verlieren, sind mehr Sache der Gottesgelehrten als des gläubigen Volks.

8) Das Mysterium der Erlösung wurzelt im Mysterium der Trinität, und findet in diesem seinen Grund, daher kann jenes, das Geheimniß der Menschwerdung, nicht explicite geglaubt werden, ohne den bestimmten Glauben an die Trinität, denn im Begriff der Menschwerdung ist enthalten daß die zweite Person der Trinität die menschliche Natur angenommen hat, daß sie durch den heiligen Geist empfangen worden, und durch die Gnade des heiligen Geistes die Welt erneuert hat. So wie nun vor Christus das Geheimniß der Menschwerdung von den Propheten und Meistern in Israel explicite, vom Volk implicite geglaubt wurde, so auch das Geheimniß der Trinität, welches nach den neuesten Untersuchungen in den Schriften der Rabbinen vielfältig ausgesprochen worden. Nach der Offenbarung der Gnade aber sind alle verbunden das Geheimniß der Trinität explicite zu glauben, durch deren An-

*) Höchst merkwürdig ist in dieser Hinsicht der vierte Ekloge Virgils, die in jenem prophetischen Geiste geschrieben ist, der den großen Dichtern oft bewußtlos beiwohnt.

rufung wir zur Wiedergeburt gelangen, gemäß dem Befehle: Euntes docete omnes gentes, baptizantes eos in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti.

Anmerk. Da die Idee der Erlösung in der Idee der Trinität ihren Grund und ihr Verständniß hat, so geht nothwendig jene unter, wo diese aus dem Glauben verwischt und ausgelöscht wird, daher zieht der Uebergang des Glaubens in den kahlen Deismus nothwendig den Untergang des Christenthums nach sich. Wenn wir also vernehmen welche Begriffe die Matadore unter den evangelischen Lehrern sich von der Trinität machen, so können wir daraus die Thermometerhöhe des evangelischen Christenthums abmessen. Wegscheider läugnet die Trinität, Bretschneider erklärt sie für antiquirt, Schleiermacher will nichts damit zu thun haben, Lange behandelt sie als Nebensache, ein anderer hält diese Lehre für heterodoxen Irrthum, der 15 Jahrhunderte hindurch sich erhalten hat. (Siehe: Arendt, Darlegung der Beweggründe meines Uebertritts in die katholische Kirche u. s. w. Aprilheft des Katholiken 1832.)

9) Die freien Handlungen sind nur insofern bei Gott verdienstlich, als sie im freien Willen bedingt sind, durch die Gnade angeregt werden und eine Beziehung auf Gott haben. Demnach kann jede freie oder menschliche Handlung dadurch bei Gott verdienstlich werden, daß sie durch die Intention des Handelnden ihre Richtung auf Gott nimmt, die Gnade aber ist es, die ihr diese Richtung eindrückt. Nun ist der Glaube ein Act der Vernunft, welche eine göttliche Wahrheit bejaht durch einen freien Entschluß des Willens, der durch die Gnade angeregt wird, da also der Glaube im Gebiete der Freiheit liegt und einen Bezug auf göttliche Offenbarung hat, so kann der Act des Glaubens verdienstlich seyn. In dieser blosen Möglichkeit verdienstlich zu seyn steht der Act des Glaubens bis er von der Liebe zu Gott beseelt wird. Jetzt ist der Act des Glaubens verdienstlich kraft der Liebe, so wie

andererseits die Möglichkeit der Liebe durch die Wirklichkeit des Glaubens bedingt ist, denn um geliebt zu werden, muß Gott zuvor durch den Glauben erkannt werden. So sind Glaube und Liebe gegenseitig von einander abhängig, die Möglichkeit der Liebe hängt von der Wirklichkeit des Glaubens ab, die Verdienstlichkeit des Glaubens aber von der Wirklichkeit der Liebe, beide aber haben ihren ersten gemeinsamen Grund in der Gnade, so wie auch die Hoffnung die den Glauben und die Liebe vermittelt, und den Übergang von jenem zu dieser bildet. Die göttliche Gnade aber ist es, welche die Trias der göttlichen Tugenden erzeugt und trägt.

Anmerk. 1. Damit eine Handlung verdienstlich sey, muß sie erstens eine freie Handlung seyn, — nur die Acte freier Wesen werden Handlungen genannt, — ferner muß sie ihre Richtung oder Beziehung auf Gott haben, entweder unmittelbar oder mittelbar, indem sie wegen Gott gethan wird, damit aber die Handlung diese ihre Richtung auf Gott empfange, muß sie in der Gnade ihren Anfang nehmen, Gott selbst muß der Handlung diese Richtung auf sich hingeben. Daher ist in allen verdienstlichen Handlungen die Gnade das Primäre, die Freiheit das Secundäre. Das Verdienstliche besteht darin daß sie einen Zuwachs der Gnade gewinnen kann, und eine innigere Vereinigung mit Gott bewirken. Darauf beziehen sich die Worte: Qui habet, dabitur ei, et abundabit, qui autem non habet, et quod habet, auferetur ab eo (Matth. 13). So geht auch die Gnade des Glaubens durch Mangel an Mitwirkung allmählig verloren.

Anmerk. 2. In der Wissenschaft — science exacte — waltet die Nothwendigkeit, denn durch die gegebenen Beweise wird unsere Erkenntnißkraft schlechthin bestimmt, daher ist die wissenschaftliche Bejahung ohne Verdienst. Ein anderes ist die Betrachtung der Wissenschaft oder die Beschäftigung mit ihr, die von unserere Freiheit abhängt, und insofern verdienstlich seyn kann

als sie die Ehre Gottes und den Nutzen des Nächsten zum Zweck hat. Im Glauben dagegen unterliegt beides, die Annahme des Geglaubten sowohl als die Beschäftigung damit, der Freiheit, daher können beide Acte verdienstlich seyn. Hinsichtlich der Meinung findet kein vollkommener Wille statt, weil die Meinung keine volle Bejahung gestattet, da sie durch Gegengründe entkräftet und geschwächt wird. Daher hat die Bejahung einer Meinung kein sonderliches Verdienst. Indeß kann eine nähere Prüfung und Untersuchung derselben ihre Verdienste haben, insofern sie in guter Absicht dieselbe bis zur Evidenz der Wissenschaft zu erheben sich bemühen.

10) Der Act des Glaubens hat nur als freie Handlung Verdienst, nicht nur insofern er in Thaten sich äußert, sondern auch als freie Annahme und Bejahung des Geoffenbarten. Da nun auch die menschliche Vernunft durch Gründe den Glauben zu erzeugen oder zu stützen unternimmt, so fragt sich in wie fern diese Gründe das Verdienst des Glaubens mehren oder mindern? Die Antwort ergiebt sich aus dem Verhältniß des Willens zu den Wahrheiten des Glaubens. Ist der Wille widerspenstig oder träge zum Glauben, wofern er nicht durch Gründe menschlicher Vernunft bewogen wird, so vermindert solche Gesinnung allerdings das Verdienst des Glaubens. Der Wille trägt den Charakter einer gegen die Gnade widerstrebenden Selbstständigkeit, die nicht Gott sondern nur ihre Vernunft hören will, (Charakter der Zeit). So wie in den sittlichen Handlungen eine vorangehende Leidenschaft den Werth der Tugend mindert, denn diese soll nach dem Urtheile der Vernunft nicht der Leidenschaft wegen geübt werden, so auch soll der Mensch, was des Glaubens ist, annehmen, nicht aus Gründen menschlicher Vernunft, sondern wegen des göttlichen Ansehens. Ein anderes ist wenn der Mensch zum Glauben bereitwillig ist, die Wahrheit des Glaubens mit Liebe umfängt, sie zum

Gegenstande seines Nachdenkens macht, und neue Gründe dafür auffindet. Diese Gründe die aus solcher Gesinnung hervorgehen, mindern keineswegs das Verdienst des Glaubens, sondern sind Beweise eines größern Verdienstes. So wie in den sittlichen Handlungen eine natürliche Zuneigung die auf das Urtheil der Vernunft folgt, das Verdienst der Tugend nicht schmälert, sondern vergrößert, weil sie eine zur Natur gewordene tugendhafte Gesinnung beweißt.

Anmerk. 1. Die eigenen Worte des heiligen Thomas lauten: Credere debet homo ea, quæ sunt fidei, non propter rationem humanam sed propter autoritatem divinam. Der Glaube verhält sich in dieser Hinsicht ganz so wie der Gehorsam. Ein Gehorsam der sich nicht schlechthin einer höhern Autorität unterwirft, sondern nur den Gründen der eigenen Vernunft folgt, hört auf Gehorsam zu seyn, denn der Wille unterwirft sich nur der eigenen Vernunft, also sich selbst, nicht dem Willen eines andern. Gott der die erstgeschaffenen Menschen durch Gehorsam am sich knüpfen wollte, gab diesen daher ein Verbot ohne alle Gründe, und setzte auf dessen Uebertretung eine Strafe. Hätte er z. B. gesagt, iß nicht von diesem Baum, weil er giftig und todbringend ist — wie moderne Exegeten gefabelt haben — so hätte die Befolgung des Verbots nicht mehr das Verdienst des Gehorsams gehabt, denn die Unterlassung der Handlung wäre nicht eine Folge der göttlichen Autorität, sondern eine Ueberzeugung der Vernunft von der Schädlichkeit der Uebertretung und die gewesene Befolgung des Verbots oder die Unterlassung hätte eine blos persönliche Beziehung gehabt. Eben dieß gilt vom Glauben, wenn dieser nicht aus Achtung für die göttliche Unfehlbarkeit, die Offenbarung bejaht, sondern nur den Gründen der eigenen Vernunft beistimmt, so ist er kein Glaube an Gott als Vertrauen in das göttliche Wort, sondern eine rationelle Ueberzeugung und Vertrauen in die eigene Vernunft. So erklären sich die Worte Pauli: captivare intellectum in obsequium fidei.

Will man dieß Vertrauen in die ewige Wahrheit einen blinden Glauben nennen, so weiß ich nicht wie man das Vertrauen in die eigene Vernunft anders als Eigendünkel und Anmaßung nennen soll.

Anmerk. 2. Wir dürfen hier eine merkwürdige Stelle des Kirchenlehrers nicht übersehen, weil sie dem modernen Nothwendigkeitssysteme gerade entgegen ist: Dicendum, quod rationes, quæ inducuntur ad auctoritatem fidei, non sunt demonstrationes, quæ in visionem intelligibilem intellectum humanum reducere possunt, et ideo non desunt esse non apparentia, sed removent impedimenta fidei, ostendunt non esse impossibile, quod in fide proponitur, unde per tales rationes non diminuitur meritum fidei nec ratio fidei (qu. 2 art. X). Die Beweise beruhen auf einer intellectuellen Anschauung (worauf die neuere Philosophie häufig sich berief) reducunt intellectum humanum in visionem intelligibilem. Solcher Beweise sagt Thomas giebt es keine für die Wahrheiten des Christenthums, es sind Gründe, probationes, die nur eine negative und indirecte Beziehung auf den Glauben haben, als Gründe wider die Gegengründe des Glaubens — removent impedinenta fidei; — sie zeigen daß die Glaubenslehren nichts Unmögliches, Undenkbares, keinen Widerspruch in sich enthalten — ostendunt, non esse impossibile, quod in fide proponitur. — Daher heben sie weder das Verdienst des Glaubens als freie Annahme — non diminuitur meritum fidei — noch den Begriff des Glaubens (ratio fidei) als in der göttlichen Autorität begründet, auf. Wären es wirkliche Beweise — demonstrationes — so würden sie das Verdienst des Glaubens, dessen Nothwendigkeit sie feststellten, und den Begriff des Glaubens den sie in Wissen verwandelten, vernichten.

§. 3. Vom äußern Acte des Glaubens.

Das innere Fürwahrhalten dessen was der Glaube lehrt ist der eigentliche Act des Glaubens. Inwiefern

diese innere Überzeugung in einen äußerlichen Act, Erkenntniß des Glaubens, übergehen sollen, hängt von äußerlichen Umständen und Verhältnissen ab, denn da das äußere Bekenntniß auf äußere Verhältnisse sich bezieht, so hängt die Bestimmung desselben von diesen ab. Äußere Verhältnisse können daher das äußere Bekenntniß sowohl fordern als verbieten, aber mit Bezug auf göttlichen Willen. Soll nämlich das Bekenntniß des Glaubens religiöse Pflicht werden, so muß es wie alle religiöse Pflichten durch das göttliche Gebot bestimmt werden: Ea, quæ sunt necessaria ad salutem, cadunt sub præceptis divinæ legis (Thom.) Das Bekenntniß muß ein Act des Gehorsams gegen Gott seyn, oder wie man sagt, zur Ehre Gottes gereichen. Nun will Gott als die ewige Wahrheit die Verbreitung der Wahrheit: Deus omnes homines vult salvos fieri, et ad agnitionem veritatis venire (I. Tim. 4); in allen Fällen also wo das Verstummen der Erhaltung oder Verbreitung des Glaubens nachtheilig wäre, wenn z. B. andere daraus auf die Unwahrheit oder Ungewißheit des Glaubens schließen würden, oder wo das Bekenntniß positiv zur Verbreitung des Glaubens dient, ist das Bekenntniß im Gebote der Nächstenliebe enthalten. Hier gelten die Worte: Corde creditur ad justitiam, ore autem confessio fit ad salutem (Rom. 10). Wo aber das Bekenntniß gerade die entgegengesetzte Wirkung hat, gilt das Verbot: Nolite sanctum dare canibus, neque margaritas vestras spargere ante porcos, ne conversi dirumpant vos (Matth. 7).

§. 4. Von der Tugend des Glaubens.

1) Jede Tugend offenbart sich durch ihre Acte oder durch innerliche oder äußerliche Handlungen einer bestimmten Art, und nur wenn die Seele zu diesen Handlungen eine Disposition hat, und sie mit einer gewissen Leichtigkeit vollzieht, beweißt sie daß ihr eine bestimmte Tugend

eigen geworden. Eine Seele welcher die Acte irgend einer Tugend sehr schwer fallen, oder welche sie nur mit Mühe und Noth verrichtet, mag auf dem besten Wege seyn tugendhaft zu werden, ist es aber noch nicht. Da also jede Tugend aus ihren Acten erkannt wird, wie die Ursache aus ihren Wirkungen, so müssen wir auch die Tugend des Glaubens aus ihren Acten zu erforschen suchen. Die Handlungen beziehen sich allemal auf einen gewissen Gegenstand — das Subjective auf das Objective — und werden nach ihren Gegenständen unterschieden und particularisirt, somit müssen wir die Acte des Glaubens in Bezug auf deren Objecte betrachten. Den Act des Glaubens finden wir (§. 2) als ein Bejahen, Fürwahrhalten — credere — der einen bestimmten Gegenstand oder Inhalt hat, doch so daß dieser Act unter dem Einflusse des Willens steht, denn darin unterscheidet sich der Glaube vom Wissen, daß das Bejahen des Wissens nicht frei ist, sondern dem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen ist, dem Meinen fehlt die Sicherheit des Bejahens, es hat nur eine mögliche Wahrheit. *) Erkennen und Wollen werden daher beide bei dem Acte des Glaubens in Anspruch genommen, beide sind dabei thätig und in Bezug auf ihren Gegenstand bestimmt. Da nun das Object des Erkennens das Wahre, das Object des Wollens das Gute ist, so hat der Glaube — fides divina — als theologische Tugend die erste Wahrheit und das höchste Gut zum Gegenstande jene als Object des Erkennens, dieses als Object des Willens, d. h. einen und denselben Gegenstand — Gott — in doppelter Beziehung.

Der Gegenstand des Glaubens, insofern dieser ein Act ist unseres Erkennens, ist die erste Wahrheit, die alle

*) Man kann Wissen, Glauben und Meinen nach der Kategorie der Modalität unterscheiden. Wissen hat den Charakter der Nothwendigkeit, Glauben der Wirklichkeit, Meinen der Möglichkeit.

Wahrheit trägt und hält, aber nicht als evidente oder demonstrable Wahrheit — secundum quod ipsa non est visa — die zugleich den Grund unserer Gewißheit in sich selbst hat, denn weil wir die Gewißheit nicht von einer Demonstration, von einem andern Grunde hernehmen, so muß die Gewißheit durch den Gegenstand des Glaubens selbst gegeben seyn, oder wie die Scholastiker kurz und treffend sagten: das objectum materiale fidei (Inhalt des Glaubens) ist auch das objectum formale (Glaubens-Grund): Gott als die ewige Wahrheit beweißt sich selbst. In dieser Hinsicht verhält sich der Glaube wie die Hoffnung, von welcher der Apostel sagt: quod non videmus, speramus (Rom. 8); denn die Wahrheit die uns durch Demonstration evident ist, die haben wir, niemand aber hofft was er schon hat, sondern was wir nicht haben das hoffen wir.

Diese doppelte Beziehung des Glaubens auf den Willen und die Vernunft, hat der Apostel in den wenigen Worten: fides est substantia sperandarum rerum, argumentum non apparentium (Hebr. 11) angegeben, die ohne eine Definition zu seyn im strengen Sinne, dennoch den ganzen Begriff des Glaubens enthalten. Denn unter Substanz wird der Anfang, das Allgemeine verstanden, aus dem das Ganze eines Begriffes in seiner Bestimmtheit sich entwickelt, daher die Substanz virtualiter, wie der Keim, alles Besondere in sich faßt. So z. B. sind die demonstrabeln Principien die Substanz einer Wissenschaft, weil in ihnen die ganze Wissenschaft ihrer Möglichkeit nach enthalten ist, und aus ihnen sich entfalten läßt. Daher wird der Glaube die Substanz (Basis) alles dessen genannt, was wir hoffen, denn durch den Glauben werden uns die Gegenstände unserer Hoffnung gegeben, und in der Anschauung dessen was wir glauben, hoffen wir selig zu werden. Die andere Beziehung des Glaubens auf die

Vernunft drücken die Worte: argumentum non apparentium aus, denn so wie die Vernunft durch Argumente bewogen wird, etwas für wahr zu halten, so wird auch die unerschütterliche Anhänglichkeit unserer Vernunft an die Wahrheiten des Glaubens das Argument desselben genannt. Daher giebt eine andere Übersetzung das Wort ἔλεγχος durch Convictio, Überzeugung, weil nämlich die Vernunft des Gläubigen durch die göttliche Autorität überzeugt wird von der Wahrheit dessen was er nicht begreift. Wollten wir daher den Worten des Apostels die Form einer Definition geben, so könnten wir sagen der Glaube ist eine Beschaffenheit des Gemüths, wodurch das ewige Leben in uns anfängt, indem er die Vernunft bewegt, das was sie nicht begreift, für wahr zu halten, fides est habitus mentis, quo inchoatur vita æterna in nobis, faciens intellectum assentire non apparentibus. Dadurch wird nun der Glaube als ein eigentlicher Act unserer Erkenntnißkraft von allen andern derselben unterschieden. Das Wort argumentum (Kistemaker übersetzt: Begründung) unterscheidet den Glauben von der Meinung, Muthmaßung, Zweifel, die ein gewisses Schwanken der Überzeugung bezeichnen. Die Worte non apparentium unterscheiden den Glauben von der Wissenschaft, die strenge Evidenz erzeugt, per quod fit aliquid apparens. Die Worte, substantia rerum sperandarum unterscheiden den Glauben als theologische Tugend von jedem andern Glauben, der keinen Bezug hat auf das ewige Leben. Andere Erklärungen des Glaubes die wir bei den Vätern finden, sind daher als Explicationen dieser Worte des Apostels zu betrachten. So nennt Augustinus den Glauben eine Tugend die das nicht Gesehene für wahr hält fides est virtus, qua creduntur, quæ non videntur, Damascenus sagt fides est non inquisitus consensus, eine gegebene Überzeugung, andere fides est certitudo animi quædam de ab-

sentibus supra opinionem et infra scientiam, die Gewißheit des Glaubens ist anderer Art als die der Meinung und der Wissenschaft, denn sie ist übernatürlich, während die der letztern natürlich ist; Dionysius: fides est manens credentium fundamentum, collocans eos in veritate, et in ipsis veritatem ostendens.

2) Insofern der Glaube nicht blos ein vorübergehender Act, sondern Tugend seyn seyn soll, müssen die Acte desselben vollkommen seyn. Da nun zum Acte des Glaubens beide Principien des Geistes, Vernunft und Wille concurriren, so muß der Act des Glaubens in Hinsicht beider vollkommen seyn. Denn wie beispielsweise Niemand die Kunst des Flötenspielens meisterhaft ausüben kann, es sey denn er habe die Geschicklichkeit der Kunst inne, und derselben entspreche die Vollkommenheit des Instruments, so auch gehört zur Tugend des Glaubens die Vollkommenheit beider dabei thätigen Kräfte der Vernunft und des Willens, in beiden muß eine Disposition seyn, die Acte des Glaubens mit Leichtigkeit zu vollziehen. Da nun Etwas glauben heißt Etwas für wahr halten, der Inhalt des Glaubens demnach eine Wahrheit ist, die von uns als solche anerkannt werde, die Anerkennung der Wahrheit aber ein Act unsers Erkenntnißvermögens ist, so ist der Glaube eine Function der Erkenntnißkräfte, und daher den irrationellen Geschöpfen unzugänglich. Die Disposition der Vernunft zum Acte des Glaubens besteht daher in der Gelehrigkeit derselben für höhern Unterricht.

Anmerk. Ein Hauptgrund, warum der Glaube in unsern Tagen so schwer Eingang findet, liegt in der Indisposition der Erkenntnißkräfte, und ist eine Folge von der egoistischen Richtung des Zeitalters. Die verkehrte Wendung der Philosophie die darauf ausgeht in der menschlichen und persönlichen Vernunft alle Wahrheit zu finden, macht dieselbe indisponibel für die Aufnahme höhern Unterrichts, es schmeichelt der Eigenliebe, in sich selbst die Quelle

und Regel der Wahrheit zu haben, und so in jeder Hinsicht unabhängig und selbstständig zu stehen. Da nun die Anerkennung einer höhern Autorität die erste Bedingung des Glaubens ist, und das Aufgeben der eigenen Meinungen und Ansichten nothwendig erfordert, so wird es begreiflich daß die Huldigung der letztern die Bereitwilligkeit sich belehren zu lassen, nothwendig ausschließt. Als höchste Regel der Handlungen wird der jedem Menschen angeborene kategorische Imperativ seines eigenen Willens oder die anerschaffene Würde der menschlichen Vernunft die sich selbst Zweck ist, angegeben. So wird die stolze Denkgläubigkeit der Zeit erzeugt und erhalten, deren Glauben nicht über das eigene Begreifen hinausgeht und die kindliche Offenheit der frühern Zeit für alle geoffenbarte Wahrheit sorgfältig verschlossen und verriegelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Worte des verehrlichen Verfassers enthalten eine Ansicht deren Wahrheit und Wichtigkeit einem Jeden, dem es um richtige Erkenntniß desjenigen was im wahren Sinne des Wortes Philosophie ist, Ernst ist, nicht oft genug ans Herz gelegt werden kann. Das Grundübel unserer Zeit, wie es sich auf den verschiedenartigsten Gebieten in der mannichfachsten Weise ausspricht, ist eben Egoismus in der weitesten Bedeutung, ein Hervorziehen und Erheben der Subjectivität des eigenen Selbst und Ich, über allen objectiv gegebenen und deßhalb als Autorität dastehenden Inhalt. Vor allen aber leidet die Philosophie der Zeit, die immer als treuester Ausdruck des in ihr herrschenden Geistes angesehen werden kann, an diesem so verderblichen Fehler. Seitdem Kant die Wahrheit nicht allein des Erkennens (als modus) sondern auch des Erkannten (als object) von dem Ich abhängig machte, seitdem Fichte alle Realität des Seyns in das Ich bannte, haben die auf jene gefolgte Philosophen, Schelling und Hegel, Wissen und Erkennen zwar auf einer objectiveren Basis, dem Absoluten, zu begründen gesucht, aber es ist ihnen dessenungeachtet noch nicht gelungen die wahre Natur des so wichtigen Gegenstandes, die in dem einfachen und wahrhaft christlich-philosophischen Satze: „daß alles Erkennen um wahr zu seyn eine rein objective Grundlage haben müsse,“ enthalten ist, zu begreifen und demgemäß darzustellen. Für die Bestätigung und nähere Entwicklung dieses Fundamentalsatzes aller christlichen Philosophie, so wie für die Geschichte und Entwicklung dieser selbst, wäre es höchst wichtig und fruchtreich, das Verhältniß dieser so schnell auf einander gefolgten philosophischen Systeme zur christlichen Philosophie der Offenbarung historisch und speculativ zu entwickeln und den Werth jener an dieser als ihrem wahren Maßstabe zu prüfen. Möchte doch bald ein Befähigter diesem so interessanten Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwenden.

XIII.

Über die Bekehrung Konstantins und über den Schutz den er dem Christenthum gewährte.

Für einen Katholiken der unsere historischen Werke kennt, und die verschiedenen Urtheile welche die sogenannten Geistes Männer über die Geschichte fällen, hat vernehmen können, giebt es ein schmerzliches Gefühl, das er bei seinen Lectüren und wichtigsten Untersuchungen oft sehr tief empfindet; ich meine jene gränzenlose Flüchtigkeit, jene unbeschreibliche Ungerechtigkeit, mit welcher man in dem letzten und auch in diesem Jahrhunderte, alle großen historischen Fragen, welche die Religion und die Kirche betreffen, behandelt hat. Eine engherzige, kleinliche und allzeit beißende Kritik, oft ein unversöhnlicher Haß, der bis zur niederträchtigsten Verläumdung geht, dienten zur Richtschnur bei allen Urtheilen über die Geschichte der Entstehung, Gründung und Fortpflanzung der christlichen Gesellschaft. Das Haupt der kirchlichen Hierarchie, die Priester jeglicher Rangordnung, alle großen Männer und alle Gelehrten der Kirche, sind geschildert worden als in ihrem Glauben befangen oder in ihren Handlungen durch niedere, selbstsüchtige Beweggründe, durch Unwissenheit oder Gewissenlosigkeit geleitet. Man hat keine Rücksicht genommen auf die Schwierigkeiten und Umstände der Zeit, auf die der Menschheit geleisteten wahrhaften Dienste, noch auf Verbesserungen, die in allen Ständen, in den allgemeinen Verhältnissen der Völker zu einander, und der Fürsten und Unterthanen oder der einzelnen Personen unter sich, eingeführt worden sind. Es scheint man wolle den Umschwung, den das Evangelium der Ge-

vilisation gegeben hat, nicht wahrnehmen. Auf diesem unermeßlichen Schauplatze auf welchem das Christenthum wider den Irrthum, die Laster, die Barbarei, die Unwissenheit, wider alle Leidenschaften und Armseligkeiten der Menschheit einen eben so edlen als mühevollen Kampf bestanden, haben einige kurzsichtige Köpfe nur einzelne Thatsachen, einige Ausnahmen zum Vorschein gebracht, sie haben irgend einen finstern Schlupfwinkel aufgespürt, dabei aber nicht vorgesehen, daß sie bald mitten unter diesen Finsternissen sich selbst verlieren würden.

Allein zu einer Gesammtübersicht der Geschichte unserer Kirche genügt keineswegs eine redliche Absicht, ein vorurtheilsfreier Geist und ein von jeglichem Hasse gereinigtes Herz, noch weniger genügt es, einige unserer Modegeschichten gelesen zu haben. Man muß sich über die gemeine Wissenschaft des Jahrhunderts erheben, man muß durch einen eisernen Fleiß jene Schranken überschreiten, in welchen die neueren Werke gefangen geblieben, man muß kühner, freier und einsichtiger als die meisten unter den neuern Schriftstellern, und besonders von einem neuen Standpunkte, mit dem scharfen Auge der Wissenschaft die Begebenheiten beschauen und erörtern.

Es haben bereits einige Schriftsteller glückliche und sehr nützliche Versuche in dieser Kritik gemacht, welche bei einigen meistens französischen und deutschen Schriftstellern eine ganz philosophische, bei mehrern andern aber eine ganz religiöse Richtung hat; dadurch sind schon viele Irrthümer gebessert worden. Wer heute noch sagen würde, was die Philosophen des 18ten Jahrhunderts nicht genug wiederholen zu können glaubten, nämlich daß das Christenthum eine ungereimte, gesellschaftswidrige, die Menschheit herabwürdigende Lehre sey, der würde in den dermaligen sogar philosophischen und schönen Wissenschaften weit zurückstehen. Die Herren Guizot und Cousin,

die ganze doctrinäre und eklektische Schule, die Väter der neuen Saint-Simonisten-Religion würden aufstehen und einem solchen beweisen, wie das Christenthum sich große und unendliche Verdienste um die Menschheit erworben, und wie wir dem Einflusse dieser Lehre die Abschaffung der Sklaverei, die Erhaltung der Wissenschaften, mit einem Wort die meisten Grundsätze der Ordnung und wahren Freiheit zu verdanken haben.

Und doch wie viele Vorurtheile sind noch *zu tilgen*, wie viele Irrthümer auszurotten, wie viele Ideen zu berichtigen, wie viele Gedanken zu erneuern, wie viele Elementarwerke zu verbessern oder zu ersetzen? Allein lassen wir den Muth nicht sinken, die menschliche Gesellschaft liegt in Geburtsnöthen, der Katholicismus mit einer göttlichen Kraft bewegt sich in ihrer Mitte. Wer weiß, ob nicht bald der Tag über uns leuchten wird, wo die alten Vorurtheile werden abgelegt werden, gleich jenen bösartigen Säften, welche die Fieberhitze aus einem kranken Körper austreibt. Laßt uns also mit Vertrauen arbeiten, unsere Bemühungen sind nicht ohne Erfolg, ein mächtiger Helfer steht uns bei, jener der gesagt hat: „Ich habe die Welt überwunden.“ Joh. XVI. 33. „Wir wissen aber, daß derjenige welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist, auch die Welt überwinden wird.“ Ebend. V. 5.

Versuchen wir denn nach unsern Kräften die Finsternisse zu zerstreuen, welche die meisten katholischen Fragen umschlungen haben. Heute wollen wir uns mit der Erörterung hinsichtlich der Bekehrung des ersten christlichen Kaisers Konstantin befassen. Wenige Fragen liegen in einem größern Dunkel, weil wenige Schriftsteller sie unter dem wahren Gesichtspunkt zu betrachten gewußt, d. h. in ihren Verhältnissen zu der römischen Gesellschaft, welche in Trümmer ging, und zur christlichen Gesellschaft, die jung und siegreich hervorschritt.

Man hat sich lange herumgestritten, um zu wissen ob Konstantin aus Politik oder Überzeugung zum Christenthum sich bekannt habe. Die christlichen Apologeten haben ihr möglichstes gethan, um zu beweisen, daß der Kaiser ganz überzeugt und bekehrt war, sey es durch die siegende Gewalt des evangelischen Lichts, sey es durch jenes wunderbare Labarum, das seinem Verstande Unterwerfung gebot. Wir sind gewiß überzeugt, und das ganze Benehmen Konstantins beweißt es, daß er getroffen ward von einem Strahle des göttlichen Geistes, der da anweht, wen er will, und wo er will. Allein wir wollen in diesem Augenblicke diese Frage unter einem weitumfassendern Gesichtspunkte behandeln. Die Bekehrung oder Überzeugung Konstantins, obschon er Kaiser war, ist die Bekehrung eines Menschen, allein nach der Stellung, die das Christenthum damals errungen, betrachten wir hier nicht mehr die Bekehrung eines Menschen, sondern die Bekehrung der ganzen Menschheit, welche nothwendig die Bekehrung desjenigen nach sich ziehen mußte, der auf dem blutigen Gerüste saß, welches man „kaiserlichen Thron" benamt. Es wird uns dann um so gewisser scheinen, daß er an dem Himmel das εν τουτῳ νικᾶ geschrieben sah, weil die siegende „in dem Kreuz wirst du siegen" schon auf der ganzen Erde geschrieben war.

In der That, werfen wir einen Blick auf den Zustand der Menschheit im Augenblicke, wo das Heidenthum von dem Throne dieser Welt herabfiel, um dem Kreuze Platz zu machen. Wir werden sehen, daß das Christenthum den Mächten dieser Erde nichts zu verdanken hat, als Blutgerüste, Gefängnisse, Verfolgungen und Hemmnisse jeglicher Art.

Die Menschheit, insofern sie durch die Gesellschaft vorgestellt war, lag in den letzten Zügen. Es gab keine Gewalt, keine Unterthanen, keine Religion, keinen Glau-

ben mehr. Man wußte nicht mehr was Gott, nicht mehr was ein Mensch sey.

Es war also keine Gesellschaft mehr zu gründen, auch keine Gesellschaft möglich mit den scheinbaren Elementen dieser Gesellschaft.

Zum Glücke, während diese Gesellschaft sich auflös'te, bildete sich mitten in ihr, man könnte sagen unter ihr, eine neue Gesellschaft. Im Schooße dieser Gesellschaft lag ein Saamen, der, nachdem er 300 Jahre lang gekeimt, seine Wurzeln nach allen Seiten zu schlagen anfing, und bald sah man ihn in die Höhe aufschießen. Eine innere, schnelle, nothwendige Wiedergeburt bearbeitete die römische Gesellschaft, und es war dieß nicht etwa eine jener Wiedergeburten, entsprungen aus dem Kopf einiger Theoretiker, oder einiger Ehrgeizigen, welche sich auflösten, ehe sie in die Masse hineingedrungen; hier waren die Massen selber in Gährung begriffen und zwar in einer jener Gährungen, die nichts aufzuhalten vermag, weil das Leben sich nicht aufhalten läßt. Dort sah man Gelehrte, die den ganzen Kreis der menschlichen Irrthümer durchlaufen; Söhne, die jung noch und aller Vergnügungen müde waren, und das Erbe väterlicher Beispiele zurückwiesen; Soldaten in Unzahl, eine Menge Bürger aus allen Ständen, auch die meisten Frauen, endlich was man den Sklaventroß nannte, alles bewegte sich und bildete sich seit 300 Jahren. In dieser Wiedergeburt des gesellschaftlichen Körpers war es aber nicht mehr möglich, daß das griechische und römische Heidenthum, diese Schande der Menschheit, noch länger auf dem Throne der Welt saß. Es mußte in Trümmer zerfallen, wie die Bildsäule des Tempels Dagons, im Angesichte der Arche Gottes. Man rede also nicht mehr von den Diensten, die einige Kaiser der Kirche zu leisten geglaubt haben, sondern vielmehr von denen, welchen die Kirche der ganzen Mensch-

eit geleistet hat, indem sie dem Reiche des Irrthums
ber die Intelligenzen und der brutalen Gewalt über die
Bölker ein Ende gemacht. Ja, die Kirche zwang den
Kaiser, ihre Gesetze, ihre Dogmen, ihre Lehrsätze anzu-
ehmen und den heidnischen Gesetzen, Dogmen und Lehr-
ätzen zu entsagen.

Nein, es stand nicht mehr in der Gewalt der Regie-
ungen eine schändliche Sittenlehre und ungereimte Ge-
etze ihren Völkern aufzulegen, deren großer Theil die
vangelische Sittenlehre kannte und ausübte. Den Menschen
hne Glauben und ohne Grundsätze oder die keine andere
ls den Eigennutz haben, können die Großen der Erde
Gesetze geben nach Willkür, sie können nach ihrem Gut-
ünken sie herabwürdigen und verfolgen, es hängt nur
on ihnen ab Danksagungen und göttliche Ehre dafür zu
rhalten, wofern ihnen daran gelegen ist. Denn was
ann ein Volk versagen, das weder die Wahrheit, die
llein unsere Rechte uns lehrt, kennt, noch die Tu-
gend, die allein uns zu einem gerechten und heilsamen
Stolze erheben kann, übet? Allein man wisse es, nie
esudelt man ein durchaus reines Volk, nie beschimpft
nan ein heiliges Volk; durch Aufdringen des Irr-
thums demüthiget man ein Volk nicht, das die Wahr-
heit kostet und sie, nach dem tiefen Ausspruche der Schrift,
usübt. Denn dieses Volk wird immer ein Mittel fin-
en, sich von allem Unreinen weit zu entfernen, und nie-
nals sich dem Irrthume hin zu geben, und wenn die
Senatoren und Statthalter ungereimte Gesetze erlassen und
Mordsprüche thun, so wird es sich noch auf Blutgerüste
chleppen lassen; allein das Blut, so sie vergießen wer-
en, wird als ein ewiger Schandfleck auf diejenigen zu-
ückfallen, welche diese Mordgerüste aufgeschlagen haben.
Doch wo Kaiser sind, muß auch ein Volk seyn; allein die
vider die Maßen ausgeübten Strafen beweisen nicht, daß

sie ihren Henkern angehören. Auf den öffentlichen Plätzen von Nikomedien, auf den Kampfplätzen zu Rom waren nur die Nachrichter ihre Unterthanen; weder die Gepeinigten noch die selbstsüchtige, in Wollüsten versunkene, ausgelassene unwissende Menge waren für die Gewalthaber. Diese liebte die Christen vor den Löwen als eine Zerstreuung, allein darum war sie nicht fester an die Kaiser gebunden.

Nun aber wie klein sind die Großen dieser Erde, wenn das Volk, das wahrhafte Volk, ihnen nicht mehr in die Tempel, auf die öffentlichen Plätze nachfolgt, wenn es keinen Blick mehr auf ihr vorüberrauschendes Gepränge wirft, ihren Triumphen, ihrem Sturze nicht mehr zuklatschet, und diese großen Scenen, die man die erste Würde des Staates nennt, sie allein spielen läßt? Auch muß man gestehen, wenn man die Geschichte der ersten Jahrhunderte der Kirche aufmerksam lies't, daß die Kaiser, die Generäle, die Senatoren, die Rechtsgelehrten, erbebend beim Anblick ihrer Einsamkeit, erzürnt waren, daß sich das Volk von ihnen entfernte. Denn die Paläste der Könige, die Tempel der Götter, die Heiligthümer der Gerechtigkeit sind zu geräumig, um lange von Schmeichlern, Schauspielern, Tänzerinnen, Buhlerinnen, Köchinnen, Henkersknechten angefüllt zu bleiben. Die Säle, wo die Gerechtigkeit gesprochen wird, sehen gerne rechtschaffene Leute auf ihren Bänken, und die Lasterhaften können nicht lange die Unschuldigen richten. Das erste Reich der Welt konnte nicht immer in den Händen von Ungeheuern, Schmarozern oder Dummköpfen seyn, es mußte nothwendig ein Kaiser auftreten, und jener Kaiser mußte Christ seyn.

In der That, bei aufmerksamer Betrachtung wird man erkennen, daß die erste Staatswürde, die herabgewürdigste, die verachtetste Amtsverrichtung des Staats

:worden war. Ich weiß wohl, daß einige Kaiser ge-
ıcht haben, die Niedrigkeit ihres Amtes durch einige
:rsönliche Eigenschaften in Ansehen zu bringen, allein
eder Mark-Aurel, weder Trajan, weder Titus noch
:e Antonine mit ihrer Liebe zur Philosophie, mit ihrem
ßkepticismus und ihrer Sittenlehre von Epiktet, konnten
:r Macht ihre Majestät wieder geben. Die Völker wol-
n nicht, daß ihre Meister in die Reihen der Schüler
:nabsteigen, daß sie der Natur lügen, oder sich öffentlich
ı einer Weisheit bekennen, die der gesunden Vernunft
iderspricht. Dessen ungeachtet, wie groß auch die
Bürde aller dieser Fürsten seyn mochte, so mußte sie wäh-
:nd ihres Lebens oder nach ihrem Tode, nothwendiger
Weise an der lächerlichen Scene ihrer Vergötterung schei-
:rn. Der schöne Name Divus war ein Spottname, der
e unwiederbringlich zu Schanden machte. Nichts konnte
e also schützen gegen den Spott, eine Waffe die schnei-
:nder ist als das Schwert des Henkers.

Und wie gegen diese Waffen sich vertheidigen im
Gewühle eines Volks, das die Sittenlehre Christi und
ie heiligen Dogmen des Evangeliums schon kannte? Ja
ie Völker mußten lachen über die Vestalinnen, jene
immlischen Jungfrauen, die vom Morgen bis zum Abende
eschäftigt waren das Feuer zu schüren oder die Glut
nzufachen, und über die Wahrsager jener politischen
:leischer, welche, indem sie den Ochsen mit den goldenen
Hörnern zerschnitten und das volle Kalb, den wahnsin-
igen Feldherrn, den unzüchtigen Senatoren, den blöd-
nnigen Kaisern Rath ertheilten . . , . — und wenn bei
er Feierlichkeit der Vergötterung oder bei Triumphzügen
er Kaiser und der Consuln, der Senat und das Volk,
ie Patrizier und die Plebeier, die Prätorianer und die
Milizen, die Stadt und der Erdball, den Opfer-
önig an der Spitze, dem Triumphwagen folgten und

schrieen, Evoe, Evoe, triumphe, triumphe, mußte das Gelächter der christlichen Frauen den Triumphator mehr bewegen, als die Stimme des Sklaven, der ihm zurief: Gedenke, daß du ein Mensch bist. Ach! er fühlte es nur zu sehr.

Ja der gesunde Menschenverstand des niedern Volks, unter welchem die christliche Lehre schon zahlreiche Fortschritte gemacht hatte, sah mit unwiderstehlichem Hohne auf den capitolinischen Jupiter, und auf den *Bacche pater*, und auf die Mutter der Götter, und die gute Göttin und auf alle Götter insgesammt, eben so viele Steine der heidnischen Kirche, deren Zahl der Baumeister Varro auf zwei und vierzigtausend gebracht. Ich getraue mir zu sagen, daß ein Volk, welches das himmlische Lied sang: Ehre sey Gott in den Himmeln, und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind, welches zur Richtschnur seines Verstandes das Symbolum der Apostel genommen, die Gebote Gottes und der Kirche übte, Morgens und Abends das Vater Unser betete, das Volk, welches zu fasten wußte von einem Sonnenniedergang bis zum andern Sonnenniedergang, das Heidenthum nicht ertragen, und keine Trunkenbolde und Heiden als Meister haben konnte: es mußte all diesen burlesken Scenen und mit all diesen schändlichen Schauspielern ein Ende machen.

Dieses lag deutlich zu Tage, als Julian der Abtrünnige die zerstreuten Trümmer des Heidenthums wieder zu sammeln versuchte. Das ganze Volk sah sein Bestreben als den letzten Auftritt eines gekrönten Schauspielers an. Sein Sterndeuter, sein Wahrsager, die feierliche Einweihung des Daphnes-Brunnen, seine Anrufungen an alle Götter und an alle Göttinnen, sein Philosophen-Mantel und sein ehrwürdiger Bart konnten ihn nicht gegen das Spottgelächter schützen. Die Christen können keinen

Meister haben, der die Wahrheit oder die Zukunft in den Eingeweiden einer erwürgten Frau suchte, eben so wenig als in dem Fluge der Vögel, oder in dem Gepicke der Hühnlein. Ihr Vertrauen auf das nahe und nothwendige Ende dieser Parodie eines alten und veralteten Stückes finden wir vollkommen geschildert in der Antwort jenes armen Einsiedlers, welchem ein Höfling spöttisch sagte: **Was macht denn jetzt der Zimmermanns Sohn?** Er macht einen Tödtensarg, antwortete ihm der Christ. In der That, kurz hernach starb Julian und das Heidenthum blieb von daher öde, mit dem Blut seines letzten Schauspielers besudelt.

So stark war die Gährung und der Umschwung in den Ideen und in den Menschen, als Konstantin jenes Alter erreichte, wo der Geist einen Blick um sich her wirft, die Tagesvorgänge prüft und in der Gesellschaft sich seine Stellung sucht. Ohne als Dollmetsch seiner geheimen Gedanken auftreten zu wollen, ist es erlaubt ihn bloß als einen Menschen zu betrachten und ihm die allgemeinen Gedanken der Menschheit zu unterlegen. Nun laßt uns sehen was natürlicherweise auf ihn hat Eindruck machen müssen in dem scheuslichen Schauspiele, das unmittelbar unter seinen Augen aufgeführt wurde.

Bekanntlich ist er am Hofe Diokletians erzogen und nachher als Geißel der Treue seines Vaters Konstantin Chlorus, zuerst Cäsars dann Kaisers in Gallien, an Galerius Hof zurückbehalten worden. Es bot sich da eine jener Gelegenheiten, wo Greise von ungläubiger Ausschweifung, ohne Tugend wie ohne Würde und Grundsätze, der erfahrungslosen Jugend als lebendige Beispiele dienen können. Denn wenn das Laster in jenen Schlamm der Niedrigkeit herabgesunken ist, in welchem es sich seit einiger Zeit an dem kaiserlichen Hofe gewälzt, so kann man ohne Furcht wohlerzogene Jünglinge

dahin schicken. Dieß ist eine Schule, wo sie schnell ins Reine kommen werden, was man thun und was man unterlassen soll. Gerne hätten die Spartiaten solche Herrscher der Erde gewählt, um ihren Kindern zum Beispiele zu dienen. Sie würden in ihnen Lehrer gefunden haben, die freudig die Stelle versehen hätten, zu der sie ihre Sklaven zwingen mußten.

Drei Dinge stellen sich zuerst der Betrachtung dar, die Sittenlehre, die Religion und Politik oder die bürgerliche Ordnung. Es ist unnöthig uns in lange Betrachtungen einzulassen über die Religion und die Sittenlehre jener Zeit. Sie sind Jedermann bekannt, und wie wir es gesagt, sie waren nur noch durch Decrete aufrecht gehalten, und lebten nicht mehr als in den Gesetzen.

Aber ein junger Mann auf den Stufen des Throns erzogen, mußte ganz besonders seine Blicke auf die Elemente richten, welche die Macht entweder geben oder doch unterstützen konnten. Diese Elemente waren das Volk, der Senat und das Heer.

Allein das römische Volk, dieses Volk, welches noch an den Staatsgeschäften Theil nahm, hatte unter der eisernen und schmachvollen Ruthe, welcher es sich unterworfen hatte, alles Gefühl für Unabhängigkeit und Herrschaft verloren; wenn seine Kaiser ihm nur Brod und Schauspiele gaben, so waren sie immer ehrwürdig, heilig, göttlich, wenigstens so lange sie die stärksten waren.

Niemals ist ein Volk, nachdem es so erhaben, so glorreich gewesen, in eine solche Tiefe von stumpfsinniger und duldsamer Entwürdigung herabgesunken. Ein anderer Schandfleck jener Zeit war der Senat, dieser ehemals so ernste so würdevolle Körper. Ein Haufen von einigen Rechtskundigen und Sprechern, thaten die versammelten Väter nichts mehr als Reden vortragen, nachdem die Sache jedesmal geendigt war. Jeder von den Soldaten

oder von dem Volke auf den Thron geworfene Abentheu-
rer war versichert, in dem Senate Beitritt, Freudenruf,
Eide, Wünsche, Gebete, Bitten, Danksagungen, Ehren-
titel, Vergötterung, welches alles immer zum Voraus herr-
lich und vollständig in Bereitschaft war, zu finden. Als
politischer Körper war der Senat nichts anders mehr als
jene Gemälde, welche die Wände eines öffentlichen Rath-
saals schmücken.

Die allein sichtbare, fühlbare und thätige Kraft war
in der Armee. Allein man weiß, zu welchen Ausschwei-
fungen die römische Miliz sich längst schon hinreißen ließ.
Jedes Heer maßte sich das Recht an, sich einen Kaiser zu
ernennen. Einmal wurden vier Kriegsobersten durch vier
verschiedene Armeen zu dieser ersten Würde erhoben. Ein
hoher Wuchs, große Leibesstärke, einige Siege, welche
dennoch die wankende Macht des Reichs nicht hergestellt
hatten, waren in den Augen der Soldaten die gegründet-
ten Ansprüche auf den kaiserlichen Purpur, und oft be-
sonders in jener Zeit, waren die Kriegsknechte blos durch
die Hoffnung angetrieben, bald nach Rom zurückzukehren,
und an dem Reiche selbst Theil zu nehmen, das heißt an
den Plackereien und Plünderungen. Allein kein religiöses
oder moralisches Band schloß die Soldaten an die Kaiser,
die sie selbst gemacht hatten. Die eitle Ceremonie des
Eides war wohl noch vorhanden, allein die Soldaten
wie die Senatoren und die andern Beamten leisteten ihn
um so leichter, als sie den Gott vor welchem sie schwo-
ren nicht kannten, wofern sie ihn nicht gar verachteten.
Daher die Frechheit und Empörungen der Truppen, die
Niederträchtigkeit und sklavische Hingabe des Senats, die
Gleichgültigkeit des Volks, daher die mühlose Ermordung
des Kaisers. Jeden Tag sah man den Grundsatz von
dem Volke kräftig in Ausübung gebracht, nämlich daß
man niederwerfen was man aufgerichtet, und das Werk

seiner Hände zerstören könne. Auch waren alle Bande der Zucht gesprengt, einige Erinnerungen an eine verlorene Ehre, schwaches Echo des alten römischen Namens, machten zum Theil den Ruhm der römischen Legionen aus. Das sind die Grundfesten, auf welche die Kaiser und ihre Helfershelfer sich stützten, Freunde die für den Augenblick sehr schwer zu gewinnen waren, auf welche man eben so wenig seine Hoffnung bauen konnte als auf den beweglichen Sand oder auf die unsteten Fluthen des Meeres. Man sieht, daß Unterthanen und Fürsten ihrer gegenseitig würdig waren.

Dieß waren also die Schauspieler, in deren Mitte und mit welchen Konstantin die Bühne betreten sollte.

Wäre es möglich gewesen aus der Tiefe dieser allgemeinen Auflösung ein anderes Volk, eine andere Miliz hervorzurufen, eine Miliz kundig des Gottes, vor dem sie schwor und treu ihrem Worte bis in den Tod, ein Volk einig in seinen Glaubensartikeln, in seinen Sitten, in seinen Bestrebungen, ein Volk von Heiligen und Helden, mit welcher Freude und Hoffnung müßte ein Fürst, der regieren wollte, demselben sich anschließen?

Nun aber konnte eben dieses dem Blicke Konstantins nicht entgehen, denn in jenen Augenblicken war es nicht möglich daß derjenige, der ernstlich zu regieren dachte, nicht ein achtsames Auge auf jene Christen warf, welche von den Cäsaren bis dahin entweder nicht gekannt oder zurückgestoßen oder verfolgt worden. Sie erfüllten die Lager, die öffentlichen Plätze, die Paläste der Kaiser sogar, ohne von den armen Hütten zu reden, wo sie sich zuerst vermehrt hatten. Das Beispiel und die vernünftigen und kühnen Worte jener römischen Legionen, die sich hatten niederhauen lassen, um ihrem Eide nicht untreu zu werden, war eine Empörung von einer neuen Art, und mußte natürlicher Weise die öffentliche Neugier wecken. Konstan-

as Haus und seine Armeen zählten ihrer in Menge. Man
ußte, daß sie überall waren und daß man nur Blutge-
iste aufzuschlagen hatte, um sie stromweise herbeieilen zu
hen, mit dem Freudenrufe: hier sind wir Christen. Ei-
ge abgeschmackte und verderbliche Vorurtheile waren
och über ihre Lehre verbreitet, obgleich die ausgezeichnet-
en Philosophen sie gegen alle Vorwürfe der Ungereimt-
eit vertheidigt hatten. Auch einige vorgefaßte Meinun-
en ruheten noch auf ihren Zusammenkünften, allein wel-
les Staunen und Verwundern als man sie recht kennen
rnte! als Augenzeuge, vielleicht durch den Reiz der Neuheit,
er auf einen Jüngling allzeit mächtig wirkt, mochte Kon-
antin gewünscht haben, diese Zusammenkünfte zu sehen,
on denen man ihm sagte daß sich darin außerordentliche
Dinge zutrügen. Vielleicht hat ein alter christlicher Die-
er des Hofes, um die Verläumdungen, mit denen man
inen Glauben verschwärzt hatte, niederzuschlagen und
en Gläubigen einen Beschützer zu verschaffen, den Prin-
en verkleidet zu den christlichen Festen geführt. Vielleicht
var es der junge Cäsar selbst der durch die Neugierde
ingerissen das Mittel ersann, sich in eine Feierlichkeit der
Gläubigen hineinzuschleichen. Nun stelle man sich vor,
welchen Eindruck der Anblick einer dieser so edlen, so ernst-
aften, so wundervollen Versammlungen in seiner Seele
ervorbringen mußte; der Anblick der Hohenpriester, jener
hrwürdigen Greise, die ihre oft verstümmelten Hände nur
egen Himmel erheben, um Gott anzuflehen oder die Gläu-
igen zu segnen, und die Gegenwart jener Jünglinge und
Familienväter, die daselbst sich einfanden um Treue,
Keuschheit und Gerechtigkeit zu lernen, ihre Sünden zu
eichten und mit Thränen und Flehen die Verzeihung ihrer
Schwachheiten zu begehren, und jene Mütter und jungen
Töchter so treu, so sittsam, so bescheiden, jenes gesammte
Volk so groß, so bewunderungswürdig, das durch Eide

sich verpflichtete, die Beschimpfungen zu vergessen und die Tugend zu üben, und dessen vereinte Stimmen wie eine göttliche Harmonie oder als gottgefälliges Rauchwerk von dieser mit Gräulthaten bedeckten Erde emporstieg; Leute die weder Ehre, noch Plätze, noch Schauspiele begehrten, sondern ihre Menschenrechte, ihre Freiheit der Kinder Gottes, was jeder Mensch haben soll, was jede Regierung geben muß, das Recht sich zu vereinigen, um zu beten, um sich zu lieben, und einander beizustehen. Wenn Konstantin ein solches Schauspiel gesehen hat — und es ist nicht zu denken, daß er nicht irgend auf eine Art davon Kenntniß gehabt — so mußte er gewiß jene Stätten verlassen, nicht als Christ vielleicht aber doch in seinem Geiste mit dem Keim einer jener grossen Gedanken, die, mächtiger als die Armeen, das Angesicht der Welt erneuern. Nach seiner Rückkehr in den Palast des Galerius konnte er sagen: „Feige und blödsinnige Kaiser, euer Reich hat ein Ende, ich habe ein Volk gefunden auf welches ich ein Reich bauen will, das dauerhaft und glorreich seyn wird."

Dieses ist der eigentliche Gesichtspunkt, von dem man die grossen Begebenheiten der Regierung Konstantins betrachten muß. Man sieht, daß seine persönliche Bekehrung in dem Ganzen eine untergeordnete Rolle spielt. Man sieht hauptsächlich, daß das Christenthum seinen Ruhm und seine Ausdehnung keineswegs dem Schutze Konstantins zu verdanken habe, im Gegentheil wir könnten beweisen, wie sehr die Gunst der Fürsten seiner Heiligkeit und Unabhängigkeit schadete. Es möge für dießmal die Beweisführung genügen, daß die Bekehrung der Kaiser nothwendig war, und daß es dem Heidenthum nicht mehr möglich gewesen war, auf dem Thron der Welt sich fest zu halten. (Annales de Philosophie chrétienne.)

XIV.

Was ist die Kirche im katholischen, was im protestantischen Sinn? *)

Was die Lehre von der Kirche betrifft, so ist ihr Begriff, ihr Wesen durchaus nur aus dem innersten Wesen des Christenthums selbst abzuleiten und zu entwickeln. Ihre Nothwendigkeit ist eine durchaus innere, mit dem Christenthume absolut zugleich gesetzte; sie nur historisch aufzufassen, oder in ihr nur eine äußerliche Verbindung zur Erreichung gewisser religiöser Zwecke zu sehen, ist gleich weit von der Wahrheit entfernt. Mit der Stiftung des Christenthums, die wir keineswegs auf eine einzelne Handlung Christi, oder in einen einzelnen Moment seines Lebens fixiren wollen, war auch die Kirche zugleich implicite gestiftet: sie bestand, ehe sie noch eine Geschichte hatte. Nicht, als ob deßwegen Christenthum und Kirche eins wären, und ohne Unterschied. Wir unterscheiden im Gegentheil sehr genau zwischen beiden, aber beide sind korrelative, nothwendig zusammengehörende, einander bedingende und ergänzende Begriffe; mit dem Einen ist auch das Andere zugleich gesetzt. Ein Christenthum ohne Kirche läßt sich ebenso wenig denken, wie eine Kirche ohne Christenthum. Wie dieß nämlich wesent-

*) Aus dem Werkchen: Katholische Lehre und protestantische Ansicht. Prüfung der Schrift des Hrn. Dr. Karl Fikenscher rc. „Die protestantische Kirche gegen Herrn Weihbischof Wittmann in Regensburg, vertheidigt." Herausgegeben von Dr. Räß und Dr. Weis. Regensburg, 1832. Druck und Verlag von Friedrich Pustet. — Das mitzutheilende Bruchstück wird genügen, die Aufmerksamkeit der verehrlichen Leser des „Katholiken" diesem Werkchen zuzuwenden.

lich eins ist, in sich vollkommen und seinem Zwecke, die Menschheit der Seligkeit zuzuführen, an sich durchaus entsprechend, und eben in dieser seiner Einheit und Vollkommenheit das wahre ist, so muß es auch, um seine Kraft, seine Reinheit ungetrübt zu erhalten, immer in dieser seiner Einheit, die eine nothwendige Bedingung seiner Wirksamkeit ist, bewahrt und diese selbst ihm lebendig erhalten werden. Andrerseits aber ist, neben der Erleuchtung der Menschheit, ein anderer Hauptzweck des Christenthums die wesentliche Mittheilung einer Gnade, die verwaltet und unter bestimmten Bedingungen zur Heiligung verliehen werden muß. Damit aber diese Gnade immer wirksam, immer die rechte sey, ist es eben wieder nothwendig, daß jene Einheit, die die wesentliche Grundlage aller wahren Wirksamkeit des Christenthums bildet, in ihm aufrecht erhalten werde; ohne eine solche Thätigkeit ist das Fortbestehen des Christenthums unmöglich, und diese dadurch nothwendig hervorgerufen. Die Einzelnen als solche sind aber, eben weil sie einzeln sind, nicht im Stande, eine solche Thätigkeit auszuüben, da sie ihrer Natur nach die dazu nöthigen Bedingungen nicht erfüllen können. Die immer lebendige Erhaltung, das beständige Reproduziren einer an sich unendlichen geistigen That, wie es die Erlösung ist, kann nicht in die Gewalt einer endlichen, in Willen und Kraft gleicherweise beschränkten, dem mannigfachsten Wandel unterworfenen Subjectivität gegeben seyn; sondern es muß dieß von einer geistigen Allgemeinheit verwaltet werden, die, kräftig und wesentlich von dem Stifter des Christenthumes eingesetzt, den bestimmten und ausdrücklichen Beruf dazu erhalten, und mit ihm zugleich diejenigen Mittel und Befähigungen überkommen hat, welche sie zur Vollbringung dieses Amtes kräftig machen. Alles dieß aber, was mit dem Erscheinen des Christenthums selbst der Idee nach

nothwendig gesetzt war, ist durch die darauf hinzielende Thätigkeit im Leben des Erlösers, durch alle Handlungen desselben, die keine endliche, sondern immer fortbestehende, kräftig wirkende sind, wirklich geworden, indem jene geistige Allgemeinheit nun ihre Realisation in der Kirche fand, und Alles, was von jener prädicirt werden muß, in dieser gilt und wahrhaftig und wesentlich besteht.

Indem wir diesen Grundbegriff festhalten, gelangen wir zu einer richtigen Ansicht von allem innerhalb der Kirche Gegebenen; alle ihre Fundamental-Institutionen erscheinen uns in ihrem wahren Lichte, indem wir sie, als aus der Nothwendigkeit, das Christenthum in seiner Einheit rein und ungetrübt zu erhalten, und so die beständige Fortdauer seiner Wirksamkeit zu vermitteln, hervorgegangen, begreifen lernen. Diejenigen, welche oberflächlich darüber urtheilen, sie als Produkte menschlicher Weisheit und Klugheit zur Erreichung irgend welcher selbstsüchtiger Zwecke darstellen, welche in ihnen Überbleibsel einer in Geistesdünkel befangenen Zeit sehen, die sich überlebt hätten, und vor der neuen aufgehenden Sonne am geistigen Horizont der Menschheit verschwinden müßten, beweisen eben, daß sie in das wahre Wesen der Kirche, in die tiefere Bedeutung dessen, was in ihr sich gestaltet hat, keineswegs noch eingedrungen sind. Wir geben gern zu, daß dieses nicht die Sache eines Jeden seyn mag; aber dann enthalte sich auch Jeder vorschneller, unbegründeter, oberflächlicher Urtheile über das, worin Millionen seit Jahrhunderten ihre Beseligung gefunden haben; er schadet der Kirche nie, immer aber sich selbst. Zwei Verhältnisse dieser Kirche aber sind es besonders, die wir hier näher begründen und entwickeln müssen, da viele irrige Meinungen des H. Dr. F. aus einer Mißkennung derselben hervorgegangen sind. Es ist dieß zuerst der so oft schon und von verschiedenen Seiten her ventilirte Un-

terschied zwischen einer sichtbaren und unsichtbaren Kirche. In dem unrichtigen Verständniß dieser Begriffe wurzelt, wie uns scheint, ein Grundirrthum der Protestanten, in den auch Hr. Dr. F. an mehreren Stellen verfallen ist; indem sie nämlich diese Begriffe vereinzelnt auffassen, sie einseitig fixiren und so zu einer Entgegensetzung kommen, die in dem wahren Wesen der Kirche durchaus nicht begründet ist. Es ist nämlich ein in der innersten Natur des Christenthums wesentlich begründetes Streben, daß dasselbe, wo es einmal im Geiste des Einzelnen oder einer Gesammtheit Wurzel gefaßt hat, sich auch sogleich äußere, in das Leben übertrete und demselben eine bestimmte Richtung, einen eigenthümlichen Charakter aufdrücke, mit einem Worte, daß es nichts Abstraktes bleibe, sondern eine concrete Realität erlange, und in dieser Welt das vollende, wozu es aus einer höhern herabgekommen ist. So muß es in eben dem Grade auch in dem Wesen der Kirche, als Trägerin und Bewahrerin seiner, liegen, daß dieselbe sich äußere, in die Erscheinung trete, um die Wirksamkeit des Christenthums, die in ihr stätig gemacht wurde, nun auch wirklich auszuüben. Indem aber dieß Streben zur That wird, so ist damit und darin nothwendig schon alles gegeben, was wir späterhin als aus dem Bestreben, diese ihre Thätigkeit zu regeln und zu organisiren und so erst recht eigentlich zu begründen, hervorgegangen betrachten müssen, ihre ganze äußere Ordnung, die, indem sie auf innern nothwendigen Kategorien beruht, die wahre und berechtigte Hierarchie wird. Wohin ebenfalls denn auch das so oft mißgedeutete Streben nach Centralisation gehört, nach einem Mittelpunkte, einer Einheit, von dem die Radien der Wirksamkeit ausgehen, und das sich ebenso durch die Bestimmung des Stifters als durch die geschichtliche Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse als Primat des Bischofs von

Rom gestaltet hat. Nur indem dieß Alles als aus dem innersten Wesen der Kirche nothwendig hervorgegangen erkannt wird, kann es recht verstanden und gewürdigt werden, und ein falsches Auffassen desselben, ein Herabwürdigen, ein Verwerfen, weil es menschlicher Zusatz, vielleicht gar weil es dem ursprünglichen Christenthum Entfremdetes sey, beweist immer, daß demjenigen, der solche Urtheile fällt, alles tiefere Eindringen in das Wesen des Christenthums als absoluter wahrer Religion der Menschheit, so wie aller tiefere Blick für das Verständniß größerer geistiger und historischer Verhältnisse fehlt.

Indem aber die Kirche so sich äußerlich zu gestalten und zu organisiren strebt, bleibt sie wesentlich doch die eine ungetheilte, denn was von ihr in die Erscheinung tritt, das ist ihr innerstes Wesen, das ist eine nothwendige Folge der Manifestation desselben; und indem sie in ihrer Thätigkeit das ganze menschliche Leben umfaßt, die wichtigsten seiner Momente heiligt und verklärt, indem sie die überkommene Lehre beständig rein und in ihrer Einheit erhält, und sie beständig unter allen Völkern auszubreiten sucht, und so den Auftrag, den ihr Stifter ihr gab, als er seinen Jüngern sagte: euntes ergo docete omnes gentes, baptizantes eos in nomine patris et filii et spiritus sancti, beständig nach allen seinen Beziehungen hin, vollständig erfüllt, verwirklicht sie auch in der That und Wahrheit ihren ganzen Inhalt, realisirt ihren Begriff, und ist die rechte eine und nach allen innern und äußern Beziehungen hin vollendete. Es giebt in ihr nichts rein Äußeres, was nicht seine Begründung in einer aus ihrem Wesen hervorgegangenen Idee hätte, so wie auf der andern Seite nichts Inneres in ihrem Begriffe liegt, was nicht auch äußerlich dargestellt und realisirt wäre. Vollkommen also ihrer wahren Bedeutung entgegen ist es, wenn sie einseitig als blos innere oder

als blos äußere gefaßt wird; wenn man ihre Wahrheit nur darin sucht, daß sie eine innere, geistige, unsichtbare sey; denn damit ist gar nichts gesagt; eine Kirche, die nicht in die Erscheinung tritt, das Leben nicht durchdringt und heiligt, nicht in ihrem ganzen Umfang, was sie ist, äußerlich zu erkennen giebt, und so auf den Menschen, der weit entfernt ist, reiner Geist zu seyn, wirkt, ist gar keine, denn sie ist eine abstrakte, die für Engel, aber nicht für Menschen paßt, und alle wahrhaft *concrete* Wirksamkeit ausschließt. Ebensowenig trifft die der eben genannten entgegengesetzte Ansicht das Wahre, die in ihr nur eine äußere Verbindung, eine religiöse Gesellschaft oder dergleichen sieht, ihr nur einen äußern Bestand zuerkennt, ohne ihr eine innere Begründung, eine geistige Wesenheit zuzugestehen. Eine solche Kirche endlich, wie sie hier gefaßt wird, giebt keine Gewähr für ihre Unendlichkeit und keine Bürgschaft für die Wahrheit, die sich dadurch schon von dem Irrthum unterscheidet, daß sie einig, beständig, unveränderlich, dieser aber zerrissen, unbeständig und wechselhaft ist.

Der protestantische Begriff der Kirche ist aber in dieser Einseitigkeit befangen, indem er, von dem durch die Erfahrung bestätigten Satze, daß nicht Alle, die der christlichen Kirche durch die Taufe einverleibt sind, auch in der That und Wahrheit Nachfolger und Jünger Christi sind, ausgehend, eine Trennung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche macht, der letztern alle wahren Christen zuzählt, und der erstern alle diejenigen angehören läßt, die überhaupt durch die Taufe den Christennamen tragen. (So auch Hr. Dr. F. pag. 8 u. pag. 10 pag. 34 u. 35). Schon dasjenige, was wir eben über den Begriff der Kirche entwickelt haben, reicht hin, um das Falsche in dieser Ansicht erkennen zu machen; noch mehr wird das Unstatthafte derselben erscheinen, wenn wir noch

folgende Betrachtungen hinzufügen. Diese Getrenntheit der Kirche ist durchaus nicht im Christenthume begründet; eben so wenig, wie es ein sichtbares und ein unsichtbares Christenthum giebt, eben so wenig kann es eine sichtbare und unsichtbare spezifisch getrennte Kirche geben; die sichtbare wäre eine blos äußere Gesellschaft, der alles wesentliche Kirchliche, alles innere geistige Berufen- und Ausgerüstetseyn mit den Gaben des Geistes und der Kraft, alles Sacramentalische fehlte. Diese Kirche kann die Menschheit nicht heiligen, eben so wenig, wie es die unsichtbare kann, die nur für Geister und nicht für Menschen ist, die nicht auf Erden erkannt werden kann, da das sterbliche Auge den Geist nicht erschaut, und die, in sich abgeschlossen, sich durch nichts dem Menschen zu erkennen giebt. In ihr giebt es eben so wenig Sacramente, da ihr eins der Grundelemente des Sacraments, das Irdische, welches geheiligt werden soll, fehlt. Darnach ist zu beurtheilen, was Hr. Dr. F. pag. 7 — 14 gesagt.

Indem er aber schon eine solche Ansicht von der Kirche aufstellte, war es natürlich, daß er mit dem wahren und römisch-katholischen Begriffe der Kirche nicht einverstanden seyn konnte, und er wiederholt das alte so oft gesungene Lied: die Protestanten hätten sich nur von der römischen Kirche, nicht von der katholischen getrennt, dieser in ihrer Wahrheit und Ursprünglichkeit hätten sie sich vielmehr angeschlossen. Ist es in der That nicht zu beklagen, daß eine Meinung, deren Irriges doch wahrlich so leicht einzusehen ist, immer noch wiederholt wird, und man nicht ermüdet, die eigentliche Bedeutung des Ausdruckes „römisch-katholisch“ immer und immer mißzuverstehen. Es soll ja dadurch keineswegs irgend eine Abtheilung oder eine eigenthümliche Art des überhaupt Katholischen bezeichnet werden, sondern indem man zu dem „katholisch“ noch das „römische“ hinzufügt, will man dadurch an-

denken, daß der, wie wir eben gesehen haben, aus dem Wesen und der Organisation der Kirche nothwendig hervorgehende Mittel- und Einheitspunkt sich in dem Bischofe von Rom als dem dazu berufenen Nachfolger Petri fixirt habe, der als solcher mit vollkommenstem Rechte Oberhaupt der Kirche ist, die in dieser Beziehung nach ihm sich die römisch-katholische nennt, weil ihre Katholicität in ihm concentrirt und in ihrer Allgemeinheit in dieser Einheit realiter repräsentirt ist. Aber abgesehen von diesem falschen Verständniß des Ausdruckes, ist es in der That auch auffallend, daß die Protestanten selbst das Grundlose dieser Ansicht, in der sie freilich eine Berechtigung für ihre eigene Constituirung finden, noch nicht besser eingesehen haben. Denn welche Unklarheit und Unsicherheit! Die römische Kirche hat aufgehört, die wahre katholische zu seyn! Gut. Aber seit wann? Denn es ist doch höchst wichtig, den Anfang dieser neuen Kirche zu kennen. Wer ist denn der erste römische Papst, und wer war der letzte katholische Bischof von Rom? Und dann weiter. Die Protestanten müssen selbst zugeben, daß die wahre katholische Kirche eine bleibende sey, die nicht aufhören, in ihrem Bestehen unterbrochen, in ihrer Wirksamkeit gehemmt werden könne. Und doch muß diese Kirche, wenn anders die Ansicht der Protestanten richtig, Jahrhunderte lang aus der Menschheit und ihrer Geschichte verschwinden. Oder wo bleibt diese wahre katholische Kirche, in den Zeiten, wo die römische die allein und unbestritten herrschende war, wo, wie noch jetzt und immer, Katholicität außer ihr nicht bestand? War sie damals ganz von der Menschheit, die sie heiligen sollte und die ihr als das beständige Feld zur Wirksamkeit angewiesen worden ist, entfernt? Aber vielleicht hatte sich diese gute protestantisch-katholische Kirche damals zu den Häretikern und Schismatikern geflüchtet; diese hatten sie in

hrer ursprünglichen Reinheit bewahrt, und von denen
haben sie die Reformatoren des 16. Jahrhunderts empfan-
gen, und haben dann auf diesen alten Stamm ihre lu-
therischen und kalvinischen u. s. w. Sprößlinge gepfropft,
und der alte Saft hat in dem neuen Baum so gut ge-
wirkt, daß aus den paar Ästen, die er am Anfang trug,
jetzt sich eine Unendlichkeit von großen und kleinen Zwei-
gen entwickelte. Nur Schade, daß, nach einer alten Er-
fahrung, solche Bäume, deren Kraft alle in die Zweige
schießt, sehr wenige und nicht immer die besten Früchte
tragen. In der That, des Unhistorischen, ja wir stehen
nicht an, zu sagen, des Unchristlichen (und wir sind be-
reit, unsere Behauptungen zu rechtfertigen) ist in dieser
Ansicht so viel, daß es dem Unbefangenen ohne weiters
gleich in die Augen fallen muß, und wir daher nach dem
oben Gesagten die ausführliche Widerlegung der Dr.
Fikenscher'schen Ansicht wohl einem Jeden überlassen zu
können glauben. Wie diese Ansicht sich nur mit den Wor-
ten Christi „Ecce ego vobiscum sum omnibus diebus,
usque ad consummationem sæculi" vereinigen lassen könne,
verstehen wir wirklich nicht. Haupt und Glieder der
Kirche können, weil sie Menschen sind, Fehlern, Schwä-
chen und Gebrechen unterworfen seyn, und wie häufig
dieß der Fall gewesen sey, lehrt die Geschichte mehr als
man es im Interesse der Kirche wünschen möchte; aber
darum alle Wahrheit, allen christlichen Gehalt aus gro-
ßen, Jahrhunderte hindurch währenden kirchlichen Ent-
wickelungen verbannen wollen, ihre Geschichte während ei-
nes großen Theils ihrer Dauer in eine absolute Realisa-
tion des Irrthums, der Unwahrheit verwandeln, heißt
das nicht an der göttlichen Allmacht oder Weisheit Dessen
verzweifeln, Der der Kirche seinen Beistand bis ans Ende
der Tage verheißen hat? Heißt das nicht an der Unwan-
delbarkeit und Wirksamkeit des Christenthums, an seiner

nie aufhörenden Kraft, Thätigkeit, und damit zugleich an seiner innern Wahrheit zweifeln? Millionen also, die während jener wahrlich grossen Jahrhunderte des Mittelalters ihr Heil und ihre Beseligung in der Kirche fanden, haben ihren höchsten Lebenstrost, ihre Kraft, die Gewalt des Todes, der Sünde zu überwinden, in einem Wahn gesucht! Die Lüge hat Jahrhunderte lang den Thron des Geistes eingenommen, auf dem die Wahrheit sitzen soll und regieren! Der Protestantismus fordert Consequenz. Dieß sind aus seinen Behauptungen gezogene Consequenzen!! *)

---

*) Wir halten es nicht für überflüssig, die verehrlichen Leser des Katholiken darauf aufmerksam zu machen, daß in derselben Weise und wie von demselben Standpunkt aus, wie hier das Dogma von der Kirche aufgefaßt und behandelt erscheint, in der angeführten Schrift auch noch die höchst wichtigen Lehren von der Tradition und der Unerreichbarkeit des Heils außerhalb der Kirche dargestellt und auseinander gesetzt sind. Außerdem aber wird in derselben die Zerrissenheit und Zerfallenheit der protestantischen Theologie, besonders das Ungenügende und seinem innersten Zweck so wenig Entsprechende des akademischen Studiums der protestantischen Theologie, lebendig, wie es uns scheint, und wahr geschildert, in welcher Beziehung wir unsere Leser darauf verweisen zu müssen glauben. D. R.

XV.

Zur Berichtigung

:riger Ansichten vom sogenannten Hermesianismus.

Von katholischen Theologen, die sonst so gerne den)rotestanten ihre Entstellungen des katholischen Lehrbegriffs iit Unwillen vorwerfen, sollte man doch billig erwarten, aß sie ein philosophisches System, welches zur wissen- chaftlichen Begründung des Katholicismus eschrieben ist, nicht anfeinden und verrufen würden, evor sie dasselbe gehörig durchstudiert und richtig aufge- aßt hätten. Man braucht aber gerade kein Herme- ianer zu seyn, um sich überzeugen zu können, daß die lntihermesianer in ihren bisherigen Äußerungen ganz irrige lnsichten von den wesentlichen Punkten des sogenannten)ermesianismus kund gegeben, und also den seligen Pro- essor Hermes entweder mißverstanden oder über sein Sy- tem blos nach Hörensagen gesprochen haben. „Diejeni- ;en, sagt der heilige Clemens von Alexandrien, haben kein Recht die Philosophie zu verdammen, welche blos von Hörensagen urtheilen, bevor sie in das Einzelne und In- nerste (der Systeme) eingedrungen und zu einer genauen Kenntniß derselben gelangt sind. Der aus eigener Ein- icht erfolgte Beweis, verdient doch vorzüglich Glauben." Strom. L. I. c. 18. Es ist sehr begreiflich, daß die Geg- ier des hermesischen Systems durch ihre Mißverständnisse ınd Entstellungen die Hermesianer zum schneidendsten Wi- erspruche, ja zum bittersten Hohne veranlaßt haben; allein s ist eben so begreiflich, daß durch all dergleichen Gezänke die gute Sache selber wenig gefördert werde. Jeder Freund der Wahrheit wird es gerne sehen, wenn die Gegner des sogenannten Hermesianismus denselben gründlich und ruhig

angreifen; dieses aber ist nicht möglich, so lange sie die philosophische Einleitung des seligen Professor Hermes nicht besser studirt und ihr Verhältniß zur positiven Theologie nicht richtiger aufgefaßt haben. Möchte Nachstehendes Einiges beitragen, die obwaltenden Mißverständnisse zu heben.

Hermes hatte die Überzeugung: „erstens, daß „das sogenannte Lernen, was in allen Fächern der „eigentlichen Menschenbildung zwecklos ist, in der Theolo„gie zweckwidrig sey; und zweitens, daß auch die be„kanntesten Lehren der Theologie noch gleichsam verschleiert „und ihr wahrer Sinn in Dunkel gehüllet und der Deute„lei unterworfen bleibe, wenn nicht eine jede derselben „als ergänzender Theil eines vollendeten Systems gesehen, „und wenn dieses System nicht im Wege der Untersuchung „— Untersuchung im Gegensatze zu der sonst gewöhnlichen „synthetischen Zusammenordnung verstanden — aufgebaut „und durch alle Irrgänge des Zweifels hindurch geführt „worden.“ (Philosophische Einleitung; Münster 1819, S. III und IV.) Hermes war also gegen das blose Anlernen der Theologie ohne eigene Untersuchung und ohne eine ernste, bis zu den ersten Gründen hinunter steigende Prüfung, weil ein solches unmöglich den Theologen wahrhaft bilden und zu dem tüchtig machen kann, was er zu jeder Zeit, vorzüglich aber in unsern Tagen, leisten soll. Das ist, sollte man meinen, Grund genug das sogenannte Lernen in der Theologie für zweckwidrig zu halten. Man hat die Mißbilligung des blosen Anlernens der Theologie durchaus mißverstanden, indem man gesagt, Hermes wolle die positive Offenbarung nicht aus der Bibel und der Tradition geschöpft, erlernt, sondern ganz philosophisch construirt, und selbst die positiv geoffenbarten Geheimnißlehren aus der menschlichen Vernunft entwickelt haben. Man wird aber schwerlich einen Theolo-

;en finden, der diesem Streben ernstlicher und schärfer 'ntgegenarbeitet, als eben Hermes. Er giebt dieses auch 'chon selber S. XXIII hinlänglich zu verstehen. — Ferner 'tellt Hermes dafür, daß jede Lehre nur an der rechten Stelle im theologischen Systeme gehörige Klarheit und Bestimmtheit erhalten könne, und daß deßhalb die rechte Stelle für jede Lehre im Wege der Untersuchung ermittelt werden müsse. Demnach mußte er auch behaupten, daß die bekanntesten Lehren der Theologie bei der sonst gewöhnlichen synthetischen Zusammenordnung in Dunkel gehüllt und der Deutelei unterworfen bleiben. Beachtet man, wie zumal in den letzten Jahrzehnten wirklich die bekanntesten theologischen Lehren von den katholischen Neologen gedeutelt, und den unkatholischen Ansichten angepaßt worden, so muß man wahrlich wünschen, daß diesem Unfuge ernster und besser vorgebeugt werde. Hierzu wird doch nun wohl die allseitige Beleuchtung und Bestimmung des rechten Sinnes der katholischen Lehren vorzugsweise geeignet seyn; und wenn sich jene wie diese nur an der rechten Stelle im Lehrsysteme gehörig ergeben können, so muß diese Stelle sorgfältig aufgesucht, und damit alle Lehren recht beleuchtet und genau bestimmt werden können, das ganze System im Wege der Untersuchung aufgebaut werden. Daß dieses bei der gewöhnlichen synthetischen Zusammenordnung nicht geschehe, wird jeder wohl wissen, der jemals mit Geschick für wissenschaftliche Ordnung die Mehrheit der theologischen Handbücher aufmerksam durchgesehen hat. Hermes hat aber nirgend behauptet, es gäbe kein theologisches Werk, worin einzelne Theile oder auch das Ganze der Theologie wissenschaftlich geordnet und die Lehren recht beleuchtet und genau bestimmt seyen. Jedenfalls hat man ihn durchaus mißverstanden, wenn man ihm vorwirft, er habe geglaubt nach achtzehnhundertjährigem Bestande der katholischen

Kirche seyen doch sogar ihre bekanntesten Lehren noch verschleiert und deren wahrer Sinn in Dunkel gehüllt. Hat er doch offenbar nur mit der allgemeinen Bedingung gesagt, wenn die einzelnen Lehren nicht als ergänzende Theile eines vollendeten, im Untersuchungswege aufgebauten Systems gesehen würden, so blieben selbst die bekanntesten noch gleichsam verschleiert, und ihr wahrer Sinn in Dunkel gehüllt und der Deutelei unterworfen.

„Sobald ich mit meinen Studien über die Jahre des „Einsammelns (der nöthigen Materialien) hinausgekommen war, und nun über das was ich eingesammelt, zu „reflectiren anfing, ergriffen und fesselten mich die Ideen: „Gott — Offenbarung und ewiges Leben, so sehr „als wären sie die einzigen gewesen, die ich je gehört „hätte. Es entstand in mir eine Menge Fragen und Zwei„fel darüber, die mich Tag und Nacht beschäftigten, die „ich zwar alle zu beantworten wußte, worüber „ich mir aber bei näherer Erwägung gestehen „mußte, daß ich in der That keine einzige von „ihnen beantworten konnte" S. IV. Wohl macht jeder ernstlich Studirende, der Philosophie und Theologie nicht blos lernt, eine ähnliche Erfahrung. Hermes vollendete die Reihe seiner Fragen mit der, ob auch wirklich ein Gott sey. Auf seinem Wege mußte ihm ein nöthigender Beweis für alles, wonach er fragte, „von der „Frage nach der Quelle menschlicher Wahrheit „angefangen und bis zu der letzten Lehre der „übernatürlichen göttlichen Offenbarung in un„unterbrochener Kette durchgeführt," zum unab„weislichen Bedürfnisse werden. Daß er nun dieses Bedürfniß aus den damals gangbaren theologischen und philosophischen Büchern in keiner Weise befriedigen konnte, wird jeder Sachkundige begreifen. Er entschloß sich daher selbst zu philosophiren, und wo möglich einen sichern

Weg zur positiven Offenbarung zu suchen, aber eben deß-
alb nichts als wirklich und wahr oder als nicht wirklich
und nicht wahr anzunehmen, so lange er noch zweifeln
könnte, und deßhalb auch Phantasie und Gefühl überall
auszuschließen. Er glaubte endlich unter allen denkbaren
Weisen die einzige gefunden zu haben, die irgend ein meta-
physisches Resultat gebe, wofern man alle Willkür aus-
schließe und nur nach Vernunftnöthigung entscheide. Er
hielt sie selber für die einfachste, die wohl jeder anwende,
wo er wirklich einen bindenden Beweis für irgend eine
Wahrheit liefere, und er hat sich bemüht, sie in seiner
philosophischen Einleitung in ihrer ganzen Einfalt ohne
gelehrte Terminologie und ohne alle hochfahrende Bilder
vorzutragen. „Es soll mich daher weder befremden noch
kränken — sagt er — wenn man mir sagt, man habe das,
was ich hier vorbringe, längst gewußt, — auch ich habe
es längst gewußt, aber ich wußte nicht, daß ich es wußte,"
— d. h. er wußte sich den nöthigenden Beweis dafür bis
zu den ersten Gründen herab nicht zum Bewußtseyn zu
bringen.

„Ich habe also nicht in einem der bekannten philoso-
phischen Systeme, welchen Deutschland seit 20 Jahren
nach einander gehuldiget hat, sondern in meiner eigenen
Weise philosophirt, und ich habe mich auf jene Systeme
fast ausschließlich nur da bezogen, wo ich sie zur Ver-
theidigung meines eignen und der hierin erwiesenen Grund-
lagen für die Theologie bestreiten müßte." —

Es verräth wahrlich einen ungeheuern Mangel an
Sachkenntniß, wenn man ihm in irgend einer Beziehung
Kantianismus vorwirft, es sey denn, daß man alles phi-
losophische Forschen und strenge Untersuchen gedankenlos
verderblichen Kantianismus nenne. Wer einmal weiß,
daß Kant's Kritik der reinen Vernunft eigentlich oder doch
nach Ansicht des sel. Prof. Hermes, nur eine Kritik

des Verstandes und der Kantianismus überhaupt nur eine Verstandesphilosophie sey, der muß auch einsehen, daß es nicht die Kantische Vernunft sey, welche im Hermesischen Systeme herrschet, sondern das dem Menschen von Gott verliehene Vermögen für die Erkenntniß der übersinnlichen Welt. Die Kantische Vernunft — oder der Verstand — kann über die erfahrungsmäßigen Begriffe nirgend hinaus, und tritt daher in ein feindliches Verhältniß zur positiven Offenbarung, deren Lehren sie so lange deutelt, modelt und verhunzt, bis sie dieselben in ihren Begriffskreis hineingezerrt. Kein System tritt aber diesem verwegenen Streben entschiedener und fester entgegen, als eben das Hermesische, indem es überall den Verstand mit aller Schärfe in seine Schranken zurückweiset, und ihm nirgend eine verderbliche Operation im Übersinnlichen, von dem er keine eigentlichen, sondern nur analoge Begriffe haben kann, gestattet. Wo demnach die Kantianer in einer Geheimnißlehre einen Widerspruch zu finden behaupten, da weiset ihnen Hermes nach, daß sie solches mit Unrecht thun, weil man nur analoge Begriffe von dieser Lehre haben könne, u. s. w. — Auf dem Wege der Nöthigung durch die Vernunft tritt er nun auch nicht minder entschieden und fest gegen die sogenannten speculativen Philosophen und Theologen auf, zumal wo sie sich anmaßen, vermittelst der Phantasie, die sie gerne wesentliche Vernunft nennen, die positiven Lehren des Christenthums beliebig zu construiren. Wie war es nun möglich, diesen Mann zu beschuldigen, er wolle die positiven Offenbarungslehren, namentlich die Geheimnißlehren, aus seiner Vernunft entwickeln?

Hermes glaubte in seiner philosophischen Einleitung den festen Grund zum wissenschaftlich strengen Beweise des Christenthums als einer von Gott gegebenen Offenbarung gelegt, dann in der positiven

inleitung das Christenthum als göttliche Offenbarung
id den Katholicismus als das wahre Christenthum wirk-
h erwiesen und endlich die christkatholische Dog-
atik selbst über jener Grundlage aufgebaut zu haben.
Ind bei allen diesen Arbeiten — sagt er — habe ich den
Borsatz auf das gewissenhafteste erfüllt: überall so
ange es möglich zu zweifeln, und da erst definitiv zu
ntscheiden, wo ich eine absolute Nöthigung der Vernunft
u solcher Entscheidung vorweisen konnte. Ich habe
nich deßwegen durch manche Irrgänge des Zweifels hin-
urch arbeiten müssen, in welche sich einzulassen demjeni-
gen, welcher es nie zu einem ernstlichen Zweifel brachte,
unnütze zeitverderbende Mühe, und demjenigen, welchem
die Angelegenheit des Menschen, die es gilt, wie mir,
iber Alles wichtig ist, Thorheit scheinen wird. Ich bitte
beide, daß sie mein Buch nicht lesen wollen.
Mir war die Mühe erträglich, weil mir die Sache der-
selben werth war; und ich fürchtete auch niemals, durch
diesen Weg (der strengsten Untersuchung) etwas zu ver-
lieren, denn ich hatte eingesehen, daß in jedem we-
niger strengen Wege alles, wonach ich suchte,
nit gleichem Grunde verworfen als angenom-
men werden könnte. Überdieses hatte ich auch ein-
gesehen, daß es für Menschen kein sicheres Kriterium
der Wahrheit gebe, außer die Nothwendigkeit allein; und
mich selbst wissentlich täuschen, das habe ich weder
gekonnt noch gewollt. Freilich ist es doch möglich, daß
ich ohne mein Wissen in irgend einem für den Be-
weis des Ganzen weniger wichtigen Punkte von dieser
Strenge gewichen bin; daß es in einem wichtigen geschehen
sey, glaube ich nicht, weil ich Alles wieder und wieder
besehen und gewogen habe. Und so bin ich denn nun zu
der Überzeugung — Dank sey es meinem Gott,
den ich gefunden habe! — gelangt, die ich so sehr wünschte

„und suchte: ich bin gewiß geworden, daß ein Gott sey:
„ich bin gewiß geworden, daß ich ewig seyn und leben
„werde; ich bin gewiß geworden, daß das Christenthum
„göttliche Offenbarung und daß der Katholicismus das
„wahre Christenthum sey. Darum wünsche ich denn aus
„dem ganzen Herzen — und wer wäre ich, wenn ich das
„nicht wünschte? — daß alle Menschen (gleichviel auf wel-
„chem Wege) dieselbe Überzeugung gewinnen und durch
„denselben Glauben und durch dieselbe Hoffnung mit mir
„vereinigt werden mögen, in dem Einen Gott und in der
„Einen katholischen Kirche seines Sohnes unsres Herrn
„Jesu Christi. So sehr es mir mit diesem Wunsche nun
„auch Ernst ist, und so hoch meine Brust schwellet, bei
„dem Gedanken einer solcher Vereinigung Aller, so bin
„ich doch bei der gegenwärtigen Nichtvereinigung weit
„entfernt von aller Intoleranz gegen anders denkende.
„Wenn man länger denn 20 Jahre, unausgesetzt gerungen
„hat, eine Überzeugung zu gewinnen und vor dem Rich-
„terstuhle der Vernunft haltbar zu **begründen**, und wenn
„man dabei der Abwege so viele und mitunter so täuschen-
„de gewahr geworden ist; so verschwindet aller Dünkel
„und alle Aufgeblasenheit, die Quelle der Intoleranz, und
„man wird duldsam gegen jedermann.“ S. X, XI, XII,
XIII.

Liest man diese Stelle mit Unbefangenheit und mit
einem Funken von jener I. Kor. XIII. 1 — 7 gezeichne-
ten Liebe, so kann man schwerlich dem Manne seine Hoch-
schätzung versagen, dem eine zuverlässige Auskunft über
die wichtigsten Wahrheiten mehr, als das Leben selbst,
werth war, und der während einer langen Reihe von Jah-
ren so unausgesetzt an der Lösung seiner großen Aufgabe
arbeitete, daß ihm, aller verschiedenen Geschäfte ungeach-
tet, kaum ein Tag verging, an dem er ihr nicht mehrere
Stunden widmete. Woher denn dieser Durst nach Wahr-

heit, dieses unermüdbare Ringen nach zuverlässiger Erkenntniß der höchsten und wichtigsten Gegenstände des menschlichen Denkens und Trachtens? Wer das aus leidigem Wissensdünkel oder aus irgend einer andern unlautern Quelle herleiten will, den muß wahrlich unchristlicher Argwohn dumm gemacht haben. Wenn der Apostel die Heiden unentschuldbar findet, weil sie ihre Vernunft nicht gebraucht, um vermittelst der Naturoffenbarung zur Erkenntniß Gottes zu gelangen (Röm. I.), wie soll man es denn mißbilligen, daß Hermes seine Vernunft aufs gewissenhafteste in unausgesetzter Thätigkeit erhalten, um auf sicherem Wege zur natürlichen Gotteserkenntniß und von da aus zur Überzeugung von der Göttlichkeit des Katholicismus zu kommen. Ist es etwa unrecht, daß Hermes den Vorsatz hatte, so lange als möglich zu zweifeln und nichts definitiv zu entscheiden, bis er eine eigentliche Nöthigung der Vernunft für solche Entscheidung vorweisen konnte? Allein dieser Vorsatz zeugt eben, wie lieb ihm die Wahrheit und wie redlich es ihm um Vermeidung des Irrthums zu thun war. Er konnte allerdings doch noch auf Abwege gerathen und sich in Irrthümer verwickeln, aber mehr könten dieses doch alle, welche in ihren Untersuchungen weniger streng verfahren, und diejenigen, welche ohne eigene Untersuchung und Prüfung blind glauben, sind dieser Gefahr offenbar am meisten ausgesetzt. Gab Gott die Vernunft als das Vermögen für die höhern übersinnlichen und wichtigsten Wahrheiten, damit man sie nicht gebrauche? Und dringt die positive Offenbarung wohl irgend auf Leichtgläubigkeit oder auf blinden Glauben? Spricht etwa da nicht der heil. Geist durch die Apostel, wo es heißt: Ich rede als zu Verständigen, beurtheilt selber, was ich sage, I. Kor. X. 15. „Den Geist löscht nicht, Belehrungen mißachtet nicht; aber prüft Alles und behaltet das Gute, 1. Thess. V. 20, 21. Vielgeliebte, glaubt nicht

„jedem Geiste, sondern prüft die Geister ob sie aus „Gott seyen, denn es sind falsche Lehrer in die Welt ge„kommen, 1. Joh. IV, 1.“ Das eigene Untersuchen und Prüfen von Seite der Fähigen, halten also die Theil keineswegs für überflüssig, noch weniger für gefährlich und strafwürdig, wo es redlich aus lauterer Liebe zur Wahrheit angestellt wird. Je strenger aber die redliche Untersuchung desto weniger gefährlich, hingegen je oberflächlicher und leichtfertiger, desto unsicherer und gefahrvoller. Auch wird Gott den je mehr und mehr erleuchten und vor Verirrung bewahren, der das ihm verliehene natürliche Erkenntnißvermögen gewissenhaft treu und eifrig gebraucht. Hermes hätte etwa dahin kommen können, zu glauben, es lasse sich durch streng philosophische Forschung keine zuverlässige Antwort auf seine Fragen finden, aber darauf erwiedert er, daß dann eben diese Überzeugung ihm eine Antwort gewesen seyn würde, womit er auch hätte zufrieden seyn wollen, falls er keine andere hätte erreichen können (S. VII.) Socrates war wirklich dieser Meinung. Allein — sagt Plato im Phädrus — nur schwache Seelen „lassen nach, ehe sie die „Untersuchung nach Möglichkeit ausgeführt. Selber nach„denken muß man, bis man zur Beruhigung gekommen, „oder wenn man einsieht, es sey unmöglich, zur Gewiß„heit zu gelangen, so muß man das Wahrscheinlichste er„greifen, und sein Leben darnach richten, bis uns irgend „ein Göttersprnch sicherer leitet.“ Haben wir aber nicht eine göttliche Offenbarung, die uns sicher leitet? Freilich, wer einmal zum entschiedenen Glauben an diese gekommen und die katholische Kirche als unfehlbare Trägerin und Erklärerin derselben anerkannt, ist gegen Verirrung gesichert. Allein sollen wir eine vorgebliche göttliche Offenbarung etwa schon deßwegen für wirklich göttlich und ein vorgeblich unfehlbares Lehramt ebenfalls deßwegen für

wirklich unfehlbar halten, weil uns solches von jener wie von diesem seit unserer zarten Kindheit betheuert worden? „Oder — mit den Worten des seligen Professor Hermes „— wollet ihr wohl behaupten, daß man alles glauben soll, „was nur irgend zu glauben vorgegeben wird, und wenn „einer das thäte, daß sein Glauben noch ein frommer „Glaube genannt werden könnte? Gäben wir es auch zu, „sagt der heil. Clemens von Alexandrien, daß man auch „ohne Philosophie glauben könne, so würde man doch auch „eingestehen müssen, daß der Unwissenschaftliche nimmer „zur Einsicht der Gründe seines Glaubens gelange. Die „Annahme des Wahren und Verwerfung des Falschen ge„schieht nämlich nicht durch den Glauben an sich, sondern „durch den Glauben, sofern er auf Wissenschaft sich be„gründet. Strom. l. I. „Wisset ihr ohne Beweis, fragt „Hermes, was geglaubt werden könne und solle und was „nicht? Ein Beweis des Glaubens muß dem Glauben „vorhergehen, das ist unwidersprechlich, und ich denke nicht, „daß irgend einer im Ernste das läugnen wolle, aber die„ser Beweis soll nicht philosophisch geführt werden, „das wollet ihr sagen, und das deßwegen nicht, weil ihr „die Philosophie selbst für unsicher und zur Gründung „und Aufrechthaltung der positiven Theologie unnöthig „haltet. Nun möchte ich aber doch wissen, was für einen „Beweis ihr von der Annahme des Glaubens an Offen„barung und selbst zur Gründung dieses Glaubens noch „hättet, außer allein einen philosophischen, ist doch „alle Erkenntniß, wozu dem Menschen durch seine Natur „allein der Weg geöffnet ist, eine philosophische; — „und ebenfalls möchte ich wissen, durch was für Beweise „ihr, nachdem ihr selbst schon eine Offenbarung erkannt „und angenommen habt, die Anfechtung anderer widerle„gen wollt, als einzig durch philosophische, denn „Angriffe auf die Offenbarung durch die angegriffene Of-

„fenbarung selbst gleichgestellten ist doch offenbar unmög-„lich." S. XX. Dieß war auch die Überzeugung des hl. Hieronymus, wie man aus dem ersieht, was er über den heil. Cyprian sagt: Cyprianus, vir eloquentia pollens et martyrio, Firmiano narrante mordetur, cur adversus Demetrianum scribens testimoniis usus sit Prophetarum et Apostolorum, quae ille ficta et commentitia esse dicebat, et non potius philosophorum et poëtarum, quorum auctoritati, ut ethnicus, contraire non poterat. — *Hieron.* Epist. ad Magnum, orator. Roman. Lactantius ist es, der den Schriftgebrauch in des heil. Cyprians Abhandlung gegen Demetrianus sehr leichtfertig tadelt l. 5. Instit. div. c. 1. „Unmächtig zum Beweise, zur Vertheidigung und „zur Befestigung des Offenbarungsglaubens könnt ihr also „die Philosophie nicht finden, und wollt ihr sie nur „noch (durchaus) unsicher nennen, so müßt ihr folgerecht „auch alle Offenbarung als ungewiß und den Glauben an „dieselbe als gleich unsicher verwerfen." Man wende nicht ein, der Glaube an die Offenbarung sey eine übernatürliche Gnadengabe. Fürs erste gilt dieses zuerst von der Wirksamkeit des in Liebe thätigen Glaubens. Dann aber auch noch die Frage, ist die Erleuchtung und Stärkung, welche der heil. Geist in uns wirkt, damit wir zum Glauben gelangen, im Glauben fest und durch den Glauben in Liebe thätig werden, nicht eben eine Erleuchtung und Stärkung der natürlichen Vernunft, und müssen wir also nicht immer noch auf dem Wege und vermittelst dieser natürlichen, aber übernatürlich erleuchteten und gestärkten Vernunft zum Glauben kommen und darin beharren, erstarken und thätig werden? Ein ganz neues Glaubensvermögen wird uns doch wohl nicht neben dem natürlichen eingepflanzt? Sollte Jemand dieses meinen — was bei der heutigen Verschiedenheit der Meinungen möglich wäre — so würde doch auch ein solcher es hoffentlich noch

nicht für Sünde halten, wenn Jemand die natürliche Gottesgabe der Vernunft dazu brauchen wollte, zu sehen wie weit er vermittelst derselben in der möglichst sichern Erkenntniß höherer Dinge es bringen könnte. — Doch Hermes möge fortfahren. „Das ist freilich nicht zu läugnen, „daß in der Philosophie, wo die menschliche Vernunft „ohne Führer, ihrer eigenen Leitung überlassen, allein geht, „die Gefahr des Irrens sehr groß sey, und daß hier Kei„ner der Verirrung zu entgehen hoffen dürfe, welcher „sich über den einzigen bekannten Boden, über „die Röthigung durch die Natur der Vernunft „hinaus wagt.“ Sollte in den philosophischen Untersuchungen die Vernunft des redlich nach höherer Wahrheit forschenden Denkers so ganz sich selbsten überlassen, allein gehen? Soll sie auch da nicht schon übernatürlich erleuchtet und gelenkt werden? Wird doch sogar mancher redliche Philosoph auf Irrwegen im Gebiete der Philosophie zum Offenbarungsglauben geführt. Indeß, die Sache natürlich betrachtet, bleibt es immer wahr, daß man sich der Gefahr zu irren in dem Grade preisgiebt, in welchem man sich von dem Wege der strengsten Untersuchung entfernt und eher entscheidet, eher annimmt oder verwirft, als man sich für die Annahme oder Verwerfung einer Nöthigung durch die Natur der Vernunft bewußt geworden ist. Diesen sichern Weg zu gehen, ist für jeden nach Maßgabe seiner Fähigkeit Pflicht, damit er sich keiner Vernachlässigung des ihm von Gott verliehenen Talents, und zwar in Bezug auf die höchsten und wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß schuldig mache. Ist nun der wissenschaftlichen Theologie eine philosophische Grundlage unentbehrlich, so muß sich ihrer der Theologe und zwar im Wege der Vernunftnöthigung versichern. Dieses auch darum, weil der Nichtgelehrte in der Voraussetzung seinem Worte ver-

traut, daß er ihm nichts betheuere, ohne es aufs gewissenhafteste untersucht und als nothwendig wahr erfunden zu haben, und weil der gelehrte Ungläubige seiner frommgemeinten Versicherung spottet, oder ihn wenigstens als einen Blödsichtigen, bemitleidet, wofern er keinen nöthigenden Beweis für seine Sache zu führen vermag. Man vergleiche hierüber des heil. Clemens von Alexandrien Strom. l. I., wo es unter vielem andern auch *heißt:* „die „Weltweisheit (ächter Art) macht zwar die *Wahrheit (des* „Evangeliums) nicht stärker, aber sie entkräftet die Angriffe der Sophisten, und ist darum der Zaun und *die* „Mauer um den Weinberg genannt worden, weil sie die „tückischen Anfälle auf die Offenbarung abwehrt.“ Doch nicht blos der heil. Clemens von Alexandrien, sondern alle ausgezeichneten Theologen alter und neuer Zeit haben die Philosophie stets als Vorbereitung und Schutzwehr des Glaubens betrachtet und sie für nöthig gehalten, um die Begriffe der Ungläubigen zu entkräften. Man denke nur an Basilius den Großen, an Gregor von Nazianz, an Justin den Martyrer, an Augustin, an Gregor den Wunderthäter; ferner an Origenes, Athenagoras, Theophilus, an Thomas von Aquin und Duns Scotus &c.

„Dabei bleibt aber wahr — sagt Hermes — daß es „eine Gränze giebt, über welche hinaus der Gebrauch der „Philosophie in der Theologie Mißbrauch wird, und einige der genannten Männer, namentlich der heil. Augustin und der heil. Gregor von Nazianz haben diese „Gränzen zuweilen, und die meisten Scholastiker haben sie sehr oft überschritten. Soll man aber den Gebrauch untersagen, um den Mißbrauch zu verhüten? Ich „werde diese Gränze vor dem Eingange in die Dogmatik scharf genug bezeichnen, und werde mich schon hüten „sie zu überschreiten. Bis dahin aber, nämlich in der

„Einleitung zur Theologie, ist ihr Gebrauch unbe„gränzt, weil die Vernunft nothwendig so lange allein „führt, bis sie einen zweiten Führer gefunden hat."

Er begegnet ferner dem Einwurfe, daß durch die philosophischen Untersuchungen das Herz für die religiösen Gefühle erkalte, mit der Bemerkung: dieses Erkalten aus der Verdeutlichung der Erkenntniß dürfe nicht verwechselt werden mit dem aus Gleichgültigkeit. Ohne große Aufopferung und Selbverläugnung lasse sich der Weg der strengen Untersuchung nicht gehen, und beides — Aufopferung und Selbstverläugnung — setze größere Liebe zu dem wofür es geschehen, als zu dem, was aufgeopfert und verläugnet werde, voraus. Diese Liebe habe offenbar größern Werth, als die vermittelst der Einbildungskraft entflammten, oft wenig wahren und schnell verrauchenden, frommen Gefühle, gegen die selbst die ausgezeichnetsten Asceten Mißtrauen empfehlen. Die deutlich erkannten Wahrheiten erheben bei reiflicher Erwägung zwar langsam aber ernst, wahr und dauerhaft zu entsprechenden Gesinnungen und Entschlüssen, die uns auch außer der Stunde der Begeisterung in den Gefahren standhaft machen. Die mühsam errungene Wahrheit ist doppelt theuer und durchdringt die ganze Seele. Ohne deutliche Erkenntniß bleibt die Frömmigkeit blind und weiß nicht, ob sie für Heiliges oder Unheiliges, Wahres oder Falsches ihr Opfer darbringt, wo aber Erkenntniß mit der Frömmigkeit vereinigt ist, bringen beide reichen Segen, hundertfältige Frucht.

„So bleibt denn wahr, daß der Religionslehrer sich „eine gründliche, aus den ersten Principien der mensch„lichen Wahrheit hervorgebildete und zu einem vollkom„menen Systeme vollendete Wissenschaft der Theologie er„werben müsse, und daß er zu dem Ende vor keinem Zwei„fel fliehen und über keinen Gegengrund die Augen ver-

„schließen dürfe, sondern daß er jene aufsuchen und diese „würdigen müsse, damit ihm aus der Untersuchung beider „eine sichere und unumstößliche Überzeugung entspringe, „wodurch er selbst seiner Sache gewiß und zu„gleich fähig werde, einst andere zur Gewiß„heit zu führen. Wenn einer dieses nicht kann oder „nicht will, so stehe er ab von seinem Vorhaben, damit er „sich nicht in ein Amt eindränge, wozu er nicht berufen „ist, und worin er in unserer Zeit unausbleiblich scha„den wird. Daneben ist wahr, daß es dem Religions„lehrer, nicht nur in unserer sondern zu aller Zeit, „eben so sehr Noth thue, sein Herz der Lehre, die „er erkannt, gemäß zu bilden. Ohne dieses sind alle seine „Beweise, Lehren und Ermahnungen nur ein leerer Schall „der in der Luft verfliegt.» (S. XXVII. 2c.)

Klar ist's, Hermes wollte dem blosen Anlernen der Theologie und der halben Begründung dieser heiligen Wissenschaft entgegenarbeiten, und deßhalb einen von den ersten Gründen menschlicher Wahrheit bis zu der letzten Lehre der göttlichen Offenbarung streng durchgeführten Beweis liefern, und er hoffte so auch dem Unglauben wie der Schwärmerei am kräftigsten zu wehren. Dieses Streben macht wohl mit vollem Rechte Anspruch auf Anerkennung und Hochschätzung, und verdient keineswegs den blinden Tadel, den es bis jetzt schon in Übermaß geerntet. Man hat gesagt, Hermes sey unmäßig in seinen Forderungen an die angehenden Geistlichen gewesen, indem er allgemein von jedem verlangt, daß er sich auf einem so strengen Untersuchungswege, als Hermes selber, die Wissenschaft der Theologie erringen könne und wirklich erringe. Man sollte aber so billig seyn, auch zu sagen, daß Hermes von den angehenden Theologen doch nur die Fähigkeit und den Fleiß gefordert, sofern beide unerläßlich sind, damit sie das Angegebene unter der Führung tüchti-

er Lehrer leisten. Man hat im Allgemeinen die Schü-
r des seligen Hermes eines ungemessenen Dünkels be-
hulidigt, und die Ursache davon in dem Verfahren ihres
:hres finden wollen. Wohl hat jeder tüchtige Lehrer dün-
lhafte Schüler, die sich darauf etwas einbilden, was sie
on ihrem ausgezeichneten Lehrer mehr und besser gelernt
r haben meinen, als andere, die dessen Schüler nicht ge-
esen. Das ist auch bei einigen Schülern des seligen
ermes der Fall. Nach eigener und fremder Erfahrung
in ich aber überzeugt, daß die eigentlich Dünkelhaften
nter den sogenannten Hermesianern fast nur die Stümper
nd, die für den Geist ihrer Lehrers am wenigsten Em-
fänglichkeit gehabt. Gar viele von den ausgezeichnetsten
Schülern dieses würdigen Mannes sind als durchaus an-
oruchlose, ächt-fromme und berufstreue Geistliche bekannt.
— Um Mißdeutungen zu verhüten, sey hier bemerkt, daß
h nicht Schüler des seligen Hermes gewesen, daß ich in
teinem Leben nur einmal im angefüllten Hörsaale zu
Bonn einer Vorlesung von ihm beigewohnt und nur eine
— unvergeßliche — Unterredung mit ihm gepflogen. Dank
eiß ich auch immer dem großen Denker für die Hülfe,
ie mir seine philosophische Einleitung zumal in dem Jahre
vo sie zum erstenmal erschien (1819) geleistet. Wäre ich
uch seither von dem philosophischen Systeme des seligen
Hermes noch so sehr abgewichen, ich würde doch nimmer
ie grundlosen Anschuldigungen gegen ihn und die viel-
achen Entstellungen seiner Ansichten mit Gleichgültigkeit
rtragen können. Gegen jene und diese glaube ich das
Nöthige für dießmal gesagt zu haben.

In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus
autem charitas? S. Aug.

W. den 15. August 1832.

G. K.

seyn dürfte. Sie wurden aber mit Gelächter empfangen. Da sie in verstärkter Zahl zurückkamen, wurden sie auf Neue abgewiesen und sogar geprügelt: allerdings ergab sich ein Streit, der indessen keinen erheblichen Erfolg hatte, denn die Katholiken, welche im Handgemenge den Sieg davon getragen, gingen sogleich wieder ruhig nach Haus. Alles war schon zu Ende, als der Zapfenstreich schlug. In der Nacht kamen der königliche Procurator, der Untersuchungsrichter, Truppen zu Fuß und zu Pferd, die Nationalgarden der umliegenden protestantischen Ortschaften, die zum Voraus berichtet worden, sie möchten sich für den Fall der Noth bereit halten, und um 4 Uhr des Morgens wurden 17 Bürger aus ihrem Bette aufgehoben, um ins Gefängniß geschleppt zu werden. Bei diesem Anblick wurde die Erbitterung allgemein und konnte nur durch einige Bürger eingehalten werden, die, schrecklichere Auftritte befürchtend, alle erdenkliche Mittel anwandten, um die Gemüther zu besänftigen. In der folgenden Nacht wurden die Gefangenen nach Colmar geführt, und zwar gefesselt wie öffentliche Straßenräuber. Um nicht allzu lang zu werden, muß ich hier abbrechen: gerne erspare ich Ihren Lesern das für die Menschheit und die Gesetzgebung eines freien Volkes schmachvolle Gemälde aller ausgestreuten Gerüchte, aller Machinationen, um das Schicksal dieser Unglücklichen zu erschweren, jener geistigen Folter, die man ihnen applicirte, um angebliche Revelationen gegen diesen oder jenen zu erpressen, und ihrer endlosen provisorischen Einkerkerung; ich fürchte etwa unchristliche Gefühle aufzuregen. Wehe jenen, die ohne Unterlaß den Samen der Zwietracht ausstreuen, sie dürften zuletzt nur Rache einernten! wir unser Seits werden uns diesen Vorwurf nie zu Schulden kommen lassen.

Die Angeklagten wurden theils zu 16 Francs, zu monatlicher oder vierzehntägiger Gefängnißstrafe verurtheilt,

theils ganz frei gesprochen: die Zahl der Letzteren beläuft sich auf zwölf.

II.

Mein Herr!

In einer Ihrer letzten Nummern haben Sie einige Details mitgetheilt über die Affäre von Rapoltsweiler (bei Colmar), deren der Parteigeist sich bemächtigt hatte, um daraus eine Waffe gegen die elsässer Katholiken zu schmieden. Sie haben bemerkt, daß man mit Unwillen sehe, wie die Protestanten allenthalben auf Unkosten der Katholiken triumphirten, obgleich diese an Zahl weit überlegen sind. Das Elsaß ist in zwei Departemente getheilt, in den Ober- und Niederrhein, und enthält eine Bevölkerung von 944,808 Menschen, von denen 408,741 im Oberrhein, und 535,467 im Niederrhein: in dieser Zahl sind etwa 100,000 Protestanten, von denen 40,000 im Oberrhein und 60,000 im Niederrhein. Letztere sind folgender Weise eingetheilt:

Der Bezirk von Belfort zählt nur wenige Protestanten in einigen Manufaktur-Städten und Orten, nämlich zu Thann, Sennenheim, Maßmünster, Wässerling, Beaucourt.

Der Bezirk Altkirch, ein ehemaliges Lehen von Österreich, hat nur Protestanten zu Mühlhausen und in einigen umliegenden Dörfern.

Der Colmarer Bezirk zählt am meisten: die Stadt Colmar auf eine Bevölkerung von 16,000 Seelen ungefähr 5000. Die Städte Guebweiler, Münster, Mariakirch (Sainte-Marie-aux-mines) Rapoltsweiler, Reichenweyer nebst fünfzig Dorfschaften sowohl in den Vogesenthälern als auf dem flachen Lande bei Colmar zählen ziemlich viele.

Der Bezirk von Schlettstadt (Niederrhein) hat solche in Barr und in mehreren umliegenden Ortschaften. Straß-

burg zählt am meisten. Die Stadt Straßburg selber hat auf eine Einwohnerschaft von 50,000 Seelen etwa 30,000 Katholiken: die übrigen sind Protestanten oder Juden. Die Bezirke von Zabern und Weißenburg zählen die meisten zu Burweiler, Bischweiler, Weißenburg, Nieder-Sulz ꝛc.

Obgleich gegen 800,000 Katholiken nur 100,000 Protestanten sind, so haben letztere dennoch überall die Oberhand. Die Gunstbezeugungen regnen nur für sie; denn an einigen Orten sind die Katholiken in Verdächtigungszustand erklärt. Ist irgend eine Stelle frei oder ein Grad in der Nationalgarde, da setzen sich die sämmtlichen Protestanten in Bewegung, intriguiren und tragen den Sieg davon. Man sollte glauben, daß sie allein Verstand, Vermögen und Fähigkeit besitzen, und daß die Katholiken eitel Heloten sind. Straßburg hatte seit der Restauration einen katholischen Maire, Hrn. v. Kentzinger, dem selbst seine Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten, sowohl wegen seiner ungemeinen Unpartheilichkeit als wegen seiner hohen administrativen Eigenschaften. Dieser nach der Julirevolution sogleich schonungslos abgesetzte Beamte hatte während seiner fünfzehnjährigen Verwaltung diese Stadt mit nützlichen Anstalten versehen; ohne von dem Theater zu reden, das er zur Vollendung gebracht, verdankt man ihm eine Fruchthalle, ein Pfandhaus, die Versetzung der fünf Facultäten in ein prachtvolles und angemessenes Lokal, die Wiederherstellung des großen Seminars und der Kirche von St. Louis. Troß seiner Dienste ist dieser unbescholtene und achtungswürdige Mann der Tagesmeinung zum Opfer gebracht und von Hrn. v. Türkheim, dem Sohne des ehemaligen protestantischen Consistorialpräsidenten ersetzt worden. In einer Menge gemischter Ortschaften sind die katholischen Bürgermeister schleunigst abgesetzt worden, und ihre Nach-

folger wählte man aus der protestantischen Minderzahl. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Katholiken für die Julireregierung nicht sehr enthusiasmirt sind; denn es ist höchst unpolitisch, einigen isolirten Männern auf Kosten der imposanten Mehrheit den Hof zu machen. Die katholischen Elsässer tragen übrigens eine schwere Schuld auf sich, daß sie so gleichgültig sind, während die Andern kein Mittel unversucht lassen: dieß war allzeit der Charakter des Irrthums, und der Protestantismus unserer Tage behauptet sich ganz auf der Höhe des Arianismus, der bald geschmeidig, bald hochmüthig, aber allzeit frech und ränkevoll, tausend Triebfedern in Bewegung setzt, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Man muß wahrhaft von dem Geiste des Evangeliums und der christlichen Toleranz so durchdrungen seyn, wie die Katholiken des Elsasses, um so unter das Joch der Minorität den Nacken zu beugen. Möge diese Eintracht nicht gestört werden durch die irdischen Interessen einer unstäten Politik! Möge der materielle Triumph der Einen die Andern allzeit mehr befestigen auf dem Wege der Milde; sie werden dafür reichlich entschädigt werden durch den Besitz des eigentlichen Gutes, ich meine den wahren Glauben, dessen Verlust nichts ersetzen kann, und der Ersatz leistet für Alles: Justus ex fide vivit.

Am 1. September 1832.

L. H. ein Elsässer.

XVII.

Literatur.

Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften, von Dr. J. A. Möhler, ordentlichem Professor der katholischen Facultät in Tübingen. Mainz, bei Flor. Kupferberg. 1832. XXX und 518 Seiten.

Unter die ausgezeichnetsten Erscheinungen im Gebiete der theologischen Literatur, bei Protestanten nicht weniger als bei Katholiken, gehört in gegenwärtiger Zeit ohne Zweifel die kürzlich von Hrn. Prof. Möhler in Tübingen dem Publikum mitgetheilte oben angegebene Schrift. Möhler ist der erste Katholik, der mit einer solchen Schrift öffentlich hervortritt, und es giebt vielleicht in unserer eigenen Kirche Manche, die sein Unternehmen auffallend finden, eben deßhalb, weil es neu ist. Diese aber mögen sich vor der Hand und ehe sie das Werk selbst kennen gelernt, damit trösten, daß in der Symbolik des genannten Theologen die bisherige Polemik, wie sie wenigstens von Katholiken gegen Protestanten geführt wurde oder doch geführt werden sollte, zur Wissenschaft erhoben und veredelt worden ist. Sie ist somit der klare Reflex des Bewußtseyns, das die katholische Kirche von sich selbst hat den Gemeinden gegenüber, die von ihr im 16ten Jahrhundert sich abgelöst haben. Aber auch jene kleinern Gemeinden müssen hierher gerechnet werden, die aus den protestantischen Kirchen selbst wieder herausgetreten sind, und zu eigenen für sich selbst bestehenden Corporationen sich organisirt haben. Wem diese auf einander gefolgten Trennungen nicht gleichgültig sind, wem daran liegt, daß die katholische Kirche den Parteien gegenüber in Wahr-

heit und Würde dastehe und sich fortwährend so behaupte, der wird ein Unternehmen wie das vorliegende, nur sehr hoch schätzen und dem Mann danken, der die keinesweg geringe Arbeit auf sich nahm, jenes katholische Bewußtseyn tief wissenschaftlich zu fixiren, wie dieß in jeder Weise von Möhler geschehen ist, dessen Werk wir ohne Übertreibung ein in seinem Gebiete Epoche-machendes nennen dürfen. Dabei ist der Umstand noch nicht berücksichtigt, daß jeder Katholik, der auf Bildung Anspruch macht, vor Allem wissen muß, wie er den Gegensatz zu begreifen habe, den seine Kirche der protestantischen gegenüber bildet, es sey denn, daß ein Indifferentismus seiner sich bemächtigt habe, dem jedes Bekenntniß gleich viel gilt, nämlich Nichts, und dieses, weil für ihn selbst das Christenthum, das er nicht kennt, etwas Gleichgültiges ist. Wenn wir endlich den Theologen ins Auge fassen, den nämlich, der nicht umsonst auf diesen Namen Anspruch macht, so versteht es sich von selbst, daß er ohne diese Differenzen tief erfaßt zu haben, jenen Anspruch auf einen theologischen Charakter nie wird machen können, und eben so wenig im Stande seyn, in seinem Amte und in seinem Berufe sich mit Glück zu bewegen, denn hier eben wird Vieles ihm begegnen, was eine solche Kenntniß und zwar eine tüchtige, von ihm fordert. Der Verf. selbst hat indeß auf die Nothwendigkeit des Studiums dieses Theils der theologischen Gegenstände in der Vorrede zur Symbolik III—VI aufmerksam gemacht, was nachzulesen ist, falls diese Nothwendigkeit nicht schon zum Voraus in die Augen springt.

Wenn nun aber einerseits durch das Gesagte das Bedürfniß eines Lehrbuches der Symbolik für Katholiken dargethan seyn soll, so gilt dasselbe und vielleicht nur um so mehr, auch von den Protestanten. Dieß kann um so weniger auffallen, je mehr es eine bekannte Sache ist, daß die

Protestanten sich wohl Mühe geben, den Katholicismus herabzusetzen, keineswegs aber ihn kennen zu lernen. Aber nicht nur deßwegen etwa wird ihnen gerathen, sich mit der vorliegenden Schrift bekannt zu machen, sondern auch deßwegen damit sie den Protestantismus kennen lernen möchten, denn dahin ist es in unserer Zeit mit ihnen gekommen, daß sie ihr eigenes System eben so wenig als das katholische begreifen. Daher auch der totale Widerspruch, die unendliche Entzweiung, die babylonische Sprachenwirrung, die sich in der protestantischen Kirche der Gegenwart unserer Beobachtung und zu unserm eigenen Bedauern darbietet. Dem Ref. sind Protestanten, selbst Lehrer der Theologie vorgekommen, die Sätze welche katholisch sind, wegen ihrer innern, der Vernunft sich aufdringenden Wahrheit, für protestantisch hielten, Sätze aber die ohne Wahrheit dastehen, für katholisch angaben, ohne zu wissen daß jene wirklich katholisch, diese aber protestantisch sind. Bei weiterem Forschen ergab es sich aber gar bald, daß diese gelehrten Protestanten in ihren eigenen symbolischen Schriften eine eben so große Ignoranz bewiesen, als in denen der Katholiken. Daß Luther die Vernunft, diese herrliche Gabe Gottes, aufs tiefste herabgewürdigt habe, das konnten sie um keinen Preis glauben, vielmehr hielten sie dafür, das haben die Katholiken gethan. Denn ihnen selbst ist so etwas nach ihrem Dünken unmöglich, weil sie Protestanten sind. Während also im Protestantismus ein so großer Mangel alles historischen Bewußtseyns sich so deutlich herausstellt, mag und darf es den Gliedern desselben gefallen, zu jenem Bewußtseyn wieder zurückgeführt zu werden, und zwar durch einen Katholiken, wie Möhler einer ist, dem es eben so sehr am Herzen liegt den Katholicismus in seiner Wahrheit darzustellen, als den Protestantismus nicht zu verfälschen. Freilich ist die Zahl jener Protestanten bei weitem die

größte, die auf die symbolischen Bücher ihrer Kirche nichts halten, die sie als „das papierene Papstthum" wie sie dieselben zu benennen belieben, ansehen. Für solche mag denn nun allerdings eine Symbolik, die sich an die symbolischen Bücher hält, weniger bedeuten, wenn freilich andererseits nicht abgesehen werden kann, nach was der Symboliker sonst sich noch richten könnte, da jedes dogmatische Handbuch von andern so weit entfernt ist als der Himmel von der Erde. Aber sie werden nun doch einen großen Nutzen davon haben, wenn sie sich mit der vorliegenden Schrift vertraut machen, den nämlich den Stand der Sache nach den symbolischen Büchern so wie er ist, zu erfahren, und dann auf die Gegenwart vergleichend nothgedrungen schauen. Daraus wird sich dann auch ergeben, mit welchem Rechte die Protestanten den Terrorismus auf die Bahn brachten, den sie den Katholiken gegenüber eine so geraume Zeit hindurch spielen ließen. Ref. hat hier die Protestanten im Auge, wie sie gewöhnlich sind; die Ausnahmen davon sind ihm selbst nur sehr erfreulich. Aber so wie sie gewöhnlich sind, sind sie des Positiven frei und ledig, und indem ihre gerühmte Freiheit eben die ist, von der positiven Lehre des Christenthums frei, d. h. ledig zu seyn, bewegt sich ihr theologisches Streben nur noch in dem herum, was der gemeine Menschenverstand jedem auch dem Nichttheologen darbietet. Der gemeine Menschenverstand ist ihnen das Kriterium aller Wahrheit, so wie aller Realität. Nur was erfahren wird im gewöhnlichen Leben, das ist das Höchste; die Wissenschaft bringt es, wenn es gut geht, bis zur Skepsis, die Grundsätze sind mehr politisch und artistisch (so viel hier wie technisch) als religiös und wahrhaft christlich. Aber von einer wirklichen wahren und tiefen Speculation, von einem lebendigen und kräftigen Eindringen in die Offenbarung der ewigen Vernunft für

die endliche Vernunft, ist überall keine Rede. Einen Glauben haben sie und ein Wissen von diesem Glauben, der an den Denkgläubigen erinnert, von dem ein besserer Theolog der protestantischen Kirche sagt: „der Denkgläubige ist ein Mann, der zu glauben denkt und zu denken glaubt, es ist aber mit beiden = 0." So viel über das Bedürfniß und den Nutzen einer gut geschriebenen Symbolik für Katholiken und Protestanten, und nun zur Sache selbst. Denn was hier über den jetzigen Zustand des Protestantismus nur kurz gesagt ist, wird Ref. in einer eigenen Abhandlung weiter ausführen, zugleich aber auch auf das eingehen, was er als erfreuliche Ausnahme von der unerfreulichen Regel ansieht.

Wir haben das vorliegende Werk ein Epoche machendes genannt, und können dieß nur mit Rücksicht auf seine Vortrefflichkeit gethan haben. Dieß kann uns aber nicht abhalten, in unserer Abhandlung über dasselbe auch das hervorzuheben, was uns weniger zugesagt hat als das, auf was wir jenes günstige Urtheil gründen werden. Dem Verf. selbst, der durch das Hervorheben des weniger Guten nichts verlieren kann, weil es von dem Guten bei weitem überwogen wird, kann ein solches Eingehen auf das Fehlerhafte nicht unangenehm seyn, weil ein solches aufmerksam machen ihm zur Veranlassung werden kann, bei einer zweiten Ausgabe, die nach des Ref. Dafürhalten nicht lange ausbleiben wird, das Werk so zu vollenden, daß es in der Folge keine Ausstellung mehr zuläßt, wenigstens keine von Bedeutung. Indem wir uns eben anschicken, die Symbolik die vor uns liegt zu beurtheilen, müssen wir vor Allem die organische Gliederung des Ganzen dem Leser vorführen.

Nach der Vorrede und der Einleitung, die von S. III bis XXX sich hinziehen, beginnt das Werk, das in zwei Bücher abgetheilt wird. Das erste hat zum Gegen-

stand die dogmatischen Gegensätze der Katholiken, Lutheraner und Reformirten; das zweite Buch die kleineren protestantischen Secten. Das erste Buch enthält sechs Kapitel mit folgendem Inhalte. I. K. Differenzen in der Lehre von dem Urstande des Menschen und dem Ursprunge des Bösen; II. K. Von der Erbsünde und ihren Folgen; III. K. Gegensätze in der Lehre von der Rechtfertigung. Die Differenzen werden dargestellt a) in Anschauung der bei der Rechtfertigung thätigen Kräfte; b) in Anschauung des Resultats der Thätigkeit dieser Kräfte, wo dann sofort die Rede ist von dem rechtfertigenden Glauben und den guten Werken. Dazu kommen noch: Aphorismen zu einer tiefern Beurtheilung der Gegensätze aus dem Standpunkte der Rechtfertigungslehre, wo dann vom confessionellen Gegensatz in der Auffassung des ganzen Christenthums die Rede ist, und nachdem der höchste Punkt der Untersuchung aufgezeigt ist, in der Zusammenfassung des Wahren und Irrigen der bis dahin behandelten protestantischen Glaubenslehre eine Verwandtschaft derselben mit dem Gnosticismus behauptet wird. IV. K. Gegensätze in der Lehre von den Sacramenten. V. K. Gegensätze in der Lehre von der Kirche, wo zugleich von der Tradition und dem Canon als Hauptmomente gesprochen wird. VI. K. Die jenseitige Kirche und ihre Verbindung mit der diesseitigen. (Fegfeuer, Heiligenverehrung). Das zweite Buch über die kleineren protestantischen Secten behandelt a) die Wiedertäufer, Taufgesinnten oder Mennoniten; b) die Quäcker; c) die Herrnhuter und die Methodisten; d) die Lehre Swedenborgs; e) die Socinianer und f) die Arminianer oder Remonstranten.

An dieser Gliederung ist nichts auszusetzen, als nur das Einzige, daß der Verf. nicht auch noch die Griechische Kirche mit aufnahm. Zwar hat er sich darüber

in der Einleitung S. XIV und XV damit gerechtfertigt, daß die religiösen Gährungen des sechszehnten Jahrhunderts und die durch dieselben hervorgerufenen kirchlichen Irrungen ganz anderer Natur seyen, als der Zwiespalt, welcher zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche Statt findet, da die abendländische Frage lediglich die christliche Anthropologie, die morgenländische dagegen die Christologie betreffe; ferner damit, daß es ganz seltsam wäre, wenn nur die orthodoxe griechische Kirche Berücksichtigung fände, die mit der katholischen in gar keinem die Glaubenslehre betreffenden inneren Gegensatze begriffen ist, die Nestorianer dagegen und die Monophysiten, welche wahre Gegensätze gegen die Katholiken, die rechtgläubigen Griechen und die Protestanten zumal bilden, ausgeschlossen würden. Allein, so wichtig auch an sich die Gründe sind, die der Verf. hier vorbringt, so sind sie doch nicht im Stande, den Wunsch zu unterdrücken, von ihm gerade auch die kleine Differenz behandelt zu sehen, die doch immerhin eine sehr große an Gliedern zahlreiche Kirche betrifft, und wir müssen ihn bitten, bei einer zweiten Ausgabe in einem eigenen Kapitel die griechische Kirche aufzunehmen. Die Nestorianer und Monophysiten mögen dann immerhin wegbleiben, so sehr sie auch Gegensätze zu uns bilden; denn uns liegt näher, die Differenz zu kennen, die zwischen uns und einer Kirche Statt findet, die sich die orthodoxe nennt und so viele Seelen zählt. Daß die Differenz nicht sehr bedeutend ist, kann uns nur erfreulich seyn, und um so mehr, je mehr es eben wirklich der Fall ist.

Indem wir nach dieser Bemerkung zur Einleitung übergehen, ist es uns unangenehm schon hier, und überhaupt gerade zu Anfang am meisten, in die Nothwendigkeit uns versetzt zu sehen, gegen den hochverehrten Verf. Manches zu bemerken. Freilich betreffen die meisten dieser

Bemerkungen nichts, was die vorgetragene Lehre selbst angeht und was wir sonst wesentlich nennen, allein wir schlagen auch die Form nicht wenig an, die wir vom Verf. verletzt sehen. Eine Schrift wie die vorliegende wird ohne Zweifel in kurzer Zeit, wie dieß auch schon in Gießen im verflossenen Sommersemester der Fall war, an mehreren katholischen Facultäten als Vorlesebuch benutzt werden; auch dem Verf. ist sie aus Vorlesungen entstanden, die er seit einigen Jahren über die dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten zu Tübingen gehalten hatte. Für diesen Zweck nun, und auch überhaupt, wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß Hr. Möhler die gewöhnliche Form in der Art befolgt hätte, daß einleitende Bestimmungen über Begriff, Wichtigkeit, Quellen 2c. der Wissenschaft, der Symbolik in eigenen Paragraphen vorausgingen. Allerdings hat er über alles dieses gesprochen, aber ohne die gewöhnliche Trennung von einander, so, daß der Begriff in der Einleitung wohl behandelt wird, die Wichtigkeit aber, die sofort folgen sollte, in der Vorrede. Solche vorausgehende nothwendigen Bestimmungen stehen mit der Schrift selbst immer in der genauesten Verbindung, im vorliegenden Werke aber sind sie so von dieser getrennt, daß die ganze Einleitung mit der Vorrede Ein Stück für sich bildet und daher auch besonders mit römischen Zahlen paginirt ist. Wir können es uns anders nicht erklären, als der Verf. hat den einleitenden Theil in den Druck gegeben, nachdem das Werk selbst schon aus demselben gekommen war. Indeß ist dieß nur ein Verstoß gegen die Form, um so besser sind die Vorbegriffe selbst angegeben und erläutert. Nur die Bemerkung müssen wir machen, daß man diesem Theile eine gewisse Eile ansieht, die um so mehr später erst auffällt, wenn man an der Schrift selbst überall das Gegentheil bemerkt, in der meistens

Alles mit einer grossen Ruhe, Besonnenheit und Gründlichkeit durchgeführt ist; denn es lag ihm hier daran, den Frieden der getrennten Kirchen durch die schärfste und rückhaltloseste Bezeichnung der Gegensätze zu erreichen, durch welches bewußte Streben er in der That auch bewies, daß es ihm nicht unbekannt sey, wo man vor Allem anfangen müsse, um jenen Frieden herbeizuführen, der nicht in der Toleranz gegeben ist, die, näher betrachtet, unchristlicher Indifferentismus ist und Nichts weiter. Zuerst muß man wissen, worin man uneinig ist, und auf welche Gründe die Gegensätze sich stützen, dann erst kann man den Frieden möglich machen, den wahren und tiefen Frieden, denn mit einem unwahren ist nicht geholfen. Wie nun aber aus dieser löblichen Absicht die Gegensätze auf eine sehr gründliche und scharfe Weise behandelt worden sind, so meinen wir, sollte auch die Einleitung mit weniger Hast geschrieben worden seyn, so wie mit mehr Beobachtung des Formellen.

Indem Hr. Möhler noch in der Vorrede von S. X bis XII auseinander setzt, was ihn zunächst bewogen habe, die in Tübingen gehaltenen Vorlesungen dem Drucke zu übergeben, der verschiedene Kampf nämlich, in den die katholische Kirche mit der protestantischen sich einzulassen hat, indem bald das Göttliche, bald das Menschliche im Christenthume vertheidigt werden muß, kommt er zu der trefflichen Bemerkung: „doch kömmt dem Katholiken das zu Gute, daß seine Glaubenslehre eben sowohl das umfaßt, was die Rationalisten einseitig oder auch ausschließend im Christenthume verehren, als das, was der orthodoxe Protestantismus eben so einseitig oder ausschließend in demselben Christenthume hervorhebt; diese beiden Gegensätze sind in der That in seinem Dogma ausgeglichen und vollkommen versöhnt. Es ist ebenso verwandt mit dem Einen als mit dem Andern, und der

Katholik kann darum auch beide begreifen, weil sein System die Einheit von Beiden ist. . . . . . Es steht daher auch höher als beide, und übersieht beide. Er hat, was Beide, aber eben darum ihre Einseitigkeit nicht; seine Glaubenslehre ist auch keine mechanische, lose und unbeholfene Zusammensetzung der Doctrinen Beider, denn sie war früher als dieselben, und hatte, als sie zuerst der Kirche gegeben wurde, das Wahre an ihnen organisch in sich vereinigt; sie gingen vielmehr aus der katholischen Glaubenslehre hervor, sich in dieselbe theilend, indem die eine Partei das Menschliche in ihr sich zueignete, die andere das Göttliche; gleich, als könnte das Untheilbare nur nach Willkür getheilt werden.» So vortrefflich aber an sich diese Stelle auch ist, so wenig steht sie doch nach des Ref. Dafürhalten an ihrer rechten Stelle. Denn sie wäre wohl geeignet gewesen, in der Einleitung wenigstens ein regulatives Princip abzugeben, wenn nicht selbst ein Constitutives. Denn wenn, was auch der Fall wirklich ist, die katholische Kirche die Wahrheit nicht blos in einzelnen Momenten, sondern in ihrer Totalität besitzt, so geht daraus ein bestimmtes Verhältniß hervor zu jenen Kirchen und Systemen, welche die Wahrheit nur in gewissen Momenten, nicht aber in ihrer ganzen concreten Fülle haben, und aus diesem innern, wahren und wesentlichen Verhältnisse heraus hätte eben der Verf. ein Princip für seine Wissenschaft folgern sollen. Freilich wäre er bei Protestanten dem Tadel nicht entgangen, er nehme zum Voraus die vollendete Wahrheit des Katholicismus an, und erweise daraus, aus dieser Voraussetzung, die Falschheit der gegnerischen Systeme. Allein auf einen solchen Tadel wäre weniger zu achten gewesen, da sich ja in der wissenschaftlichen Symbolik selbst das Princip um so frappanter als ein wahres erprobt hätte. Und in der That, herrlicher könnte sich die Wahrheit des

lehrlichen Systems nicht entgehen, als wenn eben Hr. Möhler dieses Princip schon auch im Vorworte auf ein innere Recht aufgestellt hätte; denn es hätte für den der ganze Prozeß als ein immanenter und nothwendiger gegeben. Ref. erinnert hiemit den Verf. dieß Verfahren zu der zweiten Auflage vorzunehmen. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, Hr. Möhler habe deßhalb, weil er es unterließ, seinem Werke viel geschadet. Denn er trug in seinem Geiste das Princip lebendig und wendet es überall an, wo es nothwendig ist. Aber es wäre doch etwas besser, wenn die Anwendung des Princips nicht stille vorgenommen, sondern überall auch darauf aufmerksam gemacht worden wäre.

Unter Symbolik versteht der Verf. die wissenschaftliche Darstellung der dogmatischen Gegensätze der verschiedenen, durch die kirchlichen Revolutionen des sechszehnten Jahrhunderts, neben einander gestellten christlichen Kirchen und Sekten aus ihren öffentlichen Bekenntnißschriften und andern sichern Quellen. Aus dieser Begrenzung ist es zu begreifen, warum er die griechische Kirche nicht mit aufnahm, worauf wir indeß nicht wieder zurückkommen wollen. Was die Quelle betrifft, so müssen wir darauf aufmerksam machen, daß der Verf. unter jenen andern Schriften neben den symbolischen Büchern der Protestanten besonders die der Reformatoren verstanden habe, denn diese sehen wir ihn meistens neben den Bekenntnißschriften benutzen. Er ließ sich hiebei durch die gewisse Voraussetzung leiten, daß die symbolischen Bücher der Protestanten ihre Auslegung wirklich nur in den Schriften der Reformatoren finden und etliche nur durch diesen Commentar verstanden werden. Wenn es z. B. in der Confessio Helv. I. c. IX heißt: Ergo quoad malum sive peccatum, homo non coactus

el a Deo, vel a diabolo, sed sua sponte malum fecit, hac parte liberrimi ut arbitrii, so könnte ein katholisches Bewußtseyn damit einstimmen, denn wir finden unserm verdachtlosen Lesen nichts in diesen Worten on der finstern Lehre der Prädestination, vielmehr das bsolute Gegentheil; allein wie ganz anders stellt sich die Sache heraus, wenn wir in Kalvins Schriften lesen aß die Nothwendigkeit, mit der jemand sündige, em Zwange entgegengesetzt sey, jetzt nämlich heißt jees non coactus so viel: der Mensch sündige nicht aus wang, wohl aber aus einer verborgenen Nothwendigkeit; nd was wäre diese an sich anders als Zwang? — Selbst rotestanten sehen daher ein, daß mit den Worten des Symbolums, so wie sie vorliegen, nicht geholfen sey. Deßhalb sagt Salig in seiner Geschichte der augsburgischen Konfession II. Bd. 12. Kap. S. 400, wo er über das einereichte Bekenntniß der vier Städte spricht: „Es ist dieser Confession der vier Städte das Lob nicht zu nehmen, daß le in vielen Stücken wohl und christlich eingerichtet. Aber n dem Artikul vom heiligen Abendmahle war sie sehr zweideutig gesetzt, daß sie sowohl auf Zwingli als Lutheri Lehre konnte gezogen werden . . . Dannenhero muß der gemeldete Artikul dieser Confession aus dem Briefwechsel Buceri und Melanchton verstanden und erklärt werden." Und Melanchton hat die von ihm verfaßte, aber gemeinsam geprüfte und angenommene augsburgische Confession nochmals auf eigene Faust, als wäre er die Kirche in höchst eigener Person, in einigen Punkten geändert; sie ist also besonders hierin, doch wohl am meisten aus Melanchtons Schriften zu deuten. Es ist sonderbar, wie man die Autorität der Kirche verwerfen konnte, weil sie Menschliches ertheilt, und auf sich selbst doch andererseits so viel hält, daß man eigenmächtig — ganz allein und heimlich, das Symbolum abändert. Wir staunen billig über dieses

Wagniß und diese Anmaßung, so wir über den ungeheuren Widerspruch mit sich selbst, aus dem übrigens auch selbst Melanchton sein ganzes Leben hindurch sich nicht befreien sollte. Doch wir kehren zu unserer Symbolik zurück.

Zunächst und unmittelbar sieht der Verf. die Symbolik weder polemische noch apologetische Zwecke verfolgen; sie will nur bekannt machen mit den Differenzen der genannten sich gegenüberstehenden christlich-kirchlichen Gemeinschaften, und diese Differenzen allseitig und gründlich darstellen. Aber dabei ist nicht zu verhindern, daß sie sich nicht hinstelle als theils vertheidigend und theils angreifend, was aus dem vollkommenen Begriff des Ganzen hervorgeht und aus historischen Beziehungen, auf die ja besonders einzugehen ist, von selbst sich versteht. Ebenso versteht es sich von selbst, daß nur die dogmatischen Gegensätze aufzurechnen sind; diejenigen Lehren, über die wir einig sind, gehören in die Dogmatik. Freilich wird sich in der Folge zeigen, daß sich bei Luther eine wesentlich veränderte Ansicht vom ganzen Christenthume herausstellte. Aber diese Ansicht hat sich ihm doch nur aus seiner Controverse über Einzelnes gebildet und ist daher auch von hier aus zu verfolgen. Endlich handelt der Verf. in der Einleitung noch von den Quellen. Hier müssen wir es ihm verübeln, daß er diesen Theil nicht mehr geschichtlich verfolgt hat, als es geschehen ist; denn selbst mit solchen Umständen macht er uns nicht bekannt, die wir doch wissen sollten beim Gebrauche der Quellen. So z. B. ist es nicht gleichgültig zu wissen, daß in den ersten Ausgaben des Katechismus Romanus der Text ohne Unterbrechung und Abtheilung geliefert worden ist, da hingegen später und zwar vom Jahr 1572 an eine Eintheilung in Bücher und Kapitel gemacht, und vom Jahr 1574 an das Ganze in Fragen und Antworten gegeben wurde, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, da er für Pfarrer verfaßt war,

die ihn nun, schon abgetheilt in Fragen und Antworten, für die Gemeinden noch weiter zergliedern und den Einzelnen verständlich machen konnten.

Nach diesen Bemerkungen über die Einleitung, die nichts Wesentliches, sondern nur das Formelle betreffen, so ferne sie nämlich Bemerkungen gegen den Verf. seyn sollen, gehen wir zum Werke selbst über.

Hr. Möhler beginnt sein Werk, wie uns schon aus dem Überblick bekannt ist, mit der Differenz in der Lehre von dem Urstande des Menschen und dem Ursprunge des Bösen. Tief und wahr faßt er nämlich den Gegensatz als einen solchen, der durch die ganze Geschichte der Menschheit, so wie durch das ganze Leben des einzelnen Menschen hindurch geht, von Adam bis zur Vollendung der Dinge, von der Geburt bis zum Eingange ins jenseitige Leben. Anfangs zwar war man sich bei der Reformation dieses durchgreifenden Gegensatzes nicht bewußt. Er entwickelte sich erst später in dieser umfassenden Weise. Doch hätte ein weitsehender Mann diese Entwickelung schon früher gewahren können, wenn er den Punkt genau ins Auge gefaßt hätte, um den es sich handelte. Denn der Zwiespalt entstand über die sehr wichtige und vielumfassende Frage: wie sich der gefallene Mensch mit Christo in Gemeinschaft setzen und der Früchte der Erlösung theilhaftig werden solle. Dieß ist die tiefste und innerste Mitte der Controverse, und von ihr dehnte sich der Streit nach allen Enden aus.

Von dieser Mitte aus beginnt nun aber der Verf. seine Darstellung nicht. Einfacher und faßlicher glaubt er die Gegensätze darzustellen, wenn er den umgekehrten Weg verfolgt und an dem Faden des natürlichen Fortgangs der Menschengeschichte zur Anschauung bringt. Er beginnt daher mit dem ursprünglichen Zustande des Menschen, spricht hier auch von seinem Falle und den Folgen

desselben, geht sodann in den eigentlichen Mittelpunkt de Widerspruchs ein, schreitet bis zum Ende der Geschichte fort, und schließt mit der Auflösung des Diesseits in das Jenseits, so wie mit der fortdauernden Wechselwirkung zwischen beiden. Wir erkennen an diesem Gange den genialen Blick des Hrn. Möhler, der uns schon aus seiner frühern Schriften bekannt ist, wieder. Die protestantischen Theologen, wie Marheineke, Winer und Andere, eröffnen ihre symbolische Schriften mit den Lehrstücken von der Quelle des christlichen Glaubens, von der heiligen Schrift, dem Kanon, der Tradition und der Kirche u. s. w., wir müssen aber diesen Gang geradezu den verkehrten nennen. Denn nicht aus der Controverse über die Erkenntnißquelle entstand die Controverse über die Rechtfertigung, sondern umgekehrt aus der Controverse über die Rechtfertigung, die sehr enge zusammenhängt mit dem Urstande des Menschen und seinem Leben nach dem Falle, entwickelt sich die Controverse über die Erkenntnißquellen, und so wurden aus dem ersten heraus die frühern Principien der christlichen Erkenntniß in der Reformation umgestellt. Dieß nun kommt in der geschichtlichen und darum lebendigen Darstellung des Hrn. Möhler zu einer eben so lebendigen Anschauung, und wir sehen den Protestantismus von seinen ersten Anfängen an bis zur Ausbildung aller seiner Principien vor unsern Augen entstehen. Überhaupt aber müssen wir schon hier die Bemerkung machen, daß der Protestantismus von Protestanten selbst nie so tief, wahr und lebendig aufgefaßt worden ist, als es hier von Möhler geschah.

Gleich zu Anfang der Lehre vom Urstande des Menschen macht der Verf. die treffliche Bemerkung, der gefallene Mensch könne seinen ursprünglichen Zustand nur durch die Offenbarung erkennen, die zweite Schöpfung Christus, erkläre die erste; der Unterschied sey nur der, daß

er, welcher durch Christus eine neue Creatur werde, das
iit Bewußtseyn werde, was Adam ursprünglich mehr be-
wußtlos war; denn, und das ist unser Zusatz, Adam hatte
ie Bestimmung, das mit Freiheit und Bewußtseyn zu
werden und sich zu dem zu machen, was ihm von Gott
n seinen Anlagen gegeben war. Wir wissen aber daß
r, da die Stunde der Freiheitsprobe erschien, die Probe
nicht aushielt, sondern in Folge der nicht zurückgewiese-
nen Verführung fiel. Sofort entwickelt der Verf. die ka-
tholische Ansicht vom Urstande des Menschen auf sehr lo-
benswürdige Weise, wenn wir gleichwohl gewünscht hät-
ten, er möchte sich noch länger dabei aufgehalten haben,
als es geschehen ist. In das Bereich dieser Lehre fallen
als Momente des ursprünglichen Menschenlebens nicht
nur das Ebenbild Gottes in ihm, seine Intelli-
genz und Freiheit, sondern auch noch die ursprüng-
liche Gerechtigkeit als Donum supernaturale. Die-
ses letzte Moment von der ursprünglichen Gerechtigkeit
hat ein zweifaches Interesse, es soll dadurch verhütet wer-
den, daß man das Böse von Gott ableite, und es soll
ferner dadurch die Idee von dem tiefen Falle und der
unverdienten Erlösung festgehalten und begründet werden.
Dieß nun weißt der Verf. nach, und verbindet mit dieser
Nachweisung die andere von den Folgen, welche das ge-
nannte Moment für die ganze Theologie hat, besonders
für den streng supernaturalen Charakter der Kirchenlehre.
So tiefsinnig, so wahr und so geistvoll wie hier von Möh-
ler, hat Ref. den Supernaturalismus noch von Niemand
aus seinem innersten Grunde herausheben und erklären
gesehen, und er kann es nicht verhehlen, daß er dabei
sehr überrascht worden ist. Die Erklärung selbst so wie
die ganze Darstellung des Verf. muß er dem Leser der
Symbolik selbst zum eigenen Nachschlagen und zum tiefern
Eindringen überlassen, da hier zur Exposition kein Ort

8. Wenn aber der Verf. die Lehre vom Donum supernaturale oder der justitia originalis als ein Theologumenon, d. h. als eine solche Lehre aufgestellt, die nicht Kirchenlehre ist, obschon sie den Geist der Kirche athmet, weswegen sie denn auch den Theologen selbst mehr frei gegeben ist, die freilich nicht unkirchlich verfahren können und dürfen, so fühlen wir uns hier gedrungen, der Ansicht des Verf. eine andere gegenüber zu stellen, die nämlich, daß die genannte Lehre mehr ein Dogma *als* ein Theologumenon sey, und wohl eigentlich nichts anderes, als ein Dogma. Unsern Beweis nehmen wir aus den Schriften des heiligen Paulus, denn schon bei ihm finden wir klar ausgesprochen diese Lehre, die wir jedoch hier mehr andeuten als entwickeln können. Der Apostel, von dem hier die Rede ist, erkennt im Menschen ein Princip, πνεῦμα an, durch welches derselbe erkennt, der Welt und Gottes sich bewußt wird, dieses Vermögen ist ein rein natürliches, d. h. es gehört zur Natur des Menschen wesentlich und ist als solches unverlierbar. Oftmals wird es mit Gefühl und Gemüth geradezu identisch genommen. Rom. I. 9. VIII. 16. I. Cor. II. 11. V. 3. 4. 5. VII. 34. Vgl. Rom. XI. 8. I. Cor. IV. 21. II. Tim. I. 7. I. Joan. IV. 6. In Absicht auf die verschiedene Anwendung werden diesem Princip auch verschiedene Bestimmungen gegeben, auf die wir hier nicht eingehen können. Ohnehin hat der Verf. in seiner Symbolik da, wo er von der richtigen Auffassung des Heidenthums spricht, dem Menschen eine Erkenntniß Gottes vindicirt, auch wenn er diese nicht durch das Licht der Offenbarung, sondern durch das innere Licht des Geistes empfängt, oder eigentlicher in sich erzeugt, freilich nicht ohne, sondern mittelst der Offenbarung Gottes in der Natur. Daß dadurch der außerordentlichen Offenbarung und ihrer Nothwendigkeit kein Eintrag gethan werde, ist von selbst klar. Neben

diesem Princip nimmt nun aber der Apostel noch ein anderes und höheres an, das dem Menschen, der in das Erlösungsleben Christi eingeht, mitgetheilt wird, dieses neue göttliche Princip ist das Princip des wahren Lebens, jenes Lebens, das mit dem göttlichen in Einheit gekommen ist. Jenes erste Princip erhält erst durch dieses seine lebendige Kraft, da es vorher schwach und unmächtig war. Das neue Lebensprincip ist der Geist Gottes, der heilige Geist, den Christus versprochen und gesandt hatte. Selbst der εσω ανθρωπος, der Mensch nach seiner guten Seite, aber nach der noch rein natürlichen, hat jenes Princip noch nicht in sich, deßhalb ist er im Kampf mit dem äußern, der Sinnlichkeit folgenden Menschen, welchen Kampf uns Paulus gegen das Ende des VII. Kapitels im Briefe an die Römer beschrieb. Denn da, wo das neue göttliche Princip waltet, ist jener Kampf in tiefen Frieden übergegangen. Deßhalb sagt auch der heil. Augustinus von diesem Menschen in der Prop. 45: intelligitur hinc ille homo describi, qui nondum est sub *gratia*. Dieser Geist, der dem begnadigten Menschen mitgetheilt wird, erwirbt Theilnahme am Reiche Gottes, Gemeinschaft mit Christus, Erkenntniß Gottes und göttlicher Wahrheit, das Pfand der Seligkeit, die Kindschaft Gottes, die verschiedenen Gaben und Tugenden rc. Vergl. Rom. VIII. 9. 10. I. Cor. II. 9. 10. 12. X. 9. XII—XIV. II. Cor. I. 22. V. 5. Ephes. I. 14. Rom. VIII. 14 — 16. Gal. IV. 6. Ephes. VI. 18. Rom. VIII. 4 — 6. 16. Gal. V. 22 etc. Wenn nun, wie Hr. Möhler ganz richtig bemerkt, die zweite Schöpfung durch Christus die erste ursprüngliche erklärt, und wenn ferner die Ansicht, nach welcher nicht ein donum supernaturale, sondern die natürlichen Kräfte des Geistes, wie Freiheit und religiöse Erkenntniß im Falle des Menschen verloren gegangen sind, verworfen werden muß als

im Widerstreit mit der heiligen Schrift selbst und der Geschichte begriffen, so sehe ich nicht ein, was jenes donum supernaturale anders gewesen seyn könne als eben das göttliche Princip, das in der neuen Ökonomie unserm Geiste zu seiner Beseelung mitgetheilt wird. Überhaupt können und dürfen wir dieß nicht anders auffassen, wenn wir uns an die Offenbarung halten. Daß uns aber der Geist Gottes im neuen Bunde als Lebensprincip sich uns mittheile, ist ein Dogma. Warum also sollte die Lehre, die in der katholischen Kirche vom donum supernaturale sich bis auf uns herab vererbt hat, nur ein Theologumenon seyn? Überhaupt ist die Kirchenlehre ein Ganzes, ein Dogma, und was wir Dogmen nennen, sind nur die Momente des einen Dogma, die daher und zwar das eine wie das andere Wahrheit und in dieser Nothwendigkeit und Ewigkeit aussprechen. Auch nie hat man deßwegen die Dogmen im eigentlichen Sinne gezählt, sondern sie nur in ihrer Zusammengehörigkeit zu einander und in ihrer Einheit betrachtet. Die Dogmen bestimmen somit einander selbst unter sich, das eine ist das Licht des andern. Ist deßhalb dasjenige, was uns und unser Leben verändert, die Wirkung des heiligen Geistes, und giebt der Geist uns selbst jenen Geist, jenes Princip, vermöge dem wir hergestellt werden zur justitia und sanctitas, so ist nicht abzusehen, warum die ursprüngliche justitia und sanctitas nicht auch die Frucht desselben Geistes in und außer uns gewesen seyn soll. Der Geist Gottes trat also später nur wieder in sein Verhältniß zurück, aus welchem er getreten war, weil der Mensch durch die Sünde seine höhere Weihe verloren hatte. Eines weitern wird es nicht bedürfen, um es dem sehr würdigen Verf. nahe zu legen, wie Rec. gewünscht hätte, jene Lehre möchte er nicht Theologumenon sondern Dogma genannt haben. Die Prämissen hat er uns ebenfall selbst an die

Hand gegeben, und wir geben ihm nur noch das Eine zu bedenken, ob nicht und zwar nach seiner eigenen Darstellung, ohne dieses Theologumenon die ganze Lehre, durch die sich in der Rechtfertigungstheorie die Katholiken unterscheiden von andern, in sich zusammensinkt und die Protestanten Recht behalten? Was ist verloren gegangen im Falle, wenn nicht dieses? Bestand der Verlust in rein natürlichen Vermögen, wie sollte der Mensch die Erlösung in sich aufnehmen? — Diese Fragen sind nicht an den Verf. gerichtet. Eben deßwegen also, weil selbst nach des Verf. durchgängiger Darstellung auf diesem Theologumenon so vieles beruht, was wir als Dogma ansehen müssen, kann das nur wieder ein Dogma seyn, worauf jenes Viele beruht. Daß indeß diese Bemerkung nicht eine eigentliche Bemerkung gegen den Verf. seyn soll nnd kann, versteht sich von selbst; denn in der Sache sind wir ja einig und nur im Ausdrucke unterscheiden wir uns.

Wenn Hr. Möhler seine gelungene Darstellung der lutherischen Lehre vom Urstande des Menschen einleitet, macht er die Bemerkung, Luther habe die spätere Lehre nicht gekannt, nach welcher das Menschengeschlecht einen Ausgang nimmt, welcher der nothwendige Eingang in die Verkehrtheit war, um der Durchgang zur selbstbewußten Rückkehr zu werden (S. 8). Wir dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß der Verf. unter dieser spätern Lehre keine andere verstehe als die, welche sich aus der Hegelschen Philosophie heraus gebildet hat, und er beweis't damit nur, daß er auch in den Geist der neuern philosophischen und theologischen Systeme tief eingedrungen ist, wie es sich von ihm wohl nicht anders erwarten läßt. Er macht aber zu dieser Lehre in einer Note die treffliche Bemerkung: „Eine Prüfung Adams war nothwendig, damit der Mensch sich selbst entscheide und dadurch das Gute, das er bereits

weiß, zum Selbstbewußtseyn bringe; aber keineswegs war der Fall nothwendig. Allerdings bewirkte nun auch der Fall diese Erhebung zum selbstbewußten Besitz des Wahren und Guten, weil durch Gottes Gnade selbst das Böse zur Beförderung des Guten dienen muß; aber die einfache Betrachtung des Falles erhebt das Böse selbst zum Guten." Wenn nun aber Luther gleichwohl diese verkehrte Lehre von dem nothwendigen Falle, sofern er Durchgang zur bewußten Rückkehr seyn sollte, nicht vortrug, so verfiel er doch in andere nicht weniger verkehrte Irrthümer, die sofort Möhler mit einer großen Klarheit entwickelt. Besonders ist dieß der Fall bei Auseinandersetzung der lutherischen Lehre über die Freiheit, die Luther gänzlich läugnete, da er den Menschen aus unabwendbarer Nothwendigkeit handeln ließ. Eben so klar setzt Möhler die widerspruchsvolle Lehre des Melanchton über diesen Punkt auseinander, der bekanntlich anfangs die Annahme der Freiheit des menschlichen Willens, so wie die Annahme, der Mensch habe Vernunft und dürfe sie gebrauchen, für ein Verbrechen hielt, obwohl er später die Freiheit des Willens wieder aufnahm. Dasselbe gilt von Kalvins Lehre, welche unser Verf. mit besonderm Verdienste um die symbolische Theologie fast überall behandelt hat. Insbesondere ist es ihm gelungen, die Inconsequenz Kalvins darzuthun, da dieser die Freiheit des Willens einerseits anzunehmen affectirt, andererseits aber die absolute Prädestination lehrt. Kalvin selbst fühlte den Widerspruch; aber um sich von ihm zu befreien, fällt er in einen andern, in den nämlich, daß er die Nothwendigkeit in der Prädestination statuirt, dieser Nothwendigkeit aber den Zwang entgegensetzt, den er läugnet, als ob an sich und für unser Handeln ein Unterschied wäre zwischen Nothwendigkeit und Zwang. Über die Prädestination selbst bringt unser Verf. manche sehr tiefsinnige Bemerkung vor, und beweis't dadurch, daß er

uns diese dunkle Lehre entwickelt, über welche Kalvin selbst nicht klar dachte, nicht wenig geistige Kraft, in das einzudringen, was so oft nur in religiösen Stimmungen und Gefühlen seinen ersten Ursprung, so wie seinen dauernden Anhaltpunkt hat, wie dieß ja bei Kalvin besonders der Fall war. Wenn wir ihn hier nun einen tiefsinnigen Psychologen nennen müssen, so müssen wir ihn im folgenden vierten Paragraphen, in dem er über die Ursache des Moralisch-Bösen handelt, für einen eben so tiefsinnigen Philosophen und Theologen erklären, denn dieser Punkt ist ohnehin einer der schwierigsten in der Philosophie wie in der Theologie. Nicht umsonst faßte er auch diesen Gegensatz als einen durchgreifenden auf; denn in der That geht von ihm beinahe jeder andere aus, ist wenigstens mit ihm in der engsten Verbindung. Was die Lehre des Melanchton über diesen Punkt betrifft, so verdient Hr. Möhler um so mehr unsern Dank, da er die wichtigsten Stellen derselben uns aus Chemnitz mittheilt, denn in den spätern Ausgaben von Melanchtons Commentar zum Briefe Pauli an die Römer, in welchem die genannten Sätze enthalten waren, sind sie verschwunden. Es ist eben die Stelle, in welcher Melanchton behauptete: Gott wirke Alles, das Gute wie das Böse, er sey Urheber des Davidischen Ehebruchs und des Verraths des Judas, wie der Bekehrung Pauli. Der Verf. entwickelt die Lehre bis dahin, als sie symbolisch werden sollte und wurde, wo aber eine bedeutende wohlthätige Veränderung schon eingetreten war. Daran werden angeschlossen die Lehren von Zwingli, Kalvin und Beza, wovon der Erstere behauptete: Gott vermöge, bewege und treibe den Menschen zur Sünde, er bringe die Ungerechtigkeit mittelst des Geschöpfs hervor; der Andere: der Mensch thue auf Antrieb Gottes das Unerlaubte, durch geheimnißvolle göttliche Inspiration wende er sich zum Bösen, falle durch göttliche Verord-

nung; der Dritte: Gott erschaffe einen Theil der Menschen zu dem Zwecke, um Böses durch sie zu wirken. Wie nun ein jeder derselben seinen Satz begründet, und wie er durch diese Begründung mit der gesunden Vernunft nicht weniger als mit der Offenbarung im Widerspruch kommt, das hat der Verf. meisterhaft entwickelt. Eben so vortrefflich ist von ihm die Lehre von der Erbsünde behandelt worden. Eingeleitet wird die Abhandlung mit der allgemeinen Bemerkung: „Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Religionsstreitigkeiten der drei letzten Jahrhunderte, daß die Reformatoren, nach deren Grundsätzen Adam bei seinem Falle einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit, die über ihn ausgesprochen wurde, erlag, Gott über diese That des ersten Menschen, die eigentlich nach ihren Ansichten ein unbedingtes Leiden desselben genannt werden muß, in einen so furchtbaren Zorn ausbrechen und ein so schreckliches Strafgericht halten lassen, daß es keine geringe Aufgabe ist zu erklären, wie so unzusammenhängende Vorstellungen in einem und demselben Kopfe verbunden werden konnten. .... Wie konnte Adam der Gegenstand eines so furchtbaren Zornes werden, wenn er that, was er thun mußte, wenn er verübte, was er nicht unterlassen konnte? Daher denn auch eine Auffassung der Erbsünde von Seiten der Protestanten, die beinahe nach allen Beziehungen hin, man verzeihe den Ausdruck, ohne Sinn und Verstand ist. Durch die ausschweifendste Darstellung der Folgen der Erbsünde scheinen sie das Sündengefühl und das Bewußtseyn der Schuld wieder schärfen zu wollen, das sie durch ihre Ansicht von dem Verhältnisse Gottes zum Bösen zu tilgen im Begriffe waren.“

Weiter in dieses wichtige und reiche Kapitel einzugehen, erlaubt der Raum nicht, der unserer Arbeit in dieser Zeitschrift angewiesen ist. Nur Eine Bemerkung,

vom Verf. gemacht wird, und uns Aufschluß über
ie Behandlung im Allgemeinen geben kann, dürfen wir
ht außer Augen lassen. Hr. Möhler gehört nicht zu
ien, die Freude empfinden, wenn er die Reformatoren
f so große Irrlehren gerathen sieht, wie die sind, die
uns seiner Aufgabe nach darstellen muß. Er weiß so-
t die Reformatoren zu entschuldigen, wo er glaubt,
ß es möglich sey. So sagt er in Beziehung auf den
therischen Irrthum in Betreff der Erbsünde: „Es ist
cht zu verkennen, daß die Gesinnung, die dieses so be-
haffene Lehrstück hervorgerufen hat, sehr löblich sey: sie
offenbar aus einem tiefen Gefühle des menschlichen Elen-
es, der allgemeinen Sündhaftigkeit und der Erlösungs-
dürftigkeit des Menschengeschlechts hervorgegangen, und
ill dieses Gefühl rege erhalten.“ Aber setzt bei: „Erken-
en wir dieß freudig an, so dürfte es doch eben so ge-
iß seyn, daß das genannte Dogma diesen Zweck nur
ort erreicht, wo die Reflexion nicht aufkömmt, und dem
Drange dunkler Gefühle ohne klares Bewußtseyn nachge-
geben wird. Es wird nämlich vergessen, daß, nachdem
Gott eine solche mechanische Thätigkeit an den Menschen
verübt hat, als da ist die gewaltsame, allem erleuchteten
Denken so tief widersprechende Vertilgung eines natürlich
geistigen Vermögens, und zwar seines religiös-moralischen,
enes ihn allein und wahrhaft vor den Thieren auszeich-
nenden Vorzugs, von gar keiner Sünde mehr von Adam
bis auf Christus gesprochen werden könne, und alles mo-
ralische Übel sich in ein physisches umwandle. Wie sollte
der Mensch sündigen, der auch nicht einmal die dunkelste
Kenntniß von Gott und seiner Bestimmung haben kann,
der nicht einmal ein Vermögen, das Heilige zu wollen,
und keine Freiheit besitzt? u. s. f.“

Konnten wir dem, was wir bisher aus Möhlers
Schrift anführten, nur unsern gewissen Beifall schenken,

so ist dieß ganz besonders der Fall in Beziehung auf das, was er über die Rechtfertigung vorbringt, denn daß er diesen wichtigsten Artikel mit ganz ausgezeichnetem Fleiße und eben so ausgezeichnetem Erfolge behandelt habe, wird ihm niemand streitig machen wollen. Auch müssen wir hier es rühmen, daß, was die geistvolle und tiefsinnige Auffassung und Behandlung im Allgemeinen und im Besondern betrifft, er alle seine Vorgänger unter den Protestanten bei weitem übertrifft. Wir erblicken hier Alles in einem großen Zusammenhange mit dem, was überhaupt Gegenstand des Streits geworden ist und noch ist. Dieß gilt besonders von der Lehre vom Falle des Menschen; denn nur wer die Lehre vom Fall versteht, versteht auch die Lehre von der Erhebung vom Falle, und umgekehrt. Was die Wichtigkeit dieses Punktes betrifft, so ist er ja Mittelpunkt, so wie Ausgangspunkt des Streits geworden, und die Reformatoren rühmten sich, die Lehre von der Rechtfertigung verbessert zu haben, was auch die schmalkaldischen Artikel hervorheben. Haben nun die Reformatoren in diesem Stücke nicht Recht, so haben sie überhaupt nicht Recht, und dieß Letzte ist es, was Möhler aufs klarste nicht nur zu beweisen sucht, sondern wirklich auch beweis't. Aber auch hier können wir abermal nicht in die Sache selbst eingehen, weil es uns von unserm Zwecke abführen würde. Nur Einiges und nicht einmal Hauptsächliches ist es, was wir im Vorbeigehen berühren wollen, das nämlich, was Hr. Möhler nebenbei noch mit aufgenommen hat. Vor Allem bezeichnen wir den Vorwurf, der von den Protestanten den Katholiken so oft gemacht wird, betreffend den Pelagianismus, der neuerdings auch von Twesten in seiner Dogmatik so sehr hervorgehoben worden ist. Mit Recht bemerkt Hr. Möhler, es werde bei diesem Vorwurfe, der auf einem Mißverständnisse des Katholicismus und der

ehre des Augustinus zugleich beruhe, überall vorausge- etzt, Luther habe die echte, altkirchliche Lehre festgehal- en. Das Hinderniß der richtigen Auffassung der katho- ischen Überzeugung ist eben dieß, daß die Protestanten ie Thätigkeit, welche die katholische Kirche im Menschen ls die göttliche mitwirkend annimmt, als den natürlichen Übergang zur Gnade ansehen. Diese Vorstellung wäre allerdings pelagianisch, denn es würde alsdann die An- icht entstehen, als verdiene der Mensch die Gnade Got- es durch guten Gebrauch der Kräfte, die ihm zur Thä- igkeit gegeben sind. So lehrt aber die katholische Kirche nicht, und deßwegen kann ihr auch der Vorwurf nicht gelten. Aber sie lehrt auch nicht, was die protestantische, nämlich dieß, der Mensch vermöge schlechthin Nichts. Die Protestanten verwechseln überhaupt das Objective und Subjective in der Rechtfertigung. Nach katholischer Ansicht ist der Mensch eben so activ als passiv bei dem Prozesse derselben. Er stellt sich in sein geschöpf- liches Verhältniß und ist passiv; er nimmt die Gnade auf und läßt sie, die göttliche, in sich wirken, — Objectivi- tät; aber er wirkt ihr mit, indem er sie aufnimmt und in sich wirken läßt, — Activität, Subjectivität. Die Protestanten nehmen die Objectivität ohne die Subjecti- vität an, und deßwegen hebt sich ihre Lehre von selbst auf, und man sieht nicht ein, wie noch Gebote, die doch Christus gegeben hat, Statt finden können. Nur Eine Bemerkung wünschten wir von Hrn. Möhler hier gemacht zu sehen, die nämlich, daß die Protestanten sich bei ihren Behauptungen selbst sehr widersprechen, denn sie nehmen einerseits an, der Mensch sey ganz passiv bei seiner Recht- fertigung, und andrerseits schreiben sie ihm doch wieder die verderbliche Kraft zu, dem göttlichen Worte zu wider- stehen. Ist dieß nicht auch Freiheit? — Wird dieß nicht dafür gehalten, so wissen wir nicht was Freiheit über-

haupt ist. Es ist auch in dieser Hinsicht nicht zu verkennen, wie von den Reformatoren das, woran alle vernünftigen und moralischen Menschen glauben, in ihrem unendlichen Wahne verkehrt worden ist, und es ist nicht zu begreifen, wie eine solche Umstellung und Verdrehung des Wahren und Sittlichen selbst in der Philosophie noch gelobt werden konnte. Meisterhaft müssen wir wiederum die besondere Abhandlung in diesem Kapitel nennen, die sich mit dem Verhältniß der Gnade zur Freiheit und mit der Prädestination beschäftigt. In Absicht auf die kalvinische Prädestination kann Ref. nicht umhin, die Bemerkung zu machen, die sich ihm beim Studium dieses Artikels aufdrang, die nämlich, daß Kalvin in dem genannten Punkte von der ganz gemeinen Vorstellung ausgehe, es verhalte sich mit uns in Hinsicht der Seligkeit so, wie wenn ein Fürst unter den Bürgern etwas zur Gnade austheilt, wo dann der Eine empfängt, der Andere aber nicht, obgleich die Ansprüche und Nichtansprüche gleich sind. Wenn Alle erhalten, dankt Keiner; Dank findet nur Statt, wenn Besondere erhalten und die Anderen zurückgesetzt werden. Die Bevorzugung bringt also den Dank erst hervor, nicht die Gabe. Kann denn aber der gemeine Neid auch eine solche Regung seyn, die zur Seligkeit und zur Versicherung derselben im Gemüthe ein Verhältniß hat?

Eine andere Bemerkung hat sich dem Ref. bei dem aufgedrungen, was Hr. Möhler über den rechtfertigenden Glauben ganz vortrefflich gesagt hat. Diese Bemerkung, die wir machen wollen, betrifft die protestantische Lehre von dem Glauben, der da allein und ohne die Werke rechtfertigen soll. Wenn nämlich von diesem Glauben gesprochen wird, und davon, daß der Mensch, der gerechtfertigt werden wolle, ihn in sich erzeugen müsse (obwohl dieß nicht geschehen kann, weil dazu Freiheit gehört, die die Refor-

natoren absprachen), so geschieht dieß auf eine solche Weise, daß wir die Mühe dieser Erzeugung selbst als Werkheiligkeit ansehen müssen, es wäre dieß nämlich die Kunst, den Glauben stets gegenwärtig zu haben, wenn schon dieser Glaube ein ganz äußerlicher und unlebendiger ist. Das Erwerben eines Vertrauens, wie es gefordert wird, ist gleichfalls etwas Äußerliches und zudem etwas Leichtes, leichter als ein durchaus geheiligtes Leben, was von den Katholiken gefordert wird, wenn sie gerechtfertigt seyn und heißen wollen; denn der Gnade kräftig mitzuwirken, daß die Wiedergeburt erfolge, ist bei den Katholiken Gebot. Und endlich, ist diese Werkheiligkeit nicht viel gefährlicher als die welche den Katholiken (ohne Grund) vorgeworfen wird? Denn wenn Luther, was unser Verf. auf das bestimmteste nachweist, annimmt, daß neben dem Glauben noch die größten Sünden begangen werden können, der Glaube aber neben und mit diesen Sünden doch stets rechtfertigt, so ist nicht abzusehen, warum nicht jeder und besonders der gemeine Mann, der von andern und höhern Principien geleitet würde, den Glauben in sich zu jeder Zeit erwecken sollte, so oft das Gewissen seine Hölle eröffnet und Schrecken einjagt, ohne daß es jedoch nothwendig wäre, daß der Glaube das Leben umändere, denn der Glaube zeigt sich um so mächtiger, je weniger das Gewissen schweigen will und je mehr es seine Hölle öffnet. Daher denn auch die große Zügellosigkeit unter den Protestanten einriß, über welche diese selbst klagen, und sie dem neuen Glauben zuschrieben, wie z. B. Wilibald Pirkheimer, der geachtete Rathsherr von Nürnberg und andere. Selbst protestantische Historiker, die sich durch Vorurtheile nicht berücken lassen, gestehen die Nachtheile der damaligen Lehre vom rechtfertigenden Glauben ein. So sagt Salig im dritten Bande seiner Historie der Augsburgischen Confession, S. 957 Folgen-

des: „denn die meisten Menschen (Protestanten sind hier gemeint) dichteten einen äußerlichen Glauben und buchstäbische Verheißung ohne lebendigen Geist, ohne Kreuz und Leiden, ohne Dämpfung der Lüste, Verläugnung der Welt und Tödtung des Fleisches, nicht bedenkende, daß der rechtfertigende Glaube nimmer feiern könne, sondern in allen guten Werken sich äußerlich beweise, und alle bösen Begierden und Wohllüste tödte, ja den Menschen von seiner Seligkeit und Kindschaft gewiß mache. — Ferner sprechen sie: haben wir keinen freien Willen, was mögen wir denn thun? Bin ich versehen, so werde ich selig, wir wollen harren bis der heilige Geist kommt.“ Zwar sind dieß zunächst Schwenkfelds Ansichten über die damalige Zeit, aber sie sind auch die des Salig. Man lese ferner die neuere Geschichte der Teutschen von der Reformation an, die der wahrheitsliebende Menzel verfaßt hat, und man wird unsere obige Ansicht bestätigt finden. Wir wollen es nochmals wiederholen: ist nicht die Werkheiligkeit eigentlich die verwerfliche, die im Glaubenhaben, im Haben eines blos leeren mechanischen Glaubens besteht, neben welchem man das ausschweifendste Leben führen kann? Solchen Glauben lassen sich gerade jene am liebsten zumuthen, die an einem schlechten Leben ihre Freude haben. — Doch wir gehen zu unserm Verf. zurück. Dieser weißt es auf das bestimmteste nach, daß schon das Mittelalter einen rechtfertigenden Glauben gelehrt habe, aber einen bessern als Luther. Es war nämlich die fides formata, sc. charitate formata, die gelehrt wurde, ein Glaube also dessen Princip die Liebe ist, wie es der Apostel Paulus selbst ausgesprochen hat: der Glaube thätig durch die Liebe. Folglich war die protestantische Lehre vom Glauben kein Fortschritt, sondern ein gewaltiger Rückschritt. Weiter können wir wiederum hier nicht eingehen, denn es ist in diesem Kapitel des Vortrefflichen

u viel, als daß wir es unternehmen könnten, eines nach
em andern gebührend hervorzuheben. Dasselbe gilt von
em Kapitel, das über die guten Werke handelt, die
n der That noch niemals von den Protestanten begriffen
vorden sind, was aus ihrer einseitigen Polemik gegen
ieselben hervorgeht. Die Katholiken begreifen, was auch
er Verf. bemerkt, unter guten Werken nicht einzelne, ab-
jerissene und mechanische Thaten, sondern das gesammte
ittliche Leben des Menschen, der gerechtfertigt ist, in allen
Zweigen, im Thun und Leiden. Die Möglichkeit der
juten Werken liegt in der Entsündigung und Wiederge-
burt. Das Prädicat „gut“ giebt dem Werke aber allein
die Gemeinschaft mit Christus. Das Verdienst liegt in
der Kraft Christi. Vergl. Concil. Trident. Sess. VI. c.
16. Und es ist gewiß sehr merkwürdig, daß die Prote-
stanten das wahre Verhältniß noch nicht eingesehen ha-
ben, das zwischen dem Leben in der Zeit und dem Leben
in der Ewigkeit statt findet. Zwar scheinen sie einzustim-
men, daß der welcher schlecht lebt, nicht selig wird. Aber
warum soll denn der, welcher gut lebt, nicht deßwegen
selig werden, was sie in Abrede stellen, indem sie mit
ihrem einseitigen Glauben hervortreten. Dieses sich gänz-
lich widersprechende Wesen haben selbst Protestanten, die
aber nicht Theologen sind, eingesehen und mitleidig be-
lächelt. So macht der als Schriftsteller sehr vortheilhaft
bekannte Jean Paul die Bemerkung, daß man nach
der Lehre der Lutheraner durch gute Werke
nicht selig, durch den Mangel derselben aber
verdammt werde. (Titan. III. Bd. S. 192. Ausg.
Berlin 1802). Die Darstellung des Verf. müssen wir dem
Leser selbst überlassen, der mit uns über den großen Werth
derselben einerlei Meinung seyn wird. Was aber das
Weitere betrifft, so nimmt Hr. Möhler hier schon Veran-
lassung von dem Fegfeuer zu sprechen, stellt diese Lehre

nämlich dar in ihrem Zusammenhange mit der katholischen Rechtfertigungslehre. Wir müssen auch diesen Abschnitt ausgezeichnet nennen, und können nur das gegen den Verf. bemerken, daß von S. 160 zu S. 161 kein guter Übergang gemacht worden ist, denn wir finden die Mittelbegriffe etwas undeutlich und für viele unverständlich.

Zu dem Wichtigsten indeß im ganzen Buche gehört, was der Verf. über den confessionellen Gegensatz in der Auffassung des ganzen Christenthums vorbringt. Diese Frage steht weiterhin in enger Verbindung mit dem, was der Verf. als den höchsten Punkt der Untersuchung ansieht, mit der Behauptung Luthers nämlich, es gebe einen wesentlichen und innern Gegensatz zwischen Religiosität und Moralität, jene habe einen ewigen, diese einen blos zeitlichen Werth. In der darauf folgenden Zusammenfassung des Wahren und Irrigen der bisher behandelten protestantischen Glaubenslehre, welche Zusammenfassung den Schluß bildet, weißt Möhler eine Verwandtschaft des Protestantismus mit dem Gnosticismus nach. Der Verf. zeigt in diesem Theile der Schrift eine ungemeine und ungewöhnliche Schärfe des Urtheils, eine tiefe Speculation, eine starke Dialektik, durch die er die Bestimmungen, die hieher gehören in ihrem innersten Wesen ergreift und in ihrer Zusammengehörigkeit so wie in ihrem Unterschiede darstellt. Er hat überhaupt dadurch ein glänzendes Talent an den Tag gelegt, glänzender noch als es nach des Ref. Überzeugung bei seinen frühern Schriften der Fall war. Wir heben von S. 181 und 182 Einiges aus, worin der Verf. vieles im Kurzen concentrirt hat. „Nun dürften wir übrigens erst den vollständigen Aufschluß über die Lehre der Protestanten, daß der Glaube in seiner Abstraction allein selig mache, gewonnen haben. Der Katholik leitet aus dem ungetheilten innern Leben des Wiedergebornen die Seligkeit ab,

aus dem Glauben und der Liebe, der Gesetzerfüllung oder aus dem vereinten religiösen und sittlichen Momente, er setzt beide zu dem jenseitigen Leben in eine gleiche Beziehung, da auch beide gleich ewigen Werthes sind. Luther dagegen kennt nur einen ewig beseligenden Glauben, da er der Sittlichkeit nur einen vergänglichen, irdischen Gehalt beilegt. Der früher vorgelegte Grund der Protestanten, daß die Werke wegen der theilweise sündhaften Kraft, aus der sie ausfließen, nicht beseligen können, genügt für sich allein nicht, da sie ja den Glauben aus derselben Ursache als schwächlich und dürftig darstellen, und deßhalb auch diesem die Erwerbung der Seligkeit absprechen müßten, auf dem Standpunkte aber, den wir jetzt eingenommen, durchschauen wir das Ganze und Alles wird völlig licht und klar. Ganz im Geiste Luthers und besser als sich dieser selbst verstand, dachte daher Andreas Poach, der während den majoristischen Streitigkeiten als Schriftsteller auftrat, und den Satz vertheidigte: auch das vollkommen erfüllte Gesetz, d. h. die reinste Moralität, habe keinen Anspruch auf Seligkeit. Jetzt dürfte es uns endlich auch gelingen, die speculative Idee, die der protestantischen Rechtfertigungslehre zu Grunde liegt, vollständig zu entwickeln. Es ist gesagt worden, dem Verhältniß, in welches die Reformatoren Gott zum Bösen setzen, und ihrer ferneren Lehre, daß es selbst durch Gotteskraft auch aus dem Wiedergeborenen nicht entfernt werden könne, liege die Idee zum Grunde, daß das Böse allem Erdlichen nothwendig adhärire. Wir können nun denselben Gedanken auch also ausdrücken: vom endlichen Bewußtseyn, vom Weltbewußtseyn ist das Sündengefühl nicht abzulösen, es begleitet und peinigt den Menschen stets, weil das Böse mit ihm, als einem beschränkten Wesen gegeben ist: er ist dazu prädestinirt. Wie gelangt er aber zur Ruhe? Durch Erhebung des Geistes auf einen

höheren Standpunkt zum Ansich der Dinge, zum Unendlichen, im Gottesbewußtseyn, im Glauben verschwindet es. Daher verwandelt sich die vernichtete moralische Freiheit in die Freiheit vom Sittengesetze, welches sich blos auf die zeitliche, beschränkte, erscheinende Welt beziehe, hingegen auf das Ewige, über Zeit und Raum Erhabene keine Anwendung zulasse. Damit soll indeß durchaus nicht gesagt seyn, daß sich die Reformatoren dieser ihrem System zu Grund liegenden Idee bewußt *gewesen seyen*, vielmehr würden sie, wenn sie sich selbst verstanden hätten, wenn sie begriffen hätten wohin nothwendig ihre Lehren führen, dieselben als unchristlich verworfen haben. Man begreift nun aber auch vollständig, warum sich die Katholiken, wenn sie die Idee von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes wollen, wenn sie die menschliche Freiheit behaupten, die Würde des Sittengesetzes sichern, den wahren Begriff von Sünde und Sündenschuld befestigen, und die Erlösung in Christo nicht in eine Thorheit verwandeln lassen wollten, schlechterdings der protestantischen Vorstellung vom Glauben und der Rechtfertigung sich entgegensetzen mußten.

Das nun folgende Kapitel von den Gegensätzen in der Lehre von den *Sakramenten* ist wiederum *ausgezeichnet* zu nennen, und der Ref. muß es gestehen, daß ihm so etwas Gründliches und zugleich Geistreiches in irgend einer Dogmatik noch nicht vorgekommen ist. Nur nebenbei wollen wir es dem Verf. bemerken, daß der Catechismus Romanus wohl, wie er selbst in einer Note zu S. 192 sagt, großentheils aus Thom. Aquin. Sum. Theol. P. III. Q. LXI. Art. I. genommen ist, daß aber Thomas von Aquin in diesem Artikel vorzüglich auf Hugo von S. Victor — de sacramentis — sich stützt, und daß namentlich die tiefsinnige Bemerkung des Katechismus: „daß der Mensch durch die Hülfe der

sinnlichen untern Welt, an die er sich zur Knechtschaft hingegeben habe, sich empor arbeiten müsse, um sich über dieselbe wieder zu erheben," aus Hugo's Schrift von den Sacramenten, die seine Dogmatik ausmacht, geschöpft ist.

Eben so ausgezeichnet ist das Kapitel von der Kirche, und diejenigen, die sich früher an Einzelheiten der frühern Schrift vom Verfasser: die Einheit in der Kirche, Tübing. 1825, gestoßen haben, werden jetzt erkennen, daß sie Hrn. Möhler damals nur nicht recht verstanden haben. Die Sichtbarkeit der Kirche leitet der Verf. scharfsinnig aus der Menschwerdung des göttlichen Wortes ab, und indem er die Kirche als die Einheit des Göttlichen und Menschlichen nachweist, zeigt er die Falschheit des Spiritualismus auf, der sich in der protestantischen Dogmatik geltend gemacht hat.

Endlich muß dasselbe Urtheil über das letzte Kapitel des ersten Buches ausgesprochen werden, das über die jenseitige Kirche und ihre Verbindung mit der diesseitigen handelt, und worin insbesondere über das Fegfeuer und die Heiligenverehrung gesprochen wird.

Und damit schließen wir den ersten Abschnitt dieser Recension. Nur sey es erlaubt, noch einige allgemeine Bemerkungen beizufügen.

Die vorliegende Schrift des Hrn. Prof. Möhler bezeichneten wir zu Anfang als eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen im Gebiete der theologischen Literatur, und glauben diese Überzeugung nun auch dem Leser beigebracht zu haben, der freilich die Vortrefflichkeit des Werkes erst durch unmittelbares Selbststudium vollends einsehen wird, welches wir einem jeden Katholiken und Protestanten empfehlen. Dadurch, daß der Verf. mit einer ungemeinen Schärfe die Gegensätze bezeichnete, hat er zum Frieden, den wir hoffen, viel mehr beigetragen, als alle gemüthlichen Vermittler, die bisher von beiden Sei-

aus Cisternen, die nur schlammiges oder gar kein Wasser enthalten, hat füllen wollen, viele zu Quellen zurückführen, die aus dem einen Meere des göttlichen Christenthums ihr reines Wasser erhalten, und der Seele lebendiges Wasser spenden. So mußte es aber kommen und wird noch offenbarer werden, daß nur in Einem Heil ist, dem ewigen Sohne des Vaters, und der von ihm auf Erden gegründeten Heilsanstalt.

Die Übersetzung ist gut gelungen, und Druck und Format sind, wie bei allen Werken der Andreä'schen Buchhandlung, gefällig und schön.

Gregor Rüßlers Anleitung für Seelsorger an dem Kranken- und Sterbebette. Siebente, auf das neue bearbeitete; mit dem lateinischen und deutschen Rituale versehene Ausgabe, von Jakob Brand, Bischof zu Limburg. Frankfurt am Main, in der Andreä'schen Buchhandlung. 1832

Daß dieses Buch einem wesentlichen Bedürfnisse der Seelsorger entspreche, beweisen die in einem kurzen Zeitraume auf einander folgenden Auflagen. Diese Aufnahme und Verbreitung liegt aber nicht blos in der ursprünglichen zweckmäßigen Einrichtung des Buches, sondern sie ist zum Theile auch durch die wohlgelungene Bearbeitung und sachdienlichen Zusätze seines spätern Herausgebers, des nunmehrigen hochwürdigsten Hrn. Bischofs zu Limburg, Jakob Brand, vermittelt worden. Werke, die so oft wiederholter Auflagen sich zu erfreuen haben, und in die Hände eines tüchtigen Arbeiters fallen, müssen allmählig eine gewisse Vollendung erreichen; und dieses kann geschehen, wenn der Grundplan gut ist, ohne eine gänzliche Umarbeitung, denn in solchen Gebäuden des Geistes können einzelne Partheien und sonach allmählig das Ganze eine gewisse Vervollkommnung erreichen.

Was diese siebente Auflage betrifft, hat sich dieselbe

t der fünften, die er selbst öfters benutzt hat, verglichen,
d darin, nebst einigen belehrenden Anmerkungen, beson-
rs die wichtige Bereicherung über das „Verhalten des
eelsorgers bei der Ausspendung der heil. Sterbsacra-
nte an Cholerakranke," gefunden. Diese Belehrung,
e zugleich das Verhalten des Seelsorgers in Beziehung
f das geistige und leibliche Wohl umfaßt, ist ganz vor-
efflich und giebt in einigen Blättern eine Anweisung
diesen zweifachen Hinsicht, welche die Quintessenz gro-
r Bücher in sich faßt. Was aber besonders den Ref.
freut hat, ist, daß in dem Formulare zur Ertheilung
r heil. Taufe der hochwürdigste Hr. Bischof, bei den Be-
hwörungen des bösen Geistes, die Bemerkung, daß „diese
sgelassen werden könnten," entfernt hat. Ein tieferes
indringen in den christlichen und kirchlichen Geist, und
o dieses noch nicht geschehen ist, das Überzeugtseyn,
aß der Geist Gottes die Kirche in Verwaltung der Heils-
ittel leite und vor Verirrungen bewahre, muß vor will-
ürlichen Abänderungen der liturgischen Formen schützen.

Zum Schlusse ist noch ein frei bearbeiteter Trauungs-
ct angefügt, der manchem Seelsorger bei dieser wichti-
gen und feierlichen kirchlichen Function sehr willkommen
eyn mag. Ref. will nicht weiter über die Auswahl der
Gebete und Zusprüche sich einlassen; er bemerkt nur, daß
le wenigstens die geeignetste Aushülfe und oft die zweck-
dienlichste Anregung gewähren, und den Seelsorger in den
Stand setzen, nach seiner und des Pflegkindes Individua-
lität, erbauend, ermunternd, tröstend u. s. w. sein hoch-
wichtiges Amt zu verwalten. Format und Druck sind
ausgezeichnet schön.

Grundlehre der Religion. Ein Leitfaden zu Vorlesungen aus der
Religionslehre für akademische Jünglinge aus allen Facul-
täten, von Johann Michael Sailer, unter Anleitung des

Verfasser, herausgegeben von Joseph Widmer, Domcapi-
tular und Professor der Theologie in Luzern. Dritte durch-
aus revidirte und vermehrte Auflage. Der sämmtlichen Wer-
ke achter Theil. Sulzbach, in der J. E. von Seidel'schen
Buchhandlung. 1832.

Diese Grundlehren der Religion, welche in fünf und dreißig Vorlesungen bestehen, die an die akademischen Jünglinge aus allen Facultäten gehalten worden, umfassen in großen Zügen das Ganze der uns in Jesu Christo gewordenen göttlichen Offenbarung, um es dem Geiste und dem Gemüthe tief einzuprägen. Diese Grundlehren, die in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts erschienen sind, bezeichnen allerdings den Geist, der beim Beginnen dieses Jahrhunderts so allgewaltig hervorgetreten, und alles was Religion, besonders aber katholisches Christenthum hieß, zu zertrümmern sich bestrebte. Dieser Geist mußte erfaßt und ihm in seinem wilden Toben, wie in seinen Schlangenwindungen, entgegengetreten werden. Dieses ist auch geschehen. Da aber das ewig Wahre besprochen und in seiner Erscheinung dargestellt worden ist, und da der böse Geist, wenn auch in seinen Gestalten noch so wandelbar und mannichfach, dennoch immer die Wahrheit anfeindet, so sind diese Vorlesungen, welche die allgemeinen und unveränderlichen Principien, auf welchen der ächte Theismus, der ächte Christianismus, der ächte Katholicismus beruhen, schlicht und bündig durchführen, nicht abhängig von der wandelbaren Zeit. Das vortreffliche Werk möchte übrigens der Ref. allen empfehlen, die über die Grundlehren der Religion in einer klaren Durchführung sich zu verständigen wünschen. Und — gewiß die Zahl derjenigen, die, wenn sie auch nach einem solchen Lehrbuche nicht gerade sehr begierig sind, dennoch dessen sehr bedürften, ist sehr groß, vorzüglich unter den sogenannten gebildeten Ständen, die

oft von Vielem, nur nicht von dem Kenntniß sich erworben haben, was allein Noth thut.

In Beziehung auf diese neue Auflage ist noch zu bemerken, daß sie von dem Hrn. Herausgeber, theils aus dessen eigenem Schatze, theils durch ausgewählte passende Stellen anderer ausgezeichneter Männer, vielfach vermehrt ist. Um einen Begriff, wie dieses geschehen, zu geben, wird aus der dritten Vorlesung, Religionslehre überschrieben, der §. 9 hier mitgetheilt. „Die Glaubenslehre. Da der Zweck meines Lehramtes mich blos auf die Grundlehren der Religion beschränkt, so habe ich auch in der Glaubenslehre nur die Fundamentallehren unseres Glaubens darzulegen."

„Nun hat unser Glauben drei Grundlehren, deren eine wir mit allen Gottesverehrern, die andere mit allen Christusverehrern, die dritte mit allen katholischen Christen, gemein haben."

„Die Grundlehre aller Religion ist die:
Gott ist, ein Gott ist."

„Die Grundlehre aller christlichen Religion ist die:
„Von Gott kam Christus,

oder

„Christus lehrte Gottes-Wort, oder Christus ist von Gott gesandt. Die Grundlehre des katholischen Christenthums ist die: was sich als Lehre Christi, als Gottes-Wort, durch den unwandelbaren Charakter der Allgemeinheit (der Katholicität) ankündet, ist als Lehre Christi, als Gottes Wort, anzunehmen. Die Glaubenslehre hat also drei Abschnitte. Erster Abschnitt: die Lehre von Gott: Gott ist, ein Gott ist. Zweiter Abschnitt: die Lehre von Christus: Christus kam von Gott, lehrte Gottes Wort. Dritter Abschnitt: die Lehre von dem vollständigen Erkenntnißgrunde des Christenthums."

„Anmerkung zur dritten Vorlesung. Ein anderes ist die

Religion, ein anderes die Religionslehre; jene ist vor dieser, und auch unabhängig von ihr. Jene ist sich gleich und durchaus wahr und vollkommen, diese ist veränderlich, wie die Menschen, durch welche sie sich ausspricht, und, nach Maßgabe der Beschaffenheit dieser, vollkommener oder unvollkommener. Die Religionslehre hat drei Gegenstände, auf welche sie zu reflectiren hat: 1. Gott, 2. der Mensch, 3. das Verhältniß Gottes zu dem Menschen und des Menschen zu Gott."

„Es gehört also zur Religionslehre die Gotteslehre, Theologie; die Menschenlehre, Anthropologie; die Verhältnißlehre, oder vom Bande zwischen Gott und dem Menschen, d. i. die Religionslehre im eigentlichen und strengen Sinne."

„Die Lehre vom Bande oder dem Verhältnisse zwischen Gott und dem Menschen ist gegründet: a) entweder blos auf die Aussprüche der gesunden Menschenvernunft, oder b) auf die Aussprüche der heil. Schriften überhaupt, oder c) auf die heiligen Schriften, die Traditionen und amtlichen Erklärungen der Kirche, und somit enthält sie drei Theile."

„Der erste handelt von Verbindung des Menschen mit Gott, im Lichte der blosen Vernunft betrachtet, und ist eine Religionslehre innerhalb der Gränzen der Vernunft. Der zweite behandelt denselben Gegenstand, im Lichte der heil. Schriften betrachtet, und ist christliche Religionslehre überhaupt. Der dritte behandelt denselben Gegenstand im Sinne und Geiste der katholischen Kirche, und ist katholische Religionslehre."

Eine vollständige Religionslehre setzt also das Studium der Philosophie, das Studium der Exegese und der christlichen Dogmatik voraus, und muß, in wissenschaftlicher Begründung ihrer einzelnen Gegenstände, auf dieselben mitunter zurückgehen. Indessen ist die Religions-

lehre weder Philosophie als solche, noch Exegese oder Dogmatik, sondern eine Auseinandersetzung und Beziehung ihrer wichtigsten Resultate auf den Menschen und seine Verhältnisse.

Herausgeber.

Entwurf einer liturgischen Beicht und Communion, mit dreizehn Beicht- und achtzehn Communicantenreden, von Pfarrer Schnieder. Rottweil, 1831. In der Herder'schen Buchhandlung.

Die Einrichtung, durch ein feierliches Lied, durch Gebet und Ermahnung, nebst vorgenommener Gewissenserforschung nach den Geboten Gottes und der Kirche, und den besondern Standespflichten, eine versammelte Anzahl von Beichtkindern würdig zum Empfang des heil. Sacraments der Buße vorzubereiten, verdient gerechte Anerkennung. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß, wo eine solche Einrichtung auch möglich ist, dieselbe öfters während des Jahres statt finden müsse, und nebst diesem immer noch für jeden einzelnen Christen Gelegenheit geboten werden müsse, wie das Bedürfniß oder die Andacht ihn hinzieht, im Richterstuhle der Buße den Beichtvater zu finden. Hat sich so ein Theil der Gemeinde zur gehörigen Stunde eingefunden, und ist, nach Alter und Stand, also nach den besondern Bedürfnissen, würdig vorbereitet, dann wird der Einzelne weniger lang im Beichtstuhle aufhalten, und doch für sein individuelles Bedürfniß die nöthige Ermahnung und Belehrung finden können. Doch ist vor Allem noch Vorsorge zu tragen, daß nicht zuletzt die Beichte in den Hintergrund gedrängt wird, und das Ganze einer protestantischen Vorbereitung zum Abendmahle ähnlich erscheine. Was die sogenannte liturgische Communion betrifft, so besteht diese wohl größtentheils darin, daß eine Anzahl von Christen, während des heil. Meßopfers, durch besondere Ermahnung und Gebete vorbereitet, nach der Communion

des Priesters, die heil. Communion empfange. Ref. billigt es aber nicht, daß Epistel und Evangelium in der heil. Messe statt latein deutsch gelesen werden sollen, auch scheint es ihm nicht erforderlich, daß das Ciborium während der heil. Messe ausgesetzt werde.

Die verschiedenen Beicht- und Communionreden im vorliegenden Entwurfe enthalten viel Gutes, sollten jedoch tiefer in den Geist des Christenthums einführen und das Herz mehr ergreifen. Besonders ist das lange Examen, welches am weißen Sonntag in der Messe mit den Kindern vorgenommen werden soll, zu sehr geeignet, die Kinder zu zerstreuen. Im Allgemeinen ist indeß das Bestreben des Hrn. Pfarrers Schneider lobenswürdig.

Homilien über die Evangelien auf alle Sonntage des ganzen Jahrs. Für das gemeine Volk, herausgegeben von Johann Jakob Haubs, Pfarrer zu Graach an der Mosel. Mit Genehmigung des hochwürdigsten bischöflichen Generalvicariats zu Trier. Coblenz, 1831. Verlag von Rudolph Friedr. Hergt.

Die Sucht zu lesen, die unserm Zeitalter ganz eigenthümlich ist, regt und zeigt sich in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft, von den höhern bis in die niedern Stände. Der gemeine Mann, dem die Mittel fehlen, diese Leselust zu befriedigen, greift nun mitunter auch nach dem Evangelium, das ihm zur Hand ist; damit füllt er die müssigen Stunden am Sonn- und Feiertage aus. So lobenswürdig auch dieses Lesen des Evangeliums ist, und so viel es auch zur religiösen Bildung unter dem Landvolke beitragen kann, so leuchtet es doch von selbst ein, wenn es auch die Erfahrung noch nicht bestätigt hätte, daß es oft schädlich ist, und zu Verirrungen Veranlassung giebt, weil der gemeine Mann oft vieles nicht versteht, und deßhalb es im falschen Sinne auffaßt und irrig deutet. Es ist darum zum Bedürfniß geworden, dem Landmann

ein Buch in die Hände zu geben, das ihm das Evangelium ganz in seiner Denk- und Sprachweise erklärt, und ihn von schiefer Auffassung der evangelischen Wahrheiten verwahrt. Vorliegende Homilien sind ganz geeignet, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, indem die Erklärungen des Evangeliums kurz, klar, faßlich und ganz den Fähigkeiten und der Bildung des Landmanns angemessen sind. Das sonntägliche Evangelium ist kurz erörtert, und dann folgt die Nutzanwendung in einem besondern Lehrstücke, wobei wir nur das Einzige auszustellen haben, daß der Hr. Verf., da er besonders sehr häufig geschichtliche Facta damit verband, wodurch die Aufmerksamkeit des Landvolks geschärft, und die Anwendung angenehm und lehrreich wird, nicht genug Auswahl traf, und Manches aufnahm, was vor der Kritik nicht immer als Geschichte sich bewährt. Übrigens ist das Ganze ein Beweis der sehr großen Belesenheit des Hrn. Verf. und seiner Gewandtheit, die evangelischen Lehren in den Lebenskreis des gemeinen Mannes herunterzuziehen, und sie populär zu machen. Obgleich wir diese Homilien nicht als Muster empfehlen können, was auch nicht in der Absicht des Hrn. Verf. lag, so möchten wir doch den Seelsorgern anrathen, sie recht zahlreich in ihren Gemeinden zu verbreiten, um den Geist des Evangeliums in ihnen zu erwecken, und so sich den Weg zu bahnen, in ihren sonntäglichen Vorträgen auf die evangelische Geschichte mehr Anspielung machen zu können. F.

Auswahl katholischer Andachtsübungen für Christen von mittlerm und gemeinem Stande, nach den Bedürfnissen ihres Geistes und Herzens. Von einem Priester der Erzdiöcese Salzburg. Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung. 1831.

Man hat es in unserer Zeit nicht ermangeln lassen, durch Anleitung zum Gebete und zum vertrauten Umgange

mit Gott, das menschliche Herz für das Höhere zu bilden, und den Sinn für das Göttliche zu erwecken. Dieß beweisen die vielen Gebetbücher, die erschienen und deren Anzahl noch immer vermehrt wird. Jedoch glauben wir, daß der Zweck nicht bei allen erreicht wird, weil sie nicht immer alle von dem Vorwurfe frei sind, als seyen sie für diejenigen Beter, für die sie geschrieben sind, nicht ganz geeignet.

Vorliegendes Gebetbuch entspricht ganz seiner Bestimmung. Es ist für Christen von mittlerm und gemeinem Stande geschrieben, für die auch Inhalt und Sprache ganz berechnet sind. Der Christ findet in demselben, was immer Gegenstand seiner Anbetung, Verehrung, Bitte und Fürbitte bei dem öffentlichen Gottesdienste sowohl, als auch bei Privatandachten seyn mag. Die Gebete sind selten ganz neu, sondern nur umgeändert, und dem Bedürfniß des gemeinen Mannes angepaßt. Sie sind theils aus dem römischen Meßbuche, Rituale und Breviere, theils aus andern bewährten Gebet- und Betrachtungsbüchern, besonders aus dem Gebetbuche des hochwürdigsten Bischofs von Brixen, Bernhard Galura, gewählt, was schon im Voraus als Empfehlung gelten wird. Die Sprache ist sehr herzlich, einfach, und gerade so wie sie der gemeine Mann wählen würde, wenn er sich betend zu Gott wendet. Darum wünschen wir auch dem Buche die beste Aufnahme. F.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1832.
Nro X.

Curiosa.

Entweder las ich unlängst im Galignani's Messenger oder es erzählte mir ein Freund nachstehende Anecdote:

Paganini wollte auf seiner letzten Reise nach London zu Boulogne ein Concert geben. Er wendete sich daher an den philharmonischen Verein dieser Stadt und bat sie um ihr gefälliges Accompagnement. Wie zu erwarten steht, wurde dieses unserm neuen Orpheus sogleich versprochen. Als jedoch alle Anstalten getroffen waren, erbaten sich die Boulogner Kunstliebhaber für ihre geleisteten Dienste die unbedeutende Vergünstigung, drei und neunzig von ihren guten Freunden gratis einzuführen. Bei dieser bescheidenen Anforderung machte natürlich Paganini große Augen und bat sich die Freiheit aus, dieses Begehren aus der Ursache abzuweisen, weil mit Kunstfreunden solchen Kalibers nicht mehr erspart würde, als wenn sie sich als ordinäre Musiktaglöhner bezahlen ließen. Solche Bemerkung fand einen mißtönenden Anklag in den Söhnen der Harmonie, und in ihrer Verstimmung spannten sie den Bogen dergestalt, daß an keinen Accord mehr zu denken war; ja sie machten sogar die ganze Fiedlerzunft von Boulogne so aufrührisch, daß sich in des Italieners Sold auch nicht einziger Bogen rührte. Nun sah sich Paganini in die Nothwendigkeit versetzt, nicht nur ein Solo, sondern auch Solus zu spielen. Das beleidigte Geigercorps trieb sogar seine Rache so weit, daß sie die Leute auf alle Weise von dem Concerte abzuhalten suchten, und auf diese Art eine förmliche Temporaliensperre verhängen wollten. Der Abend rückte heran, allein der Ruhm der Zaubertöne des italienischen Wunderbogens war so tief ge-

gründet, daß sich eine Menge Neugierige einfanden, unter diesen sogar eine Abtheilung obiger Stadtfiedler, aber in der Absicht unharmonisches Geschrei zu erheben und Paganinis Violine zu neutralisiren. Allein das bessere Gefühl der großen Mehrheit hinderte sie daran, und nachdem sie durch die öffentliche Stimme besiegt worden, streckten diese Geigersoldaten auch ihre Fiedelbogen, sobald die magischen Finger des großen Meisters sich zu bewegen begannen. Allgemeiner Jubel entstand nun im *ganzen Hause*, der erste Laut entzückte alle Anwesenden, und man *wünschte sich* bald Glück über die Abwesenheit der städtischen Kunstliebhaber.

Diese Geschichte hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem, was seit einigen Lustern in den deutschen Rhein-, Main-, Neckar-, Lahn- und andern Gauen vorgeht. — Ein vornehmer Herr, der die Kirchenmusik sehr gut versteht, hat schon vor längern Jahren vermerkt, daß die heilige Tonkunst an manchen Orten sehr ausgeartet sey, durch profanes Getriller und Ungebührlich*keiten aller* Art von der Urkirchenmusik abgewichen, und durchaus verweltlicht worden. Er wandte sich demnach an alle philharmonische Personen, das heißt, an jene, die in Stadt und Land die Harmonie handhaben sollen, und bat sie um ein gefälliges Accompagnement in einer Sache, die jeglichen Kunstliebhaber — besoldet oder nicht besoldet, von oder nicht von Profession, hoch interessiren muß. Das wurde dem von Gottes Gnaden bestellten Kirchenorpheus zugesagt. Als jedoch das Ding in den Lauf gehen sollte, da verlangten die Accompagneurs für die zu leistenden Dienste eine Gratification, die darin bestand, daß sämmtliche Gefälle durch ihre keuschen Hände gehen, und obendrein ihnen zustehen mußte, die souveräne Herrschaft über die Tonleiter und den Notenschlüssel auszuüben, nöthigen Falles die B moll in C dur umzuwandeln, oder selbst die C durat (sonst auch Cölibat) zu B mollisiren, und sämmtliche Solostücke in Duostücke zu potenziren. Item sollte benamsten Herren freistehen, die verrostete, veraltete, unzeitgeistige, weit unter jetziger Bildungsstufe stehende Notensiebenzahl zu simplifiziren, und dieselbe auf zwei oder höchstens drei herabzusetzen, sintemalen die übrigen vier oder fünf Noten man entbehren könne.

Nach söthaner Grundeinrichtung des constitutionellen Kirchentonwesens, gegründet auf den Sockel der Landeshoheitsrechte, dürfe der große Kirchenmeister, dieweil er ein Ausländer ist und mit keinem respectiven Indigenat versehen, durchaus kein Lied oder Gesang abspielen lassen, ohne Genehmigung des Universallandesinspectorats, das sich im Fall der Noth durch den Bürgermeister, oder den Schulmeister oder sonst einen Meister vertreten lassen könne. Eine jegliche Motette müsse also an der Grenze aufgehalten, im Angesicht von 24 Zeugen wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und im Interesse der Kunst plombirt, an das Ministerium der Pässe eingeliefert und durch den behördlich bestellten Saitenbändiger abgetönt werden, auf daß nicht etwa jesuitisch gesinnte Noten oder ultramontanische Klänge, welche die Flüsse aufhalten und die Bäume zum Tanzen rühren, in den deutschen Landen sich einschwärzen und Schiffe und Heerstraßen gefährden.

Sämmtliche Stipulationsartikel wurden pragmatisch abgefaßt und an die Kirchendirectorate zur Einsicht und zum Beitritt eingesandt, später wurden dieselben in vierzig Geißelstreichen weniger eins denselben eingekerbt. Allein diese Anforderungen und was sonst noch vorgegangen, kamen vor der Ausführung des großen Concerts dem weltberühmten Kirchenetti zu Ohren, der erstaunliche Augen machte, und in einem Handbillet sein Mißfallen über Zumuthungen solcher Art zu erkennen gab. Auch verbot er sich hinfüro jegliche fremde Beihülfe auf seiner Emporbühne, wozu seine Bestallungsbriefe ihn auch berechtigten.

Da ward nun Feuer im Dache, wie man zu sagen pflegt. Die beleidigten Kunstfreunde wollten Rache nehmen, wiegelten alle geweihten Sänger und Saitenmeister auf, versprachen ihnen Aegyptens Silbergeschirre, ein Land, wo Meth, Honig und Aufklärung fließet, Frauen aus den schönsten Töchtern Zions und Moabs, und eine Nachkommenschaft — zahlreich wie die Sterne am Himmel. Manche gingen in die Falle, zerschlugen ihr Barbiton und letzten sich schon an den gebratenen Wachteln. Andere sind unschlüssig, die meisten schlugen die Arme übereinander

und schwiegen einstweilen provisorisch. — Damit aber begnügte sich der Kunststolz nicht, es wurden auch Brandfackeln unter die Einwohnerschaft geworfen unter dem lauten Zurufe, daß die Berge erschüttert wurden, es sey jetzt die Zeit angebrochen, wo Deutschlands mündiges Volk nicht mehr nach fremder Pfeife tanzen dürfe, indem jeder Germane mit einer Geige am linken Beine zur Welt komme, mithin sich selbst genüge, und in seinem Wesen einen unerschöpflichen Vorrath von Tönen jeglicher Art verborgen trage; man möge dieses Tonfeld nur kultiviren und man werde dem Italiener sein Concert schenken können.

So weit haben die Thatsachen sich zugetragen. Ob der große Kirchenorpheus solo und solus den Bogen rühren, ob die Völker dem noch nicht eröffneten Harmoniespiele, so verständig wie die Boulogner, beiwohnen, und die Kunstsoldaten gerne vermißt werden, dürfte über kurz oder lang die Zukunft lehren. Indessen wollen wir die Revolution vorbeidefiliren lassen und für die Abwendung der Cholera unsere Hände zum Himmel erheben, und überhaupt beten für Fürsten und Völker, damit beide ihr Recht und Unrecht erkennen mögen.

Wir haben in dem diesjährigen Julihefte des Katholiken eines neuen Bischofs ganz eigener Art Erwähnung gethan, welcher mit einer Mission zur Verbreitung eines neuen Christenthums versehen, nach Nanzig zog, aber bald bei den ersten Aeußerungen seiner apostolischen Wirksamkeit in seinem Geburtsorte auf eine sehr eindringliche und thätliche Weise an dem weitern Fortsetzen derselben gehindert wurde. Wir theilen nun folgendes nähere über diesen Vorfall nach den Berichten des Journals des Debats mit. Unsere Leser werden sich erinnern, daß Herr L'Hote dieser Bischof nagelneuer Creation in Nanzig selbst und in der Umgegend sein Evangelium zu verbreiten suchte, in welchem unter heftigen Angriffen gegen die alte, die neue Lehre verkündigt wurde. Dieses schöne Document war nun auch nach St. Stail, dem Geburtsorte des Herrn L'Hote gekommen. Aber leider bestätigte sich auch hier die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß

der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt. Der Pfarrer von Stail nämlich sprach sich am 12. April d. J. in einer Fastenpredigt darüber folgendermaßen aus: „Meine Brüder erlaubt mir heute den Gang unserer gewöhnlichen Fastenbetrachtungen zu unterbrechen und mit euch von einer anstößigen Schrift zu sprechen, welche man unter euch verbreitet hat. Wenn man jemanden auf Irrwege führen will, so sucht man ihm zuerst das Licht zu nehmen, welches ihm leuchtet. In dieser Schrift stößt man alle Arten von Schmähungen gegen unsern obersten Hirten, den Papst, aus." Kaum hatte der Pfarrer diese Worte gesprochen, als ein Individuum sich heftig erhebt, auf seine Bank schlägt und mit starker Stimme ruft: das wollen wir nicht haben, predigt uns die Religion. Sogleich läßt sich ein allgemeiner Ruf des Unwillens in der ganzen Kirche vernehmen, und der Störenfried wird von zwei Leuten an die Thüre gebracht, von denen der eine ihn am Kopf aus seiner Bank zieht, während der andere ihn unter den Worten: was hast du hier zu schwatzen? mit Rippenstößen bis an den Ausgang begleitet. Die auf diese Weise expartirte Person war der Herr Masorette, ein Akoluth des Primas von Lothringen (ein besonderer Titel des Hrn. L'Hote) welcher sich einige Bänke hinter ihm befand. Wahrscheinlich machte dieser nun eine Protestation gegen die Behandlung seines Ergebenen; aber auch er unterlag einer ähnlichen. Denn nachdem er von einer Dame, Namens Martin zwei Ohrfeigen erhalten, deren eine die Brille seiner Reverenz herunterwarf, wurde er gleicher Weise aus der Kirche gestoßen. Da diese Fakta zwei Vergehen constituirten, Unterbrechung des Gottesdienstes auf der einen, und Thätlichkeit auf der andern Seite, so kam die Sache vor das Tribunal von St. Die, welches in seiner Sitzung vom 4. Juli den Herrn Masorette zu 25 Franken, und die übrigen zu 15 Franken Strafe verurtheilte. Die Herren L'Hote und Masorette hatten sich beklagt, sie seyen mit Füßen getreten und auf eine unwürdige Weise behandelt, außerdem hätten der Pfarrer und der Maire gesagt, man solle ihrer nicht schonen. Aber 42 Zeugen, welche von den Klägern selbst aufgerufen waren, sagten aus,

daß nichts der Wahrheit mehr zuwider sey, als diese Klage des Primas und seines Abelnchen.

Unter diesen Umständen begnügte sich aber Herr L'Hote nicht, seine Klage bei dem Procurator des Königs und bei dem Präfecten eingereicht zu haben, sondern er that noch mehr, eine Abschrift seiner Anzeige wurde dem Justizminister zugeschickt, begleitet von einem sehr dringenden Briefe des Herrn Marchal, Deputirten des Neurthedepartements. Man wird sich über diese besondere Aufmerksamkeit des Herrn Marchal nicht wundern, wenn man hört, daß derselbe Mitglied eben jener Kirche ist, deren Abgesandter und Bischof Herr L'Hote zu seyn sich rühmt. Merkwürdig und auffallend ist außerdem die Antwort, welche Herr L'Hote dem Präsidenten ertheilte, als er von diesem gefragt wurde, warum er den Titel eines Primas von Lothringen annehme. Diese Würde, entgegnete Herr L'Hote, ist mir durch eine Wahl übertragen in einer Versammlung bei Herrn Fabey Patepret in Paris, an welcher mehr als 500 Personen Theil genommen haben, unter denen sich auch der Deputirte Herr Marchal, der Capitän Bertrand, und der General Dubourg befanden. Wie wir erfahren, so hat der letztere späterhin die Aussage des Herrn Primas gänzlich desavonirt, indem er in den öffentlichen Blättern erklärte, niemals Mitglied einer derartigen Gesellschaft, Versammlung oder Verbindung gewesen zu seyn.

Näheres über die weitern Schicksale des Herrn L'Hote ist uns zur Zeit noch nicht bekannt, wir werden aber unsere Leser, wenn sich wieder etwas dieser Art ereignet, mit dessen eigenthümlicher Wirksamkeit bekannt zu machen, nicht verfehlen.

Die Neckarzeitung sagt: „An drei Uebeln leidet der subalterne protestantische Clerus insgemein: 1) an Armuth, 2) an Feigheit, und 3) an Gleichgültigkeit. Seine Armuth, die er seiner schlechten Besoldung und gewöhnlich großen Familie verdankt, macht ihn feig. Aus Furcht, auch das Wenige zu verlieren, was er hat, läßt er sich Alles von oben herab gefallen, und vertheidigt seine Rechte nicht; er hat nicht den Muth, durch

kraftvolle Vereinigung seine Stellung zu verbessern, und sich diejenige Anerkennung von der Welt zu verschaffen, welche er, vermöge seiner Kenntnisse und Brauchbarkeit, ich will nicht sagen, wegen des priesterlichen Nimbus, verdient. Dieser Vereinzelung und Absonderung verdankt er endlich die Gleichgültigkeit, womit mancher sein Leben unter dem Dache eines baufälligen Pfarrhauses hindämmert, und zum Aerger so vieler collegiolischen Seelenwächter, ein hohes Alter erreicht.»

In einem englischen Blatte liest man: „Es ist sehr merkwürdig daß man das Wort Cholera zweimal in der Bibel findet, und jedesmal zu dem Ende um die Enthaltsamkeit und die Mäßigkeit anzuempfehlen, zwei Tugenden, die man vorzüglich als Präservativmittel gegen diese Krankheit angiebt. Nach der Vulgata heißen diese Stellen: Noli avidus esse in omni epulatione, et non te effundas super omnem escam, in multis enim escis erit infirmitas, et aviditas appropinquabit usque ad *Choleram*. Propter crapulam multi obierunt; qui autem abstinens est, adjiciet vitam. (Eccli. XXXVII 32, 34.) Luther übersetzte diese Stelle: „Ueberfülle dich nicht mit „allerlei niedlicher Speise, und friß nicht so gierig. Denn viel „fressen macht krank, und ein unsättiger fraß krieget das grim„men. Viele haben sich zu tode gefressen; wer aber mässig isset „der lebet desto länger.» Die zweite Stelle, ebenfalls aus dem Buche Ecclesiasticus (XXXI. 22, 24) lautet: Quam sufficiens est homini erudito vinum exiguum! et in dormiendo non laborabis ab illo, et non senties dolorem vigilia, *Cholera* et tortura viro infrunito. Nach Luther: „Ein sitti„ger mensch lässet sich am geringen genügen; darum darf er in „seinem bette nicht so krichen.... aber ein unsättiger fraß hat „das grimme und bauchweh.»

In dem Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freising für das Jahr 1832, muß das eifrige Be-

trachten eine vollständige geistliche Bildungsanstalt zu begründen
jener Ehre erlebten, die an den Bildungsanstalten der katholischen
Kirche wie Herzen Inbegriff nimmt. Schon vor mehreren Jahren
ist in Freising nebst dem Clericalseminar auch ein Seminarium
puerorum errichtet worden, dieses ermangelte aber noch an Ver-
mögen. Um aber auch dieses zu stiften hat der Pfarrer Sigl in
Dietramszell per donationem inter vivos ein Stiftungscapital
von 5000 fl. in zinstragenden vierprocentigen Hypothekencapitalien
in die Hände des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs und des Me-
tropolitan-Capitels unter Vorbehalt, dieses Capital und dessen
Verwendung für die Bildung eines würdigen Diöcesanclerus,
sichernden Bedingungen, übergeben. Ein ähnliches that der hoch-
würdige Herr Domdechant des Metropolitancapitels, Herr
Joseph von Heckenstaller, der zu seinen frühern gemeinnützigen
Stiftungen auch sein Haus auf dem Domberge zu Freising nebst
Garten und Nebengebäuden, so auch die dazu gehörigen sechs
Tagwerk ertragfähige Wiesen und den Krautacker an den hoch-
würdigsten Herrn Erzbischof und dessen allgemeinen geistlichen
Rath zur fortwährenden, erzielten vollen Verwendung zur Be-
gründung, zur Errichtung eines Seminars überließ. Zu ähnlichem
Zwecke wurde von zehn Diöcesanpriestern die Summe von 2090 fl.
42 kr. und zehn Dekanaten 136 fl. 58 kr., in Summa 2227 fl.
41 kr. übergeben. Ferner wurde für den Fall, daß das erwähnte
Seminar wirklich errichtet seyn wird, an jährlichen Beiträgen zu-
gesichert von dreyzehn Dekanaten 287 fl. 17 kr. und von sieben
Diöcesanpriestern 99 fl. 12 kr., zusammen 359 fl. 29 kr. Ge-
nach ist bereits im Ganzen für den erwähnten Zweck, mit Inbe-
griff der von Sr. erzbischöfl. Excellenz bereits früher ausgesetzten
Summe 25000 fl. theils an zugesicherten, theils an baar entrichte-
ten Beiträgen im Verlaufe von zwei Jahren die Summe von
33311 fl. 13 kr. aufgebracht, die von dem Herrn Dom-
dechant Joseph von Heckenstaller, hiezu gemachte Schenkung an
Realitäten nicht mit eingerechnet. Das Clericalseminar in Frei-
sing erhielt im Verlaufe des abgewichenen Jahres von dem Herrn
Domdechant Joseph von Heckenstaller, drei Cimeliengefäße, da welche

silbernen Rahmen gefaßt, zum Geschenke. Auch sind für dasselbe von den Dekanaten Babensham, Haslach, Hisselwang, Laufen, Oberbergkirchen, Peterskirchen, Reichenhall und Sölhuben an freiwilligen Beiträgen 218 fl. 48 kr. eingegangen. — Zur Vervollständigung des mit dem Knabenseminar in Freising in Verbindung gebrachten Gymnasiums wurde mit dem Anfange des laufenden Schuljahres 18³/₄, zufolge des neuesten Schulplanes, die vierte oder sogenannte philologische Gymnasialklasse eröffnet. — Auch wurde dem Knabenseminar von Katharina Zacherl in München eine Summe von 250 fl. vermacht.

Ehre einer Geistlichkeit, die erkennt, was noth thut, und der vor wenigen Decennien erlittenen Plünderung ungeachtet, bereits willig Opfer bringt, um den dringenden Bedürfnissen einer auf christlichen Grundlagen basirten Erziehung der künftigen Geistlichen abzuhelfen. Gott gebe, daß diese Hülfe sich auch bald weiter noch erstrecken könne.

In Charlestown (Süd-Carolina) findet man alle Arten von Glaubensbekenntnissen und die Geistlichkeit von jedem Kultus genießt einer hohen Verehrung. Während meines dortigen Aufenthaltes betrachtete man den römisch-katholischen Bischof, Dr. England, sowohl wegen seiner Talente als der Energie seines Charakters wegen als einen der ausgezeichnetsten Männer. Er war einer der vorzüglichsten Kanzelredner, die man hören konnte, und seine Nachmittagspredigten wurden stets vor einer dichtgedrängten Versammlung gehalten, die größtentheils aus den reichsten und gebildetesten Protestanten bestand. Seine eigentliche Gemeinde war sehr arm, und er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sein geringes Einkommen durch eine Schule, die er hielt, etwas zu vermehren. So oft ich große Einkünfte und großen Grundbesitz als das Mittel rühmen höre, der europäischen Geistlichkeit in den Augen der Laien Würde und Ansehen zu verschaffen, denke ich an den hochbegabten Bischof von Charlestown, der sich die Liebe und Verehrung seiner Heerde und die allgemeine Achtung der Stadt blos durch die einfache Ausübung seiner christlichen Tugen-

den und ohne allen bischöflichen Prunk in so hohem Grade zu erwecken und zu erhalten gewußt hat.

Ausland, 3. September Nro. 247.

Aus einem Briefe aus Cincinnati in Nordamerika.

„Unsere heilige Religion macht große Fortschritte in diesem Lande. Es scheint, daß die Sekten sich selbst aufzureiben suchen, und dann wird wohl nichts anderes übrig bleiben als gänzlicher Indifferentismus oder Katholicismus. — Die Missionen der Wilden geben uns große Freude und Tröstung. Diese nehmen sehr an Zahl und Frömmigkeit zu. Unter den Priestern, die sich hauptsächlich mit der Bekehrung der Wilden beschäftigen, zeichnet sich ein unlängst angekommener Deutscher, Namens Baraga aus Oesterreich, sehr aus. — Es ist auf einer Seite traurig zu sehen, wie sich die Sekten hier wechselseitig zerreißen und gegeneinander wüthen, auf der andern Seite aber kommen dadurch die Früchte der Ketzereien zum Vorschein, und das Reich der Wahrheit kann sich dabei nur erweitern. Wir sind daher gezwungen gegen diese Sekten eine beständige Polemik zu führen. Alle Pressen sind schon seit mehreren Jahren in Thätigkeit, von den Journalen gehören sechs der katholischen Sache an. Unsern Katholik-Telegraph haben wir seit einigen Monaten in Wirksamkeit gesetzt. Die Priester schreiben und die Seminaristen drucken in den Mußestunden.

Baltimore und Philadelphia bedürfen bald keiner europäischen Unterstützung mehr. In Philadelphia bauet man jetzt eine katholische Kirche, welche 100,000 Fr. kosten wird, und diese Summe hat man daselbst in kurzer Zeit zusammengebracht.

Der neue Bischof von Philadelphia, Hr. Dr. Kenrick, ist noch ein junger Mann, Zögling der Propaganda in Rom, und Bischof im vollen Sinne des Wortes. Er stellt die Ordnung wieder her, welche in den verflossenen Jahren zu Philadelphia ziemlich gelitten hat.

Unsre Mission ist eine der ärmsten in ganz Nordamerika: die Beiträge also, die hierher geschickt worden, kommen an den rechten Ort, besonders da wir in Cincinnati eine deutsche Kirche

n nöthen haben. Aus Deutschland sind uns vier vortreffliche Missionäre zugekommen. Wenn hiesige Missionäre keine Engel n Frömmigkeit sind, so ist ihr Untergang fast unvermeidlich. Dieses, hochwürdiger Freund, wollen Sie ja allzeit im Auge be-lten, wenn sich jemand zu dem Apostolate melden sollte. Unsere Missionen sind mit unaussprechlichen Schwierigkeiten verbunden. ier ist Armuth, langes und gefährliches Reisen, beständiges Streiten mit den Feinden der Kirche, das Loos des Missionärs. r hat zwar überall Gelegenheit unendlich viel Gutes zu thun, der es gebricht ihm auch oft an Mitteln das Gute auszuführen. Dazu kommt noch die Schwierigkeit rein englisch zu reden.

Wir haben endlich ein Collegium zu Stande gebracht und offen dasselbe bald zu eröffnen."

Paris, im August. Seit einiger Zeit haben in dem Necker-ospitale mehrere Abschwörungen von Protestanten stattgefunden. Am 18. Juni legte Friedrich Carl Joseph Waltenberg auf em Sterbebette das katholische Glaubensbekenntniß ab. Dieser Jüngling wurde den 11. Juli 1802 zu Zerbst geboren. Nach-em er in dem Krankenhause von St. Sulpice mit väterlicher Liebe gepflegt worden, kam er in das Spital Necker, um da von iner Brustkrankheit geheilt zu werden. Die heil. Communion mpfing er mit dem tiefsten Glaubensgefühle, seine Schmerzen rtrug er mit einer wahrhaft englischen Geduld und starb eines gottseligen Todes. — Am 5. August fand in der Capelle desselben Hospitals eine doppelte Abschwörung statt; Johanna Maria Ka-rolina Pikel, geboren zu Genf 1794, und Armanda Maria Margaretha Düpastier, geboren zu Paris 1809, sind in den Schoos der Kirche zurückgekehrt, und haben durch ihren lebendi-gen Glauben die zahlreiche Menge, welche dieser Feier beiwohnte, sehr erbaut.

London. Nach der **Revue Britannique** hat seit dem Jahre 1750 die protestantische Religion in Irland beständig ab-

genommen, während die Anzahl der Katholiken auf eine a- wunderbare gränzende Weise sich vermehrte. Im Jahre 17- war die Hälfte der Bevölkerung protestantisch, jetzt ist es kaum noch der siebente Theil. Nach einem officiellen Berichte in der Kammer der Gemeinden haben seit sieben Jahren die Katholiken in London sich um 49770 vermehrt, so daß ihre Anzahl in der Hauptstadt dermalen 139000 beträgt.

— Unter den verschiedenen Gebäuden, welche auf dem Regierungsplatze zu Algier aufgeführt werden sollen, berichtet der Moniteur algérien, ist auch die Rede von einer kathol. Kirche, die für die Christen in Algier, besonders für die zahlreichen christlichen Schiffsleute im Meerhafen, schon längst ein Bedürfniß geworden. Dieses Denkmal würde von großem Einflusse seyn auf das Schicksal jener Gegend, bemerkt obiges Blatt, das bei dieser Gelegenheit eine Antwort anführt, welche unlängst ein Mohr einem Beamten gegeben, der ihn fragte, welchen Eindruck die Aufführung einer Kirche in Mitte einer muselmännischen Bevölkerung machen würde: „Bauet sie nur schnell auf, entgegnete der Mohr, denn „alsdann erst werden wir glauben, daß Ihr einen Gott habt, und „daß man Eurem Worte trauen dürfe.“ Hr. Spitz aus Sp- im Elsaß, früher Feldpater in einem französischen Regimente, ist Pfarrer zu Algier.

Amberg 14. Am 12. Juni, Nachmittags gegen 2 Uhr folgte unserm Hochwürdigsten Bischofe J. M. v. Sailer, dem Lehrer der Liebe, der Mann des Glaubens, Hr. Maximilian Prechtl, Abt des aufgelösten Benedictinerklosters Michaelfeld (geb. zu Hohnbach bei Amberg den 20. August 1757), ein Mann, dessen Namen dem gesammten katholischen Deutschland nicht weniger werth geworden, als jener Sailers. Wer seine Schriften kennen lernte — und wem sind sie unbekannt geblieben? — bewunderte an ihm gründliches Wissen, ungemeine Schärfe des Geistes, Kraft und Nachdruck der Darstellung, beseelt vom lebendigen Glauben und treuer Anhänglichkeit an die von ihm aus innigster Ueberzeu-

ng geliebte katholische Kirche; und obgleich dieselben sämmtlich lemischer (eigentlich irenischer) Art sind, und seine Gegner nicht mer die edelsten Waffen gegen ihn führten; so konnte der be eidene und wahrhaft demüthige Mann doch nicht dahin gebracht rden, männliche Ruhe und Gelassenheit auch nur im geringsten vergessen; allenthalben leuchtet eben so große Liebe gegen die rrenden, als Entschiedenheit gegen den Irrthum hervor. Möchte der Polemiker so gründlich forschen, so wahrheitsliebend sich ent eiden, so ruhig darstellen, wie bald herrschte dann die Wahrheit Triumphe! Unter Prechtls hinterlassenen Papieren ist so man es, was nur seine Bescheidenheit bisher dem Drucke entzog; ei r seiner Freunde und Verehrer würde sich gewiß den Dank des tholischen Deutschlands erwerben, wenn er eine Sammlung einerer Schriften daraus hinzufügte, und eine etwas ausführ chere Biographie veranstalte, damit Prechtl nicht nur als Theo g, sondern auch als Christ, als Priester und Abt, als Professor nd Rector, als anspruchsloser Bewohner Ambergs und als Wohl hāter der Armen jene Verehrung ärnten möge, welche ihm von her jeder zollte, der ihn genauer zu kennen das Glück hatte. (R. Fr.)

Besançon. Dr. Guilbert, ehemaliger Professor an der edicinischen Facultät zu Paris, hat dahier ein Schriftchen über ie Cholera herausgegeben unter dem Titel: **Moyens à oposer au *Choléra* pestilentiel; fautes qu'on doit éviter.** lus dieser Flugschrift heben wir folgende die Religion betreffende Stellen aus: „Die Epidemie, sagt der Verfasser, hatte schon eine Renge Schlachtopfer getödtet, und noch fand sich kein Weißzeug unsern ärztlichen Posten für die Hauskranken vor. Da hatte h Gelegenheit die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die christliche iebe allzeit erhaben ist, ohne daß die Demuth, ihre unzertrennliche Gefährtin, ihr gestattet, dessen selbst gewahr zu werden. Am 4. lpril war ich auf einem medicinischen Posten; da traten zwei armherzige Schwestern herein: „Meine Herren, wir kommen Wäsche holen; alle unsere deßfallsigen Hülfsquellen sind er

„schöpft. — Meine Schwestern, wird entgegnet, wir haben nur „zwei Decken, allein Weißzeug haben wir keins.“ — „Wir brau„chen Leintücher für die armen unglücklichen Cholerakranken, welche „sonst in ihrem eigenen Unrathe dahin sterben müssen.“ — „Schwestern, suchet, daß ihr anderwärts welche bekommt.“ — „Meine Herren, erwiederten die Schwestern, wenn wir die Unsri„gen nicht schon hergegeben hätten, würden wir keine von Ihnen „begehren.“ — „Wie! Schwestern, Ihre eigenen.“ — „Wir „haben nur unsere Schuldigkeit gethan.“

Der Verfasser erinnert an die genommenen Maßregeln zu Moskau, wo der Kaiser Nicolaus selbst den Vorsitz geführt, zu Wien, wo der Kaiser Franz zwei Millionen Gulden gegeben, in England u. s. w., zieht zwischen diesen Hauptstädten und andern beinahe noch barbarischen Ländern eine Parallele, welche nicht zu Gunsten der Pariser Aufklärung ausfällt. Er berichtet uns auch, wie allenthalben die Polizei sich angelegen seyn ließ, die nothwendigen Lebens- und Arzneimittel in der gewöhnlichen Taxe festzuhalten; führet das Beispiel der Spanier an, die noch so weit zurück sind, und die in einem ähnlichen Falle für jeden Apotheker, der den Arzneipreis erhöhte, eine Geldbuße von 1000 Fr. festsetzten, während die Pariser Behörden die Habsucht auf die öffentlichen Drangsale speculiren ließ, so daß das Fleisch, der Kampher, der Chlor, die wollenen und flanellenen Decken um einen empörenden Preis verkauft werden.

„Doch wenn die Regierung gegen die Apotheker, Metzger und Flanellkrämer sich nachsichtig und milde erwies, hat sie die armen Aerzte sehr streng behandelt. In der That es sind in Paris zwei für alle redlichen Herzen sehr tröstlichen Thatsachen erhärtet, nämlich die gränzenlose Hingebung aller Aerzte der Hauptstadt, und die Aufopferung einer Anzahl religiöser Männer und aller jungen Geistlichen, die allenthalben Krankenwärter geworden, wo man sie gütigst aufnehmen wollte, an ihrer Spitze den Hrn. Erzbischof von Paris, der geplündert und gleichsam vogelfrei erklärt mit bewunderungswürdiger Aufrichtigkeit Allen das Bei-

piel des Vergessens der Unbilden und der reinsten und rührend-
len Nächstenliebe gab."

Nachdem der Verfasser die Pariser Polizei beschuldigt, daß
ie die armen Schlachtopfer gegen die Wuth menschlicher Unge-
heuer nicht zu vertheidigen gewußt, fährt er weiter fort: "Wo
varen jene imposanten Massen von Nationalgarden, die allzeit
o nützlich und so bewunderungswürdig sind, um das Volk zu
bezügeln? Habt ihr wenigstens die Religion unserer Väter, jene
Religion der Sanftmuth und Milde, zu Hülfe gerufen? Nein,
hr habt sie vielmehr zurückgewiesen; und ihr habt die Proclama-
tion eines Pariser Maires (Cadet-Gassicourt) nicht bezüchtiget, der
da Verläumdungen ausstreute und den rasenden Pöbel gegen eine
schuldlose Menschenklasse aufhetzte. Die meisten Einwohner sind
überzeugt, daß Frankreich, welches die Kreuze hat niederreißen und
die Tempel verwüsten lassen, mit tausend Geißeln werde heimgesucht
werden. Sie glauben, die Bewohner unsers Vaterlandes, daß
ie nun von der Sense des Todes werden hingemähet werden, zum
Sühnopfer dieser gräßlichen Frevelthaten. So beeilet euch denn,
ihnen ihre Kreuze zurückzugeben und ihre Tempel wieder herzustellen;
beeilet euch, es ist dieses eure gebieterischste Pflicht, wofern ihr
nur den allerschwächsten Begriff habt von der Macht der Religion
auf die menschlichen Herzen, — und das ist das Einzige was ihr
für die Unglücklichen thun könnet; denn unter allen andern Rück-
sichten seyd ihr die Unfruchtbarkeit selber."

Nun beklagt der Verfasser das späte Rundschreiben, welches
zur Abwendung der Cholera an die Bischöfe Frankreichs von Regie-
rungswegen ergangen ist vermittelst eines Ministers, der kaum
der Schule entlaufen, und eben so arm an Kennt-
nissen wie an Erfahrungen ist. Dieses Schreiben, sagt
er weiter, ist ein Meisterstück der Versichtigkeit. Wörtlich ge-
nommen bringt es auf dieses Gebet: "Mein Gott, wenn es einen
"giebt, erbarme dich meiner Seele, wenn ich eine habe. Mon
"Dieu, s'il y en a un, ayez pitié de mon âme, si j'en
"ai une."

An mehreren Orten dringt der Verfasser darauf, daß man
zur Abwendung der Drangsale die Religion mit der Kunst ver-
schwistern solle. "Die Religion soll ihre Gebete, ihre Gelübde, ihre
"Sühnungen, ihre frommen Uebungen vervielfältigen, sie legen
"den Starken einen Zaum an, und erheben die Schwachen bis zum
"Heldenmuthe." Im Interesse der Menschheit befiehlt er an, daß
man, wie in England, den Ortsgeistlichen an die Spitze
der Gesundheitscommissionen stelle, und tadelt den unverzeihlichen
Mißgriff, wodurch man in Paris die Pfarrer von einem so ehren-
vollen Posten entfernt hat, woraus aber auch die traurigsten Folgen
entstanden seyen.

Aus dem Trierischen. Schon öfter habe ich Ih-
Näheres über den in unsern Gegenden herrschenden antikirchli-
Geist mitgetheilt, der sich in den verschiedenartigsten Bestrebun-
gen, Neuerungen in die Kirche einzuführen, und das Bestehende
als sich überlebthabend, und mit den Forderungen der Zeit in
Widerspruch seyend, darzustellen, manifestirt; auch jetzt muß ich
Ihnen davon und zwar mit um so größerm Nachdrucke sprechen,
als die Verfahrungsweise derjenigen, welche an der Spitze dieser
novarum rerum studiosi stehen, sich im Wesentlichen geändert
hat, und man mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten kann, daß
ihr Operationsplan ein anderer geworden ist. Da nämlich der
Versuch dieser Herrn, ihre Sache öffentlich und zu der Angele-
genheit einer größern Mehrzahl, seyen es nun Geistliche oder Layen,
zu machen, ihnen wie sie selbst einsehen müssen, nichts weniger
als gelungen ist, und sie den Anklang und Anhang den sie bei
ihrem Auftreten zu finden hofften, keineswegs gefunden haben,
auch wohl inne werden, daß auf dem Broschüren-, Adressen-, Ver-
eins- und Propositionenwege nicht viel für ihre Absichten und
Pläne zu gewinnen ist; so suchen sie jetzt, ohne ihren Bestrebun-
gen weitere Oeffentlichkeit zu geben, desto mehr im Geheimen
und Verborgenen zu wirken, die Gemüther auf diese Weise ihren
Interessen geneigt zu machen, und sie auf dasjenige vorzuberei-
ten, was das letzte Ziel aller ihrer Bemühungen ist, allmähliche
Eversion des Kirchlichen in seiner bestehenden Gestalt. Ich kann
Sie mit großer Gewißheit versichern, daß die Thätigkeit dieser neuen
Reformatoren keineswegs, wie es äußerlich vielleicht erscheinen
möchte, aufgehört hat, sondern daß sie in heimlichen Vereinen be-
ständig fortgesetzt geübt wird; daß das Uebel, wenn auch auf der
Oberfläche erstickt scheinend, doch unter der Asche fortglimmt, und
je weniger Unterstützung und Nahrungsstoff es von Außen gefun-
den hat, desto tiefere Wurzeln im Innern zu schlagen sucht. Es
ist Pflicht eines jeden, der, nicht wie so viele, von jedem Winde
der Lehre bewegt, an dem Gegebenen, als dem für alle Zeiten
Gegebenen festhält, und sich weder durch den Schein des Augen-
blicks noch durch das Schreien der Menge in der Ueberzeugung
von dem inneren Werthe und der Allgenügendheit der kirchlichen
Institutionen erschüttern läßt, auf dieß so gefährliche Treiben,
das das Licht scheut, weil seine Werke eben nicht vom Lichte sind,
bei Zeiten aufmerksam zu machen, damit diejenigen, denen die
Vertheidigung des Bestehenden ein Gebot der Pflicht und des Her-
zens ist, bei Zeiten von diesen lichtscheuen Umtrieben unterrichtet,
auf ihrer Hut und gerüstet sind, um kräftigen Widerstand zu
leisten, wo und wie immer er Noth thue.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1832.
Nro XI.

Curiosa.

Entwurf zu einer Klagepistel eines durch ganz Europa reisenden Jesuitenriechers aus Norddeutschland.

Werthgeschätzter Freund!

Wie Sie wohl wissen, bin ich am .... von .... *) mit der Eilpost oder zu Fuß abgereist, und habe meinen Weg über Berlin, Breslau, Dresden und Prag nach Wien eingeschlagen. Eben hatte ich die Geschichte der Jesuitensynode zu Frankfurt am Main im **Katholiken** gelesen, ein Aufsatz der durch seine naive Unverschämtheit alles übertrifft, was wir auf unserm antijesuitischen Gebiete seit zwei und einem halben Decennium geleistet haben. Von dem Resultate meiner Reise werde ich Ihnen nur die faillantesten Punkte bemerken, das Uebrige können Sie leicht ausspinnen und ergänzen, ich nehme alles a priori als von mir gesehen und beobachtet an.

In Berlin ist mir nichts Loyolitisches aufgefallen, als ein allgemeines frömmelndes Streben nach Etwas, das man nicht gefunden; ein polnischer Officier, der an einer öffentlichen Tafel sich bekreuzet, und ein Pariser Musterreiter, der behauptet hat, die französische Geistlichkeit beweise bei der herrschenden Cholera eine lobenswürdige Philanthropie, wogegen ich aber wie billig verneinend aufgetreten, indem man dergleichen Ideen nicht aufkommen lassen darf. Sonst habe ich das Vergnügen Ihnen zu melden,

*) Das Schreiben ist für die allgemeine Kirchenzeitung zu Darmstadt bestimmt, der Hr. Redacteur wird also selber die Daten und Orte nach Belieben ergänzen.

daß man die Katholiken da ziemlich im Zaume hält, und daß sie trotz ihrer Bevölkerung von 10,000 Seelen bei der bekannten Willensfestigkeit der Regierung es noch nicht dahin gebracht, eine zweite katholische Kirche sich bauen zu dürfen, während in Baden-Baden der ganz geringen Zahl der Protestanten ein Tempel eröffnet worden. So wird der Lichtkreis allzeit mehr erweitert und die Finsterniß in Controlle festgehalten. Unsere proselytenmacherischen mitunter glücklichen Versuche will ich mit Stillschweigen übergehen, weil diese Seite höchst delikat zu berühren ist, und der Römlingspartei gar leicht Veranlassung geben könnte, ihr Zetergeschrei zu erheben, und uns der Inconsequenz zu bezüchtigen.

In Breslau und ganz Schlesien geht es ziemlich gut, es leben da viele aufgeklärte Männer, und wie Ihnen bekannt, hat das protestantische Princip allda seit einigen Jahren viel Terrain gewonnen. Nach den vielfachen gesegneten Erfolgen möchte es gut seyn, wenn die Regierung in dieser Provinz alle katholischen Zeitungen und Zeitschriften verböte, mit Ausnahme des Rottweiler Journals, der Stimmen aus der katholischen Kirche Deutschlands ꝛc. Die gefährlichsten Finsterlingsblätter sind der Katholik, die Zeitschriften von Pletz, Benkert, von Kerz, die katholische Kirchenzeitung von Aschaffenburg, und selbst in vieler Hinsicht die Tübinger Quartalschrift. Dagegen sollte den katholischen Pfarrern, Caplänen, Bürger- und Schulmeistern auferlegt werden, sich den Eremiten mit der Darmstädter Kirchenzeitung zu halten, und die Kosten nöthigen Falls aus dem Kircheneinkommen zu bestreiten. Damit aber solches Ansinnen nicht der Intoleranz zugeschrieben werden könne, müßte sonst ein cosmopolitisch erheblicher Grund hervorgehoben werden. Wenn ich Muße dazu finde, werde ich desfalls ein Gutachten niederschreiben, und nach Berlin gelangen lassen. Die Sache des Lichts ist jetzt im Verschreiten, und es wäre Schaden wenn der Sonnenwagen in seinem Laufe gehemmt würde. Welch ein Unterschied zwischen dem jetzigen Schlesien und dem Schlesien vor 40 Jahren! Die dermalige Centralbildung der katholischen Geistlichkeit ist keineswegs geeig-

net, das papistische System zu fördern. An der katholischtheologischen Facultät befindet sich wenig überwiegendes Talent und Begeisterung. Man treibt da Theologie wie man eben auch andere Dinge treibt. Dergleichen Männer mögen wohl gut katholisch gesinnt seyn; allein schaden werden sie der Sache des Protestantismus wenig, weil es bei ihnen nicht wissenschaftlich funkelt, und keine hinreißende Begeisterung herrscht. Die Professoren geben indeß eine Zeitschreift heraus, die mitunter ganz erzkatholische Aufsätze enthält, im Ganzen aber bemerkt man darin, wie es heißt, auch ein Hinneigen zur Vertheidigung des hermesianischen Systems. Worin dieses theologische System eigentlich besteht, weiß ich nicht, viele einsichtsvolle protestantische Theologen haben mir aber viel Löbliches davon gesagt; selbst die evangelische Facultät in Berlin bewundert Hermes, und empfiehlt öffentlich das Lesen seiner Einleitung in die Dogmatik.

Nun fällt mir ein guter Gedanken ein: um dieses Journal durchaus zu neutralisiren, sollte man versuchen, dasselbe auf dieses polemische Feld zu verlocken, damit es seine Spalten nur mit solchen philosophischen Gegenständen anfülle, und so seine Aufmerksamkeit von dem Uebrigen abwende, was der katholischen Kirche schädlich oder förderlich seyn könnte. Es wäre dieses ein coup de main, den die protestantische Facultät ausführen sollte. Oder auch auf folgende Weise könnte der Zweck erreicht werden. Man würde in einigen protestantischen Blättern Hermes und sein System angreifen, dadurch würde besagte Zeitschrift indirect aufgefordert, für den seligen Professor Partei zu ergreifen, und um genügen zu können, müßte sie alle ihre Hefte mit diesen Dingen anfüllen. Dieß würde sie total ruiniren, wie denn auch die neue Zeitschrift für Philosophie mit ihrem Beiwagen durch dasselbe Verfahren schon ziemlich in Mißcredit gekommen ist — besonders wegen des zweiten Heftes. — Doch das sind nur Ideen, die mir eben durch den Kopf fliegen.

In Sachsen herrscht ein guter Geist. Seitdem die Protestanten den katholischen Spccereihändlern die Arrakfässer angezapft, ihre Fenster und Thüren zerschlagen, und Licht und Aufklärung

in ihre Gewölbe gebracht, und ein emprunt forcé auf ihre Kisten gelegt, sind die Papisten behutsam geworden, und haben das Handwerk der Proselytenmacherei abhanden kommen lassen. In Dresden wollte ich die große sächsische Truhe der römischen Propaganda aufsuchen, konnte aber derselben nicht auf die Spur kommen. Es ist fatal, daß das dortige katholische Consistorium sich so schüchtern benimmt, und zu gar keiner Beschwerde Veranlassung bietet. Vor einigen Jahren hat es doch noch von Zeit zu Zeit einige Skandalchen gegeben, worüber in der Darmstädter Kirchenzeitung und in andern Blättern Lärm geschlagen werden konnte. Jetzt aber scheinen den katholischen Pfaffen daselbst die Zungen ausgeschnitten zu seyn. Prinz Friedrich ist leider nicht protestantisch geworden, wie wir uns versprochen und zum Voraus gefreut hatten. Wer den nachbarlichen Einfluß vereitelt hat, konnte ich nicht erfahren. Zu meiner großen Freude habe ich hier kein katholisch-theologisches Blatt angetroffen, das ist recht, man muß die dummen Finsterlinge ignoriren, es ist dieses die beste und gelehrteste Antwort auf ihre dreisten Angriffe. Sonst ist Dresden eine schöne Stadt, in der Elbe war wenig Wasser, die schöne Brücke ist von Stein und in der Hofkirche habe ich Kastraten singen gehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Edinburger neue philosophische Journal liefert uns folgendes Verzeichniß der auf einandere folgenden gewaltsamen Einbrüche des Meeres, und derjenigen Länder, welche dadurch im Verlaufe der zehn letzten Jahrhunderte verschlungen worden.

Achtes Jahrhundert. Das Meer reißt einen großen Theil der zwischen den Mündungen der Weser, Elbe und Eider gelegenen Insel Helgoland hinweg.

Neuntes Jahrhundert. Das Meer verursacht schreckliche Veränderungen an den Ufern von Bretagne, ganze Dörfer und Thäler werden verschlungen.

900 — 950. Schreckliche Orkane verwüsten die Lagunen

von Venedig, und dadurch verschwinden die Inseln Ammiano und Constanciaco, deren die ältern Chroniken gedenken.

1044 — 1309. Gewaltige Einbrüche des baltischen Meers an den Küsten von Pommern verursachen unberechenbaren Schaden, und veranlassen die Volkssage von dem Untergange der Stadt Vineta, deren Existenz jedoch der gewichtigen Autorität Kants und einiger andern Gelehrten ungeachtet, immer noch ein Problem ist.

1106. Malemacco, eine bedeutende Stadt in den Lagunen von Venedig, wird verschlungen. Eine große Ueberschwemmung bildet den Jahde-Busen (an der Mündung der Weser) der seinen Namen von dem kleinen Flusse hat, welcher das schöne Land bespült hatte, das durch diese Katastrophe zerstört wurde.

1219, 1220, 1221, 1246, 1251. Reißende Fluthen trennen die Insel Wieringen vom festen Lande los, und bereiten die gewaltsame Bresche vor, welche den Isthmus durchbricht, der das nördliche Holland mit dem Bezirke Staveren, welches heute einen Theil der Provinz Friesland ausmacht, verbunden hatte.

1277, 1278, 1280 und 1287. Ausgetretene Meeresfluthen überschwemmen den fruchtbaren Kanton Reiderland, zerstören die Stadt Gorkum, nebst fünfzig andern Städten, Dörfern und Klöstern, und bilden den See Dellar an der Mündung der Ems. Die Flüsse Tiam und Esch, welche dieses Land bespült hatten, verschwanden um diese Zeit.

1182. Der Isthmus, welcher Friesland mit dem nördlichen Holland vereinigte, wird durch die Stürme durchbrochen, und so entsteht der Zuidersee (Austrinus sinus).

1240. Das Meer verschlingt mehrere Kantone am westlichen Ufer von Schleswig, und erweitert bedeutend den Arm welcher die Insel Nordstrand vom festen Lande trennt.

1300, 1500, 1649. Drei Viertheile der Insel Helgoland werden verschlungen.

1300. Das Meer zerstört die Stadt Liparum in Istrien.

1305. Das Meer verschlingt einen großen Theil der Insel Rügen, und reißt mehrere Dörfer hinweg an den Ufern von Pommern.

1337. Vierzehn Dörfer verschwinden auf der Insel Kadzand in Zeland.

1421. Das Meer bricht in Bergsewald ein, zerstört zwei und zwanzig Dörfer und bildet den See Biesbach, welcher von Gertruidenberg bis zur Insel Dordrecht sich ausdehnt.

1475. Das Meer verschlingt eine bedeutende Strecke Landes an der Mündung der Humber und zerstört mehrere Dörfer.

1510. Das baltische Meer bildet die weite und tiefe Bai Frisch-Haff, nahe bei Pillau in Preußen.

1530 — 1532. Die Stadt Kortgen auf der Insel Nord-Beveland wird verschlungen, zugleich auch der östliche Theil der Insel Süd-Beveland, die Städte Borselen und Remerswalde verschwinden mit mehreren Dörfern.

1570. Die Hälfte des Dorfes Schewening beim Haag wird durch einen Sturm zerstört.

1625. Das Meer reißt einen Theil der Halbinsel Darß in Pommern weg, und bildet daraus die Insel Zingst.

1634. Ein Einbruch des Meeres bedeckt gänzlich die Insel Nordstrand. 1338 Häuser, Kirchen und Thürme werden zerstört, 6428 Menschen, und 50000 Thiere gehen zu Grunde, und von dieser vormals so blühenden Insel bleibt nichts übrig als die drei kleinen Eilande Pelworen, Nordstrand und Dutzmoor.

1705 — 1746. Das Meer drängt die Ufer der Insel Kadzand um 100 Toisen zurück.

1726. Ein Sturm bildet die Salinen von Araja in der columbischen Provinz Cumana zu einem Meerbusen von mehreren Meilen.

1770 — 1785. Die Insel Helgoland wird von Strömen zerrissen, ein Canal bildet sich zwischen deren hohem und niederem Theile, und macht daraus zwei kleine Inseln.

1784. Ein gewaltiger Sturm bildet (nach M. Hoff.) in Unterägypten den See von Abukir.

1794 — 1795. Neue Einbrüche des Meeres drängen die Ufer der Insel Nordstrand noch enger zusammen.

1805. Das Meer zerstört die letzten Reste des alten Priorats Trail in Schottland.

Wien. Am 6. März 1832 reisten nach dem Wunsche des Bischofs von Cincinnati und auf sein Ansuchen, auch mit Reisegeld von der Leopoldinenstiftung versehen, drei Priester und drei Laienbrüder aus der Versammlung des Allerheiligsten Erlösers nach Cincinnati ab, um sich dort für die Sache der heil. katholischen Religion verwenden zu lassen. Der Herr und Heiland begleite sie, und gebe ihrem Wirken hundertfältiges Gedeihen. Ihre Namen sind:

1) Pater Franz Xaver Hätscher, geboren zu Wien in Oesterreich am 1. December 1784, Prof. 1815, Priester 1816.

2) Pater Simon Sänderl, geboren zu Malgerlsdorf in Bayern am 30. September 1800, Prof. 1829, Priester 1825.

3) Pater Franz Xaver Tschenhenß, geboren zu Nonnenbach im Würtembergischen am 24. Juli 1801, Priester 1830.

1) Frater Aloys Schuh, geboren zu Hildmannsfeld in Baden, im März 1798, Prof. im Juli 1829. Von Profession ein Schlosser.

2) Frater Wenzeslaus Vitopill, geboren zu Schidrowitz in Mähren im August 1801, Prof. im März 1831. Von Profession ein Tischler.

3) Jakob Koller, geboren zu Friedlgrub in Bayern im October 1788, Prof. im Dezember 1829.

Der gottselige Priester Baraga (vergl. diese Zeitschrift 3. Jahrg. 2. Bd. S. 337) ist, seinem neuesten Berichte, zufolge mitten unter den Wilden der Ottwas-Nation zu Arbre-Crochu seit dem 28. Mai v. J. stationirt. Er reiste den 21. April v. J. dahin ab von Cincinnati. Der Herr Bischof führte ihn selbst in die Nation ein. Arbre-Crochu liegt von Cincinnati fast eben so weit als Wien von Neapel entfernt. Der Landstrich von Arbre-Crochu enthält beiläufig 8—9 Quadratmeilen, und ist am See Michigan nördlich gelegen. Der Same des Wortes wurde zuerst von den Jesuiten dahin gebracht. Herr Baraga predigt gegenwärtig noch durch einen Dollmetscher, arbeitet aber fleißig an

Erlernung der Sprache der Eingebornen. Seine Schule hat 40 Kinder, bis 22. August d. J. hatte er 72, theils Kinder, theils Erwachsene getauft, nachmals noch vierzehn, so daß sein Taufbuch, während der kurzen Zeit von kaum drei Monaten bereits 86 Täuflinge enthielt. Seine Wohnung ist von Holz, läßt zwar den Regen nur zu leicht durch; er aber fühlt sich dennoch überglücklich. Wir verweisen unsere Leser auf das wahrhaft interessante Schreiben dieses Missionärs selbst, welches im nächsten Hefte der Leopoldinen-Stiftung erscheinen wird.

Bisher sind drei Hefte von Seiten der Leopoldinen-Stiftung ausgegeben worden, und im Bureau der Stiftung zu haben.

Totalsumme der Missions-Empfänge im zweiten Stiftungsjahre 67903 fl. 25⅞ kr.

Verwendet wurde in dieser Zwischenzeit in Conv. Münz:

zur Unterstützung der Diözese	Cincinnati . .	23186	fl.	37	kr.
— — — —	St. Louis . .	10000	—	—	—
— — — —	Kentucky . .	10000	—	—	—
— — — —	Karolina . .	10000	—	—	—
— — — —	Pensylvanien .	10000	—	—	—
	Zusammen . . .	63186	—	37	—

N. d. Z. u. Pf.

Paris. Von den Herausgebern des Avenir ist eigens bekannt gemacht worden, daß dieses Tagsblatt, dessen Herausgabe seit dem Monate October 1831 blos suspendirt war, definitiv aufhören werde, weil, wie die Herausgeber erklären, Se. päpstliche Heiligkeit sich gegen die Grundsätze, welche es aufgestellt hatte, ausgesprochen habe, und sie als gehorsame Söhne der Kirche sich dem Ausspruche ihres Oberhauptes unterwerfen; wozu sie auch diejenigen auffordern, bei denen jene Grundsätze Anklang und Huldigung gefunden hätten. Eine Folge dieses Entschlusses war die Auflösung der General-Agentschaft für die Vertheidigung der religiösen Freiheit, welche zugleich angekündigt wird.

Auch wir verehren den Ausspruch des Kirchenoberhauptes und wünschen den Redacteuren des Avenir Glück zu dem löb-

christlichen Geist, den sie durch ihre Unterwerfung beurkunden, wodurch sie die sicherste Bürgschaft für die Reinheit ihrer Absichten geliefert haben. Indessen ist auch ihr Wirken nicht spurlos vorübergegangen; die fast flüchtige Erscheinung des Avenirs hat gewiß nicht blos in Frankreich sondern auch in Deutschland Früchte hervorgebracht, und vielleicht mehr als jetzt zu ermessen ist, beigetragen, den religiösen Geist dort wo er erschlafft war, zu wecken, und ihm, wo er zu erschlaffen drohte, neuen Aufschwung zu geben.

Aus der Umgegend von Zweibrücken. Lange hat die revolutionäre Partei in Zweibrücken und der Umgegend, wie aller Welt bekannt geworden, öffentlich und ungescheut ihr Wesen getrieben. Und wenn es ihr auch nicht gelungen ist, alle Köpfe zu revolutioniren und zu republikanisiren, so hat sie doch einen Samen ausgestreut, der fortwuchern, und wenn gelegene Zeit kommt, auch Früchte bringen wird. Nun ist zwar seit der Anwesenheit des außerordentlichen königl. Hofcommissärs, Fürsten von Wrede dem lärmenden und polternden Treiben Einhalt gethan, alles übrige aber ist, einige leichtverwundende Schreckschüsse abgerechnet, beim Alten gelassen worden. Das war leicht vorherzusehen bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge im öffentlichen Staatenleben. Indeß hat doch die Pamphletsfabrik in Zweibrücken einigen Abtrag erlitten, und hätte sie nicht ungeachtet ihrer gehäuften Geschäfte für das Bürgerwohl und die Bürgerfreiheit, auch mitunter der kirchlichen Verbesserung gedient, die von einem Verein trierischer Geistlichen mittelst der Umgestaltung des kirchlichen Ritus, der Abschaffung des Cölibats und der Verunglimpfung guter katholisch gesinnter Bürger und würdiger katholischer Priester erwirkt werden sollen; so würde die sonst so geschäftige Officin in gänzliche Unthätigkeit gerathen seyn. Dieß wäre um so unvermeidlicher gewesen, da die Druckschriften aus dieser Pamphletsfabrik in Preußen gänzlich verboten sind, und nur unter der Firma einiger Leipziger Buchhandlungen sich durchschmugglen können. Da nun einmal die große Umgestaltung nicht nur die Staaten, sondern auch die christliche Religion umfassen und zur

höchsten Vollendung bringen soll, so wird einstweilen, so lange
am Sitze des Staates noch Bajonette entgegenstehen, gegen die
wehrlose Kirche kühn in's Feld gerückt. Dabei ist, wie die kampf-
geübten Helden aus früherer Erfahrung wissen, keine Gefahr zu
befürchten. Denn so wie vor dem politischen Beglückungsversuche
ohne Scheu und Schaden gegen die Kirche und ihre Diener, und
auch, wenn beliebt, gegen alles Christliche geschmäht werden
konnte, und dieses Streben nach Aufklärung, wie man es nennt,
von manchen Seiten sogar nicht ohne Wohlgefallen gesehen wurde;
so steht zu erwarten, daß die alte Taktik gegen die Kirche, wenn
auch nach Möglichkeit in das Gebiet des Staates übergreifend,
nur nicht der Billigung doch der Straflosigkeit sich werde erfreuen
können.

Bei dieser Versetzung des Kampfplatzes auf den kirchlichen
Boden liegt noch eine andere leicht zu errathende Ursache zum
Grunde. Der Liberalismus hat bei dem revolutionären Treiben
seine alte Rolle behauptet, dagegen auch hat das katholische Ele-
ment sich durchaus nicht verläugnet. Selbst der königl. außer-
ordentliche Hofcommissär hat, wie ich gewiß weiß, bei mehreren
Gelegenheiten der katholischen Geistlichkeit das Lob gesprochen,
daß sie an dem revolutionären Treiben keinen Antheil genommen,
was er aber zu seinem Bedauern von manchen der protestanti-
schen Geistlichkeit nicht sagen könne. Ich bin überzeugt, hätte
man die revolutionären Bewegungen, wie sie in Städten, in
Dorfschaften, in Schulen und höheren Lehranstalten sich geäußert
haben, bis auf ihren innersten Grund verfolgt, man würde zu
einem sichern Resultate gelangt seyn. Dieß hat man aber, ob
absichtlich oder von irgend einer Seite geblendet, nicht gethan.
Die revolutionäre Partei hat es wohl erkannt, daß gerade das
katholische Element im Rheinkreise ihrem Bestreben, eine ge-
waltthätige Umwälzung hervorzubringen, entgegenstand. Wer hier-
an zweifelt, der lese das Pamphlet: „der Papst und die Freiheit.
Von einem Rheinländer. Zweibrücken, 1832. Druck und Ver-
lag von G. Ritter." Das Vorwort an die Freunde der Frei-
heit ist vom August 1832 datirt. Dieses Pamphlet, das in alle

Schmähungen, Entstellungen und Anschuldigungen gegen die katholische Religion, ihr Oberhaupt, ihre Diener und ihre Anstalten sich ergießt, sucht zwar im Grunde nicht blos das Katholische herabzuwürdigen und zu zerstören, sondern alles, was noch in irgend einer Weise am positiven Christenthume festhält. Denn es erkennt Seite 21 „eben so wenig einen römischen Priester, einen Curialisten, einen Jesuiten, wie einen Berliner oder Londoner oder Petersburger Hoftheologen als wahren Jünger Jesu an!" Ueber alles aber ist dem Libellisten der Papst und das Katholische verhaßt, und zwar besonders deßwegen weil darin nichts feindliches gegen das monarchische System liegt. Dieses spricht sich beinahe auf jedem Blatte nur in andern Worten aus. Aus diesem Grunde darf auch, wie ebenfalls behauptet wird, „der Papismus in constitutionellen Staaten ferner nicht mehr bestehen." Diese revolutionären Volksaufwiegler haben einen guten Tact, sie fühlen, daß sie nichts gegen ein katholisches Gewissen vermögen. Der gräuliche Jakobiner fühlt jedoch auch, daß er es nicht wagen dürfte bei dem, obwohl in seiner religiösen Ueberzeugung täglich mehr irregeleiteten und erschütterten Volke, das Evangelium und das Kreuz gänzlich mit Füßen zu treten. Er setzt deßhalb dem Kreuz eine rothe Jakobinermütze auf und hüllt das Evangelium in eine Hambacherfreiheitsfahne. Jesus Christus, hochgebenedeit in Ewigkeit, ist ihm der große Nazarener, der Heilige von Nazareth, der höchste begeistertste Volksfreund, der freiheitsliebende, kühnstrebende, demüthigweise, sich opfernde Sohn aller Menschensöhne. Der freiwillige Tod Jesu hatte zum Endzweck: „die Völker alle des Erdballs von bürgerlicher und kirchlicher Tyrannei, durch einen weisen, tugendhaft frommen, Gott mehr als bösen Menschen, gehorchenden Geist zu befreien."

Was über die Lehre der allerheiligsten Dreieinigkeit gehöhnt wird, wage ich, der gräulichen Gotteslästerung wegen nicht anzuführen. Gott ist nichts anders, als die Seele des Universums. Zudem wird so viel über Frömmigkeit, Christensinn, Freiheit, hohe Bestimmung des Menschen u. dgl. hochheilige Gegenstände

geschwaßt, daß ich mit Unwillen über den schändlichen Heuchler, der sich dazu beseelt von Gottes Geist, Gott erfüllt, einen Propheten Gottes zu nennen erfrecht, das Buch von mir werfe. Nur auf eins will ich noch aufmerksam machen, wodurch *eine* von den Einsichtigeren schon lange erkannte Tendenz verrathen wird, die auch in neuerer Zeit mehrmals schon verwirklicht sich bewiesen hat, jedoch ohne denen, die abhelfen sollten und könnten, die Augen zu öffnen. Nämlich der Freiheitsherold will, daß der einflußreiche Unterricht der Volksschullehrer dem stets noch absolut bleibenden Kirchenthume entrissen werde . . . denn was der Elementarlehrer als freier Bürger gutes aussäet, das verdirbt dort ein Priester als Sklave der römischen Curie. Dadurch werden aber besonders unter der großen Masse des Landvolks nur die Gewissen schrecklich, schauderhaft verwirrt; es tritt keine Uebereinstimmung, keine Harmonie in die jungen Gemüther und es können in diesem Stande überhaupt in der arbeitenden Klasse, am wenigsten wahrhaft aufgeklärte, von Licht und Wärme beseelte Bürger auferzogen werden . . . Ohe jam satis!

Irland. Es sind von vielen Seiten Klagen erhoben worden, daß die Geistlichen der anglikanischen Kirche der dringendsten Bitten ungeachtet, die Cholerakranken in Irland nicht besuchen. Unter anderm hat sich der Fall ereignet, daß ein armer Protestant, der vergeblich an mehrere anglikanische Geistliche sich gewendet, in seiner Bedrängniß einen katholischen Priester hat rufen lassen, und von diesem getröstet und beruhigt in die katholische Gemeinschaft sich hat aufnehmen lassen, in welcher er auch mit voller Ergebung in Gottes Wille gestorben ist. Je liebevoller überhaupt der Eifer der katholischen Geistlichkeit sich bei den Verheerungen der Cholera Morbus und bei jeglichem Drangsal beweist, desto auffallender mußte die gänzliche Unempfindlichkeit der Geistlichkeit der anglikanischen Kirche erscheinen, und ein durchaus ungünstiges Licht auf ihre hirtliche Sorgfalt werfen. Der Lorderzbischof von Dublin hat deßhalb ein Pastoralschreiben an seine Geistlichkeit erlassen, aus dem wir Folgendes in genauer Ueber-

setzung mittheilen wollen: „Ehrwürdige Brüder, ich habe erfahren, daß in verschiedenen Theilen der Stadt sich Klagen wider die Glieder der Geistlichkeit erheben, man beschuldigt sie der Unmenschlichkeit, man wirft ihnen vor, als erfüllten sie ihre Pflichten nicht in Bezug auf ihre Pfarrkinder, welche von der herrschenden Pest ergriffen werden.

Ich habe die Sache untersucht, und keinen Grund zu solchen Klagen gefunden; doch weil sie einmal geschehen sind, und man gehässige Vergleiche zwischen Ministern unserer Kirche und den römisch-katholischen Priestern angestellt hat, so will ich bei dieser Gelegenheit euch in wenigen Worten meine Ansichten über die Pflichten der protestantischen Geistlichen in Betreff der Krankenbesuche wiederholen, und den Unterschied bestimmen, der in dieser Hinsicht zwischen den Dogmen der Römisch-katholischen und jenen der Protestanten statt hat.

Ohne Zweifel ist es unnöthig, euch vor Augen zu stellen, daß ihr verbunden seyd, euere Pfarrkinder von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie immer für jenen Augenblick bereit seyn sollen, in welchem der verhängnißvolle Ausspruch fordern wird, diese Welt zu verlassen, wie auch daß sie die Vorbereitung zum Tode nicht auf die letzte Stunde verschieben sollen, sondern daß sie die Zeit der Gesundheit und Kraft so verwenden möchten, daß, wenn der Herr kommen wird, er sie wachend antreffe.

Was die verwüstende Geißel angeht, welche ihre Opfer mit so großer Schnelligkeit hinrafft, habe ich ebenfalls nicht vonnöthen euch aufzufordern, dieses Unglücks euch zu bedienen, um jenen, die bis jetzt in einer strafbaren Nachlässigkeit gelebt, sowohl die kurze Dauer des gegenwärtigen Lebens, als auch die große Wichtigkeit des andern, das nimmer aufhören soll, recht lebhaft vor Augen zu stellen.

Allein ich fordere euch auch zugleich auf, diese und andere ähnliche Gelegenheiten zu benutzen, um euern Zuhörern recht tief diesen wesentlichen Grundsatz der protestantischen Religion einzuprägen, daß nämlich (buchstäblich genommen) nicht die geringste Wirksamkeit in was immer für einem Werke sey, welches ein

christlicher Minister oder jeder andere für seine [illegible] könnte, sey es nach dem Tode, oder auch, wenn er in solchen Zustand gekommen, wo seine Zeit der Prüfung auf Erden dem Ende sich naht, weil er alsdann nicht mehr im Stande ist, etwas zu thun, um Gott zu dienen oder ihm zu gefallen.

Unsere Pflicht ist, das Evangelium zu predigen, die Menschen in der Lehre die es enthält zu unterrichten, jene zu warnen die im Irrthum sind, die Lauen aufzuwecken, und den Schwachen Muth einzuflößen; um aber diese Pflichten zu erfüllen, kann nichts mehr zweckwidrig seyn, als wenn man zu diesem Ziele das Schmerzenlager und das Todesbett wählt.

Nicht um euch Mühe und Unruhe zu ersparen, wohl aber um die Seelen von dem Untergange zu retten, in welchen sie eine schädliche Täuschung führen würde, bitte ich euch, die Christen beständig zu ermahnen, nicht auf eine Reue zu vertrauen, die sie auf dem Todesbett empfinden könnten, nicht zu hoffen, die Kenntniß der Religion zu erlangen, wenn der Geist geschwächt und durch körperliche Schmerzen erschlafft ist, nicht sich einzubilden daß sie ihr Heil wirken werden, wenn die Nacht in welcher kein Mensch mehr wird arbeiten können, wird gekommen seyn, noch endlich zu wähnen, daß die Gebete und Lesung, die ein Minister über sie machen sollte und die Empfangung des heil. Sakraments, welches sie bis dahin zu empfangen hartnäckig sich geweigert haben, als eine würdige Vergeltung für ein christliches Leben können genehmigt werden.

Auch ist es mein Wunsch, daß ihr eueren Zuhörern begreiflich macht, daß ein Protestant nicht glauben soll, er versündige sich durch Verachtung der Religion, weil er, wenn er die Todesstunde herannahen sieht, nicht einen Minister rufen läßt. Er hat nur einen, ja nur einen hohen Priester (great priest) welcher allzeit lebt, um zu beten für uns, zu diesem soll er in jeder Art von Begebenheiten seine Zuflucht nehmen, und diesen wird er niemals vergebens suchen, wenn sonst er ihn bei Zeiten suchen wird (in time). Ein Römisch-Katholischer, der auf die Wirksamkeit der letzten Oelung vertraut, muß nach seinen Grund-

säßen einen Priester rufen lassen, um von ihm dieses Sakrament zu empfangen, und der Priester wenn er an die Religion glaubt, muß bereit seyn, unter der Gefahr seines Lebens ihm die geistliche Hülfe zu ertheilen, wovon, gemäß seines Glaubens, das Heil oder der Untergang einer Seele abhängen kann. Aber auch scheue ich mich nicht zu sagen, daß ein Protestant der von einer ansteckenden Krankheit ergriffen ist, verpflichtet sey, seinen Hirten der Gefahr nicht auszusetzen auch ebenfalls die Krankheit sich zuzuziehen, indem er denselben zu sich ruft, weil er glauben soll wie jeder gute Protestant, daß in seiner Religion Nichts sey, daß nur im geringsten sich auf die letzte Oelung der römischen Kirche beziehe. Als die thörichten Jungfrauen in dem Gleichnisse ihre Lampen auslöschen sahen, ersuchten sie vergebens ihre Gefährtinen um Beistand im Augenblicke wo der Bräutigam kam u. s. w.

Vom Hagenschieß im Großherzogthum Baden. Die seit längerer Zeit im gemmingischen Gebiete mit so glücklichem Erfolg, wie aller Welt bekannt ist, betriebene Proselytenmacherei hat seit der Rückkehr der Frau Baronin von Gemmingen, dieser so thätigen und alle Verhältnisse umsichtig benutzenden Pietistin, aus Polen, im Schlosse zu Steinegg neuen Aufschwung erhalten. Der bekannte Henhöfer hält sich seit einiger Zeit auch wieder im gemmingischen Gebiete auf, um das Häuflein seiner Anhänger im neuen Glauben zu bestärken und in aller Weise den Versuch zu machen ihm neuen Zuwachs zu gewinnen. Sein alter Gehülfe bei der Auferbauung des neuen Kirchleins der Schreiner Brougle, gab sich alle erdenkliche Mühe, um am Sonntage auf den 30. September eine zahlreiche Versammlung alter und neuer Anhänger Henhöfers in Mühlhausen zu Stande zu bringen. Dort hat der Reformator vom Hagenschieß, der seine frühere Amtsstellung als katholischer Seelsorger zur Verführung der ihm anvertrauten Seelen so niederträchtig mißbraucht hatte, in der durch Beiträge erbauten Kirche seine erste Predigt gehalten, die von Morgens 9 Uhr bis nach 12 Uhr gedauert hat. Es liegt zwar, wie ich ge-

1337. Vierzehn Dörfer verschwinden auf der Insel Kadzand in Zeland.

1421. Das Meer bricht in Bergsewald ein, zerstört zwei und zwanzig Dörfer und bildet den See Biesbach, welcher von Gertruidenberg bis zur Insel Dordrecht sich ausdehnt.

1475. Das Meer verschlingt eine bedeutende Strecke Landes an der Mündung der Humber und zerstört mehrere Dörfer.

1510. Das baltische Meer bildet die weite und tiefe Bay Frisch-Haff, nahe bei Pillau in Preußen.

1530 — 1532. Die Stadt Kortgen auf der Insel Nord-Beveland wird verschlungen, zugleich auch der östliche Theil der Insel Süd-Beveland, die Städte Borselen und Remerswalde verschwinden mit mehreren Dörfern.

1570. Die Hälfte des Dorfes Schewening beim Haag wird durch einen Sturm zerstört.

1625. Das Meer reißt einen Theil der Halbinsel Darß in Pommern weg, und bildet daraus die Insel Zingst.

1634. Ein Einbruch des Meeres bedeckt gänzlich die Insel Nordstrand. 1338 Häuser, Kirchen und Thürme werden zerstört, 6428 Menschen, und 50000 Thiere gehen zu Grunde, und von dieser vormals so blühenden Insel bleibt nichts übrig als die drei kleinen Eilande Pelworen, Nordstrand und Dutzmoor.

1705 — 1746. Das Meer drängt die Ufer der Insel Kadzand um 100 Toisen zurück.

1726. Ein Sturm bildet die Salinen von Araja in der columbischen Provinz Cumana zu einem Meerbusen von mehreren Meilen.

1770 — 1785. Die Insel Helgoland wird von Strömen zerrissen, ein Canal bildet sich zwischen deren hohem und niederem Theile, und macht daraus zwei kleine Inseln.

1784. Ein gewaltiger Sturm bildet (nach M. Hoff.) in Unterägypten den See von Abukir.

1794 — 1795. Neue Einbrüche des Meeres drängen die Ufer der Insel Nordstrand noch enger zusammen.

1805. Das Meer zerstört die letzten Reste des alten Priorats Crail in Schottland.

Wien. Am 6. März 1832 reisten nach dem Wunsche des Bischofs von Cincinnati und auf sein Ansuchen, auch mit Reisegeld von der Leopoldinenstiftung versehen, drei Priester und drei Laienbrüder aus der Versammlung des Allerheiligsten Erlösers nach Cincinnati ab, um sich dort für die Sache der heil. katholischen Religion verwenden zu lassen. Der Herr und Heiland begleite sie, und gebe ihrem Wirken hundertfältiges Gedeihen. Ihre Namen sind:

1) Pater Franz Xaver Hätscher, geboren zu Wien in Oesterreich am 1. December 1784, Prof. 1815, Priester 1816.

2) Pater Simon Sänderl, geboren zu Malgerlsdorf in Bayern am 30. September 1800, Prof. 1829, Priester 1825.

3) Pater Franz Xaver Tschenhenß, geboren zu Nonnenbach im Würtembergischen am 24. Juli 1801, Priester 1830.

1) Frater Aloys Schuh, geboren zu Hildmannsfeld in Baden, im März 1798, Prof. im Juli 1829. Von Profession ein Schlosser.

2) Frater Wenzeslaus Witopill, geboren zu Schildrowitz in Mähren im August 1801, Prof. im März 1831. Von Profession ein Tischler.

3) Jakob Koller, geboren zu Friedlgrub in Bayern im October 1788, Prof. im Dezember 1829.

Der gottselige Priester Baraga (vergl. diese Zeitschrift 3. Jahrg. 2. Bd. S. 337) ist, seinem neuesten Berichte, zufolge mitten unter den Wilden der Ottwas-Nation zu Arbre-Crochu seit dem 28. Mai v. J. stationirt. Er reiste den 21. April v. J. dahin ab von Cincinnati. Der Herr Bischof führte ihn selbst in die Nation ein. Arbre-Crochu liegt von Cincinnati fast eben so weit als Wien von Neapel entfernt. Der Landstrich von Arbre-Crochu enthält beiläufig 8 — 9 Quadratmeilen, und ist am See Michigan nördlich gelegen. Der Same des Wortes wurde zuerst von den Jesuiten dahin gebracht. Herr Baraga predigt gegenwärtig noch durch einen Dollmetscher, arbeitet aber fleißig an

Erlernung der Sprache der Eingebornen. Seine Schule hat 40 Kinder, bis 22. August v. J. hatte er 72, theils Kinder, theils Erwachsene getauft, nachmals noch vierzehn, so daß sein Taufbuch, während der kurzen Zeit von kaum drei Monaten bereits 86 Täuflinge enthält. Seine Wohnung ist von Holz, läßt zwar den Regen nur zu leicht durch; er aber fühlt sich dennoch überglücklich. Wir verweisen unsere Leser auf das wahrhaft interessante Schreiben dieses Missionärs selbst, welches im nächsten Hefte der Leopoldinen-Stiftung erscheinen wird.

Bisher sind drei Hefte von Seiten der Leopoldinen-Stiftung ausgegeben worden, und im Bureau der Stiftung zu haben.

Tótalsumme der Missions-Empfänge im zweiten Stiftungsjahre 67903 fl. 25¼ kr.

Verwendet wurde in dieser Zwischenzeit in Conv. Münz:

zur Unterstützung der Diözese Cincinnati . .	23186	fl.	37	kr.
— — — — St. Louis . .	10000	—	—	—
— — — — Kentuky . .	10000	—	—	—
— — — — Karoline . .	10000	—	—	—
— — — — Pensylvanien .	10000	—	—	—
Zusammen . . .	63186	—	37	—

R. th. Z. v. Pletz.

Paris. Von den Herausgebern des Avenir ist eigens bekannt gemacht worden, daß dieses Tagsblatt, dessen Herausgabe seit dem Monate October 1831 blos suspendirt war, definitiv aufhören werde, weil, wie die Herausgeber erklären, Se. päpstliche Heiligkeit sich gegen die Grundsätze, welche es aufgestellt hatte, ausgesprochen habe, und sie als gehorsame Söhne der Kirche sich dem Ausspruche ihres Oberhauptes unterwerfen; wozu sie auch diejenigen auffordern, bei denen jene Grundsätze Anklang und Billigung gefunden hätten. Eine Folge dieses Entschlusses war die Auflösung der General-Agentschaft für die Vertheidigung der religiösen Freiheit, welche zugleich angekündigt wird.

Auch wir verehren den Ausspruch des Kirchenoberhauptes und wünschen den Redactoren des Avenir Glück zu dem ächt

christlichen Geist, den sie durch ihre Unterwerfung beurkunden, wodurch sie die sicherste Bürgschaft für die Reinheit ihrer Absichten geliefert haben. Indessen ist auch ihr Wirken nicht spurlos vorübergegangen; die fast flüchtige Erscheinung des Avenirs hat gewiß nicht blos in Frankreich sondern auch in Deutschland Früchte hervorgebracht, und vielleicht mehr als jetzt zu ermessen ist, beigetragen, den religiösen Geist dort wo er erschlafft war, zu wecken, und ihm, wo er zu erschlaffen drohte, neuen Aufschwung zu geben.

Aus der Umgegend von Zweibrücken. Lange hat die revolutionäre Partei in Zweibrücken und der Umgegend, wie aller Welt bekannt geworden, öffentlich und ungescheut ihr Wesen getrieben. Und wenn es ihr auch nicht gelungen ist, alle Köpfe zu revolutioniren und zu republikanisiren, so hat sie doch einen Samen ausgestreut, der fortwuchern, und wenn gelegene Zeit kommt, auch Früchte bringen wird. Nun ist zwar seit der Anwesenheit des außerordentlichen königl. Hofcommissärs, Fürsten von Wrede dem lärmenden und polternden Treiben Einhalt gethan, alles übrige aber ist, einige leichtverwundende Schreckschüsse abgerechnet, beim Alten gelassen worden. Das war leicht vorherzusehen bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge im öffentlichen Staatenleben. Indeß hat doch die Pamphletsfabrik in Zweibrücken einigen Abtrag erlitten, und hätte sie nicht ungeachtet ihrer gehäuften Geschäfte für das Bürgerwohl und die Bürgerfreiheit, auch mitunter der kirchlichen Verbesserung gedient, die von einem Verein trierischer Geistlichen mittelst der Umgestaltung des kirchlichen Ritus, der Abschaffung des Cölibats und der Verunglimpfung guter katholisch gesinnter Bürger und würdiger katholischer Priester erwirkt werden sollen; so würde die sonst so geschäftige Officin in gänzliche Unthätigkeit gerathen seyn. Dieß wäre um so unvermeidlicher gewesen, da die Druckschriften aus dieser Pamphletsfabrik in Preußen gänzlich verboten sind, und nur unter der Firma einiger Leipziger Buchhandlungen sich durchschmugglen können. Da nun einmal die große Umgestaltung nicht nur die Staaten, sondern auch die christliche Religion umfassen und zur

höchsten Vollendung bringen soll, so wird einstweilen, so lange von Seite des Staats noch Bajonette entgegenstehen, gegen die wehrlose Kirche kühn in's Feld gerückt. Dabei ist, wie die kampfgeübten Helden aus früherer Erfahrung wissen, keine Gefahr zu befürchten. Denn so wie vor dem politischen Beglückungsversuche ohne Scheu und Schaden gegen die Kirche und ihre Diener, und auch, wenns beliebte, gegen alles Christliche geschmäht werden konnte, und dieses Streben nach Aufklärung, wie man es nannte, von manchen Seiten sogar nicht ohne Wohlgefallen gesehen wurde; so steht zu erwarten, daß die alte Taktik gegen die Kirche, wenn auch nach Möglichkeit in das Gebiet des Staates übergreifend, wo nicht der Billigung doch der Straflosigkeit sich werde erfreuen können.

Bei dieser Versetzung des Kampfplatzes auf den kirchlichen Boden liegt noch eine andere leicht zu errathende Ursache zum Grunde. Der Calvinismus hat bei dem revolutionären Treiben seine alte Rolle behauptet, dagegen auch hat das katholische Element sich durchaus nicht verläugnet. Selbst der königl. außerordentliche Hofcommissär hat, wie ich gewiß weiß, bei mehreren Gelegenheiten der katholischen Geistlichkeit das Lob gesprochen, daß sie an dem revolutionären Treiben keinen Antheil genommen, was er aber zu seinem Bedauern von manchen der protestantischen Geistlichkeit nicht sagen könne. Ich bin überzeugt, hätte man die revolutionären Bewegungen, wie sie in Städten, in Dorfschaften, in Schulen und höheren Lehranstalten sich geäußert haben, bis auf ihren innersten Grund verfolgt, man würde zu einem sichern Resultate gelangt seyn. Diß hat man aber, ob absichtlich oder von irgend einer Seite geblendet, nicht gethan. Die revolutionäre Partei hat es wohl erkannt, daß gerade das katholische Element im Rheinkreise ihrem Bestreben, eine gewaltthätige Umwälzung hervorzubringen, entgegenstand. Wer hieran zweifelt, der lese das Pamphlet: „der Papst und die Freiheit. Von einem Rheinländer. Zweibrücken, 1832. Druck und Verlag von G. Ritter." Das Vorwort an die Freunde der Freiheit ist vom August 1832 datirt. Dieses Pamphlet, das in alle

Schmähungen, Entstellungen und Anschuldigungen gegen die katholische Religion, ihr Oberhaupt, ihre Diener und ihre Anstalten sich ergießt, sucht zwar im Grunde nicht blos das Katholische herabzuwürdigen und zu zerstören, sondern alles, was noch in irgend einer Weise am positiven Christenthume festhält. Denn es erkennt Seite 21 „eben so wenig einen römischen Priester, einen Curialisten, einen Jesuiten, wie einen Berliner oder Londoner oder Petersburger Hoftheologen als wahren Jünger Jesu an!" Ueber alles aber ist dem Libellisten der Papst und das Katholische verhaßt, und zwar besonders deßwegen weil darin nichts feindliches gegen das monarchische System liegt. Dieses spricht sich beinahe auf jedem Blatte nur in andern Worten aus. Aus diesem Grunde darf auch, wie ebenfalls behauptet wird, „der Papismus in constitutionellen Staaten ferner nicht mehr bestehen." Diese revolutionären Volksaufwiegler haben einen guten Tact, sie fühlen, daß sie nichts gegen ein katholisches Gewissen vermögen. Der gräuliche Jakobiner fühlt jedoch auch, daß er es nicht wagen dürfte bei dem, obwohl in seiner religiösen Ueberzeugung täglich mehr irregeleiteten und erschütterten Volke, das Evangelium und das Kreuz gänzlich mit Füßen zu treten. Er setzt deßhalb dem Kreuz eine rothe Jakobinermütze auf und hüllt das Evangelium in eine Hambacherfreiheitsfahne. Jesus Christus, hochgebenedeit in Ewigkeit, ist ihm der große Nazarener, der Heilige von Nazareth, der höchste begeistertste Volksfreund, der freiheitsliebende, kühnstrebende, demüthigweise, sich opfernde Sohn aller Menschensöhne. Der freiwillige Tod Jesu hatte zum Endzweck: „die Völker alle des Erdballs von bürgerlicher und kirchlicher Tyrannei, durch einen weisen, tugendhaft frommen, Gott mehr als bösen Menschen, gehorchenden Geist zu befreien."

Was über die Lehre der allerheiligsten Dreieinigkeit gehöhnt wird, wage ich, der gräulichen Gotteslästerung wegen nicht anzuführen. Gott ist nichts anders, als die Seele des Universums. Zudem wird so viel über Frömmigkeit, Christensinn, Freiheit' hohe Bestimmung des Menschen u. dgl. hochheilige Gegenstände

geschwatzt, daß ich mit Unwillen über den schändlichen Heuchler, der sich dazu beseelt von Gottes Geist, Gott erfüllt, einen Propheten Gottes zu nennen erfrecht, das Buch von mir werfe. Nur auf eins will ich noch aufmerksam machen, wodurch eine von den Einsichtigeren schon lange erkannte Tendenz verrathen wird, die auch in neuerer Zeit mehrmals schon verwirklicht sich bewiesen hat, jedoch ohne denen, die abhelfen sollten und könnten, die Augen zu öffnen. Nämlich der Freiheitsherold will, daß der einflußreiche Unterricht der Volksschullehrer dem stets noch absolut bleibenden Kirchenthume entrissen werde ... denn was der Elementarlehrer als freier Bürger gutes aussäet, das verdirbt dort ein Priester als Sklave der römischen Curie. Dadurch werden aber besonders unter der großen Masse des Landvolks nur die Gewissen schrecklich, schauderhaft verwirrt; es tritt keine Uebereinstimmung, keine Harmonie in die jungen Gemüther und es können in diesem Stande überhaupt in der arbeitenden Klasse, am wenigsten wahrhaft aufgeklärte, von Licht und Wärme beseelte Bürger auferzogen werden ... Ohe jam satis!

Irland. Es sind von vielen Seiten Klagen erhoben worden, daß die Geistlichen der anglikanischen Kirche der dringendsten Bitten ungeachtet, die Cholerakranken in Irland nicht besuchen. Unter anderm hat sich der Fall ereignet, daß ein armer Protestant, der vergeblich an mehrere anglikanische Geistliche sich gewendet, in seiner Bedrängniß einen katholischen Priester hat rufen lassen, und von diesem getröstet und beruhigt in die katholische Gemeinschaft sich hat aufnehmen lassen, in welcher er auch mit voller Ergebung in Gottes Wille gestorben ist. Je liebevoller überhaupt der Eifer der katholischen Geistlichkeit sich bei den Verheerungen der Cholera Morbus und bei jeglichem Drangsal beweist, desto auffallender mußte die gänzliche Unempfindlichkeit der Geistlichkeit der anglikanischen Kirche erscheinen, und ein durchaus ungünstiges Licht auf ihre hirtliche Sorgfalt werfen. Der Lorderzbischof von Dublin hat deßhalb ein Pastoralschreiben an seine Geistlichkeit erlassen, aus dem wir Folgendes in genauer Ueber:

setzung mittheilen wollen: „Ehrwürdige Brüder, ich habe erfahren, daß in verschiedenen Theilen der Stadt sich Klagen wider die Glieder der Geistlichkeit erheben, man beschuldigt sie der Unmenschlichkeit, man wirft ihnen vor, als erfüllten sie ihre Pflichten nicht in Bezug auf ihre Pfarrkinder, welche von der herrschenden Pest ergriffen werden.

Ich habe die Sache untersucht, und keinen Grund zu solchen Klagen gefunden; doch weil sie einmal geschehen sind, und man gehässige Vergleiche zwischen Ministern unserer Kirche und den römisch-katholischen Priestern angestellt hat, so will ich bei dieser Gelegenheit euch in wenigen Worten meine Ansichten über die Pflichten der protestantischen Geistlichen in Betreff der Krankenbesuche wiederholen, und den Unterschied bestimmen, der in dieser Hinsicht zwischen den Dogmen der Römisch-katholischen und jenen der Protestanten statt hat.

Ohne Zweifel ist es unnöthig, euch vor Augen zu stellen, daß ihr verbunden seyd, euere Pfarrkinder von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie immer für jenen Augenblick bereit seyn sollen, in welchem der verhängnißvolle Ausspruch fordern wird, diese Welt zu verlassen, wie auch daß sie die Vorbereitung zum Tode nicht auf die letzte Stunde verschieben sollen, sondern daß sie die Zeit der Gesundheit und Kraft so verwenden möchten, daß, wenn der Herr kommen wird, er sie wachend antreffe.

Was die verwüstende Geißel angeht, welche ihre Opfer mit so großer Schnelligkeit hinrafft, habe ich ebenfalls nicht vonnöthen euch aufzufordern, dieses Unglücks euch zu bedienen, um jenen, die bis jetzt in einer strafbaren Nachlässigkeit gelebt, sowohl die kurze Dauer des gegenwärtigen Lebens, als auch die große Wichtigkeit des andern, das nimmer aufhören soll, recht lebhaft vor Augen zu stellen.

Allein ich fordere euch auch zugleich auf, diese und andere ähnliche Gelegenheiten zu benutzen, um euern Zuhörern recht tief diesen wesentlichen Grundsatz der protestantischen Religion einzuprägen, daß nämlich (buchstäblich genommen) nicht die geringste Wirksamkeit in was immer für einem Werke sey, welches ein

christlicher Minister oder jeder andere für seine [illegible] könnte, sey es nach dem Tode, oder auch, wenn er in solchen Zustand gekommen, wo seine Zeit der Prüfung auf Erden dem Ende sich naht, weil er alsdann nicht mehr im Stande ist, etwas zu thun, um Gott zu dienen oder ihm zu gefallen.

Unsere Pflicht ist, das Evangelium zu predigen, die Menschen in der Lehre die es enthält zu unterrichten, jene zu warnen die im Irrthum sind, die Lauen aufzuwecken, und den Schwachen Muth einzuflößen; um aber diese Pflichten zu erfüllen, kann nichts mehr zweckwidrig seyn, als wenn man zu diesem Ziele das Schmerzenlager und das Todesbett wählt.

Nicht um euch Mühe und Unruhe zu ersparen, wohl aber um die Seelen von dem Untergange zu retten, in welchen sie eine schädliche Täuschung führen würde, bitte ich euch, die Christen beständig zu ermahnen, nicht auf eine Reue zu vertrauen, die sie auf dem Todesbett empfinden könnten, nicht zu hoffen, die Kenntniß der Religion zu erlangen, wenn der Geist geschwächt und durch körperliche Schmerzen erschlafft ist, nicht sich einzubilden daß sie ihr Heil wirken werden, wenn die Nacht in welcher kein Mensch mehr wird arbeiten können, wird gekommen seyn, noch endlich zu wähnen, daß die Gebete und Lesung, die ein Minister über sie machen sollte und die Empfangung des heil. Sakraments, welches sie bis dahin zu empfangen hartnäckig sich geweigert haben, als eine würdige Vergeltung für ein christliches Leben können genehmigt werden.

Auch ist es mein Wunsch, daß ihr eueren Zuhörern begreiflich macht, daß ein Protestant nicht glauben soll, er versündige sich durch Verachtung der Religion, weil er, wenn er die Todesstunde herannahen sieht, nicht einen Minister rufen läßt. Er hat nur einen, ja nur einen hohen Priester (great priest) welcher allzeit lebt, um zu beten für uns, zu diesem soll er in jeder Art von Begebenheiten seine Zuflucht nehmen, und diesen wird er niemals vergebens suchen, wenn sonst er ihn bei Zeiten suchen wird (in time). Ein Römisch-Katholischer, der auf die Wirksamkeit der letzten Oelung vertraut, muß nach seinen Grund-

fäßen einen Priester rufen lassen, um von ihm dieses Sakrament zu empfangen, und der Priester wenn er an die Religion glaubt, muß bereit seyn, unter der Gefahr seines Lebens ihm die geistliche Hülfe zu ertheilen, wovon, gemäß seines Glaubens, das Heil oder der Untergang einer Seele abhängen kann. Aber auch scheue ich mich nicht zu sagen, daß ein Protestant der von einer ansteckenden Krankheit ergriffen ist, verpflichtet sey, seinen Hirten der Gefahr nicht auszusetzen auch ebenfalls die Krankheit sich zuzuziehen, indem er denselben zu sich ruft, weil er glauben soll wie jeder gute Protestant, daß in seiner Religion Nichts sey, daß nur im geringsten sich auf die letzte Oelung der römischen Kirche beziehe. Als die thörichten Jungfrauen in dem Gleichnisse ihre Lampen auslöschen sahen, ersuchten sie vergebens ihre Gefährtinen um Beistand im Augenblicke wo der Bräutigam kam u. s. w.

Vom Hagenschieß im Großherzogthum Baden. Die seit längerer Zeit im gemmingischen Gebiete mit so glücklichem Erfolg, wie aller Welt bekannt ist, betriebene Proselytenmacherei hat seit der Rückkehr der Frau Baronin von Gemmingen, dieser so thätigen und alle Verhältnisse umsichtig benutzenden Pietistin, aus Polen, im Schlosse zu Steinegg neuen Aufschwung erhalten. Der bekannte Henhöfer hält sich seit einiger Zeit auch wieder im gemmingischen Gebiete auf, um das Häuflein seiner Anhänger im neuen Glauben zu bestärken und in aller Weise den Versuch zu machen ihm neuen Zuwachs zu gewinnen. Sein alter Gehülfe bei der Auferbauung des neuen Kirchleins der Schreiner Brougie, gab sich alle erdenkliche Mühe, um am Sonntage auf den 30. September eine zahlreiche Versammlung alter und neuer Anhänger Henhöfers in Mühlhausen zu Stande zu bringen. Dort hat der Reformator vom Hagenschieß, der seine frühere Amtsstellung als katholischer Seelsorger zur Verführung der ihm anvertrauten Seelen so niederträchtig mißbraucht hatte, in der durch Beiträge erbauten Kirche seine erste Predigt gehalten, die von Morgens 9 Uhr bis nach 12 Uhr gedauert hat. Es liegt zwar, wie ich ge-

wiß weiß, bei den Pfarracten der katholischen und protestantischen Pfarrei Mühlhausen ein Verbot von der katholischen und protestantischen obern Kirchenbehörde vor, wodurch Henhöfern alles öffentliche Predigen und Lehren in diesem Orte wegen Ruhestörung aufs strengste untersagt ist; allein solche Verbote scheinen wenig beachtet werden zu müssen, weil sie ungescheut und ohne alle Rücksicht übertreten werden. Alle Katholiken und selbst die nüchternen Protestanten, welche das Unwesen am Hagenschieß kennen, sind in gespannter Erwartung, welche Schritte der hochwürdigste Herr Erzbischof bei diesem jede höhere Autorität verachtenden Verfahren Henhöfers thun, und welchen Erfolg diese haben werden. Zwar soll dieser Sectenstifter der Protection hoher Personen in Karlsruhe genießen, die unter dem Einflusse eines mächtigen protestantischen Hofes stehen; wo aber Recht und Unrecht so laut sprechen, wird hoffentlich die Protection in der Wagschaale zu leicht gefunden werden. Wie ich gehört habe, sieht die katholische Geistlichkeit im gemmingischen Gebiete mit Besorgniß dem kommenden Winter entgegen, weil nach einem feinen Plane ein Hauptschlag scheint beabsichtigt zu werden. Die Armuth und Noth auf der einen Seite und die Proselytenkasse auf der andern, haben bisher viel vermocht. Wäre es nicht auch Pflicht der Katholiken, durch milde, thätige Unterstützung ihre bedrängten Mitbrüder und Mitschwestern vor der Gefahr des Abfalls zu bewahren? Ich wenigstens glaube dieses und bin bereit mein Scherflein beizutragen. Uebrigens hoffe ich, daß es den katholischen Pfarrern am Hagenschieß, unter dem Beistande des Himmels weder an Muth noch an Klugheit fehlen wird, die drohenden noch größeren Uebel abzuwenden, besonders wenn dieselben von ihren höchsten kirchlichen Behörden, woran wohl nicht zu zweifeln ist, kräftige Unterstützung erhalten werden. X.

// Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1832.
Nro XII.

Curiosa.

Entwurf
einer Klagepistel eines reisenden Norddeutschen durch ganz Europa.
(Fortsetzung.)

Wien, im October 1832.

Lieber Freund!

Schauderhaft ist es anzusehen, wie das arme katholische Volk ganz und gar im Aberglauben befangen ist. Welch ein Unterschied zwischen dem aufgeklärten Preußen und dem finstern Oesterreich, zwischen dem glatten Sachsen und dem formlosen Böhmen, zwischen Schleiermacher und Abraham à Sancta Clara, zwischen der preußischen Staatszeitung und dem östreichischen Beobachter, zwischen dem Berliner Thiergarten und dem Wiener Prater, zwischen den Räubern und dem Gange zum Eisenhammer! Sonst hat St. Augustin die Gründe aufgezählt, welche ihn an die katholische Kirche festhielten, und dieselben in einem vielfachen tenet niedergelegt. Nachdem ich das katholische Wesen einige Wochen lang genau beobachtet und dasselbe beinahe durchgelebt, kann ich Ihnen meine bestimmtesten Gründe darlegen, die mich von besagter Kirche abhalten. Mich hält also von der katholischen Kirche ab:

1) der Cölibat der Geistlichkeit, und zwar von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet: a) weil derselbe zu einförmig ist; b) auf die Population nachtheilig wirkt, indem die protestantischen Länder offenbar bevölkerter sind, als die katholischen. Nehmen wir z. B. eine gemischte Stadt an, in der 5 evangelische und 5 katholische Pastoren sind; hat jeder protestantische Pfarrer auch nur 10 Kinder, so steht der Katholicismus

um 50 Personen im Nachtheile. c) Ist der Cölibat der Sittlichkeit nachtheilig; denn wie leichter sind nicht die Vergehen der Ehelosen gegen die Vergehen der Ehemänner! d) Ist der Cölibat dem alten Testamente zuwider, und hauptsächlich der Schöpfungsgeschichte, indem Gott unter dem multiplicamini keine jesuitische Mentalrestriction verborgen hat. e) Sind jetzt die Pfarreien schlecht dotirt; der Geistliche sieht sich daher mit zahllosen Sorgen belastet: wie kann er diese allein tragen? ist es nicht vernünftiger und zugleich tröstlicher, wenn die Bürde getheilt wird? f) Ist der Cölibat eine Hildebrandische Ausgeburt, und deßwegen allein schon ohne weitern Grund zu verwerfen. g) Schadet derselbe der Gesundheit. h) Hat der Apostel Paulus blos gesagt, es sey besser, nicht aber es sey nothwendig, unverehelicht zu bleiben. i) Werden die katholischen Geistlichen in der Regel zu alt und dadurch mürrisch. k) Erwerben sie sich niemals so recht das Vertrauen ihrer Gemeinden, weil diese nicht sagen können „Ecce parochus quasi unus ex nobis factus est! — sieh, der Pfarrer ist da geworden wie einer aus uns;" nun aber liebt man seines Gleichen. l) Hat Luther über den Gegenstand lange unparteiisch nachgedacht und endlich in den vierziger geheirathet — und zwar eine Nonne — die ebenfalls über den Casus ernste Betrachtungen vorher angestellt. m) Sind doch die Päpste nicht alle keusch gewesen, man lese Alexander VI. Chronique scandaleuse. Ein einziges Scandal stiftete aber mehr Böses, als hundert erbauliche Beispiele gut machen können. n) Welche Stütze hat der katholische Geistliche im Alter? o) Hat der Prophet schon sehr derb gegen den Cölibat sich ausgesprochen, indem er die Donnerworte aussprach, die wie Centnersteine auf die Glatzpfäfflein herniederkrachen. Væ soli! Wehe dem Einsamen! Schauderhafter Fluch aus dem Munde des Sehers, der vom Geist Gottes erleuchtet, schon Jahrhunderte früher den katholischen Clerus verdammend im Auge gehabt! p) Ist der Cölibat selbst nach katholischen Grundsätzen verwerflich. Die Ehe ist ein Sacrament, ein Sacrament ertheilt nach päpstlicher Ansicht die Gnade, wer also die Ehe nicht eingeht, beraubt sich einer Gnade

und hebt andurch das Sacrament auf, und verwickelt sich in einen krassen Widerspruch. Oder welcher katholische Cölibatär kann diesem doppeltgehörnten Dilemma entgehen: Entweder ist die Ehe göttlicher Einsetzung oder nicht, ist sie das erste, warum handeln die katholischen Geistlichen einer göttlichen Anordnung zuwider? Ist sie nicht von Gott eingesetzt, so ist sie auch kein Sacrament. — Mit größerem Rechte also, als der grobe Weislinger, könnte man hier die Alternative anwenden: Friß Vogel oder stirb. q) Der Ehestand ist ein Wehstand, der Diener des Gekreuzigten soll aber mit seinem Meister ans Kreuz geheftet seyn, wie der Apostel sagt; er darf demnach kein Opfer scheuen, also auch nicht das Opfer des Ehewesens. r) Kann der Ehelose nicht in allen Gesellschaften erscheinen, nicht Theil nehmen an allen Lustpartien und sonstigen Ergötzlichkeitsanstalten. Ist er aber nicht überall gegenwärtig, so lernt er auch nicht die Uebel kennen, denen er vermöge seines Amtes abzuhelfen verpflichtet ist. s) Ist der Seelsorger beweibt, so hat er auch jemand, der die Correcture besorgt, wenn er ein Werk, welcher Art es immer seyn mag, zu Tage fördert. t) Der Cölibatär muß auf sehr viele Annehmlichkeiten verzichten. u) St. Paulus war verheirathet, item der heilige Basilius und andere mehr, die mir eben nicht einfallen. Auch Bossuet soll verheirathet gewesen seyn. Der heil. Hieronymus und Fenelon standen mit gebildeten Frauenzimmern in Briefwechsel; ein französischer Geistlicher hat sogar ein Gebetbuch für Damen herausgegeben, wovon ich in der hiesigen Bibliothek die fünfte Auflage gesehen. v) Wenn der Priester eine Eheherrin zur Seite hat, wie wird er an der gefährlichen Klippe des Weins vorbeisegeln? w) Ohne Frau weiß der Pfarrer nie recht was in der Gemeinde vorgeht, und wird so seine Wirksamkeit paralisirt. Ein thätiges und seeleneifriges Weib ist ein wahrer Engel d. i. ein Bote, der auf der christlichen Leiter Jakobs auf- und niedersteigt, aus- und einträgt, wie der apokalyptische Angelus mit einem Fuße auf der Thürschwelle mit dem andern auf der Gasse steht, alles beobachtet, in ihr Tagebuch einträgt, und so mit jedem Abend ihrem Gemahl die Pfarrbot-

schaft zu Ohren bringt. Auf diese Weise wird dem heilsbegierigen Seelsorger sehr kräftig unter die Arme gegriffen. x) Der Pfarrer soll nicht nur der Spiegel christlicher Tugend seyn, sondern auch das Muster eines irdisch gedeihlichen Hausstandes aufstellen. Eine Magd wird aber nie so ökonomisch seyn wie eine Ehehälfte, die überdieß auch die Amtsgebühren einziehen kann, damit der Prediger mit dergleichen Dingen nicht seine evangelischen Hände besudle. Wie oft kommt deßwegen der katholische Clerus mit der Gemeinde in Zerwürfnisse, die eine zarte weibliche Klugheit ohne Mühe verhindern könnte? y) Wie unsauber sind die ehemaligen Kapuziner, die jetzt Pfarreien verwalten! Man stelle neben einen solchen alten, schmutzigen, tabacktrāufelnden Murrkopf einen jungen theologischen Galant von Leipzig oder Halle, und man wird staunen über das Fortschreiten der Aufklärung in allen Ständen. z) Würde der Cölibat aufgehoben, dann erhielte die Beichtanstalt den Todesstoß, was allein schon seine Unzweckmäßigkeit beweist. So lange dieses Inquisitionstribunal besteht, ist an keine Emancipation der Geister zu denken.

Ich könnte wohl noch ein Alpahabet durchführen, mein Brief würde aber zu lang werden, ich schließe also einstweilen mit dem ersten Grund: tenet me *ab* Ecclesia catholica cœlibatus, isque infamis et lacrymabundus clericorum.

Meine übrigen Centrifugalgründe werde ich die Ehre haben, in meinem nächsten Schreiben Ihnen vorzulegen. Indessen noch eine Ansicht, die mir eben zu Kopf steigt. Es hat sich in den letzten Jahren Alles wundersam vereinfacht und vervollkommnet. Wie wäre es nun, wenn in Deutschland einige theologische Facultäten für künftige Pfarrersfrauen errichtet würden? Fürsten und Deutschlands Töchter, ich lege euch diesen Plan an's Herz, und zweifle nicht, daß mein wohlgemeinter Vorschlag ein geneigtes Ohr finden werde. Die Pfarrfunctionen könnten alsdann getheilt werden, die männliche Einwohnerschaft würde dem Pfarrer, die weibliche der Frau Pfarrerin zugewiesen. Welchen segenreichen Einfluß würde diese Einrichtung auf die Moralität ausüben.

— Die Darmstadter allgemeine Kirchenzeitung erzählt im

Augusthefte (Seite 1068 in den Miscellen) „daß der Eifer im Besuche von Reichlin-Meldeggs Vorlesungen sich täglich vermehre, so daß, was in Heidelberg noch nie erhört worden, die Zahl der Zuhörer 5 — 600 beträgt. Von allen Seiten empfängt dieser Professor die Zeichen der innigsten Verehrung; kein Wunder daher auch, wenn einige Neider oder blinde Religionseiferer ihn anzufeinden suchen.“ So weit dieses Referat. Allein schon in der ersten Stunde seiner Vorlesungen erlaubte sich der gepriesene Herr Professor, indem er von dem, den Katholiken heiligen Geheimnisse der Eucharistie sprach, solche, jedes sittliche Ohr tief kränkende und lascive Niederträchtigkeit zeugende Späße, daß ihn hierwegen der hochachtbare academische Senat der Universität Heidelberg, und namentlich der Herr Prorector, Professor Umbreit constituiren und ihm verweisend bedeuten mußte, daß er sich solcher Gemeinheiten zu enthalten habe. Kein Wunder, daß sich bald die Zahl der Zuhörer auf 5 — 600 belief, um das zu hören, was wirklich in Heidelbergs ehrwürdiger Aula noch nicht erhört worden. Aber das wäre ein Wunder, wenn die Darmstadter Kirchenzeitung den academischen Senat zu Heidelberg und ganz besonders den sehr geachteten und gelehrten Professor Hrn. Dr. Umbreit für einen anfeindenden Neider und blinden Religionseiferer halten könnte.

In einer Vorlesung vom 11. August redete der Hr. Professor v. Reichlin-Meldegg vom Streite der griechischen und lateinischen Kirche. Er würzte seinen bereden Vortrag unter andern mit dem angeblichen Gerede eines Kosaken, der gesagt haben soll: Vater gut, Sohn gut, Taube schlecht. Er sagte weiter: die Kosaken hätten einen ganz andern Begriff vom heil. Geiste, und deutete die obige Aussage des Kosaken auf den ihnen so beliebten Schnaps, den eben jener Kosak bei seinem Wirthe nicht ganz gut möchte erhalten haben.

Ein Professor aus Metz hat an den Redacteur der Annales philosophiques über das Annuaire du Bureau des Lon-

gitudes de 1832 von Arago nachstehendes Schreiben ergehen lassen:

"Mein Herr!

Es scheint, daß noch nicht alle Gelehrte geneigt sind, den Friedensvertrag zwischen der Religion und der Wissenschaft zu unterzeichnen. In den Notices scientifiques des Hrn. Arago, die er über die Kometen im Annuaire du Bureau des longitudes für das Jahr 1832 hat einrücken lassen, liest man folgende Stelle: „Als im Jahre 1456 ein glänzender Komet er„schien, der im November 1835 wieder zum Vorschein kommen „soll, gerieth Papst Kalixtus in solchen Schrecken, daß er öffent„liche Gebete anordnete, in welchen jeden Mittag zugleich der „Komet und die Türken excommunicirt wurden, und damit diese „Pflicht Niemand unterlassen möchte, führte er den annoch be„stehenden Gebrauch ein, zur Mittagsstunde die Kirchenglocken zu „läuten." (S. 243.)

Es ist auffallend, daß ein so achtungswerther Gelehrte wie Hr. Arago, der, um seine Leser zu interessiren, keineswegs vonnöthen hat, zu unanständigen Scherzen seine Zuflucht zu nehmen, das Betragen und die Handlungen eines Papstes lächerlich machen konnte, der nach der Uebereinstimmung aller Geschichtschreiber und Biographen nicht nur durch Tugenden, sondern auch durch Wissenschaft seiner Stellung Ehre machte, der mithin als ein Mann von tiefer Einsicht unmöglich bei dem Anblick eines Kometen, gleich dem gemeinen Volke, in Schrecken gesetzt werden konnte. Daß er bei Gelegenheit der furchtbaren Fortschritte der blutdürstigen Feinde des christlichen Namens, die damals ganz Europa zu überschwemmen drohten, daß er bei Gelegenheit der Erderschütterungen und anderer Drangsale, die unter seinem Pontificate sich ereigneten, daß er bei Gelegenheit des Kometsterns im Jahre 1456, den nach dem damaligen Stande der Wissenschaft und der Vorurtheile das Volk als ein Luftzeichen von trauriger Vorbedeutung ansah, Kalixt III. als allgemeiner Vater der Gläubigen, sie vor die Altäre gerufen, sie zum Gebet und zu guten Werken ermahnt, und sie ihr Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit setzen ge-

lehrt, daß er sogar zu gewissen Stunden des Tags vermittelst des Glockengeläutes alle Christen aufgefordert, ihre Herzen mit dem Gebete der Kirche zu vereinigen, ist dieß ein so großes Verbrechen, das die Inzicht der Lächerlichmachung verdient? Gewiß nicht; und viele einsichtsvolle Männer werden sogar die Ueberzeugung hegen, daß diese Mittel eben so gut waren als viele andere, um die Gemüther zu beruhigen bei dem gräßlichen Anblick der raschen Fortschritte so vieler Todfeinde und einer Reihe furchtbarer Drangsale und Erscheinungen. Daher hat Hr. Arago, um seinen Ausfall recht pikant zu machen, es für nöthig gehalten, zu der Geschichte etwas von dem Seinigen beizufügen. „Jeden Mittag, sagte er, excommunicirte man den Kometen und die Türken," als wenn die Türken und ein Komet *excommunicirt* werden könnten! Wußte Hr. Arago nicht, daß dieses Wort heißt, *von der Gemeinde, von der Gesellschaft ausschließen, aus dem Schoße der Kirche verstoßen*? Und einem einsichtsvollen Papste schreibt er die Thorheit zu, die Ungläubigen und einen Kometen excommunicirt zu haben!

Mit dem nachfolgenden gelehrten Satze ist es ihm nicht glücklicher ergangen. Der Gebrauch jeden Tag die Kirchenglocken, nicht nur Mittags, sondern auch Morgens und Abends zu läuten, bestand vor dem Jahre 1456, er wurde eingeführt von dem Kirchenrathe zu Clermont im Jahre 1095 unter dem Vorsitze des Papstes Urban II. um die Gläubigen einzuladen, dem Herrn für das Geheimniß der Menschwerdung dreimal zu danken. Zwar ist dieser Gebrauch in Frankreich erst später allgemein geworden, dieß verdankt man aber nicht Kalixt III. sondern dem Könige Ludwig XI.

Dem gelehrten Sternkundigen kann nicht unbekannt seyn, daß wenn man über Thatsachen, welche die Religon betreffen, richtige Aufschlüsse haben will, man dieselben nicht gewissen Schriftstellern des letzten Jahrhunderts entlehnen dürfe.

Hinsichtlich des ziemlich ungebührlichen Tons, den Hr. Arago annimmt, bemerken wir, daß andere Gelehrte ihm das Beispiel der Bescheidenheit gegeben, die der Wissenschaft weit besser an-

steht. Nicht so hat der Hr. Baron Cuvier, obgleich Protestant, von Religionssachen gesprochen.

Metz, den 22. März 1832.

Empfangen Sie ꝛc.

Der Abbé Chaussier,
Professor der Physik im Seminar zu Metz.

Der Pater Vincenz, Prior der Trappisten zu Rathmore in Irland, welcher seine aus der Abtei Melleray in Frankreich vertriebenen Mitbrüder aufgenommen, hat folgendes Schreiben erlassen:

Berg-Melleray bei Cappoquin, am 17. August 1832.

Seit zwei Monaten haben sich in dieser Anstalt wundersame Dinge zugetragen. Sie werden Gott dafür preisen, denn ich weiß nicht ob man je dergleichen gesehen hat. Als ich von Baltimore hierher kam, hatte ich nichts als ein kleines Haus, in dem ich kaum sechs Personen unterbringen konnte, nebst einer ziemlich ausgedehnten unbebauten Erdfläche. Alles mußte da neu geschaffen werden, und wir hatten keine Mittel; wenn aber die Vorsehung einen Zweck hat, so dienen ihr selbst die Hindernisse als Förderungsmittel. Die Geistlichkeit dieser Gegend, die sehr eifrig und uns überaus zugethan ist, machte in den umliegenden Pfarreien unsere Noth bekannt, und sogleich bemächtigte sich ein Geist der großmüthigsten Wetteiferung aller Herzen. Jeder wollte den armen Trappisten Hülfe leisten. — Vor etwa sechs Wochen wurden wir sehr angenehm überrascht durch die Ankunft des Vicars einer zwei Stunden entlegenen Pfarrei; er kam an der Spitze von 300 Arbeitern, denen ein Musikcorps voranging. Sogleich begannen sie die Umzäunung unsers Gartens, und nachdem sie den ganzen Tag gearbeitet, schlossen sie das Gehege, welches den Platz umgiebt, auf dem einst unser Kloster mit dem Garten sich erheben soll. Dieß Alles geschah unentgeldlich, und der Geistliche blieb den ganzen Tag an Ort und Stelle, um die Arbeiter anzutreiben und zu ermuthigen. Des Abends kehrten sie in derselben Ordnung wieder zurück, in Begleitung der Musik, welche Nationallieder spielte, besonders das Patrick's Clay.

Dasselbe geschah noch mehreremale; in der verflossenen Woche versammelte sich die ganze hiesige Pfarrei, und faßte den Entschluß einen Tag mit uns zu arbeiten. Am festgesetzten Tage bereitete einer der Söhne des Sir Richard, unsers Wohlthäters, ein Kreuz, das seine Mutter mit Blumen und Bändern schmückte. Gegen 8 Uhr Morgens hörten wir die Musik und sahen den Zug kommen mit dem Kreuz an der Spitze. Der Pfarrer und sein Kaplan waren zu Pferde, ihnen folgten eine Menge Arbeiter, jeder mit einem Arbeitswerkzeuge versehen. Es waren 11 bis 1200 Männer und hatten in ihrem Gefolge Weiber, Jünglinge, Pferde, und Proviantwagen. Kaum waren diese Leute angekommen, da trafen von einer andern Seite 300 Männer ein. Die Weiber bereiteten das Mittagessen; zwölf Fässer Porter standen zum Trank in Bereitschaft. Auf den verschiedenen Punkten der ungebauten Erde wurden Feuer angezündet, und um zwei Uhr ließen sich die Arbeiter zum Mittagmahle nieder. Des Abends gingen sie alle wieder in derselben Ordnung heim, das Kreuz und die Musik an der Spitze. Vor der Stadt flammte ein Freudenfeuer, und die sämmtlichen Reihen machten einen Zug um die katholische Kapelle, unter dem Gesange und den Lobpreisungen der ganzen Einwohnerschaft.

Bald nach der Einnahme von Jerusalem durch Ibrahim Pascha, erließ derselbe folgenden Ferman: „Jerusalem faßt Tempel und Denkmäler der alten Zeit in sich, welche Christen und Juden aus den entferntesten Ländern zu besuchen pflegen. Aber diese zahlreichen Pilgrime haben Ursache sich über die ungeheuern Abgaben zu beschweren, welche ihnen auf dem Wege abgefordert werden. Da mir daran gelegen ist, einem schreienden Mißbrauche ein Ende zu machen, so befehle ich allen Muselmännern der Paschaliks von Saide, so wie der Distrikte von Jerusalem, Tripoli und aller Provinzen des Mittelmeers, auf allen Straßen und an allen Orten sämmtliche Abgaben dieser Art, ohne alle Ausnahme zu unterdrücken. Auch gebiete ich, daß die christlichen Priester, welche zu den Kirchen gehören, in denen das Evange-

lium gelesen wird, und welche die Ceremonien ihrer Religion verrichten, nicht länger genöthigt seyn sollen, die willkürlichen Abgaben zu bezahlen, welche ihnen bisher aufgelegt worden sind.

— Die Bevölkerung von Algier beläuft sich auf 22,000 Seelen, von denen 10,000 Mauren, 2000 Neger, Beduinen und Bisheris, 5000 Juden und 4000 Europäer. Seit der Anwesenheit der Franzosen hat die inländische Bevölkerung um ⅓ abgenommen. Es befinden sich in Algier 57 Moscheen, 17 Synagogen und nur eine katholische Kapelle. Die Einnahme dieser Colonie betrug im Jahre 1831 nur 960,000 Fr., im Jahre 1832 wird sie sich auf 1,263,270 Fr. belaufen.

Rom. Am 26. August hat Nicolaus Krog, ein aus Langeland in Dänemark gebürtigter Protestant zu Neapel das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt.

— Zehn Franziskaner sind von Palermo nach Jerusalem abgereist, um die Zahl ihrer Mitbrüder zu vermehren, welche mit der Aufsicht über die heilgen Orten in Palästina beauftragt sind. Dieser Orden zählt daselbst (in Palästina) 24 Klöster.

Portugal. Das Decret, wodurch Don Miguel die Jesuiten in Portugal wieder hergestellt hat, ist folgenden Inhalts: „Der heilige Vater Pius VII. hat durch sein Schreiben in Form eines Breves vom 7. März 1801, beginnend mit dem Worte: Catholicæ, gestattet daß einige Weltpriester, welche im russischen Reiche lebten, und Mitglieder der von Clemens XIV. unterdrückten Gesellschaft Jesu gewesen waren, sich in eine Körperschaft oder Congregation der Gesellschaft Jesu vereinigen, gemeinschaftlich eines oder mehrere Häuser bewohnen, und die durch die apostolische Constitution Papst Pauls III. innerhalb der Gränzen jenes Reichs gebilligte und bestätigte Regel des heiligen Ignatius von Loyola beobachten und befolgen sollten, mit der Freiheit indessen für jeden andern Geistlichen, welcher zu dieser Gesellschaft

gehört hatte, und in andern Ländern wohnte, sich dahin zu begeben. Dieß geschah namentlich auf die Empfehlung des Kaisers von Rußland Paul I., der ihre guten Sitten lobte und seinen Wunsch kund gab, daß zum Besten der Katholiken seines Reichs die Gesellschaft Jesu durch die Auctorität des römischen Stuhls wieder gegründet werden möge. Nachdem einige Zeit hernach durch ein anderes Schreiben, gleichfalls in Form eines Breves vom 30. Juli 1804, beginnend mit den Worten: „Per alias" dieselbe Erlaubniß ertheilt, und auf das Königreich beider Sicilien auf das Ansuchen des Souveräns dieses Königreichs erweitert worden war, dem es von der höchsten Wichtigkeit schien, daß die Jugend in christlicher Frömmigkeit und der Furcht Gottes, hauptsächlich in den Collegien und öffentlichen Schulen der Gesellschaft Jesu erzogen werde, worauf, wie der heilige Vater in seiner Bulle vom 2. August 1814 sagt, fortdauernd von den Diöcesanprälaten und von den ausgezeichnetsten Personen aller Stände und Klassen mit fast allgemeiner Zustimmung der ganzen Christenheit, Bittschriften bei ihm einliefen, um Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu, besonders als der Ruhm der guten Früchte und Vortheile, welche die Gesellschaft in jenen Ländern schon erzeugt hatte, sich verbreitete; bis endlich der oberste Bischof Pius VII. überzeugt durch die wichtigen Gründe und bedeutenden Ursachen, die er im Auge hatte, und in der erwähnten Bulle vom 21. August 1814 erklärt, sich entschloß, durch diese Bulle festzusetzen und zu verordnen, daß die Erlaubniß, welche er nur dem russischen Reiche und dem Königreiche beider Sicilien ertheilt hatte, auf alle Staaten und Gebiete mit denselben Bewilligungen und Vorrechten, unter denselben Bedingungen, wie sie in besagter Bulle ausgedrückt sind, ausgedehnt seyn solle; und da Ich benachrichtet und versichert worden bin, von dem lobenswerthen Eifer und dem großen Vortheile für das Volk, womit die tugendhaften von dem heiligen Vater Pius VII. hergestellten Priester von der Gesellschaft Jesu in Rußland und in andern Staaten, wo sie wieder zugelassen wurden, sich emsig beschäftigt haben, die Jugend gut zu erziehen und zu unterrichten, das Wort Gottes den Gläubi-

gen zu verkünden, und ihnen die Sacramente zu ertheilen; da es besonders nöthig ist, wenn Gottlosigkeit und Immoralität so große Fortschritte zu machen streben, wie dieß unglücklicher Weise in jetziger Zeit der Fall ist, alle möglichen Mittel anzuwenden ihnen zu widerstehen, von denen ohne Zweifel eines ist, daß die Souveräne mit ihrer weltlichen Macht diese würdigen Vertheidiger der Religion und guten Sitten unterstützen, und auf der andern Seite in der Hoffnung, daß keiner der Mißbräuche, welche stets die nützlichsten und heiligsten Institutionen verkehren, in besagter Gesellschaft aufkommen werde, habe ich geruht, meine königliche Bewilligung und meinen Beistand der oben erwähnten Bulle des heiligen Vaters Pius VII. zu ertheilen, welche mit den Worten: Sollicitudo omnium Ecclesiarum beginnt, und von Sante Maria Maggiore vom 7. August 1814 im 14 Jahre seines Pontificats datirt ist, und Ich befehle, daß man sich darnach richte und sie vollziehe, trotz den entgegenstehenden Gesetzen, welche Ich zu diesem Zwecke alle widerrufe; und es ist zu bemerken, daß meine souveräne Entschließung den besagten Vätern der Gesellschaft Jesu die Güter, die Exemtionen, Privilegien und Prärogativen, die ihnen früher gehört haben mögen, nicht zurückgiebt, und ihnen auch kein Recht verleiht, deren Rückforderung zu verlangen. Die Behörden sollen dieß vernehmen und ausführen. — Palast Carias, den 30. August 1832. Mit der Unterschrift des Königs unsers Herrn.

— Es sind jetzt 73 Jahre, daß die Jesuiten aus Portugal vertrieben worden. Ein durch den übermüthigen und allmächtigen Pombal hervorgerufenes Edict sprach die Beschlagnahme über ihre Besitzungen aus. Sie wurden insgesammt, 600 an der Zahl, nach Italien übergeschifft und da ihrem Schicksale überlassen. Nachdem Pombal in Ungnade gefallen, hatte man den Muth nicht, die an ihnen verübten Gewaltthätigkeiten wieder gut zu machen, und sie blieben von Portugal ausgeschlossen. Don Miguel wollte diese Ungerechtigkeit seiner Ahnen nicht länger fortbestehen lassen. Schon hatte er die Jesuiten wiederum in sein Königreich zurückberufen und ihnen einige Collegien anvertraut, nun

hat er am 8. September das Edict vom 8. September 1759 widerrufen und ihnen ihre Güter zurückstellen lassen.

Oesterreich. Da nicht selten im Auslande unbekannt bleibt oder gar böslich entstellt wird, was im Kaiserstaate für die höheren Interessen der Menschheit von Seite der Regierung und vieler Privaten gethan wird, so ist es ein sehr verdienstliches Werk der so schätzbaren „neuen theologischen Zeitschrift,“ von Hrn. Pletz, daß darin das deutsche Schulwesen unter der Regierung Sr. Maj. Kaiser Franz I. im zweiten und dritten Hefte des laufenden Jahres umständlich behandelt worden ist. Allerdings ist das Schulwesen nicht in die Luft gebaut, um von müssigen Zuschauern aus der Ferne mit Staunen begafft, und dann als das vollendetste Werk unserer so aufgeklärten Zeit ausposaunt zu werden. Das Ganze ist auf eine feste Grundlage aufgeführt. Es ist kaum ein Pfarrdorf in Oesterreich, wo nicht ein neues Schulgebäude aufgeführt oder das alte durch gehörige Erweiterung tauglich erhalten worden ist. Die Gehalte der Lehrer sind regulirt. Für den Bedarf der Schule und der ärmern Schulkinder ist Fürsorge getroffen. Die Lehrer werden an gut eingerichteten pädagogischen Anstalten gebildet. Die Gehülfen erhalten nach ihren Befähigungsnoten ihre Anstellung. Für die durch Alter oder Gebrechlichkeit untauglich gewordenen Lehrer wird in irgend einer Weise die Lebsucht gesichert, auch ist für die hinterlassenen Wittwen und Kinder wenigstens eine dürftige Unterstützung ermittelt. Was aber die Hauptsache ist, es wird genau Rücksicht genommen, daß der Unterricht das christliche und bürgerliche Wohl der Kinder stets zu erzwecken strebe. Die Trivialschulen müssen von allen Kindern, Knaben und Mädchen, von ihrem angetretenen sechsten bis zu ihrem zwölften Jahre besucht werden, worin sie die für ihren Stand und Beruf nothwendigen und nützlichen Kenntnisse, vor allem aber eine gediegene religiöse Bildung erhalten. Einen vorzüglichen Einfluß auf die Schulen übt die Geistlichkeit aus, indem der Referent der deutschen Schulen von einer ganzen Diöcese der Domscholaster ist, und die Consistorien mit den Kreisämtern gemeinsam zum Ge-

deihen des Schulwesens wirken. Bei allen Schulen ist die Gewissensfreiheit immer streng berücksichtigt; denn wo aus Abgang eigener Schulen Kinder anderer Confessionen die katholischen Schulen besuchen müssen, sind sie angewiesen dem Gebete und Religionsunterrichte nicht beizuwohnen, da dieses in den Bereich ihrer eigenen Religionslehrer fällt. Aus der eben genannten Abhandlung über das deutsche Schulwesen in Oesterreich mag der Schluß hier noch beigefügt werden: „Ein Ueberblick welchen ich aus der Wiener Zeitung vom 31. Jänner 1832 entlehne, mag zum Beweise dienen, wie allgemein der Volksunterricht im österreichischen Kaiserstaate verbreitet ist. In den 12 Gouvernements des Reichs, in Böhmen, Lombardey, Venedig, Dalmatien, Galicien, Oesterreich, ob und unter der Enns, Steiermark, Illirien, Mähren und Schlesien, Tyrol und Küstenland, welche 20,372,759 Einwohner zählen, (Ungarn und Siebenbürgen mit 11,444,000 Einwohnern sind nicht mit begriffen) sind 15,967 Volksschulen (Normal-, Haupt-, Trivial-, Realschulen, von denen viele mehrere Klassen haben) und 8964 Wiederholungsschulen, zusammen 24,931 Volksschulen, welche von 1,453,047 schulpflichtigen Kindern von 5 bis 12 Jahren und von 540,473 Wiederholungsschülern von 12 bis 15 Jahren, zusammen von 1,993,522 Schülern besucht werden. Neben diesen giebt es noch sehr viele Privatschulen, und noch mehrere Kinder werden zu Hause unterrichtet. Den Unterricht ertheilen in den öffentlichen Volksschulen 10,252 Katecheten oder Religionslehrer, und 21,801 Lehrer oder Gehülfen. Die nächste Aufsicht und Leitung wird von 14,011 Seelsorgern besorgt, über welche 845 Schuldistrictsaufseher gestellt sind. Außer diesen Volksschulen werden über 400 Zöglinge in den Taubstummen- und Blinden-Instituten, 996 Militärzöglinge in acht höheren Erziehungs-Instituten, bei 2000 Söhne der Soldaten in den 49 Regimentserziehungshäusern, viele Mädchen in den weiblichen Erziehungsanstalten der englischen Fräulein, Ursulinerinnen und anderer weiblichen Orden, in den Mädchenpensionaten in Wien und Hernals, in dem Convicte zu Mailand und Verona und in sehr vielen Privatinstituten unterrichtet, so daß die Zahl der Kin-

der, welche in den Lehrgegenständen der Volksschulen unterrichtet werden, weit über 2,000,000 steigt, welche von der obenangeführten Einwohnerzahl von 20,372,759 beiläufig den zehnten Theil ausmacht. Das Verhältniß der Zahl der die Volksschule besuchenden Kinder zu jener der Einwohner zeigt sich in jenen Provinzen viel günstiger, in welchen seit der Regierung weiland Maria Theresias der Volksunterricht in Aufnahme gebracht worden ist.

England. Die Anzahl der Katholiken, die in Irland so überwiegend ist, daß auf sechs Millionen Katholiken kaum eine Million Protestanten noch gerechnet werden kann, nimmt auch in England auf eine bewunderungswürdige Weise zu. In London, wo die Bekehrungen minder häufig sind, als in andern Gegenden, zählte man im Jahre 1826 schon 133110, wo man im Jahre 1819 nur 79380 Katholiken vorfand. Zu Manchester und der Umgegend zählte man im Jahre 1772 zwei und zwanzig katholische Taufen, und in Jahre 1830 zählte man 1687. Dabei ist zu bedenken, daß die Orte Boltom, Trafford, Rochdale, Duckinfild, Oldham, Stockport, Macclesfield und Chlossop, die früher an den katholischen Priester von Manchester angewiesen waren, nun eigene Kapellen und eigene Seelsorger haben, und so zahlreiche Gemeinden bilden, daß zu Duckinfield und Oldham die Zahl der Taufen im Jahre 1830 auf 249 gestiegen ist. Zu Manchester wo schon drei geräumige katholische Kapellen bestanden, hat man neulich eine vierte unter Anrufung des heil. Patricius in Kreuzesform erbaut und am 29. verflossenen Februar eröffnet. Ihre größte Breite beläuft sich auf 117 und ihre geringste auf 57 Fuß. — Die Vermehrung der Katholiken zu Liverpool muß nicht minder Erstaunen erregen. Im Jahre 1806 beliefen sich die Taufen der Protestanten auf 3247, und die der Katholiken auf 584, und im Jahre 1829 die der Protestanten auf 5152, und die der Katholiken auf 1760. Die Zahl der Taufen der Protestanten vom Jahre 1830 ist noch nicht angegeben; die der Katholiken aber beläuft sich auf 2115. In der Stadt Liverpool hat man am Feste des heil. Patricius den Grundstein zu einer neuen Kapelle

und unmittelbar darnach den zu einer Schule, die mit dieser Kapelle in Verbindung stehen soll, gelegt. Zu diesem Bau ist der damit beauftragten Commission die Summe von 3539 Pf. Sterling schon übergeben. — Zu Leeds, in der Grafschaft York, erhebt sich ebenfalls eine neue Kapelle, die im gothischen Style erbaut, bald beendigt seyn wird. Sie wird gegen 700 Personen fassen. Der Grundstein ist am 1. März 1831 gelegt worden. — Zu Brightom, einer königl. Residenz, in einem bisher durchaus protestantischen Lande, hat Lord Bristol, der selbst ein Protestant ist, auf seine Kosten einen Bauplatz gekauft, auf dem er ebenfalls auf seine Kosten eine schöne katholische Kirche aufführen läßt. Der Bischof Bayens, im Westen, hat in diesem Jahre ein herrliches Colleg bei Badh eröffnet, in welchem zugleich ein Seminar errichtet werden soll. Der Prinz Leopold, jetziger König der Belgier, war im Begriff dieses große Gebäude für sich anzukaufen, nun aber erfreuen sich die Katholiken dieses herrlichen Besitzthums. — Zu Stronghurst bauen die Jesuiten eine herrliche Kirche im gothischen Stile unter der Leitung eines der berühmtesten Architekten von London. — Gegen den Mittelpunkt Englands hin, zu Nottingham genießen die katholischen Priester einer solchen Hochachtung, daß man beinahe sagen kann, die Municipalbehörden vermögen nichts gegen ihren Einfluß. — Man weiß, daß zu Bristol bei den bedauernswürdigen Unordnungen, die dort vorfielen, und in jenem ganzen Theile Englands, die erbitterte Volksmenge beständig die Katholiken und vorzüglich die katholischen Priester und deren Eigenthum verschont hat, obgleich die Katholiken an den Unordnungen keinen Theil nahmen. — Zu Nottingham haben die Emissäre der Gesellschaft für die religiöse Reform, die das ganze Land durchlaufen, in dem großen Theater dieser Stadt viele Tausende versammelt, wo einer dieser Emissäre eine Predigt an's Volk hielt, und sich und seine Mitbrüder der Großmuth der Anwesenden empfahl. Da erhob sich ein allgemeiner Ruf: weg mit der Reform, es leben die Katholiken, und die Prediger mußten sich beschämt zurückziehen.